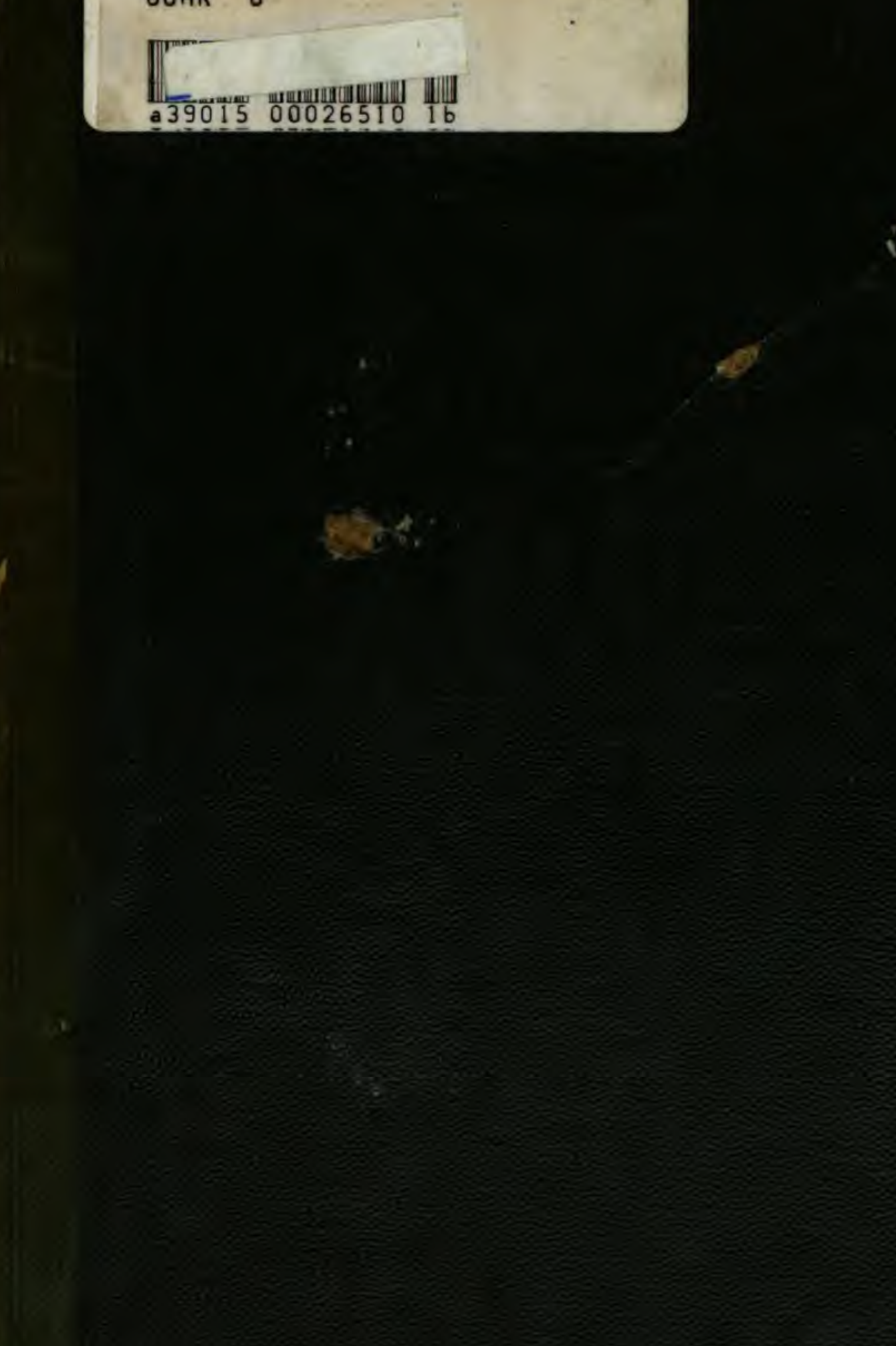
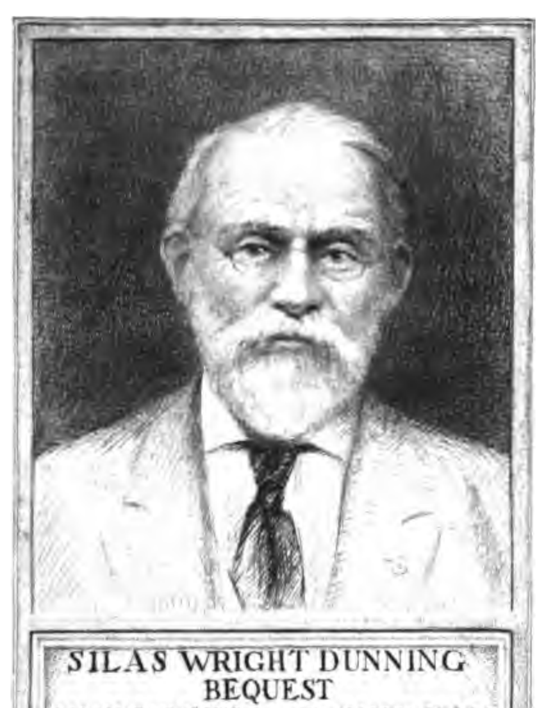
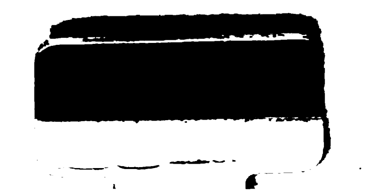
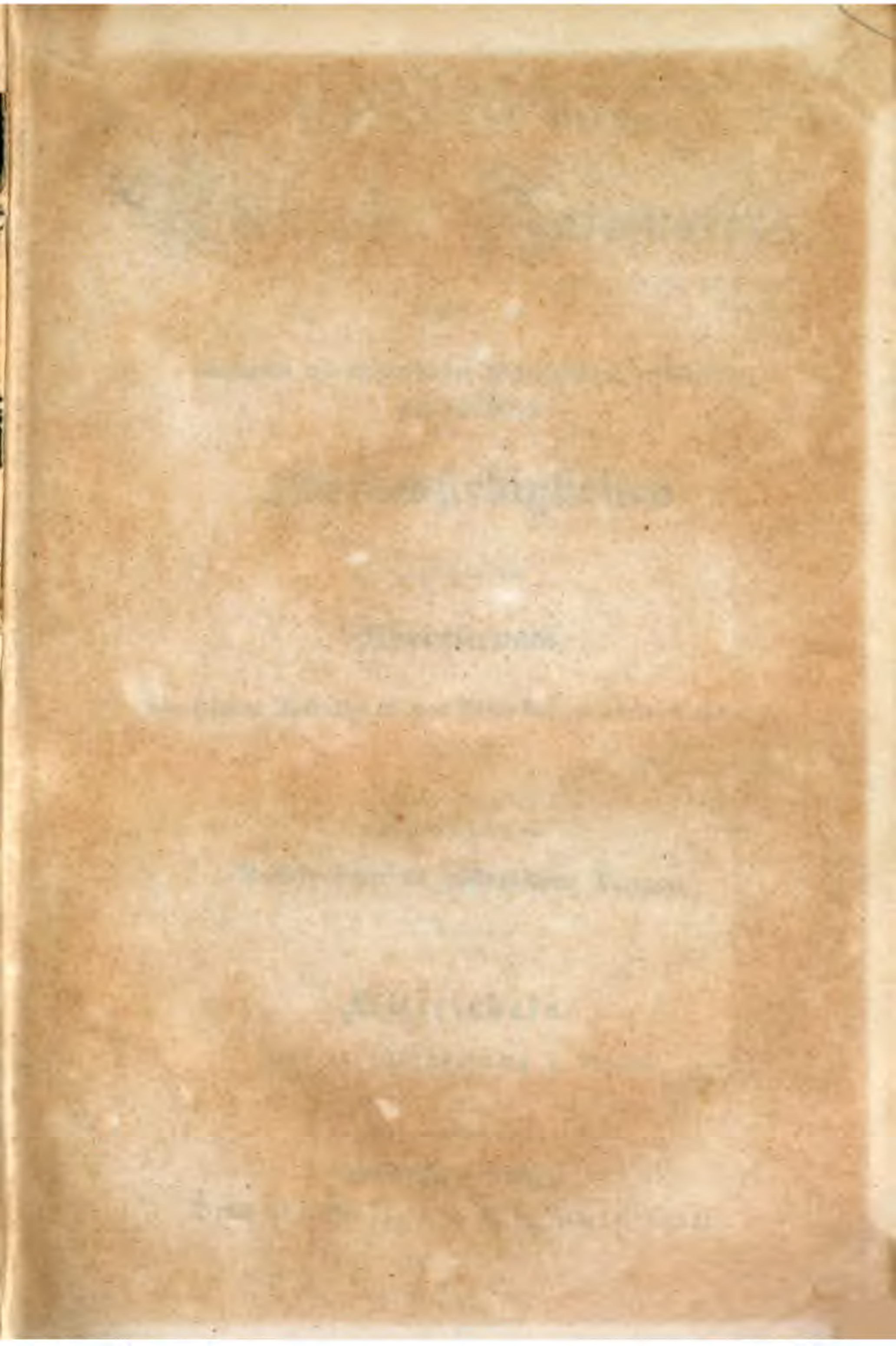
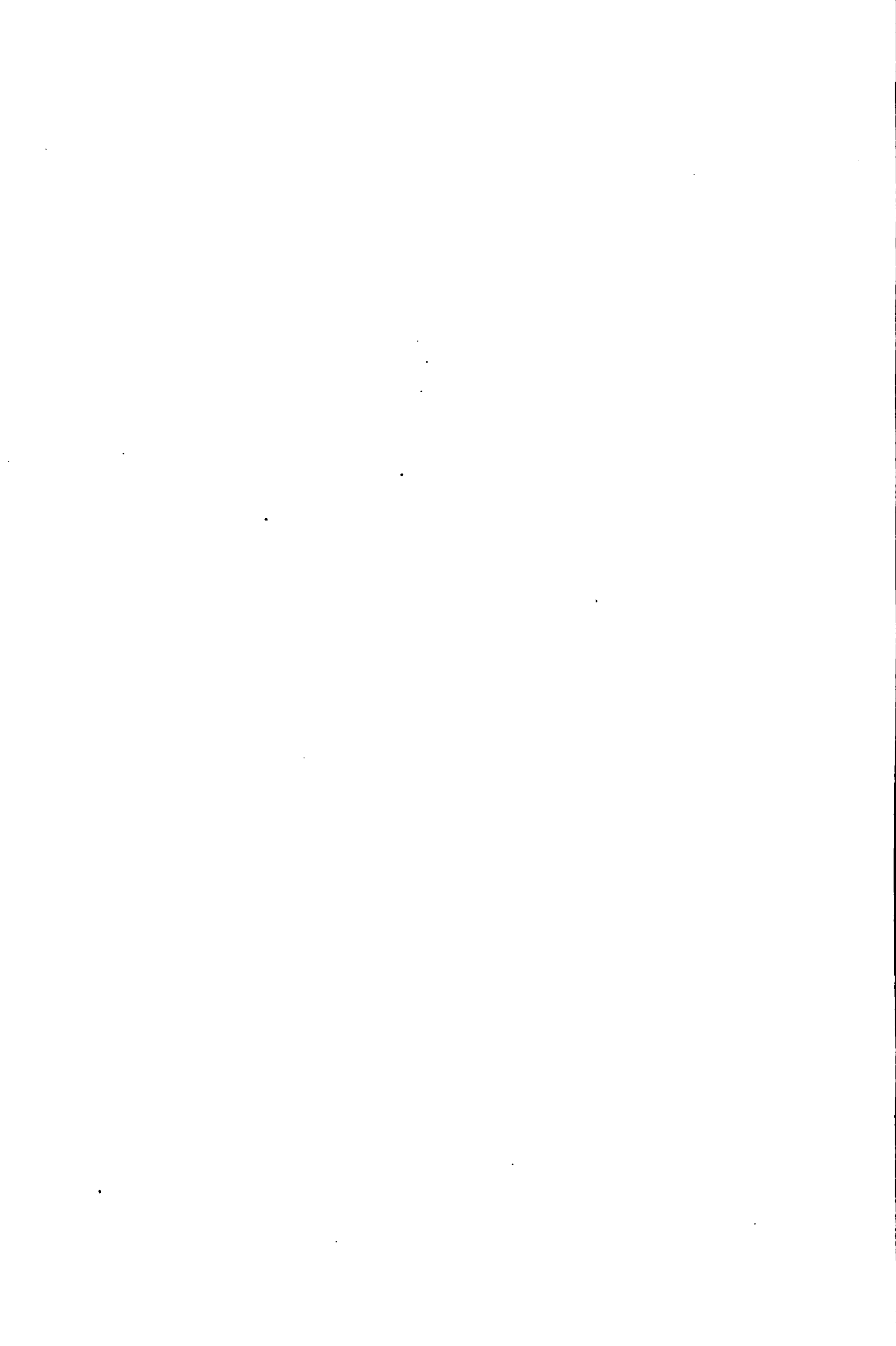




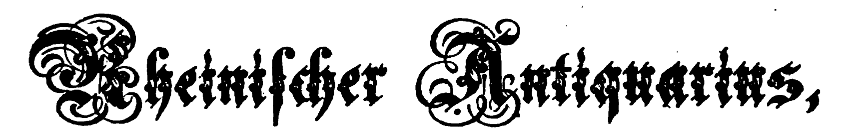

SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY







Denkwürdiger und nützlicher



welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen
und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge
darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der II. Abtheilung 7. Band.

Coblenz, 1858.
Druck und Verlag von Rud. Friedr. Hergt.

Das Rheinufer

von Coblenz bis zur Mündung der Nahe.

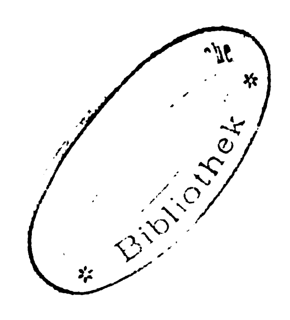
Historisch und topographisch

dargestellt

durch

Chr. v. Stramberg.

Sechster Band.



Coblenz.
Druck und Verlag von R. F. Hergt.
1858.

Das linke Rheinufer
von Boppard bis Oberwesel.

(Beschluß.)

St. Goar.

Dem Rheinfels zu Füßen, doch etwas höher aufwärts, durch einen kurzen Raum, vordem durch eine Allee von der sogenannten Neustadt geschieden, so ziemlich St. Goarshausen gegenüber, hat das nette Städtchen St. Goar sich angebaut. Den Namen nicht nur, auch ihr Dasein dem h. Goar verdankend, beginnt nothwendig mit dessen Lebensgeschichte die Geschichte seiner Stadt. In den Tagen des Frankenkönigs Childebert, des Clodwig Sohn, erzählt ein dem Heiligen vielleicht gleichzeitiger Scribent, lebte der ehrwürdige Goar, Aquitanier von Herkunft, Georgs und der Valeria Sohn. In seinem Wandel ehrbar, von Ansehen stattlich, demüthig von Sinn, keusch an seinem Leibe, fest im Glauben, tüchtig in Werken, unerreichbar in Tugend, leuchtete er durch Wunderkraft, durch die Kenntniß der himmlischen Geheimnisse, durch die Wissenschaft künftiger Dinge, gleichwie er durch unausgesetztes Fasten und Gebet sich würdig machte, einen Vorschmack der den Seligen verheißenen Herrlichkeiten zu empfinden. Er gelangte auf seinen Wanderungen durch der Deutschen Wohnsitze zu einer Stelle am Rhein, in dem Gebiet von Wesel, wo der

Bach Worica oder Wocara mündet. Allda erbaute der Mann Gottes, mit Willen des Trierischen Bischofs Felicius (Fibitius?), ein Kirchlein, so er mit vielen Reliquien, von der h. Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, von den zwölf Aposteln und mehren andern Heiligen bereicherte, und darin diente der Mann Gottes dem Herren bei Tage und bei Nacht, in unausgesetztem Gebet, in Fasten, Wachen, Langmuth, Keuschheit, als ein getreuer Verkünder göttlichen Wortes, in ungeheuchelter Liebe, unter den Waffen der Gerechtigkeit.

Und der Herr hat seine Gnade ihm verliehen, daß viele Heiden durch sein Wort das Heil ihrer Seelen fanden, und bleibt diese Gnade bis auf den heutigen Tag der Stelle, wo des Heiligen Gebeine ruhen. Denn daselbst empfangen die Blinden der Augen Licht, den Tauben werden die Ohren geöffnet, verscheucht werden die bösen Geister, geheilt Fieberkranke und viele andere Siechen, auch werden sonstige Wunderkräfte in großer Menge offenbart von den Dienern Christi, welche die Gebote des Herren halten, nach des Propheten Wort in den Psalmen: Nimis honorati sunt amici tui Deus, nimis confortatus est principatus eorum.

Es war des Gottesmannes Goar Brauch, täglich, den Charfreitag ausgenommen, Messe zu lesen, täglich den ganzen Psalter zu beten. Reisende, welche diese Straße verfolgten, nahm er liebreich auf, speisete sie fröhlichen Herzens nach seinen Kräften, indem er eingedenk der göttlichen Vorschrift: Quamdiu fecistis uni ex his minimis fratribus meis, mihi fecistis. Indem aber in diesen und ähnlichen Tugenden der Diener Gottes sich verherrlichte, wurde der Teufel, allem Guten ein Neider, gar ungehalten, daß der Deutschen Heimath eine solche Perle besitze, daß Goar so viele Seelen ihm entführe, um sie dem Dienste Gottes zu gewinnen, und hat er, als ein brüllender Löwe, dem Frommen viele und schwere Kümmernisse erweckt. Gleichwohl wurde er von dem Heiligen zum geringsten nicht gefürchtet, denn es betrachtete dieser die apostolischen Worte, quod per multas tribulationes oportet nos intrare in regnum coelorum.

Nun geschah einstens, daß durch des bösen Feindes Hinterlist Boten, abgesendet von dem Trierischen Bischof Rusticus, nach

der Celle des Gottesmannes Goar kamen, keineswegs einfältigen Herzens, sondern als Späher, in der Meinung[1], irgend etwas ungewöhnliches oder verwerfliches zu ermitteln; Albuin hieß der eine, Adalwin der andere. Nicht die Liebe zu Gott hat sie dahin geführt, sondern die eitle Hoffnung, daß sie irgend Stoff finden könnten, den Diener Gottes anzuklagen. Sie gaben vor, Lichter für den Dienst von St. Peters Münster in Trier sammeln zu wollen, sie selbst trugen aber in sich viel mehr Finsterniß, denn Licht. Der selige Goar hingegen, der alles aus Liebe zu Gott, nichts aus andern Beweggründen that, begann am Morgen seinen gewohnten Tageslauf, brachte das Meßopfer dar, und beschäftigte demnächst sich mit den Reisenden und den Armen, nicht um zu schmausen, sondern um Gott, dem Geber alles Guten zu Ehren, wohlgefällige Liebeswerke zu üben, nach dem Ausspruch des h. Apostels Johannes: Qui manet in charitate, in Deo manet, et Deus in eo, et perfecta charitas foras mittit timorem.

Nachdem also diese Hinterlistigen eine Zeitlang aufs Kundschaften sich gelegt, fingen sie an unter sich zu besprechen, was bis dahin der eine wie der andere im Stillen bedacht hatte, und sie einigten sich, den Mann Gottes bei seinem Bischof zu verklagen, wie sie denn auch thaten; in der Hoffnung, von seinem Gute etwas sich anzueignen, wollten sie vorgeben, wie sie gesehen, daß er Morgens schon unmäßig gegessen und getrunken habe. Was nämlich der Fromme, vom Geist getrieben, gethan, das nahmen die Elenden für böse Gewohnheit. Zurückgekehrt in des Bischofs Hof, berichteten sie alles, was sie in giftigem Herzen erdacht, hinzusetzend, daß sie vieles andere Verwerfliche, dem Trierischen Sprengel zu bösem Vorbild, wahrgenommen: aber es war das leeres, falsches Geschwätz. Ihren Bericht vernehmend, befahl der Bischof denselben Boten, wiederum den Mann Gottes heimzusuchen, auf daß er ohne Zeitverlust vorgeführt werde, denn, äußerte Rusticus, er wolle untersuchen, warum dergleichen Beispiel seinem Sprengel gegeben werde. Die Boten begaben sich auf den Weg, gelangten zu dem Mann Gottes, redeten zu ihm trügliche Worte: Unser Bischof Rusticus läßt dich grüßen und verlangt, daß du eilig nach Trier kommest, er will dich sprechen.

Vernehmend solches Gebot, entgegnet freudigen Muths der Heilige: der Herr gebe, daß ich ungesäumt dem Gebot meines Bischofs folgen könne. Am Abend bewirthete er die Gäste nach seinen Kräften, er selbst verharrte in dem Lobe Gottes. Am Morgen betete er den Psalter, las er Messe, und nachdem er das Officium des Tages abgemacht, sprach er zu seinem Knecht: Bereite uns etwas aus unserer Armuth, damit des Herren Bischofs Boten mit uns sich erquicken können, damit auch, wenn Gott auf unsern Wegen einen Bedürftigen uns zuführen sollte, er mit uns sich laben könne. Das vernahmen die Boten, und sie konnten die Bosheit, von der ihr Herz erfüllt, nicht bergen: „Du thust nicht wohl hiermit," sagten sie zu Goar, „und wir werden das niemals beloben." Erwidert er: „Schlecht ist das Haus, wo Gott nicht gefürchtet wird. So ihr Gott fürchtetet, würdet ihr Barmherzigkeit nicht abweisen." Während dieses Gesprächs kam der Knecht, meldete, es stehe ein Pilgrim vor der Thüre. „Rufe ihn," entgegnet freudig der Gottesmann. Der Gerufene kam, und Goar fuhr fort: »Ecce quam bonum et quam jucundum, habitare fratres in unum,« und es fand sich noch ein zweiter Wandersmann, mit welchem der Heilige sein Liebesmahl theilte. Deß Zeugen und höchlich ihrer Wahrnehmungen sich freuend, sattelten die Boten ihre Gäule, während sie zugleich tückische Reden unter sich wechselten: „Nun sehen wir klar, was wir unserm Bischof berichten können." Noch verlangten sie, daß ihnen für die Reise etwas Speise und Trank mitgegeben werde, und ihnen zu willfahren, hat frohen Muths der Heilige geboten.

Nachdem also geschehen, drangen die Boten auf ungesäumten Aufbruch, und es sattelte der Heilige in Eile seinen Esel, während er den Knecht anwies, mit seinem Maulthier das Gleiche vorzunehmen, fort ging es. Den ganzen Weg über war der Mann Gottes in Psalmen und Hymnen vertieft. Als sie zur sechsten Meile, bis Pfalzfeld (Pauli campus) gekommen, klagte Albuin dem Gefährten Adalwin: „ich bin sehr hungrig, und leide übermäßigen Durst." Entgegnet Adalwin: „so ich nicht gleich zu trinken bekomme, muß ich wohl sterben." Unter solchen Reden eilten sie, den Bach zu erreichen, wo sie Labsal zu treffen

wähnten. Zu des Baches Rand gelangt, fanden sie keinen Tropfen Wasser, sie griffen nach ihren Schläuchen, Speise sich zu holen, und die waren leer, daß erfüllt des Apostels Ausspruch: Mihi vindictam, et ego retribuam, dicit Dominus. Sed si esurierit inimicus tuus, ciba illum; si sitit potum, da illi. Hoc enim faciens, carbones ignis congeres super caput ejus. Noli vinci a malo, sed vince in bono malum.

Der selige Goar, den Beiden auf der Ferse folgend, ihr vergebliches Bemühen schauend, bedachte bei sich jene Worte, denn sie ließen nach in ihren Anstrengungen, wie zunahm ihre Noth. Es sprach zu Adalwin Albuin: „dergleichen Hunger und Durst habe ich niemals erlitten," und über diesen Worten fiel er als ein Todter vom Gaul. Adalwin aber sagte zu dem Gottesmann: „Hilf uns, frommer Priester, denn wir sind im Begriff zu verschmachten." Es antwortete der Heilige: „Man soll nicht vergessen, mein Sohn, daß Gott die Liebe ist, und wer die Liebe hat, der wohnet in Gott, und Gott in ihm. Heute, als ihr mich, den Unwürdigen, den Sünder, im Liebeswerke erblicktet, da hättet ihr das nicht von euch weisen sollen. Das hat der Herr gethan, euch zu strafen."

Und es kamen den Reisenden drei Hirschkühe von ungewöhnlicher Größe, gleichsam die heilige Dreifaltigkeit vorstellend, zu Gesicht, blieben in der Ferne stehen. Sie wahrnehmend, rief Goar die h. Dreifaltigkeit an, dann befahl er den Kühen, noch länger zu halten. Sie blieben wie eingewurzelt, der Heilige nahm sein Trinkgefäß und melkte die Thiere. Als dies geschehen, gebot er ihnen, nach dem Forst zurückzukehren, mit der Milch bestrich er der Gefährten Glieder, die alsbald frei von Schmerzen sich fühlten. Sie griffen zum andernmal nach ihren Schläuchen, und fanden zum Ueberfluß Eßwaaren und Getränke, auch Wasser. Sie begannen zu schmausen. Indem sie aber scheu sich umblickten, Furcht verriethen, redete Goar zu ihnen: „In welchem Geist, aus welchem Grund hat der Bischof mich berufen? Wohl weiß ich, daß, was vor euern Augen sich zutrug, was der Herr heute durch die Thiere wirkte, geschah, um ein Beispiel zu geben, wie glauben sollen, die ihm vertrauen, denn Macht hat der Herr, den Tisch zu decken in der Wüste." Die aber, von

Schrecken erfüllt, wagten es nicht, Antwort zu geben, sondern versahen sich der über sie verhängten Strafe eines gähen Todes.

Sie brachen auf, erreichten Trier. Und der Mann Gottes, nach frommem Brauch, umging betend die Kirchen, und die Boten suchten in Eile den Bischof auf, fanden ihn auf seinem Stuhle thronend, von dem Clerus umgeben, und berichteten ihm von allem, so sich mit ihnen ereignet, so sie den heiligen Mann thun gesehen. Nachdem er sie angehört, sprach unwillig der Bischof: „das ist nichts anderes denn Trugwerk, wir müssen ergründen, aus welcher Ursache, in welcher Anrufung er, der in der Frühstunde schmauset und die Thiere der Wildniß melkt, solches vollbringt, ob im Namen Gottes oder des bösen Feindes." Er hatte eben geredet und der Gottesmann Goar betrat das Haus, wo der Bischof thronte.

Beim Eintreten schaute er sich nach der Stelle um, die er seinem Schüler anweisen, wo er seinen Mantel aufhängen oder bergen könne, und er sah aus einem Fenster in der Ecke des Hauses einen Sonnenstral hervorgehen, der ihm oder seinem Schüler eine Latte von Eichenholz schien; dem hängte er den Mantel an, und da stehen zu bleiben gebot er dem Schüler. Das sahen die Anwesenden alle, und es sprach Rusticus: „Sehet Ihr nun, was der will. Dergleichen Thun kommt nicht von Gott. Wär er von Gott, er würde in der Frühe nicht essen noch trinken, denn die alten Heiligen sind durch Almosen und Fasten dem Reiche Gottes eingegangen, Gottes Freunde geworden. Was dem allen aber zum Grunde liegen soll, weiß ich nicht. Er ißt und trinkt in der Frühe, melkt die Thiere des Forstes, hängt einem Sonnenstral seinen Mantel an. Er trete näher, lege Rechenschaft ab, in wessen Namen, ob in jenem Gottes oder von des Widersachers wegen er dergleichen vollbringt.

Hiernach befragt, erwiderte der Fromme: „Du, o Gott, du gerechter und starker Richter, du weißt, daß ich dem von dem Widersacher ausgehenden nicht einwillige, noch einzuwilligen begehre, daß ich auch meines Wissens den Mantel einer eichenen Latte, keineswegs einem Sonnenstral anhängte. Jene Thiere zu melken, habe ich keines Zaubers mich bedient, sondern sie

wurden mir in der nämlichen Stunde von Gott zugewiesen, auf daß er seine Wunderkraft den Ungläubigen, die Du mir zuschicktest, zeige. Wenn ich in der Frühe gegessen und getrunken habe, so weiß Gott, der die Herzen schaut, daß ich so nicht aus fleischlichem Gelüste, sondern aus Barmherzigkeit that. Das weiß, der alle richten wird.“

Während also der Mann Gottes sprach, kam zur Stelle der Chorknabe Seobgisus, in seinen Armen tragend ein Kind, das drei Nächte alt, in die marmorne Urne vor dem Kirchenthor gelegt worden, wie es denn zu Trier bräuchlich, daß an solchem Ort arme Weibsleute ihr neugebornes Kind aussetzen. Es war nicht minder im Brauch, daß, wenn ein solcher Fündling von den Pfründnern zu St. Peter irgend einem Pflegevater anzuvertrauen, das Kind vordersamst dem Bischof vorgezeigt werde, damit dieser dem Pflegevater den Besitz des Kindes bestätige. Das Kind erblickend, sprach Bischof Rusticus: „Jetzt mögen wir erkennen, ob von Gott oder von dem Widersacher Goars Weisheit und Wirken. Wenn es von Gott kommt, so sage er uns, wer dieses Kindleins Vater ist, er nenne uns die Mutter, und wir werden glauben, daß nichts Böses im Spiel. Wenn er das nicht vermag, so verdient er den Tod. Einstweilen soll er uns Rechenschaft ablegen, damit wir den Stand der Angelegenheit um so besser erkennen.“ Das hat aber Rusticus keineswegs im Interesse der Wahrheit gesagt, als wann er dieselbe zu erkennen strebe, sondern weil seine Laster, seine schwersten Verbrechen nicht länger verborgen bleiben sollten.

Mit alsolchen Worten hervorgerufen, sagte der Heilige, „hier bin ich.“ Und es fuhr der Bischof fort: „Viel haben wir von dir gehört und auch gesehen, nicht nur wir selbst, sondern auch alle die Leute, die hier vereinigt. So zeige uns doch, ob deine Werke in Wahrheit gegründet, oder falsch sind: wenn mit dir die Wahrheit, so befehle ich dir, Kraft deines Gehorsams, dieses Kind anzuweisen, daß es uns seinen Vater und seine Mutter angebe. Wenn du das vermagst, so wollen wir an dich und deine Sendung glauben. Im Gegentheil werden wir in nichts dir Glauben beimessen.“ Solche Rede vernehmend, seufzete tief der Gottes-

Schrecken erfüllt, wagten es nicht, Antwort zu geben, sondern versahen sich der über sie verhängten Strafe eines gähen Todes.

Sie brachen auf, erreichten Trier. Und der Mann Gottes, nach frommem Brauch, umging betend die Kirchen, und die Boten suchten in Eile den Bischof auf, fanden ihn auf seinem Stuhle thronend, von dem Clerus umgeben, und berichteten ihm von allem, so sich mit ihnen ereignet, so sie den heiligen Mann thun gesehen. Nachdem er sie angehört, sprach unwillig der Bischof: „das ist nichts anderes denn Trugwerk, wir müssen ergründen, aus welcher Ursache, in welcher Anrufung er, der in der Frühstunde schmauset und die Thiere der Wildniß melkt, solches vollbringt, ob im Namen Gottes oder des bösen Feindes." Er hatte eben geredet und der Gottesmann Goar betrat das Haus, wo der Bischof thronte.

Beim Eintreten schaute er sich nach der Stelle um, die er seinem Schüler anweisen, wo er seinen Mantel aufhängen oder bergen könne, und er sah aus einem Fenster in der Ecke des Hauses einen Sonnenstral hervorgehen, der ihm oder seinem Schüler eine Latte von Eichenholz schien; dem hängte er den Mantel an, und da stehen zu bleiben gebot er dem Schüler. Das sahen die Anwesenden alle, und es sprach Rusticus: „Sehet Ihr nun, was der will. Dergleichen Thun kommt nicht von Gott. Wär er von Gott, er würde in der Frühe nicht essen noch trinken, denn die alten Heiligen sind durch Almosen und Fasten dem Reiche Gottes eingegangen, Gottes Freunde geworden. Was dem allen aber zum Grunde liegen soll, weiß ich nicht. Er ißt und trinkt in der Frühe, melkt die Thiere des Forstes, hängt einem Sonnenstral seinen Mantel an. Er trete näher, lege Rechenschaft ab, in wessen Namen, ob in jenem Gottes oder von des Widersachers wegen er dergleichen vollbringt.

Hiernach befragt, erwiderte der Fromme: „Du, o Gott, du gerechter und starker Richter, du weißt, daß ich dem von dem Widersacher ausgehenden nicht einwillige, noch einzuwilligen begehre, daß ich auch meines Wissens den Mantel einer eichenen Latte, keineswegs einem Sonnenstral anhängte. Jene Thiere zu melken, habe ich keines Zaubers mich bedient, sondern sie

wurden mir in der nämlichen Stunde von Gott zugewiesen, auf daß er seine Wunderkraft den Ungläubigen, die Du mir zuschicktest, zeige. Wenn ich in der Frühe gegessen und getrunken habe, so weiß Gott, der die Herzen schaut, daß ich so nicht aus fleischlichem Gelüste, sondern aus Barmherzigkeit that. Das weiß, der alle richten wird."

Während also der Mann Gottes sprach, kam zur Stelle der Chorknabe Seobgisus, in seinen Armen tragend ein Kind, das drei Nächte alt, in die marmorne Urne vor dem Kirchenthor gelegt worden, wie es denn zu Trier bräuchlich, daß an solchem Ort arme Weibsleute ihr neugebornes Kind aussetzen. Es war nicht minder im Brauch, daß, wenn ein solcher Fündling von den Pfründnern zu St. Peter irgend einem Pflegevater anzuvertrauen, das Kind vordersamst dem Bischof vorgezeigt werde, damit dieser dem Pflegevater den Besitz des Kindes bestätige. Das Kind erblickend, sprach Bischof Rusticus: „Jetzt mögen wir erkennen, ob von Gott oder von dem Widersacher Goars Weisheit und Wirken. Wenn es von Gott kommt, so sage er uns, wer dieses Kindleins Vater ist, er nenne uns die Mutter, und wir werden glauben, daß nichts Böses im Spiel. Wenn er das nicht vermag, so verdient er den Tod. Einstweilen soll er uns Rechenschaft ablegen, damit wir den Stand der Angelegenheit um so besser erkennen." Das hat aber Rusticus keineswegs im Interesse der Wahrheit gesagt, als wann er dieselbe zu erkennen strebe, sondern weil seine Laster, seine schwersten Verbrechen nicht länger verborgen bleiben sollten.

Mit alsolchen Worten hervorgerufen, sagte der Heilige, „hier bin ich." Und es fuhr der Bischof fort: „Viel haben wir von dir gehört und auch gesehen, nicht nur wir selbst, sondern auch alle die Leute, die hier vereinigt. So zeige uns doch, ob deine Werke in Wahrheit gegründet, oder falsch sind: wenn mit dir die Wahrheit, so befehle ich dir, Kraft deines Gehorsams, dieses Kind anzuweisen, daß es uns seinen Vater und seine Mutter angebe. Wenn du das vermagst, so wollen wir an dich und deine Sendung glauben. Im Gegentheil werden wir in nichts dir Glauben beimessen." Solche Rede vernehmend, seufzete tief der Gottes-

mann, reichlich flossen seine Zähren, um daß sein Bischof von ihm einen Gehorsam forderte, der so albern und leer in seiner Wirkung, und er sprach ein kurzes Gebet: „Christus, des lebendigen Gottes Sohn, der du dich selbst aufgeben, eines Knechtes Gestalt annehmen wollen, erweise an mir, deinem unwürdigen Diener, deine Barmherzigkeit, damit dieser Bischof und sein Volk erkennen, daß ich dich liebe, anbete, dir, meinem Schöpfer und Erlöser zu dienen begehre."

Also betend, trat er zu dem heran, in dessen Armen das Kind, fragte ihn, „wie viele Nächte zählt das Kind?" Der antwortete, „drei." Fuhr Goar fort: „Heilige Dreieinigkeit, dich rufe ich an, und dich Kind beschwöre ich in der Dreieinigkeit Namen, daß du mir sagst, wie dein Vater und deine Mutter heißen." Es antwortete das Kind: „Dieser, Bischof Rusticus, ist mein Vater, Aflaja wird meine Mutter gerufen." Das vernehmend, fiel Bischof Rusticus nieder zu des Heiligen Füßen, und sprach: „Nun weiß ich in Wahrheit, daß Goar ein heiliger Mann ist, jene Laster glaubte ich nämlich dergestalten verborgen, daß kein anderer Mensch davon wisse, außer mir, jenem Weibe und dem einen meiner Knaben." Ueber dieser Rede stand Goar wie betäubt, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig schien. „Mein Herr und mein Gott, warum hab ich Elender das veröffentlichen müssen? Besser wäre sicherlich einsame Beichte, als diese öffentliche Erklärung. Aber Gottes Wort ist unwandelbar, und da heißt es Nihil opertum, quod non reveletur, et occultum, quod non sciatur. Nun aber folge meinem Rath, und unterwerfe dich harter und langer Pönitenz, lasse sie nicht nur in Worten bestehen, sondern auch festen Fuß fassen in deinem Herzen, damit der Böse, welcher deiner schlimmen Thaten sich freute, dein öffentliches Bekenntniß, deine wahre Buße bejammere. Verzweifle nicht, sondern vertraue festiglich den Worten des Herren, der da sagt: Non veni vocare justos, sed peccatores ad poenitentiam."

Der Ruf von dem allen erreichte Sigeberts, des Frankenkönigs Ohr, und ohne Säumen schickte er Boten aus, die ihm den Wunderthäter vorführen sollten. Dem Gebot wurde schleunig

Folge geleistet, und verlangte der König aus Goars Munde zu vernehmen, wie der Reihe nach die Dinge sich zugetragen, mit den Boten des Bischofs, mit den Hirschen, mit dem Bischof, mit dem redenden Säugling. Goar antwortete nicht, dringender wurde der König, da sprach endlich der Gottesmann, „was soll ich dir sagen, worüber befiehlst du mir zu antworten?“ Entgegnet Sigebert: „über das, was mir von dem Hergang mit den Boten, mit dem Bischof selbst, erzählet worden.“ Sprach der selige Goar: „Sag mir, was dir berichtet worden, und aus Gehorsam werde ich reden.“ Da zählte Sigebert die Dinge auf, wie sie der Reihe nach sich ereignet. Erwidert Goar: „den Gehorsam darf ich nicht weigern, mehr werde ich aber nicht sagen können, als was du selbst eben besprachst. Daß es sich so und nicht anders verhalte, haben mehre mit Augen gesehen.“ Indem aber in sothaner Weise der König die Wunder aufzählte, schrie alles Volk, er möge den heiligen Mann Goar der Stadt Trier zum Bischof geben, und der König, das Rufen vernehmend, verlangte nicht besser, als den Wunsch des Volkes oder der Clerisey zu erfüllen, und eröffnete, mit Zustimmung der Priester insgesamt, dem seligen Goar, daß er der Trierer Bischof sein solle.

Das war kaum gesprochen und der Gottesmann erwiderte: „Heilsamer wär es mir zu sterben, als bei eines Bischofs Lebzeiten dessen Amt zu übernehmen und im Angesicht Gottes zu sündigen. Bedenke doch, o König, den göttlichen Ausspruch: Quia non est discipulus super magistrum, neque servus super dominum suum. Et si patrem familias Beelzebub vocaverunt, quanto magis domesticos ejus. Laß doch diesen Bischof wahre und vollkommene Buße thun, nach den Worten des Herren: erlasset, und es wird euch erlassen werden. Wisse, daß, wenn auch der Herr dich zum König dieser Zeitlichkeit einsetzte, du doch einen ewigen König im Himmel hast. Lasse geschehen, daß Rusticus seine Uebelthaten bereue, wie du von Gott deiner Sünden Erlaß zu erlangen begehrest.“ Schmerzlich seufzte der König, sprach: „Bei der Fürsten Heil will ich gern deinem Rath gehorsamen. Denn wäre das nicht Gottes Willen gewesen, so würde er an

dir diese Wunder nicht gezeigt haben. Aber das mag nicht anders sein, Du sollst als der Trierer Bischof geweihet werden."

Alsolche Rede vernehmend, tief aufseufzend, sprach der Gottesmann: „Vergönne mir, nach meinem Zellchen zurückzukehren. Von dannen werde ich wiederkommen, um meine Antwort zu geben." — „So geh denn in Frieden," schloß der König, „verfehle aber nicht, uns nach Verlauf von zwanzig Nächten in Metz aufzusuchen." Es war Sigeberts fester Entschluß, den heiligen Goar zum Bischof weihen zu lassen, anderes hatte jedoch der Gottesmann im Sinne. Er bedachte des Herren Worte, qui se exaltat, humiliabilitur, et qui se humiliat, exaltabitur. Er ging in sein Zellchen zurück, versank in Betrübniß, wurde von heftigem Fieber ergriffen, betete aber unablässig bei Tag und bei Nacht, der Herr möge ihm seinen Beistand nicht versagen, ihn bewahren vor dem schweren Joche, so König Sigebert ihm aufzulegen Willens. Der Herr erhörte das Flehen seines Knechtes, Sigebert vergaß der angesetzten Frist von zwanzig Nächten, und es vergingen sieben Jahre, bevor der König wiederum seines Vorhabens gedachte, Legaten ausschickte, die ihm den Gottesmann vorführen sollten.

Der selige Goar hatte die Zeit nicht verloren, tagtäglich für sich und den Nächsten unschätzbare Opfer dem Herren dargebracht, seinen Segen erflehet für die Menschen insgesamt und für die Könige, die so hoch gestellt sind, insbesondere, auf daß sie in Ruhe und Frieden, fromm und keusch leben. Nach Verlauf aber der sieben Jahre flossen häufiger, unablässig seine Thränen: qui seminant in lachrymis, in gaudio metent. So that er, weil ihm bewußt, daß seiner Tage Ziel herannahe. Sprach darum zu Sigeberts Boten: „Saget euerm König, was Goar, aller Knechte Gottes unterster, ihm melden läßt, daß er mein Antlitz nicht mehr schauen werde, er müßte sich dann etwan nach meiner Zelle erheben. Denn ein heftiges Fieber verzehret mich, wenn auch nicht in dem Maase, wie meine Sünden das forderten."

Was ihnen gesagt worden, hinterbrachten die Abgesandten dem König. Der klagte: „das Volk ist nicht würdig, einen

solchen Vorsteher zu haben, ich bin nicht würdig, einen solchen Lehrer zu besitzen." Doch beschickte er noch einmal den Gottesmann, ließ an sein Hoflager ihn entbieten. Die Boten fanden, daß ungleich heftiger und anhaltender das Fieber geworden, wiewohl, Gottes Lob zu verkündigen, der Kranke unermüdlich. Ihr Begehren vernehmend, erwidert er: „Plagt euch nicht mehr, noch den König euern Herren, denn ich werde künftig weder Esel noch Maulthier, noch irgend ein Fuhrwerk besteigen. Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes, daß er mich nicht über eine Meile weit von dieser Zelle wegführen werde, es geschehe dann vielleicht behufs meines Begräbnisses."

Fragten die Gesandten weiter, was sie etwan von seinetwegen von dem König begehren sollten, und er gab die folgende Antwort: „Mein Begehren und Bitten ist, daß er von hier aus seine Verherrlichung im Himmelreiche werbe. Und wann der letzte meiner Tage, das Ende meines Lebens herangekommen, möge er befehlen, daß Agrippinus, der Priester, und Eusebius sich hierhin begeben, meinen armen Leib zu beerdigen." Des Auftrags haben die Boten getreulich sich entledigt, und der König wurde traurig, daß die Züge seines Angesichtes sich veränderten. Er ließ die beiden Priester, Agrippinus und Eusebius rufen, gab ihnen auf, nach ihrem äußersten Fleiß sich zu rüsten für das, so von ihnen der Mann Gottes verlange. Es vergingen noch drei Jahre und so viel Monate, und der selige Goar erlag dem bösartigen Fieber, starb in Frieden, in gesegnetem Alter, in der Stadt der Deutschen, wo er eine Zelle sich erbauet, an den Nonen des Julius. Agrippinus und Eusebius, dann viele andere Priester und Diener Gottes standen ihm bei in seinen letzten Augenblicken, trugen ihn auch mit aller Ehre zu Grabe an der Stelle, wo die Wocara in den Rhein geht, und wo Jesus Christus, der Gottessohn, unser Herr, allen Gläubigen, die ihn anrufen, gnädig sich zu erweisen, nicht ermüdet, er, der mit dem ewigen Vater und dem Heiligen Geist lebet und regieret durch die Jahrhunderte der Jahrhunderte. Amen.

Poetischer noch behandelt die Legende Bischof Theodulfus (810): „Lullus, Erzbischof in Mainz, Basilius, Bischof zu

Speier, und Felix, Bischof in Trier, hatten unter den Frankenkönigen Chilperich und Sigebert, deren Sitz in Metz, den gottgefälligen Lebenswandel des reichen Vasconen Goarus erkannt, und für sein frommes menschenfreundliches Wirken ihn unterstützt, nachdem er sein eigenes bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Stiftungen und in Ausübung der Werke christlicher Barmherzigkeit geopfert hatte. Der Gottesmann war nach dem Rhein gekommen, theils um in der frommen Lebensweise eines Einsiedlers sich zu heiligen, theils um menschliches Elend zu lindern, theils auch um die benachbarten Heiden zu bekehren. Es wurde ihm von den genannten drei Bischöfen, auch von König Sigebert reichliche Unterstützung, auf daß er nach seinem Wunsch eine Capelle samt Einsiedelei erbauen könne. Dafür war ihm, wo der Wocherbach dem Rhein einmündet, der nöthige Raum angewiesen, in der Landschaft Tricherium oder Trigoria. Daselbst hat der fromme Mann auf 25 Fuß Höhe, vom Strom an gerechnet, eine Nähr- und Lagerstätte aufgerichtet, an ihrem Fuß, in der Tiefe, in den Felsen ein bedecktes Badbecken ausgehauen, und dem Becken das Wasser des Rheines eingeführt, dessen bei der h. Taufe sich zu bedienen. Es wurde aber auch vielen Aussätzigen das Bad heilsam. Sehr bald galt die Wohnstätte des von Menschenliebe stets entbraunten heiligen Mannes dem ganzen Lande als ein Segen. Alt und jung, aus Nähe und Ferne suchten ihn auf, und alle gingen getröstet, berathen, erquickt und dankbar aus Goars Clause heim. Die frommen Fischer brachten ihm Fische, die Hirten brachten Milch, Butter, Käse, die Ackersleute Obst, Kräuter, Rüben und Eier. Von solchen Spenden unterhielt er ein Hospitium für darbende Arme und reisende Pilgrime.

„Damals lebte in Trier Bischof Rusticus, unter dem Gewande der Scheinheiligkeit ein von lasterhaften Gelüsten ganz umstrickter Sünder; den ärgerte des h. Goars weithin verbreiteter Ruf, auch war ihm nicht unbekannt die dem Heiligen verliehene Gnadengabe, in den Herzen zu lesen und wahr zu sagen, fürchtet ihn deshalb und sucht ihn zu verderben. Das einzufädeln, schickt er einen seiner Hofherren, den unkenntlich macht

die Verkleidung, nach Goars Einsiedelei, auf daß von allem Kenntniß nehme, berichten könne der Späher. Dieser unsaubere Gast, Adalwin genannt, kam zur Mündung der Wocherbach und bat, als ein armer von Gichtschmerzen geplagter Mann, um ein Bad. Das ward in liebevoller Freundlichkeit ihm bereitet. Kaum war aber der verkappte Bösewicht der großen Steinwanne, in welcher das klarste Rheinwasser spielte, eingestiegen, und es füllte sich das Becken plötzlich mit Kröten, Molchen und Wasserschlangen; auf den Tod erschreckt lief der Schelm splitternackt davon. Der gottlose Rusticus, fortwährend sein nichtswürdiges Vorhaben verfolgend, schickte den zweiten Versucher, jenen Albiwin, welcher seiner geheimen Schandthaten Vertrauter und Gehülfe. Der höhnte und spottete, verlangte aber nichtsdestoweniger Essen und Trinken. Des Spottes nicht achtend, setzte der gastfreie Wirth in gewohnter Freundlichkeit dem Gast einen Lammsbraten und weiße Rüben vor, stellte ihm an die Seite einen großen hölzernen Krug, mit frischem Wasser gefüllt. Spottete Albiwin: „„wie magst du mir Wasser hinstellen, Wein will ich haben, und da du ein Mirakel machender Heiliger bist, so verwandle auf der Stelle in Wein dieses Wasser."" Mit sothanen Worten erfaßte der Bösewicht den Krug, erschrack aber heftig, da aus demselben der blumige Geruch eines guten Weins ihm entgegenstieg. Doch faßt er sich und trank. Aber siehe, zu siedendem Pech war das Wasser geworden, fest klebte in des Versuchers Hand der Krug, bis er zur Kohle gebrannt. Heulend floh von dannen, den Gott gerichtet."

Um die Epoche, welcher der h. Goar angehört, ergeben sich verschiedene Meinungen. Mabillon läßt ihn 649, le Cointe 647, Pinius, übereinstimmend mit Brower, 575 sterben; eine Inschrift in der Stiftskirche zu St. Goar sagt: S' Goar monachus Gallus obiit DCXI. Pinius, für dessen Ansicht auch Hontheim sich erklärte, erinnert, daß unter jenem K. Sigebert, welchen die Legende in Metz residiren läßt, nur Sigebert I, Clotars I fünfter Sohn, und der berühmten Brunehild Gemahl, verstanden werden könne. „Brunehild war wohl gebildet," rühmt von ihr Gregor von Tours, „von Ansehen schön, unsträflichen Wandels, sittsam,

eines hohen Verstandes, beredt und artig im Umgang." Geboren 535, zur Regierung von Austrasien berufen durch des Vaters Ableben 561, hatte Sigebert viel mit seinem Bruder, Chilperich I, König von Soissons, zu streiten, und scheint Frauengezänk zumal den Zwist der Brüder vergiftet zu haben. Chilperich, gewahrend, wie glücklich Sigebert in seiner Ehe, bewarb sich um die Hand von Brunehilds Schwester Galsuintha, zugleich versprechend, er werde fortan alle Liebschaften aufgeben. Der Vater, der Westgothen König Athanagild, glaubte den süßen Worten, und schickte die Tochter, samt ihrer reichen Aussteuer, über die Pyrenäen. Aelter, denn Brunehild, wurde gleichwohl Galsuintha mit großen Ehren von König Chilperich empfangen und ohne Säumen ihm angetraut. Sie entsagte dem Arianismus, mußte aber zeitig arge Vernachläßigung, vielfältige Beschimpfung, ein freuden- und ehrloses Leben beklagen. Sie verlangte daher nach der Heimath zurückgebracht zu werden, erbot sich auch, um das desto eher zu erreichen, alle die Schätze, mit denen der Vater sie bedacht, im Stich zu lassen. Chilperich, in der Kunst, sich zu verstellen, ein Meister, besänftigte sie mit glatten Worten, ließ sie aber letzlich durch einen Diener erwürgen. Todt wurde sie im Bette gefunden. Chilperich vergoß um sie Thränen, heurathete aber schon in den nächsten Tagen ein Hoffräulein, die berüchtigte Fredegundis. Den Mord der Schwester hätte vielleicht Brunehild verziehen, daß ihr aber eine Magd (mit der Kurfürstin Charlotte zu Pfalz, Abth. II Bd. 6 S. 233 zu reden) gleichgestellt werden sollte, das hieß ihr zu viel zumuthen. Unheilbar wurde der Brüder Zwist, der ohnehin schon einem Königreich galt. Ihr Oheim, Clodwigs Sohn Childebert I oder der alte, König von Paris, hatte aus seiner Ehe mit Ultrogotha lediglich Töchter, Crotbergis und Chrodesinde hinterlassen.

Das von Childebert besessene Königreich nahm für sich allein Chilperich in Anspruch. Den anzuerkennen, war Sigebert weit entfernt. Es ergaben sich blutige Fehden, bis die Pariser Franken, mit Unwillen Chilperichs Vorliebe für die gefügigeren Römer und Gallier ertragend, den König der Austrasier einluden, in

ihr Land zu kommen, damit sie als ihren König ihn verehren könnten. Willig gehorchte Sigebert solcher Einladung, und für immer der Herrschaft Chilperichs den Garaus zu machen, ließ er diesen in Tournay belagern. Dahin hatte der entthronte König sich geflüchtet. Den Fortgang der Belagerung zu beschleunigen, wollte Sigebert selbst dabei sich betheiligen. Germanus, der heilige Bischof, sprach zu ihm: „wenn du ziehest, mit dem Vorsatz, deinen Bruder nicht zu tödten, wirst du lebend und als Sieger heimkehren, sterben aber, so du andere Gedanken hegest.“ Schwere Sünde hat Sigebert begangen, der Worte des Heiligen nicht achtend. Zu Vitry, bei Cambray, hielt er große Heerschau, und zu einem Schild erhoben, wurde er von den Soldaten als der Franken König begrüßt. In demselben Augenblick näherten sich ihm, weiß nicht unter welchem Vorwand, zwei Diener der Königin Fredegunde, an welchen sie ihre zauberischen Künste, diejenigen vielleicht, so allen schönen Frauen gemein, geübt; jeder trug ein starkes Messer, im gemeinen Leben scramasax genannt, und gleichzeitig stieß der eine wie der andere seine vergiftete Klinge dem König in die Seite. Mit einem Schrei fiel er zu Boden, er war des Todes (575). Mit ihm, in seines Königs Vertheidigung wohl, starb der Kämmerer Charegisil. Ich habe diese Umstände anführen müssen, weil sie in ihrem Zusammenhang darthun, daß der zweite König Sigebert von Austrasien, der heilige Sigebert, gest. 1. Febr. 650, nicht füglich der Gönner des h. Goars gewesen sein kann, sintemal diesen die Legende als einen Zeitgenossen von des großen Clodwig Sohn, von Childebert dem Alten, gest. 23. Dec. 558, kennt.

Des h. Goars Zelle, nicht aber der darin geübte Dienst der Wohlthätigkeit, überlebte dem Fall der Merovinger. Eine bedeutende Verschlimmerung hatte zu beklagen die Königin Bertrade, Pipins Gemahlin. Auf der Reise nach Worms der Zelle einkehrend, fand sie nicht die geringste Bequemlichkeit oder Fürsorge ab Seiten Herpings, des Rectors. Das hinterbrachte sie ihrem Herren, besonderes Gewicht darauf legend, daß an dem Orte, wo zu des seligen Gottesmannes Zeiten die Tugend der Gastlichkeit so freudig blühte, jetzt so gänzlich sie erstorben. Solchen

Uebelstand bei nächster Gelegenheit zu bessern, versprach der zärtliche Ehemann, und seinem Worte getreu, verschenkte er auf dem Tage zu Attigny, welchen Assuerus, der Abt des am 13. Aug. 762 gestifteten Klosters Prüm besuchte, an diesen Abt St. Goars Zelle, ihm zugleich aufgebend, daß er die Zelle zur Ausübung einer darin gänzlich erstorbenen Tugend widme. Die Schenkung (765) hat jedoch nach des Königs Tod Weomadus, der Trierische Erzbischof, angefochten, die Zelle als seiner Kirche Eigenthum in Anspruch genommen, bis dahin König Karl zu Lippspring 782 zu Gunsten von Prüm entschied.

Assuerus unternahm sofort den Bau einer Kirche, wie sie des Andenkens von einem so ausgezeichneten Heiligen würdig: ohne Zweifel waren die beiden, bei der Besitznahme vorgefundenen Kirchen, die einander ganz nahe, nur Capellen. Die eine, der Vermuthung nach die Grabstätte des h. Bekenners, wurde nicht angetastet, vielmehr in den Neubau eingeschlossen. Dieser Bau verlängerte sich bis in die Zeiten Karls des Großen, und erzählt Wandelbert, daß bis zur Vollendung der Kirche, wenn die heftigsten Regengüsse den Berg oder den Rhein trafen, der schmale Raum zwischen ihnen stets im Trocknen blieb, zum Zeichen, wie angenehm dem Höchsten eine seinen Diener verherrlichende Thätigkeit. Die Einweihung der endlich zu Stande gebrachten Kirche vorzunehmen, entsendete der König den Erzbischof Lullus von Mainz († 16. Oct. 786), den Bischof Basinus von Speier und den Bischof Megingod von Würzburg; der Trierische Erzbischof wurde nicht berufen, entweder wegen des Streites, den er mit Prüm gehabt, oder weil er immer noch als ein römischer Prälat galt, mithin den Vollblut-Franken mißliebig.

Die Einweihung war vollbracht, und es sollte die Erhebung der Gebeine folgen. Dafür bereitete man sich durch dreitägiges Fasten, demnächst ließ Erzbischof Lullus in der alten Capelle graben. Der ganze Boden wurde durchwühlt, nirgends der gesuchte Schatz gefunden. Da ermahnte Lullus die sechs im Hause weilenden Cleriker, daß sie durch inständiges Gebet die Gnade erlangten, ihres Patrons Leib aufzufinden, das zahlreich versammelte Volk schickte er, da es schon spät, nach Haus,

er selbst begab sich mit den beiden Bischöfen und dem Abt zur Tafel. Eifrig beteten die Cleriker, namentlich Madalbert, der an der rechten Hand gelähmt, zugleich hinkte. Urplötzlich rief dieser, eine Hacke ergreifend: „Jetzt, so Gott will, werden wir erfahren, wo unser Herr ruhet," und damit das alte Kirchlein verlassend, setzte er unweit der östlichen Mauer die Hacke an. Ein ziemliches Loch hatte er gegraben, hinein fahrend mit der gebrechlichen Hand, erfaßte er ein seidenes Gewand, womit innerhalb des der Mauer angefügten Gewölbes die Grabstätte bedeckt; das Gewand zog er an sich, geheilt war die kranke Hand. Das Grabgewölbe wurde vollends aufgedeckt, in freudiger Bewegung eilten Bischöfe und Volk hinzu, den heiligen Leichnam, einem bleiernen Sarge eingeschlossen, zu schauen, dann einstweilen in das benachbarte Liebfrauencapellchen ihn zu übertragen. Von dannen in feierlichem Aufzug, auf weitem Umweg durch die Oberstraße nach der neuen Kirche ihn zu bringen, wurde beschlossen, es fanden aber die Bischöfe, die den Sarg aufzuheben versuchten, die Bürde zu schwer, um sie zu erheben. Alle stutzten, der Erzbischof jedoch, durch plötzliche Eingebung erleuchtet, erinnerte das Volk, daß lebend, der h. Goar die leere Herrlichkeit der Welt, der Menschen Beifall und Gunst, aus Liebe zu den ewigen Gütern verachtet habe, und werde die Verachtung auch im Tode ihm geblieben sein. Man müsse, in Betracht solcher Demuth, seinen Leib in schlichter bescheidener Andacht, ohne ihn zur Schau zu tragen, auf dem kürzesten Wege in das neue Haus bringen. Er hatte kaum geendigt, und in überraschender Leichtigkeit wurde der Sarg erhoben und nach dem Ort seiner Bestimmung geschafft, wie auch mit dem im Grabe vorgefundenen Ueberwurf geschah.

Nachdem solchergestalt dem Kirchenbau seine Vollendung gegeben, hat der Heilige darin Wunder ohne Zahl, deren 34 im J. 839 Wandelbert beschrieb, gewirkt. In Gefolge eines schlechten Weinjahres war in der Zelle gegen den Herbst nur mehr ein einziges Faß Wein vorhanden, und deß Bestand durch den täglichen Bedarf der Geistlichen und der fortwährend zuströmenden Pilgrime, in dem Laufe von 8 oder 9 Tagen auf die Hälfte oder gar ein Drittel

herabgebracht, als in einer Nacht das Faß von selbst wieder sich füllte, dermaßen reichlich, daß von überlaufendem Weine der ganze Boden durchnäßt. So geschah auch einstens, daß Hordwinus, der Kellner, indem er am späten Abend zapfte und vielleicht in Gedanken sich vertieft hatte, den Kranen nicht gehörig zudrehte. Am folgenden Morgen wieder zu dem Fasse kommend, fand er das Scheibenloch offen, davor aber einer Spinne Gewebe, so künstlich angebracht, daß auch kein Tropfen Wein auslaufen können.

Um dieselbe Zeit pilgerte zu des Heiligen Grab ein Diener des edlen Wido, hoffend, seines Gebrechen, seines lahmen Beines Heilung zu finden. Die Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, daß er aus Dankbarkeit, mit seines Herren Einwilligung, dem Dienst der Kirche sich widmete, und nach nicht langer Zeit die Priesterweihe erhielt. Er lebt noch heute. Frecholfus, der Maier der benachbarten Königsstadt Wesel, von Wahnsinn ergriffen, wurde von den Seinen nach der Kirche gebracht und dort vollständig geheilt. Walther, edelgeboren und heute noch bei Leben, nachdem er schwere Anfechtung, ungezweifelt Folge dämonischer Einwirkungen, erlitten, wurde, einer Haut eingenähet, zu des Heiligen Grabstätte getragen. Nachdem er dort eine Weile gelegen, betete er mit ausgestreckten Händen, sich und all das Seine, absonderlich seinen besten Wingert dem Wunderthäter opfernd, und alsbald war er des Wahnsinnes, in dem er seit lange befangen, ledig. Den Weinberg besitzt die Zelle noch heute, der Geber aber, obgleich er, aus der geistigen Gefangenschaft befreit, sich mitunter von dem Laster des Geizes beherrschen läßt, wie er dann von vielen beschuldigt wird, auch fremden Gutes sich angemaßt zu haben, bekennet doch offen und frei, daß er, des h. Goars Knecht, durch ihn geheilt worden.

Des besagten Walther Vatersbruder, Reginer, edel zwar von Herkunft, doch in Sinn und Handlung von Geiz und Grausamkeit beherrscht, daneben ein Verächter des Gnadenortes, empfand für alle, die nach Geburt und Sprache Römer, einen so großen angestammten Haß, daß er eines solchen Anblick niemals mit Gleichmuth zu ertragen vermochte, häufig auch, wenn ein Römer seiner Gewalt verfiel, grausam ihn

mißhandelte; in solchem thörichten Hasse und barbarischen Sinne verabscheute er namentlich den ehrwürdigen Abt Assuerus und mehre von dessen Mönchen. Eine Reise führte ihn zur Nähe der Zelle, wo eben der Abt weilte: beinahe zur Kirche gekommen, befahl er seinem Diener, ihn, wenn möglich, einen Weg zu führen, der ihm den Anblick von Goars Kirche und von den Römern, den Abt Assuerus und seine Brüder meinend, erspare. Ihn beherrschte eine solche, der barbarischen Wildheit entstammende Thorheit, daß er selbst nicht im Vorübergehen einen Römer schauen wollte, wenn dieser auch ein wackerer und edelgeborner Mann. Es verfehlte der Diener nicht, des Herren Begehren zu erfüllen. Sie gingen weiter, und befanden sich in unmittelbarer Nähe zu Kloster und Kirche, als der Diener dem Herren rieth, für kurze Augenblicke sein Haupt mit dem Mantel zu bedecken, damit er den Anblick derer, so ihm ein Greuel, vermeiden könne. So that denn Reginer, kam glücklich vorüber, und daß er nicht umschaue, erinnerte zum andernmal der Diener, wolle er anders vermeiden zu sehen, die ihm so widerwärtig. Die Worte waren nur eben aus des Dieners Munde, und der Herr wurde von einem Bauchfluß befallen, der in den nächsten Tagen seinem Leben ein Ende machte. Also hat Reginer seinen thörichten Uebermuth, seinen Widerwillen für den Gnadenort und den Verkehr mit den frommen Männern gebüßt, der Nachwelt aber außerdem eine Belehrung von Wichtigkeit hinterlassen. Einmal ergibt sich aus dem Vorfall der Franken ungemessene Geringschätzung der Provincialen, von welcher der Deutschen Abscheu für Mißheurathen, die Stammbäume, die Ahnenproben u. s. w. nur ein Ausfluß, dann, was nicht minder auffallend, daß noch gegen Ausgang des 8. Jahrhunderts Römer von Herkunft und Sprache in nicht geringer Zahl das Rheinthal, vorab dessen wildesten Theil, den Trechirgau bewohnten.

Das Fest des h. Goar zu begehen, hatte der Abt Assuerus, von mehren Mönchen begleitet, die Zelle besucht, es fehlten aber, sie zu bewirthen, die Fische: denen war, von wegen einer ungewöhnlichen Ueberschwemmung, nicht beizukommen. Sprach am Festtage selbst, plaudernd vor der Kirchenthüre, Ausegil,

ein Mönch von untadelhaftem Wandel, mit mehren der Brüder, und auf einmal wendete er sich scherzweise an des Ortes Patron, sprechend: „O heiliger Goar, wie lohnest du so getreulich dem Verdienst! Wir feiern dich in Vigilien und Psalmodien, alles deinem Festtage zu Ehren, und du schenkst uns heute noch nicht ein einziges Fischlein, womit wir uns laben möchten." Also hatte er kaum gesprochen, und der Fischer brachte einen stattlichen Fang, zwei Störe. Die hatten sich, bei dem plötzlich eingetretenen Fall des Stroms in dem an einem Baum befestigten Weidenkasten verspätet, und wurden sonach des Fischers Beute. Von sothanem Fisch durfte aber der kränkliche Abt nicht essen. Wiederum sprach Ansegil: „Mit uns hast du wohlgethan, mit Fischen zu einer Mahlzeit uns versorgt, aber unsern alten Abt hättest du nicht vergessen sollen. Für dessen Magen ist der Stör zu schwere Kost!" Also der Mönch, und über ein Kleines kam den Rhein herunter gefahren des Klosters Bäcker, der in der Mühle Mehl gefaßt, und dem, während er über die Wogen dahinglitt, ein Hecht in den Nachen sprang. Den hat der Bäcker festgehalten, mit samt dem Mehl ans Land geschafft, und ihn den an der Kirchenthüre zurückgebliebenen Brüdern überliefert. „Jetzt, o seliger Goar, ist vollständig geworden deine Gabe, du hast uns und deinem Alten hinreichende Speise gespendet," sprach dankend Ansegil. Res mira, ludentis potius, quam rogantis, voces tam facile exauditas.

Graf Heriwin wurde im Vorbeireiten von seinen Begleitern erinnert, sein Gebet hier zu verrichten, glaubte sich aber mit der Eile entschuldigen zu können, und sprengte fürbaß. Weit war er nicht gekommen, und er stürzte vom Gaul, beschädigte sich schwerlich: die Seinen erhoben ihn vom Boden, trugen ihn nach der Kirche, vor das Heiligthum, und vollständig ist er genesen. Aehnliches erlebte eine Aebtissin aus Metz, die hochgeborne Euphemia; sie wollte nicht absitzen, um zu beten, wie es doch aller Frommen Brauch, fiel unweit des Ortes vom Pferde und brach den Schenkel. Was sie freiwillig nicht gewollt, mußte sie jetzt sich gefallen lassen: sie wurde nach der Kirche zurückgebracht, und ihr die Gesundheit, welche sie durch eigene Schuld eingebüßt, durch des Heiligen Verdienst wiedergeschenkt.

Kaiser Karl, des glorwürdigsten Gedächtnisses, fuhr einst von Ingelheim, wo er den Palast sich erbaut, den Rhein hinab, Willens, in dem Castell bei dem Zusammenflusse von Rhein und Mosel zu übernachten; ihm folgten seine Söhne Karl und Pipin, jeder in einem eigenen Nachen. An dem Kloster des seligen Bekenners angelangt, wurde der Kaiser von dem Abt Assuerus begrüßt, eingeladen, daß er in der Zelle des seligen Goars einige Gaben der Mildthätigkeit, wie man zu sagen pflegt, anzunehmen geruhen möge. Das lehnte der Monarch ab, gab aber mit der Hand dem Sohne Karl ein Zeichen, daß er anzulegen und in der Kirche zu beten habe: er selbst setzte seine Fahrt fort. Der Prinz stieg aus, und sein Bruder Pipin, der in dem dritten Nachen folgte, vermeinend, er sehe des Vaters Schiff am Ufer halten, ging ebenfalls ans Land, und traf unverhofft in der Kirche mit dem Bruder zusammen. Beide Prinzen hatten zeither mancherlei und schweren Zwist untereinander gehabt, es kam aber auf sie die göttliche Gnade, und haben sie, durch die Fürbitte des heiligen Beichtigers gestärkt, den Bund brüderlicher Eintracht erneuert, darauf mit Speise und Trank sich gelabt, endlich mit allen den ihrigen fröhlich und wohlbehalten Coblenz erreicht.

Der Kaiser hingegen, der eben dahin seine Fahrt richtete, wurde unerwartet in Wolken und den dichtesten Nebel eingehüllt und dergestalten in dem Fluß herumgetrieben, daß weder er, noch einer seiner Begleiter, noch auch der Steuermann zu erkennen vermögend, in welche Richtung das Schiff zu bringen. So mußten sie den ganzen Rest des Tages hindurch mit dem Strom kämpfen, bis es endlich ihnen gelang, Land zu erreichen, nachdem der Kaiser seine Schuld erkannt und demüthiglich dem Heiligen abgebeten hatte. Nichtsdestoweniger hatten sie drei volle Meilen oberhalb Coblenz an einem Orte, wo auch des Nothwendigsten Mangel, die Nacht zuzubringen. Als der Tag gekommen, bekannte der Kaiser nochmals, er habe gesündigt, verschuldet die Gefahr auf dem Wasser, und daß er in der vergangenen Nacht alle Annehmlichkeit und Bequemlichkeit eines Königshofs entbehren müssen; das solle ihm aber nicht umsonst geschehen sein, und gelobe und verspreche er

unverbrüchlich, daß er niemals, in die Nähe des Heiligthums gekommen, und bei noch so großer Eile, versäumen werde, dem heiligen Bekenner seine Ehrfurcht zu bezeigen. Das Gelübde wurde durch ein Opfer von 20 Pfund Silber und zwei seidenen Mänteln bekräftigt, auch Zeitlebens heilig gehalten. Fastrada, des großen Karls dritte Gemahlin (seit 783, gest. 794), empfand ebenfalls des h. Goars Macht und Güte. Von heftigem anhaltenden Zahnschmerz geplagt, pilgerte sie zu seinem Grabe, und das Uebel wich. Die dankbare Königin schenkte der Zelle die villa Nasonia, das heutige Niederneisen, in dem Umfange der Grafschaft Diez.

Um dieselbe Zeit lebte zu Wesel ein Wingertsmann, deß Eigenthum mit den Weinbergen des h. Goars rainte, was ihm dann Gelegenheit gab, von Zeit zu Zeit ein Stücklein dieser Weinberge abzugraben und sich anzueignen. Der böse Nachbar lustwandelte einst, da bei strenger Kälte der Rhein weit und breit zugefroren, auf dem spiegelnden Eise, das fest genug Saumrosse und Fuhrwerk zu tragen. Als er recht in der Mitte des Strombettes sich befand, eine Gefahr von ferne nicht besorgend, riß mit einmal die erstarrte Fläche, und mit samt der Scholle, die ihn trug, wurde unaufhaltsam der Wanderer fortgerissen. Keine Hülfe war zu erblicken oder auch nur möglich bei dem entfesselten Element, unvermeidlich schien in dem tobenden Eisgang des Mannes Untergang, da dacht er an ihn, der allein helfen kann, und an des h. Goars Verdienste, dessen Verzeihung und Beistand er mit lauter Stimme anrief. Schon war er fortgetrieben bis der Kirche des h. Bekenners gegenüber, da zog er vom Arm den Handschuh, und von sich ihn schleudernd, gab er dem Heiligen das Eigenthum seines Wingerts. Sofort gestalteten die nächsten Eisschollen sich wie zu einem Schifflein und trugen den Mann unversehrt ans Land. Da hat er alsbald die Schenkung erneuert, und ist der Wingert bis auf den heutigen Tag der Zelle geblieben. Aehnliches erfuhr Isnard, der Procurator des königlichen Fiscus. Vielfältig war durch ihn die Familie des h. Goars geschädigt worden, und der sucht ihn heim im Traum, verweiset ihm sein Treiben, und prügelt ihn dergestalten

durch, daß er am andern Tage, weil er seiner Beine noch nicht mächtig, in einem Nachen zur Kirche geschafft werden mußte. Da lag er einige Zeit, bevor ihm die vormalige Gesundheit wieder verliehen worden, bis auf eine schwere Last, die er Zeitlebens, ungezweifelt ihm zum Heil, an seinem Leibe zu tragen hatte. Alle diese Wunder haben sich in den Zeiten des Abtes Assuerus († 810) zugetragen.

Auch deß Nachfolger, Tancred, hat deren nicht wenige gesehen. Einstens war in Gefolge anhaltender Regengüsse die Wocara zu einem furchtbaren Strom angeschwollen, der in seinem stürmischen Lauf was ihm vorkam, große und stark gebaute Häuser bis auf die Grundlage niederriß, die Trümmer gewaltsam dem Rheine zuschleppte. Auf einem der also gebrochenen Gebäude stand ein Thürmchen, dasselbe, welches jetzt noch über dem Dache der Kirche ruhend, bestimmt war, die Fahne zu tragen. Das Thürmchen, bei weitem nicht so fest als der übrige Bau, war dem stärksten Andrang der Flut ausgesetzt, blieb aber nichtsdestoweniger unversehrt, während das ihn tragende Gebäude mit seinen starken Mauern zusammenbrach. Als verlaufen die Flut, fand man auf dem Grunde des Thürmchens zwei Flaschen mit Oel: wie sie dahin gekommen, wußte niemand zu errathen. Eine Frau aus Irland, Brigitta, von einer Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel heimkehrend, wurde von ihren Reisegefährten zurückgelassen: von Anfang her war sie, die schlecht zu Fuß, ihnen lästig gewesen, die Erkrankte überließen sie ihrem Schicksal. Fremde erzeigten sich mitleidiger, denn die Landsleute, pflegten sechs Monate des verlassenen Weibes, führten, an St. Goars Jahrestag, die Kranke nach seiner Kirche, und dort wurde sie Angesichts des zahlreich versammelten Volkes vollständig geheilt, daß sie frei und leicht wie jeder andere sich bewegen konnte.

Hadelbolds, eines bekannten Mannes Hörige, die blind und stumm, wurde vor des Heiligen Grab ihrer Gebrechen ledig. Das machte sich der Herr zu Nutze, nöthigte die Dirne, für ihn zu arbeiten. Sie verfiel aufs neue den Schwachheiten früherer Zeit. Das Miracul endlich begreifend, schenkte Adelbold ihr die

Freiheit, ließ sie nach der Kirche zurückbringen. Nicht lange, und es wurden ihr wiederum die Gnaden, um welche ihres Herren Habsucht sie gebracht. Sie lebte bis zu ihrem Ende in der Zelle, wie das alles ihre Schwester, die daselbst bis auf den heutigen Tag wohnhaft, bezeugen kann. Eine andere blinde Frau empfing, in des Abtes Tancred Gegenwart, der Augen Licht. Wiederum befand sich der Abt in der Kirche, und eine von den Leibeigenen der Zelle brachte dahin ihr blind und stumm gebornes Söhnlein. Der Knabe hatte kaum das Gotteshaus betreten, und er fing an mit der Mutter zu plaudern, deutete auch mit dem Finger die Wandgemälde an. In freudigem Erstaunen hatte die Frau den Muth nicht, das ihr gewordene Miracul zu verkündigen, sie ging schweigend nach Haus, und alsbald stellte das alte Uebel sich wieder ein. Da erkannte die Mutter ihr Unrecht, und daß es sündhaft gewesen, die von dem Herren ihr geschenkte Gnade zu verschweigen. In Eile kehrte sie nach der Kirche zurück, dort berichtete sie dem Abt und dem versammelten Volke, was sich mit ihr zugetragen, und nur eben hatte sie ihr Bekenntniß abgelegt, als Sprache und Gesicht für immerdar dem Knaben wiedergegeben. So wurde auch gelegentlich von des h. Goars Festlichkeit dem Abt eine Frau aus Mainz vorgeführt; sie war lahm, erhielt aber den Gebrauch der Glieder wieder, als in der Vigil die Vesper zu Ende.

In einem Nachen, der mit Töpferwaare beladen, zu Berg fuhr, hatte eine Frau mit ihrem Söhnlein Platz gefunden. Als man dem Kloster nahe, schlagt die Frau den Begleitern einen Gang nach der Kirche vor, für den Fall aber, daß man ihr nicht beipflichten würde, bat sie anzulegen, damit sie allein ein kurzes Gebet verrichten könne, sie würde gleich wieder da sein. Das bewilligten die Schiffer, die Frau ging, das gar kleine Kind im Nachen zurücklassend. Bald aber wurde den Schiffern die Zeit lang, sie stießen ab, verfehlten in dem Felsenriff, in der Bank, die etwan hundert Schritte von St. Goars Kirche entfernt, das rechte Fahrwasser, rannten wider eine Klippe, und der Nachen versank. Darüber kam die Frau von ihrem Kirchengang zurück, sie sah die Töpfe auf dem Wasser schwimmen, über-

schaute das Unglück nach seinem ganzen Umfang, und strengte zugleich, unter Vergießung der bittersten Thränen, ihre Sehkraft an, um wo möglich den Leichnam ihres Söhnleins zu entdecken, und nicht den Leichnam hat sie erblickt, sondern das Kind, wie es von den Fluten getragen, dem Ufer zugespült wurde. Lebend, wohlbehalten erfaßte die Mutter den Liebling, während die Schiffer alle, meist geübte Schwimmer, verunglückten.

Eine andere Mutter, von ihrem fünfjährigen Knaben und von des Knaben Taufpathen begleitet, fuhr ebenfalls zu Berg. Den Knaben wandelte eine Lust an, das dem Nachen vorgespannte Pferd zu besteigen, und das wurde ihm erlaubt. Der Gaul, alsbald vermerkend, daß der Reiter seiner nicht mächtig, wich vom Leinenpfad ab und stürzte sich ins Wasser, an einer Stelle, wo das Ufer besonders hoch, breit und reißend der Strom. Das sahen mit Entsetzen, die im Schiffchen zurückgeblieben, helfen konnten sie nicht, nur beten und den h. Goar anrufen, und siehe, das Pferd, mitten durch ein Gewind von Klippen seinen Weg verfolgend, gelangte glücklich zum entgegengesetzten Ufer. Sattelfest blieb der Reiter, der doch kaum ein Schaukelpferd zu regieren gelernt hatte.

Willigeldus hatte den von seiner Mutter dem Kloster geschenkten Weinberg an sich gezogen, wurde aber dafür von einem bösartigen Teufel heimgesucht und so lange geplagt, bis er den Weinberg dem rechten Herren zurückgab, worauf dann ohne Säumen seine Genesung erfolgte. Wolf, obgleich er Priester geworden, hielt viele Jahre den Zehnten zurück, welchen er von wegen seines Erbgutes dem h. Goar schuldig, und wurde dafür mit Blindheit und Taubheit bestraft. In diesem Zustande wurde er von seinen Angehörigen nach der Kirche gebracht, er leistete vollen Ersatz für das begangene Unrecht, erhielt die Verzeihung des beleidigten Heiligen, und zugleich den Gebrauch seiner Sinne wieder. Ein Handelsmann, Badoart, fuhr den Rhein hinauf, und befand sich Angesichts der Zelle, als einer seiner Knechte, der Bestrafung eines Vergehens auszuweichen, dem Nachen entsprang und in der Kirche Zuflucht suchte. Dahin folgte ihm der Zürnende, erfaßte den Flüchtling, schleifte ihn fort, wie sehr auch

der zufällig gegenwärtige Mönch Herirard abmahnte und drohte, mißhandelte den Knecht vor der Kirchenthüre. Er verfiel aber, den Heiligen verachtend, dem bösen Geiste, erlitt schwere Tormente, starb in kurzem. Des Priesters Humfried Diener, um daß er sich gegen seinen Herren vergangen, sollte schwere Strafe erleiden, und wurde mit auf den Rücken gebundenen Armen zur Richtstätte geführt. Im Vorbeigehen verbeugte er sich gegen die Kirche, empfahl sich in stillem Gebet ihrem Schutzheiligen. Und siehe, es fielen von selbst seine Bande, daß es ihm möglich wurde, in schnellem Lauf die Kirche zu erreichen. Bis zu dieser Freistätte ihn zu verfolgen, hat Humfried Bedenken getragen, ist also, durch des Heiligen Vermittlung, der Verbrecher von Strafe frei geblieben.

Maximin, der Abt von St. Gereon binnen Cöln, hatte in der Gegend von Worms seinen Herbst eingethan, und fuhr samt vielen Begleitern, schwer mit Wein das Schiff belastet, den Rhein hinunter. Daß er zu dem h. Goar zu beten, anlegen lasse, riethen die Begleiter, Maximin meinte aber, das würde unnützer Zeitverlust sein, Gelegenheit genug sich ergeben, zu beten, das Schiff verfolgte seinen Lauf und befand sich Angesichts der Zelle, als das Vordertheil zum Sinken kam, die Fässer hinabrollten in den Strom, die Reisenden in die äußerste Lebensgefahr geriethen. Sie erhoben ein Jammergeschrei, klagten die Lauigkeit des Abtes an, beteten zu dem h. Goar. Ihre Noth und Gefahr gewahrte von dem erhöhten Ufer Abt Tancred, und augenblicklich setzte er all die Seinen in Bewegung, um den Verunglückten Hülfe zu bringen. So wurde denn unter des Abtes Beistand, durch Vieler sauere Arbeit, vornehmlich aber durch des h. Goars Vermittlung das Schiff gerettet, geborgen seine werthvolle Ladung, Abt Maximin wohlbehalten zum Ufer gebracht, wo er denn alsbald, unter der Gefährten Beistand, sein Gebet verrichtete.

Aehnliches hat sich mit einem Handelsmann aus Friesland zugetragen. Der hielt sich mit seinem Schifflein zum jenseitigen Ufer, gerieth aber in die Klippen und wurde gewaltsam durch die Trift herumgeschleudert, daß jeden Augenblick das Scheitern des gebrechlichen Fahrzeugs zu erwarten. Da rief der Mann

des h. Goars Namen und Verdienste an, und wunderbaren Beistand hat er gefunden. Zum Hafen geführt, opferte er, neben dem feurigsten Dankgebet, ein seidenes Kleid, das nachmalen der Cleriker Theodrad, für diese Begebenheit mein Gewährsmann, nach Prüm brachte. Ein anderer friesländischer Handelsmann, ebenfalls zu Berg fahrend, wurde, in die Nähe der Zelle gelangt, von seinen Leuten, die an der Leine zogen, angerufen, befragt, ob er nicht aussteigen wolle, um sein Gebet zu verrichten. Das kam ihm nicht gelegen, er fürchtete, über der hierdurch veranlaßten Zögerung das in Aussicht genommene bequeme Nachtlager zu versäumen, blieb also am Steuerruder, dessen Führung er auf sich genommen, sitzen. Von den Leinenschleppern hatte der Vorderste sich das Seil um den Leib gewickelt. Als er zur Bank gekommen, wurde das Schifflein von den stürmischen Wellen ergriffen, und allen Anstrengungen des Steuermanns zu Trotz, weit vom Ufer weggeschleudert. Die Leinenschlepper ließen schnell das Seil fahren, der Vordermann nur, der so rasch das Seil nicht abzuwickeln vermochte, wurde dem Schiff nachgerissen und versank alsbald in der Tiefe. Unter lautem Geschrei flehten die auf dem Lande zu Gott und dem h. Goar um Hülfe für den verunglückten Gefährten, während der Steuermann sich bemühte, sein Schiff in das rechte Fahrwasser zurückzubringen. Das gelang zwar nicht, aber doch erreichte das Schiff letzlich das jenseitige Ufer, wo der Kaufmann alsbald durch den Knecht, den er bei sich im Nachen behalten hatte, das Seil aufwickeln ließ; von dessen Ende umschlungen, wurde der Verunglückte herausgezogen. Alle Versuche, ins Leben ihn zurückzurufen, namentlich ein großes Feuer, bestimmt, die erloschenen Lebensfunken zu erneuern, ergaben sich unwirksam. Der Handelsmann mußte sich entschließen, nach dem linken Ufer zurückzukehren, um dem Leichnam eine Grabstätte zu suchen. Dafür wies der Küster der Kirche eine Stelle an, auch nahm er in seine Wohnung den Todten für eine Stunde auf; in der Zeit konnte das Grab fertig werden. Sie war aber noch nicht abgelaufen, als sich bei dem Scheintodten wieder einige Wärme einstellte. Er öffnete den Mund, suchte Athem zu schöpfen, warf einiges Blut aus, erhob sich vom Boden, und fand sich, nachdem

er in aller Anwesenden Gemeinschaft sein Dankgebet dargebracht, stark genug, um auf der Stelle die unterbrochene Thätigkeit an der Leine wieder anzutreten. Des Wunders, zu dem seine Sünde Veranlassung geworden, froh, opferte der Handelsmann ein Pfund Silber, und dann erst setzt er seine Reise fort. Noch erzählte Heirardus, der Mönch, dessen Glaubwürdigkeit Wandelbert zum Höchsten preiset, er habe zu zweimalen erlebt, daß die über dem Grabe des Heiligen aufgehängte Lampe, ohne eines Menschen Zuthun, von selbst sich entzündete, ein reichliches Licht verbreitete, und es wird, daß dieses in dem gegenwärtigen Jahre 839, und in dem vorigen Jahre sich ereignete, von mehren, die deß Zeugen gewesen, bestätigt.

Unter den Wundern, der Regierung Marquards, des dritten Abtes in Prüm (+ 853) angehörend, stellt Wandelbert oben an dasjenige, so Ludwig, der fromme Kaiser, sich erflehte. Geplagt vom Zipperlein, das zum öftern ihn heimsuchte, fuhr er von Ingelheim hinab nach St. Goars Zelle, in dermaßen kläglichem Zustande, daß er beim Aussteigen kaum die Beine rühren konnte, vielmehr auf den Schultern der ihn Stützenden, als auf den eigenen Füßen ruhte. Zur Kirche gelangt, warf er sich nieder in Andacht und Demuth vor dem Grabe des Seligen, und der Länge nach ausgestreckt auf dem Pflaster, verharrte er längere Zeit im Gebet. Sich erhebend, sprach er zu Gerungus, der erlauchte Mann, weiland Abt und des Palastes Graf, heute ein demüthiger Mönch: „Gott sei Dank, jetzt fühle ich Linderung, durch St. Goars Verdienste mir geworben, ich leide nicht mehr solche Schmerzen, wie bei meiner Ankunft.“ Er brachte auch den ganzen Tag heiter und fröhlich zu. Das habe ich von dem Abte, als einem Augenzeugen, vernommen, wiewohl ich auch selbst Tags vorher zu Ingelheim im Palast den Kaiser den heftigsten Schmerzen erliegend gesehen hatte.

Im vorigen Jahre trug ein Bauer seinen Knaben, der vom Bösen besessen, zur Kirche. Heulend und jammernd trat er zu des Seligen Grab, sprach: „Heiliger Goar, gib mir jetzt mein Söhnlein zurück, mache den Jungen gesund durch des Teufels Ausweisung, und ich bringe dir zur Erkenntlichkeit einen Bienenstock. Nicht

vergeblich hat das Bäuerlein sein einfältiges Begehren vorgebracht, vielmehr zur Stunde und in Freuden den vollständig geheilten Jungen nach Haus getragen. Der Bienenstock, den er, seinem Versprechen treu, opferte, steht noch heute im Klostergarten. Das habe ich nicht nur von dem mehrmals genannten Theodrad, sondern auch von dem hiesigen Propst Heckebold, traun ein gelehrter und wahrheitliebender Mann, vernommen. Diesem Propst Heckebold ist auch widerfahren, was ich oben nur leicht berührte: als er im vergangenen Jahre am heiligen Ostertage, und zum andernmal in dem Jahr, daß dieses geschrieben, in der Fastenzeit Messe lesen wollte, wurde Licht gefordert: der Küster nahm die Ampel herunter, fand sie erloschen, lief, Feuer zu holen, und während dem entzündete sich von selbst, wie das viele sahen, der Ampel Docht, daß hell sie leuchtete. Daß ähnliches zum öftern sich ereignete, habe ich von mehren glaubwürdigen Männern, Augenzeugen, vernommen.

Die Aufzählung dieser in der neuern Zeit gewirkten Wunder mag beschließen der Bericht von dem, so sich zutrug, während ich noch mit der Abfassung des gegenwärtigen Aufsatzes beschäftigt war, ihn noch nicht herausgeben können. Das Jahrgedächtniß der Erhebung von des Heiligen Gebeinen zu feiern, war zahlreich wie immer das Volk zusammengeströmt; unter den vielen befand sich eine bekannte Frau aus der Nachbarschaft mit ihrem beinahe siebenjährigen Sohne, der lahm, stumm und taub geboren, der unglücklichen Mutter tagtäglich die bittersten Thränen kostete. Den führte sie in festem Glauben zu dem Grabe des Heiligen, verrichtete davor während der nächtlichen Vigilien ihr Gebet, und als am Schluß der Mette das Evangelium gesungen wurde, erhob sich ohne sonderliche Anstrengung der Knabe, und auf seinen Füßen, die noch niemals die Erde berührt hatten, stehend, rief er mit heller Stimme zu zweimalen seiner Mutter. Unter freudigen Thränen eilte sie hinzu, um zu sehen, wie auftrat, wie des Augenlichtes sich freute der Knabe, den sie als einen preßhaften Krüppel bei Seite gelegt, um zu lauschen seinen Worten. Von heiligem Schauder fühlten sich erfüllt alle, die da versammelt, tausende von Kehlen verkündigten des Erlösers Lob, daß die

Kirche erbebte, und hat das Wunder, an dem einen Kinde gewirkt, in vielen Herzen das Feuer des Glaubens angefacht. An demselben Tage, während des Hochamtes, wurde ein Mädchen, das mit jenem Knaben beinahe gleichen Alters und seit langer Zeit erblindet, von den gläubigen Eltern zu des Heiligen Schrein geführt, und zur Stunde sehend.

Wandelbert war vermuthlich noch ein Knabe, als St. Goars Zelle einen unfreiwilligen Gast der vornehmsten Herkunft aufzunehmen, zu verwahren hatte. Es ist das der bayerische Herzog Thassilo gewesen, der letzte der Agilolfinger, die dem Königshause der Merovinger entsprossen, stets in einer exceptionellen Stellung zu dem Frankenreiche sich befanden, und zum öftern, und zumal unter der Herrschaft der Rois fainéans beinahe unabhängig sich wähnen konnten. Den Wahn ihnen zu benehmen, hat Karl Martel, nachdem er siegreich Alemannien durchzogen, zum erstenmal 725, und nochmalen 728 Bayern heimgesucht, reiche Beute dort gesammelt, und dem Lande zwei Prinzessinen entführt, des ermordeten Herzogs Grimoald Wittwe Bilitrude, und ihre Nichte Sunehild, die 725 des Siegers zweite Gemahlin wurde. Der Eindruck von Martels Waffen erhielt Bayern in Ruhe während der ganzen Regierung von Hugbert, der Grimoalds Nachfolger geworden ist. Er starb 735, und hatte zum Nachfolger jenen Odilo, auf dessen bittliches Ersuchen der h. Bonifacius nach Bayern sich erhob 739, neben andern, die Aufnahme der Religion bezweckenden Einrichtungen, die Grenzen der vier schon vorher errichteten Bisthümer bestimmte, und für jede Kirche einen Bischof bestellte, oder den schon vorhandenen bestätigte. Mehr oder weniger bei diesen heilsamen Anordnungen betheiligt, fand Odilo bei Lebzeiten des Martel keine Gelegenheit, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs zu wirken.

Aber in den Unruhen, welche nach des Hausmaiers Ableben (15. Oct. 741) seine Familie zerrütteten, ergaben sich die ersten Andeutungen der Ereignisse, welche nach einigen vierzig Jahren die Herrlichkeit der Agilolfinger brechen sollten. Aus der ersten Ehe mit Chrotrudis oder Rotrudis († 724) hinterließ Karl, neben den Söhnen Karlmann und Pipin, die Hiltrudis, aus

der zweiten Ehe den einzigen Sohn Griffo, und diesem hatte der Vater sein Erbtheil in dem Herzen des Reichs, in Neustrien angewiesen, doch auch einige Stücke von Austrasien und Burgund hinzugefügt. Ueber die Grenzen seines Gebietes vermuthlich kam der Jüngling zu Streit mit seinen Halbbrüdern. Seine Mutter Sunehild scheint ihm dabei mit Rath und That an Hand gegangen zu sein: sie wurde auf Veranstaltung ihrer Stiefsöhne ergriffen und dem Kloster Chelles eingesperrt, 741, Griffo aber in der Feste Laon, deren er sich bemächtigt, belagert, genöthigt, sich gefangen zu geben, und in sichern Verwahr nach der unweit Prüm belegenen Feste Neuerburg, welche zu der Karolinger Erbgütern gehörig, gebracht. Außer Stand gesetzt, in anderer Weise ihm beizustehen, unterhielt seine Mutter von Chelles aus Verständnisse mit ihrer Stieftochter, und die wurden so innig, daß Hiltrudis auf ihren Rath aus dem Reiche entwich, mit Hülfe einiger Freunde über den Rhein und nach Bayern kam, 742, wo sie dem Herzog Odilo angetraut wurde, gegen ihrer Brüder Rath und Willen.

Dem mächtigen Gegner, so er sich hiermit erweckt, um so leichter zu widerstehen, suchte Odilo den Beistand der mit ihm in gleicher Lage sich befindenden Fürsten. Mit Hunold, dem Herzog von Aquitanien, schloß er ein Bündniß, daß dieser es wagen durfte, den Grenzen von Neustrien einzubrechen. Er wurde jedoch blutig zurückgewiesen, bis zu den Vorstädten von Bourges verfolgt, die Feste Loches ihm entrissen. Die Sieger wurden zurückgerufen durch die Bewegungen Theodebalds, des Herzogs der Alemannier (Herbst 742); den zu bändigen, zogen die beiden Fürsten der Franken mit Heereskraft an die obere Donau, und die besiegten Alemannier baten um Frieden, gaben Geisel, als die Bürgen künftiger Treue, brachten Geschenke, und erkannten die fränkische Herrschaft. Im nächsten Jahre kam auch an Bayern die Reihe. Karlmann und Pipin nahmen ihren Weg mitten durch Alemannien nach dem Lech: an dem jenseitigen Ufer hatte sich Odilo mit seinen Bayern, auch mit sächsischen, alemannischen und slavischen Söldnern gelagert. Vierzehn Tage lang standen die beiden Heere einander im Gesicht, bis daß die Franken, zum

äußersten erbittert durch den Hohn, welchen sie über der langen Unthätigkeit erdulden müssen, sich Bahn brachen durch Sümpfe und unwegsame Gegenden, und in einem plötzlichen nächtlichen Angriff die Bayern aufs Haupt schlugen. Von wenigen begleitet, rettete Herzog Odilo sich durch schimpfliche Flucht über den Inn. Daß die Entscheidung so lange sich hinzog, scheint großentheils durch die von dem päpstlichen Legaten Sergius geführte Unterhandlung veranlaßt. Dieser hatte den fränkischen Fürsten die Fortsetzung der Feindseligkeiten untersagen wollen, in des Papstes Namen ihnen geboten, ihr Volk von der bayerischen Grenze abzuführen. Er wurde, zusamt Bischof Gauzebald, zum Gefangenen gemacht, und dem einen der Brüder vorgeführt. Da sprach zu ihm in lobenswerther Mäßigung Pipin: „Jetzt haben wir erfahren, Herr Sergius, daß du der heilige Vater nicht bist, noch auch sein wahrhaftiger Abgesandter. Du sagtest uns gestern, daß der apostolische Herr in seinem und des h. Petrus Namen in unserm Streite mit den Bayern sich nicht auf unserer Seite befinde, und wir antworteten dir, daß weder der h. Petrus, noch der apostolische Herr mit diesem Auftrage dich uns zugesendet haben könne. Wisse denn, daß der h. Petrus, wenn die Gerechtigkeit nicht mit uns war, nimmermehr in der heutigen Schlacht uns zu Beistand gewesen sein würde, und magst du dich versichert halten, daß auf Verwendung des h. Petrus, des Fürsten der Apostel, und durch Gottes Gericht, dem wir jederzeit unterwürfig, Bayern und sein Volk zum fränkischen Reiche gehören."

Das ganze Land wurde von den Siegern eingenommen, und 52 Tage lang behauptet, dann Frieden geschlossen, welchen zu besiegeln, Odilo den fränkischen Fürsten in ihre Heimath folgte, auch daselbst längere Zeit, multis diebus, sich aufhielt. Daß aber bei dieser Gelegenheit der Nordgau von Bayern abgerissen worden, ist ein Märchen, er war von jeher ein zu Franconien gehöriger Gau. Richtig hingegen ist es, daß von dem an das Verhältniß Bayerns zu dem fränkischen Reiche genauer bestimmt, dadurch Pipin sogar veranlaßt wurde, der Bayerfürsten kirchliche Stiftungen zu bekräftigen. Hiltrudis, zu dem allen die Veranlassung, Wittwe seit 747 oder 749, starb im J. 754, daß sie demnach

eine abermalige Umwälzung der Dinge in Bayern und eine noch folgenreichere in Franken sehen mußte. Ihren Halbbruder Griffo hatte Pipin, der Franken König seit 752, der Haft entlassen im J. 747, auch mehre Lehen und Grafschaften ihm verliehen, nichtsdestoweniger entfloh er zu den Sachsen, von dannen er 749 nach Bayern sich wendete, und mit leichter Mühe das Herzogthum den schwachen Händen Hiltrudens und ihres etwan 742 gebornen Sohnes Thassilo entriß. Mutter und Sohn wurden seine Gefangne. Nach Bayern den unruhigen Bruder zu verfolgen, sah Pipin sich genöthigt, wiederum fiel Griffo in seine Hände, und wohl hätte dieser, mit der Stadt Mans und zwölf Grafschaften in Neustrien beschenkt, sein Geschick erträglich finden können, allein es trieb ihn der rastlose Sinn zu Waifar, dem rebellischen Herzog von Aquitanien, und mit dessen Rath begab er sich auf den Weg nach Italien, den König der Longobarden für ein gegen Pipin gerichtetes Bündniß zu gewinnen. Ueber dieser Fahrt wurde er im Thal von Maurienne ergriffen und ermordet, 752.

Das Herzogthum Bayern gab Pipin alsbald nach Griffos Austreibung seinem Neffen Thassilo zurück, und hat dieser, so jung er noch war, im J. 755 der Franken Märzfeld, das zwar damals in den Mai verlegt wurde, besucht, auch weil daselbst Krieg gegen die Longobarden beschlossen worden, seinem Oheim und König die Heeresfolge geleistet. König Aistulf, in Pavia eingeschlossen, suchte und erhielt Frieden. Vielleicht geschah es auf diesem Zuge, daß Oheim und Neffe sich entzweiten, wenigstens berichtet Sigebert von Gemblours 756 von einer Versöhnung Thassilos mit dem König, an deren Aufrichtigkeit Pipin gezweifelt zu haben scheint, denn auf dem Tag zu Compiègne 756 erschienen, mußte Thassilo sich ihm ganz und gar ergeben, und auf die Leiber der hh. Dionysius, Germanus und Martinus schwören, wie auch von seinen Großen geschah, daß er dem K. Pipin und dessen Söhnen getreu sein wolle, und hat er denselben Eid zum andernmal geschworen 757, über den Leibern der hh. Dionysius, Rusticus, Eleutherius, Germanus oder Martinus. Diese Eide scheint Thassilo in eigenthümlicher Weise gedeutet zu haben. Auf der Reichsversammlung zu Nevers 763 gegenwärtig, sollte er den

Feldzug gegen den unruhigen Herzog von Aquitanien mitmachen, „uneingedenk aber aller von dem königlichen Oheim empfangenen Wohlthaten,“ ging er nach Bayern zurück, eine Krankheit vorschützend, um nie mehr, das hat er sich gelobt, des Königs Angesicht zu schauen. Fast sollt es scheinen, er habe mit Herzog Waifar im Einverständniß gehandelt, es wurde auch sein Abgang vom Heere als ein Treubruch betrachtet und von dessen Bestrafung auf der Reichsversammlung zu Worms, 764, gehandelt. Daß Thassilo selbst sich nicht frei wußte, ergibt sich aus des Papstes Paulus I Schreiben an K. Pipin vom J. 765, worin er sagt, der Bayern Herzog Thassilo habe zu mehrmalen ihn ersucht, seinen Frieden mit dem König zu vermitteln. Die zu dem Ende von dem Papste bestellten Gesandten seien aber auf der Reise, zu Ausgang des Maimonats, in Pavia, als dem K. Desiderius verdächtig, angehalten worden. „Es scheinet hieraus ganz natürlich zu vermuthen zu seyn, daß Herzog Thassilo schon um diese Zeit einiges Verständniß mit dem Könige Desiderius gehabt habe, der eben die Aussöhnung des Thassilo mit dem Pipin hat verhindern wollen,“ merkt an der wahrlich nicht für die Franken parteiische Mederer. Eine zweite von dem Papst abgefertigte Gesandtschaft könnte glücklicher gewesen sein, wenigstens hat Pipin, »Novus Moyses, praefulgidus David, prae cunctis regibus christianissimus, orthodoxus regum, et regum sublimissimus,« wie die Päpste ihn bezeichnen, aller Feindseligkeiten gegen Bayern sich enthalten. Er starb den 24. Sept. 768.

Vielleicht noch in demselben Jahre vermählte sich Herzog Thassilo mit des longobardischen Königs Desiderius Tochter Luitberga, deren Brautschatz wohl in einem Theile von Rhätien, den die Longobarden 725—728 den Bayern entrissen, bestanden haben könnte, die jedoch seine Stellung, den fränkischen Königen gegenüber, noch schwieriger machen mußte. Gleichwohl findet sich nicht, daß Karl, der Beherrscher von Austrasien, welcher demnach ein vorzügliches Interesse in den Beziehungen zu Bayern finden mußte, einen Bruch mit Thassilo herbeizuführen gesucht habe. Vielmehr bewarb er sich um die Freundschaft des Longobardenkönigs, der als Thassilos Schwiegervater und Nachbar

auf dessen Entschließungen wesentlichen Einfluß übte, und ging die Königin Bertrade selbst 770 nach Italien, um dem ältern ihrer Söhne eine Tochter des K. Desiderius zu freien. So besuchte auch Abt Sturm von Fulda, Bayer von Geburt, den Hof des Herzogs Thassilo, mit dem ausdrücklichen Auftrage, diesen in der Freundschaft für Karl zu erhalten, was auch, während einiger Jahre, dem Gesandten glückte. Dagegen wollte K. Karl an der longobardischen Prinzessin, die von einigen Irmgard oder auch Desiderata genannt wird, keinen Gefallen finden, sondern schickte sie, die »clinica et ad propagandam prolem inhabilis«, nach eines Jahres Verlauf, dem Vater zurück 771. In demselben Jahre, den 4. Dec. starb zu Samoucy bei Laon Karls jüngerer Bruder Karloman; Beherrscher der andern Hälfte des Reichs, hatte er vielfältig in Uneinigkeit mit dem Bruder gelebt. Daß Karl ihr davon die Schuld beimessen würde, besorgend, flüchtete die Wittwe, Gerberg, mit ihren beiden Söhnen und mehren Großen nach Italien zu K. Desiderius. Karl, von nun an den gesamten Streitkräften der fränkischen Monarchie gebietend, vernichtete mit Leichtigkeit das Reich der Longobarden, 774, ohne daß jedoch Thassilo dabei ihm die Heeresfolge geleistet hätte. Dagegen befanden sich Bayern in bedeutender Zahl bei dem Heere, so Karl nach dem Ebro führte, das aber schließlich in dem Ronceval zu Schaden kam 778, in dem Jahre demnach, daß Thassilo das herrliche Kloster Kremsmünster stiftete.

Den Fall des longobardischen Reichs hat mit Gleichgültigkeit der Bayern Herzog gesehen, dagegen im J. 780 einen sonder Zweifel ohnmächtigen Versuch gemacht, der fränkischen Oberherrlichkeit sich zu entledigen: »Thassilo dux contra Carolum regem rebellat, hortatu uxoris suae, quae exilium patris sui per maritum suum vindicare tentabat,« schreibt Sigebert von Gemblours. Nur geringe Aufmerksamkeit schenkte der König dem nichtigen Unternehmen, aber vergessen wurde es nicht. Der einen Thorheit gesellten sich mehre, darunter diejenige, welche ich auf Aventins Gewähr erzähle: „Herzog Thessel und sein Gemahl, die Herzogin Frau Leitpirg, schickten ihren Sohn Herzog Dieth oder Theodo aus besonderer Andacht, um ihrer Seelen Heil willen,

gen Rom mit großem Opfer, ein treffentlich Botschaft. König Karl wollte sie nit alle durchlassen, schuf das Volk alles wieder heim. Aber Herzog Thessel gefiel die Sache nit, thät ihm Ahnt, daß sein Vetter, König Karl, ihm sein Volk nicht hett wöllen durchlassen, gewann einen großen Grollen zu König Karl. Aber Herzog Wittekind aus Sachsen, der fiel in Frankreich, that großen Schaden König Karl, darumb Karls Hauptmann in Italien, Herzog Ruprecht meinte, es wäre eine Anstiftung von Herzog Thessel in Bayern, fiel in das Bayerland, in das Etschland. — Mehrgenannter Herzog Ruprecht fiel wieder in Bayern, wollte die Bayerische Stadt Botzen wieder einnehmen, Herzog Thessel schicket dahin sein Hauptleut Gabein und Iswein, die erschlugen Herzog Ruprecht, und mit ihm viel der Feinde."

Bei dem allen wollte K. Karl der Gewalt sich immer nicht gebrauchen, suchte vielmehr durch des Papstes Adrian Vermittlung den unruhigen Vasallen um die Gefahren seines Treibens zu belehren. Zwei Bischöfe hat Papst Adrian nach Bayern geschickt, denen Karl seinen Vertrauten, den Diacon Rikulf, und seinen Schenken beigab, und waren diese beauftragt, den Herzog an den Eid, durch welchen er vordem dem K. Pipin und dessen Söhnen sich verpflichtet, zu erinnern, auch die Erneuerung dieses Eides zu fordern. Erreicht wurde nichts, aber im J. 787 entsendete Thassilo, dem doch allmälig seine isolirte Lage bedenklich wurde, den Bischof Arno von Salzburg und den Abt Heinrich nach Rom, um sich wegen der fortwährend von dem König erhobenen Klagen zu rechtfertigen, und eine dauerhafte Aussöhnung zu Stande zu bringen. Sehr gern ließ Karl, der eben zu Rom weilte, sich die von dem Papst versuchte Vermittlung gefallen, als es aber zur Hauptsache kam, erklärten die herzoglichen Gesandten, daß sie keine Vollmacht hätten, abzuschließen, sondern nur zu vernehmen, was Papst und König vorbringen würden. Dagegen bestand der Papst darauf, daß Thassilo sich unterwerfe, wie er eidlich sich verpflichtet (8. April 787), und bedrohte den Herzog und seine Anhänger mit dem Banne, machte ihn verantwortlich für das Christenblut, so durch seine Schuld vergossen werden könnte, und sprach im voraus den König und sein Heer

frei von allen Mordthaten und Brandstiftungen, von allen Freveln, welche des Krieges Folge sein könnten.

Noch im Juli desselben Jahrs veranstaltete Karl eine Reichsversammlung zu Worms, wo er den Großen auseinandersetzte, wie hinterlistig sich Thassilo gegen ihn, gegen den Papst benommen habe, und es wurde beschlossen, an den Herzog eine Gesandtschaft abzufertigen, die ihn ermahne zu thun, was durch den Papst ihm auferlegt. Davon wollte der Herzog nichts hören, und ein dreifacher Angriff auf Bayern wurde geboten. Mit dem Hauptheer bezog der König eine Stellung auf dem Lechfeld, in der Nähe von Augsburg. Die Ostfranken, Thüringer und Sachsen rückten an der Donau bis Pföring vor, Pipin der Königssohn führte ein Heer aus Italien heran, und hatte bereits Trient erreicht. Also umschlossen, gewahrend, daß die Bayern mehr dem König, als ihm zuhielten, zögerte Thassilo nicht länger, sich zu unterwerfen, er leistete oder erneuerte den Eid, gab seinen Sohn Theodo und zwölf andere Geisel, und wartete dem König in dem Lager bei Augsburg auf. Hier belehnte ihn Karl durch Ueberreichung eines Zepters, auf dessen Spitze eine Menschenfigur angebracht, zum Zeichen, daß hiermit Thassilo sein Lehensmann geworden. Eines solchen Pflichten zu erfüllen, war indessen der Herzog von ferne nicht gesonnen, vielmehr bedacht, „sich, sobald möglich, an dem König Karl zu rächen. Zu diesem Absehen mag es wohl seyn, daß er sich in der Stille an die Hunnen gewendet; denn ein öffentliches Bündniß hatte er gewiß nicht gemacht, weil er sich nicht würde getrauet haben, im Jahre 788, bey der Reichsversammlung vor dem König Karl zu erscheinen, wenn er geglaubt hätte, daß sein Verständniß mit den geschworenen Feinden der Franken dem König Karl bekannt seyn möchte. Unterdessen konnte er seinen innerlichen Verdruß so gar nicht verbergen, daß er sich auch verlauten ließ, wenn er zehn Söhne hätte, wollte er sie lieber alle aufopfern, als so gebunden seyn. Noch scheinbarer äusserte er seinen Unwillen gegen jene Große des Landes, die sich zur fränkischen Parthey geschlagen; es scheinet sogar, daß Thassilo diesen untreuen Unterthanen das Leben zu nehmen getrachtet habe."

Von dem bayerischen Zuge heimgekehrt, verweilte K. Karl längere Zeit zu Ingelheim; dort feierte er Weihnachten und Ostern, dahin berief er, Juni 788, die Gesamtheit seiner Vasallen. Auch Thassilo erschien, vermuthlich nicht ahnend, was hier seiner warte, und sofort traten einige bayerische Barone auf, ihn zu verklagen, daß er, obgleich er seinen Sohn als Geisel gegeben, auf Anstiften seiner Gemahlin Luitberg, welche von wegen ihres Vaters der Franken unversöhnliche Feindin, die Avaren zum Kriege gegen die Franken aufgewiegelt habe; eine Bezüchtigung, die durch die Ereignisse desselben Jahrs ihre Bestätigung erhielt, wie denn auch Thassilo überführt wurde, die Avaren beschickt zu haben. Die nämlichen Ankläger berichteten auch von Handlungen und Aeußerungen, so nur der grimmigste Haß dem Herzog eingegeben haben konnte, und deren er nicht eine zu läugnen vermochte. Nach ihnen traten mehre Franken, Longobarden und Sachsen auf, mancherlei Treulosigkeiten dem Herzog Schuld gebend, absonderlich, daß er im J. 763 das Heer verlassen habe, und indem das fränkische Gesetz dieses Verbrechen, die Heriselitz, mit dem Tode bestraft (1), so wurde einstimmig Thassilo des Todes schuldig erklärt, ein Ausspruch, welchen nach seiner Strenge vollziehen zu lassen, der König doch Anstand nahm. Thassilo wurde von Ingelheim nach St. Goars Zelle gebracht, und daselbst an des Heiligen Festtag, den 6. Jul. 788, zum Mönch geschoren (2), wie um dieselbe Zeit seinem Sohne Theodo geschah. Der Vater hatte durch inständiges Bitten erhalten, daß er nicht in der Pfalz geschoren werde, »propter confusionem videlicet atque opprobrium, quod a Francis habere videbatur.«

Daß der gefallene Fürst eben so fromm im Kloster gelebt habe, als er willig demselben einkehrte, versichert Eginhard, ohne

(1) Capitular. lib. III. cap. 70: »Quicunque absque licentia vel permissione principis de hoste reversus fuerit, quod factum Franci Heriseliz dicunt, volumus ut antiqua constitutio, id est, capitalis sententia erga illum puniendum custodiatur.«

(2) »Et ipse Dassilo ad S. Goare pridie nonas Julias tonsuratus est.« Appendix ad chron. Nibelung.

das Kloster weiter zu bezeichnen. Es ist daher unbestimmt, wie lange Thassilo in St. Goar weilte, und wann er von dannen nach der Abtei Jumiège (Gemeticum), in der dritten der Halbinseln, welche zwischen Rouen und Caudebec die Seine bildet, gebracht wurde. Sein Aufenthalt in Jumiège ist eben so ungezweifelt, als daß er zu St. Goar eingekleidet worden. Schreiben doch die Annal. Nazar. ad an. 788: »Rex precibus eius adquiescens, ad sanctum Gannarium qui iuxta Rheno flumine in corpore requiescere cognoscitur, eum transmisit, et ibidem clericus effectus est, et inde exiliatus est ad coenobium, quod adpellatur Gemeticum.« Der vorgeschlagenen Verbesserung des Namens Gannarium in Nazarium muß ich entgegensetzen, daß dem Herausgeber der Annalen der Unterschied der beiden Namen nicht unbekannt sein konnte, daß Goar und Goaricus nur zwei verschiedene Formen desselben Namens sind, daß nicht am Rhein gelegen ist Lorsch, des h. Nazarius Münster. Ich vermag es aber nicht zu bestimmen, ob Thassilo aus St. Goar, aus Lorsch oder Jumiège berufen wurde, um im Juni 794 vor dem Frankfurter Concilium zu erscheinen. „Hier," heißt es, in dem dritten Kanon der Beschlüsse dieses Conciliums, unter der Rubrik: Von der Gnade, die König Karl dem bayerischen Herzog Thassilo hat angedeihen lassen, „hier, nachdem dieses vorüber," d. i. nachdem die ketzerischen Meinungen der Bischöfe Elizandus und Felix von Urgel verdammt, und der griechischen Synode Ausspruch von Anbetung der Bilder verworfen worden, „kam es zu einem Capitularbeschluß in Betreff des Thassilo, weiland in Bayern Herzog, und des Königs Karl Vetter. Der heiligsten Versammlung eingeführt, bat dieser um Verzeihung für alle von ihm begangene Verbrechen, jene sowohl, deren er vordem gegen König Pipin und das fränkische Reich, als auch aller übrigen, deren er sich gegen unsern allergnädigsten König Karl, die ihm geschworne Treue verletzend, schuldig gemacht; wie er denn auch seinerseits allem Zorn und aller Feindschaft, und jeglichem Scandal, so er gegeben haben könnte, absagte. Er begab sich auch alles Rechtes und Eigenthums, das ihm, seinen Söhnen und Töchtern an dem Herzogthum Bayern von Rechtswegen zu-

ständig, und überließ dasselbe, ohne Vorbehalt eines künftigen Anspruches, dem König Karl, in dessen Erbarmen er seine Söhne und Töchter empfahl. Und deswegen hat unser Herr, der König, von Mitleiden bewogen, willig besagtem Thassilo die begangenen Fehler verziehen, ihm vollkommene Gnade angedeihen lassen, und ihn liebevoll in seine Huld aufgenommen; damit er wie vordem der göttlichen Barmherzigkeit sicher leben möge. Daher hat er auch von diesem Capitularbeschluß drei gleichlautende Urkunden anfertigen lassen, deren eine in der königlichen Pfalz aufzubewahren, die andere dem erwähnten Thassilo in sein Kloster mitzugeben, die dritte in der Capelle des heiligen Palastes zu hinterlegen." Thassilos Todesjahr findet sich nirgends angemerkt: in dem Nekrolog von Lorsch heißt es, wie gewöhnlich, ganz kurz: III idus decembr. Tessilo dux, ex laico mon. Damit ist aber keineswegs erwiesen, daß er im Kloster Lorsch sein Leben beschlossen habe. Mabillon will vielmehr, er sei zu Jumiège gestorben, glaubt auch daselbst ein ihm gesetztes Monument, von welchem unten Rede sein wird, aufgefunden zu haben. „Einige Martyrologia legen ihm den Titel eines Heiligen und den Ruhm der Wunderzeichen bey; allein die neuern Geschichtforscher tragen Bedenken, diesem Ausspruch beyzupflichten, weil er nicht Ansehen und Gründe genug hat" (Mederer).

Thassilos Gemahlin Luitberga wurde mit der Verbannung bestraft, von seinen Töchtern die eine in das Kloster Chelles, die andere nach Laon, in des h. Johannis Abtei mit den sieben Kirchen gegeben. Daß Thassilo außer Theodo noch den zweiten Sohn, Theotbert, gehabt, und daß beide geschoren wurden, Theodo zu St. Maximin bei Trier, erzählen die Annal. Nazar. ad an. 788. Das Kloster Chelles (Cala), wohin die eine von Thassilos Töchtern gebracht wurde, hat zu allen Zeiten für die Beherrscher von Frankreich eigenthümliche Wichtigkeit gehabt. Der Regent, Herzog von Orléans gab dahin eine seiner Töchter, die im folgenden Jahre zur Aebtissin geweihet wurde. Die Ceremonie ist Bd. 6 S. 316—318 beschrieben. Am 11. Sept. 1680 berichtet die Sévigné von einer ähnlichen Feier, als nämlich die Schwester der Fontanges, der Geliebten Ludwigs XIV, Besitz

nahm von jener Abtei: »M. de Rennes qui a repassé par ici en revenant de Lavardin, m'a conté qu'au sacre de madame de Chelles, les tentures de la couronne, les pierreries au soleil du Saint-Sacrement, la musique exquise, les odeurs, et la quantité d'évêques qui officioient surprirent tellement une manière de provinciale qui étoit là, qu'elle s'écria tout haut: N'est-ce pas ici le Paradis? Ah! non madame, dit quelqu'un, il n'y pas tant d'évêques. Peut-être que vous mettrez ce petit conte avec celui que je fis malheureusement un soir dans votre petite chambre; il n'importe, il est tout chaud, il faut qu'il passe.«

„K. Chilperich I," erzählt Gregor von Tours, „der Nero, der Herodes unserer Zeit, zu Chelles im Königshofe weilend, ergötzte sich vorzugsweise mit der Jagd. Einstmals kam er mit einbrechender Nacht aus dem Forst zurück, und indem er, vom Pferde steigend, mit der Hand auf eines Dieners Schulter sich stützte, sprang hinzu ein Unbekannter, verwundete den König mit seinem Messer unter der Achsel, und zum zweitenmal ausholend, in dem Unterleib: alsbald trat ein heftiger Blutverlust ein, theils dem Munde, theils den Stichwunden entströmend, und zur Stunde hauchte Chilperich seine ruchlose Seele aus. Wir haben des vielen Bösen, durch ihn gethan, erwähnt, erzählt, wie er mehre Landschaften ausbrennen, verwüsten ließ, ohne darum den mindesten Kummer zu empfinden, Freude vielmehr äußernd, ähnlich hierin jenem Nero, der Tragödien vortrug, während eine Feuersbrunst die Paläste verzehrte. Häufig hat er ohne Grund bestraft, nur um sich des Eigenthums der Unschuldigen zu bemächtigen. Selten gelangte unter ihm ein Priester zur bischöflichen Würde. Er war ein Gutschmecker, ein Götzendiener seines Bauches, hielt sich für den Weisesten der Menschen. Man hat von ihm zwei Bücher Gedichte, in welchen er den Sedulius nachzuahmen sich bemühet; aber seine Verse bestehen nicht auf ihren schwachen Füßen, und weil die Kunst ihm fremd, setzt er an die Stelle der langen kurze, lange Sylben statt der kurzen. Seine übrigen Opuscula, als Hymnen und Messen, sind durchaus verwerflich. Den Interessen der Armen entschieden abgeneigt, schmähte er bei

jeder Gelegenheit die Priester des Herren. Aller erdenklichen Ausschweifungen hat er sich schuldig gemacht." Von Chelles nannte sich, weil er dort geboren, Theoderich II, der vorletzte der langhaarigen Könige, gest. 737.

Damals bestand schon seit 80 Jahren auf der Stelle des vormaligen Königshofes Chelles ein Benedictinernonnenkloster, der frommen Bathilde Stiftung. Bathilde, eines Angelsachsen Tochter, wurde gar früh durch Seeräuber entführt, und an den fränkischen Hausmaier Erchinoald verkauft. Er schenkte die Sklavin seiner Gemahlin, als welche sehr bald Bathildens Vorzüge erkennend, sie von Herzen liebgewann. Erchinoald selbst und viele Andere ehrten der fremden Jungfrau Verdienst, und K. Chlodwig II hat mit der Gepriesenen um das J. 651 seine Krone getheilt. Wittwe zu Anfang des J. 656 führte Bathilde während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, K. Chlotars III, in Weisheit und Gerechtigkeit die vormundschaftliche Regierung. Stifterin der Abteien Chelles (658) und Corbie (659), nahm sie den Schleier zu Chelles, im J. 665, und daselbst ist sie als eine Heilige den 30. Januar 685 verschieden. Die Kirche heiligt ihr den 26. Januar.

Bevor sie noch der Welt entsagte, hatte die fromme Königin nach allen Himmelsgegenden ihr weites Reich durchzogen, um nach der Umstände Befund wohlthätig, und zumal dem Christenglauben eine mächtige Stütze zu werden. Also bereisete diese tugendstrebende Landesmutter auch das Rheinufer von Cöln bis Constanz. In Cöln erklärte ihr der heilige Bischof Kunibert alle Vorzüglichkeiten des paradiesischen Stroms, und nachdem er alle Wunder, welche bei und auf dem Rhein geleuchtet, ihr erzählt, beschenkte er sie mit Reliquien. So that in Mainz Bischof Ludogast, in dessen Hände die Königin Anweisungen auf starke, in Wohlthaten und auf geistliche Stiftungen zu verwendende Summen legte, also thaten in Straßburg und Constanz oder Vindonissa die Bischöfe Arbogast und Germanicus. Ueber dieser Rheinreise gewann die fromme Königin einen gar hohen Begriff von dem gottbegnadigten, weihvollen, Achtung gebietenden Rheinstrom. Sie ließ zu Mainz mehre Fuderfässer mit Rheinwasser füllen

und nach Chelles, in ihr Lieblingsgestift verführen, zugleich die von ihr daselbst eingesetzte Aebtissin Bertilia anweisend, daß sie mit diesem Wasser die Brunnen und Weiher des Klosters und die Marne, von welcher das Klostergebiet begrenzt, bis zu dem Punkt, wo der Fluß in die Seine sich ergießt, weihe, und das zur Ersprießlichkeit christlicher Erbauung, zur Förderung körperlicher Gesundheit und des Fischsegens, dann aber auch zu ihrer eigenen Seelenerheiterung, denn schon damals hatte sie gelobt, in besagtem Kloster, allen seinen Regeln sich unterwerfend, ihr Leben im Herren zu beschließen.

Der einen materiellen Huldigung gehen voran oder folgen, das ganze Mittelalter hindurch, der verschiedensten Art Huldigungen, dem König der Ströme dargebracht. Eine solche führt uns vor aus dem Beginn des dritten Lustrum des sechsten Jahrhunderts (so meldet Stephanus Heriger in seiner Memoria seu Saturnus 1020) der alte Chronist Rupertus Germanus in seinem Thesauro Moguntiaco 750 in curiculo vitae des Mainzer Bischofs Rather. „(510.) Dieser gottselige, wohlthätige Bischof fand sich durch die greuelhaften Verwüstungen der vandalischen Arianer in sehr gedrückter Lage, aber es gingen prophetische Träume in seinem Geiste himmlischen Lichtern gleich auf, in seinem Herzen wie Paradiesgartenblüthen, und ihm ward Muth und Kraft, Eigenschaften, die seinen beiden Vorfahren, den Bischöfen Eutropius und Adelbert, nicht erstehen wollten. Rather sammelte die entflohenen Bewohner, sorgte für Dach, Fach, Feldgeräthe und Besamung, förderte gar sehr den Feldbau und besonders auch die Weinberge. Er schuf um Mainz herum ein lieblich Gartenfeld, wenn auch die Stadt selbst und ihre Gotteshäuser immer noch einen traurigen Anblick boten. Der Rheinstrom wurde jetzt auch wieder mit Schiffen und Floßen und Mühlen belebt, und es bildete sich ein lustiges Handelsgetriebe nach Berg und Thal. Des Bischofs Kanzleischreiber, der gelahrte Macarius Cletus, machte auf die Stadt Mainz und auf den Rheinstrom schöne Carmina, die ihm gute Sölde gebracht haben. Hier folgt ein verdeutschter Auszug hievon.

Du Schmerzensmutter Mainz vor dem erhöhten Kreuz
Befreie Dich von Deinen Banden,
Der aufgeopferte Selbstopfrer ist erstanden,
In lebensfrischen Friedenslanden
Erblüht verjüngter Felder Reiz. —
Dein weiser, guter Herr, der gottberathne Rather,
Ist für des Oelzweigs Kräfte Bürge Dir,
Er ist Dir Stütze, Helfer, Vater,
Der Evangelien geheiligt vier,
Der Engel, Löwe, Adler, Stier.
Du hast, gedrängter Schicksalstöchter
Gedrängteste, Unseliges erlitten,
Acht heil'ge Väter haben für Dein Heil gestritten,
Acht heil'ge Väter waren Dir Verfechter,
In Gottes Anschau fochten sie mit Heldenmuth,
Doch weh! die treuen Zionswächter —
Sie fielen von den Todesstreichen ihrer Schlächter,
Und für den Glauben floß ihr Blut. —
O Mainz! Sei stolz darauf als auf ein Erbegut,
Und zieh' mit wahrer Siegesfreude
Die sieben Schwerter aus des Busens Scheide,
Den Satansdrachen zehrt die eigne Gluth:
Doch Du bist heil von Deinen Wunden,
Erfreu' Dich Deiner Herrlichkeit;
Du bist von Fahr und Schmerz befreit;
Der hohe Rächer hat sich eingefunden,
Die Ketzer, die Barbaren sind verschwunden.

Du Silberrhein! So oft gefärbt von Blut,
So oft gelähmt in Fesseln eingeschlagen,
Auch Dir erstehe neuer Muth,
Du darfst nun Deine klare Fluth
Durch heitre Friedensgauen tragen;
Du darfst in Vatermilde nun
Dem eignen Herzen gütlich thun,
Die Kinder Deiner Pflege speisen, tränken,
Dein goldnes Füllhorn spende für und für,
Dein Ruder rühr' sich auf den Schifferbänken,
Und Deine Gaben preisen wir
In heiteren Genüssen dankbar hier.

„(526.) Obgenannter Rupertus Germanus, der verschollene Schriftsteller, der sich freilich nicht über seine Zeit, jene der kindlichen Frömmigkeit und des blinden Wunderglaubens, erheben konnte, theilt noch ferner in seinem Schatzkasten der Geschichten und Sagen vom alten Mainz (750) über den Rheinstrom, Mainz und die ältesten Mainzer Bischöfe Folgendes mit: Der fromme, für die Ausbreitung des Christenglaubens eifrig bemühte Bischof Adelbald kämpfte mit vielen Anfechtungen vom bösen Feind, dem Sämann des Bösen, der auch nächtlich sich in der Stadt durch die Straßen herumtrieb, schnaubend und brüllend, wie ein brünstiger Heerdestier, und Böses auszurichten trachtete. Adelbald stellte einen feierlichen Bittgang um das Weichbild der Stadt an und auch innerhalb der Stadt; er schrieb Fast- und Bußtage aus, zwölf Priester sprengten geweihtes Cisternenwasser

aus den vorgetragenen Weihbrunnkesseln. Die Rauchpfannen verdampften Weihrauch, der Bischof ließ das Hochwürdigste ausstellen und betete laut vor allem Volk von Straßen- und Feldaltären herab die Beschwörungen von Höllenzwang und Teufelsbann. Der Böse aber verhöhnte all das, ihm war Alles nur ein ohnmächtig Bestreiten seiner Macht, vergleichbar jenem des frommen Job, des großen Dulderspiegels. Das Gemüth des Kirchenfürsten hatte sich vom Sternenhimmel des Vertrauens in die Schatten der Kleinmuth gekehrt. Da erschien dem Betrübten im nächtlichen Traume Sanct Petrus und sagte: Adelbald, tröste und ermanne dich; du wirst den schwarzen Geist der Versuchung besiegen, sobald du die rechten Waffen gegen ihn ergreifst. Ich habe den Rhein gesegnet und die Felder, da der Märtyrer Blut geflossen, die ihr Todesschweiß getränkt hat. Das Sprengwasser in den Weihbrunnkesseln muß aus dem Rhein oberhalb der Mainmündung geschöpft sein, und die Rauchfässer sollen kein anderes Rauchwerk verdampfen, als das, welches von den Wachholdersträuchen genommen wird, die auf den blutgetränkten Feldern der heiligen Martyrer und auf den wüsten Brandstätten der Gotteshäuser, von keines Menschen Hand gepflanzt, gewachsen sind. Nur so, Getreuer und Geliebter der heiligen Mutterkirche! wirst du die Gewalt brechen, die der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit den feindlichen Mächten übergeben hat. Der fromme Adelbald erkannte die Hand des Herrn, that, wie ihm der Fürst der Apostel eingerathen, und der Böse verließ die geheiligte Stadt und floh vor des Rheins geheiligtem Wasser.

„(550.) Der Bischof Landfried ritt vor dem Dieterthor die Pfaffenstraße hinauf, da fiel ihm auf der Michelshöhe hinter Weißenau ein steinern Muttergottesbild auf, das in einem Heiligenhäuschen geborgen, das Gesicht dem Rhein zukehrte und die Nahrung Christi darstellte. Er fand gar schön und anziehend dieses Bild, aber auf der einsamen Stelle nicht am rechten Ort, darum ließ er dasselbe von seiner Urstätte wegbringen in die Stadt Mainz, und in seiner Burgcapelle aufstellen. Da streckte sich die Hand Gottes aus, damit keine Ungebür geschehen möge. Vor

den Bischof trat plötzlich ein Greis im Pilgergewand, sein Antlitz war geisterhaft, sein Wort drang ein dem Kern des Herzens. Und der Mann sprach: Herr! Ihr habt das Bild der allerseligsten Gottesmutter aus ihrem Häuslein am Rheine weggenommen, aus dem Wohngezelt ihrer Weihe von dem Stifter aus. Solches darf nicht sein, fromme Gelübde reichen über das Grab. Vor hundert Jahren hat der Schiffer Peter Marks im September zwischen Mariä Geburt und dem Feste des heiligen Erzengels Michael dieses Denkmal, diesen Gelöbnißstein in der Nähe jener Stelle errichtet, wo im Rhein ihm ein Schiff zu Grund gegangen. Der Unglückliche war eine Zeit lang in Noth, ohne Brod, da ward ihm plötzlich eine Erbschaft. Er baute ein neues Schiff und setzte das Steinbild, als die Schützerin der Schifffahrt und des Handels, auf die Höhe. Die Nährung Christi ließ der Schiffer vom Bildner fertigen, alldieweil die heilige Mutter ihm mit ihrem Segen gleichsam eine himmlische Lebensmilch dargereicht hat. Jetzt thut nach meinem Worte. — Aber der Fürst, aus falscher Scham, that nicht nach dem Worte des Pilgrims. Da hörte er Nachts in seiner Kapelle, von wunderbarem Glanz erleuchtet, Engelstimmen im Chorgesang; und als der Tag kam, stand das Bild wieder auf der Michelshöhe der Weißenau. Damit hat die jungfräuliche Mutter der Liebe, die Königin Himmels und der Erde, deutlich darthun wollen, wie sie Schützerin und Wächterin des Rheins sein will, ihres Lieblings vor allen Flüssen der Erde. Sie hat sich aber auch schon oft gar klar als eine Wächterin der Stadt Mainz gezeigt. Schon mehrmals brach Feuer aus, das in der Nähe eines Marienbildes plötzlich erloschen ist. Einst wollte ein nachtmitternächtiger Brandstifter sein Höllenwerk vollbringen, Ort und Stunde waren zu seiner Sicherheit gut gewählt, als er aber die Brandfackel erhob und vor einer vollen Scheuer stand, da erblickte er ein Marienbild; das Bild wurde lebend und zeigte den Mantel vor. Da erstarrte der Bösewicht, die Sturmglocke erscholl von selbst, und der aufgegriffene Mordbrenner erhielt seinen Lohn. — Gepriesen seist du uns, du Rhein, du Mainz, du segenreiche Mutter des Heilandes!

„(560.) Unter dem Bischof Rudhard erlitt Mainz eine eigene Heimsuchung: Tausende von Einwohnern wurden aussätzig, falsche Propheten brachten viel Unruhe unter das Volk; man fürchtete das Aergste, die Pest. Rudhard ordnete Gebete und Fasten an, denn das umgreifende Uebel wurde als Strafe Gottes erkannt. Das Uebel blieb und ward ärger noch. Jetzt zeigte sich ein Barfüßermönch auf dem Marktplatz, der rief mit lauter Stimme: Ihr Thoren habt Salben gegen die Krätze von einem heidnischen Teufelsbündner erkauft, euer Geld ist weggeworfen, denn dieser Krämer ist arglistig und voll Trug. Wollt ihr heil werden, dann hängt den diebischen Krämer auf an den höchsten Schiffsmast und badet euch im freien Rhein, dem der Himmel gar wunderbare Kraft verliehen hat. So geschah es, und nach wenigen Bädern war die widrige Krankheit mit all ihren Spuren entwichen. Da ward öffentlich Dankfest angeordnet, und männiglich dankte dem Herrn des Lebens das Wunder der Heilung. Es ward aber auch viele Jahre lang ein Rheinfest gehalten, wobei die gekannten Badestellen besucht und benutzt und Segel und Flaggen der Schiffe mit Muttergottesbildern geziert wurden. Dabei sammelten sich zu festlichen Rheinfahrten Jung und Alt, Sänger und Fiedler. Als die Rächer ausgezogen waren, den Teufelsbündner, nach dem Aufrufe des Barfüßermönches, aufzuknüpfen, da fanden sie denselben todt auf einem Strohlager, der Höllenfürst hatte paktmäßig ihn erwürgt. Die Schergen warfen das Aas auf den Schindanger, den Dohlen und Raben zur Speise, diese aber haben den Höllenbraten mit Abscheu verschmäht.

„(580.) Unter dem Bischof Sidonius II, dem zwei und dreißigsten Bischof von Mainz, wurde von ihm selbst oder von seinem Cancellarius ein lateinischer Hymnus auf den Rhein gedichtet, der in versificirter Uebersetzung bruchstückweise hier vorgeführt wird.

Preis unsern Vätern, unsern Ahnen,
Die Gut und Muth und Tugend uns vermacht,
Und, lebend noch in blinder Heidennacht,
Doch längst geebnet unsers Lebens Bahnen.

Die alten Deutschen weihten Dich, o Rhein!
Zu hehrer Geisterwohnung ein;
Die Auen mußten Sitze hoher Priesterfeste sein,
Die Felsengrotten galten Gnomenwälle

Der Riesen Schaf- und Rinderställe,
Und regenbogenfarb'ge Wasserfälle
Im Donnersturz von schäumendem Gestein,
Sie zeigten ihren hohen Gnadenschein,
Die Geisterbrücke bis zur Himmelsschwelle.

Mit Dank und reger Liebe Gier
Die Augen unserer Vorvordern ruhten,
Du Trank- und Bad- und Speisegeber, stets auf Dir,
Sie legten die Entscheidung alles Bösen, alles Guten,
Und Gottesurtheil selbst in Deine richterlichen Fluthen,
Und noch thun Aehnliches auch wir;
Doch vor der alten Römer Opfergluthen
Ließ Dir, o Rhein! ohn' Scham und Scheu
Die scheußlichste Abgötterei
Auch Hekatomben bluten.
Man baute unter Weihgesängen dort und hier
Altäre, prägte Münzen Dir;
Man legte gar als Volksidol,
Als alles Erdenheils Symbol
In Riesengröß' Dich zwischen Nil und Tiber,
Dich mit dem Füllhorn, Dich der Angebeteten vor's Kapitol;
Und wem das Fatum stieg vom Kopf zum Herzen,
Der fühlte Cäsars Ahnungsschmerzen;
So ward auch dem Augustus gar nicht wohl;
Er eilte scheu am Riesengott vorüber,
Als faßte rüttelnd ihn die Göttin Fieber.

— — — — — —

Wie, Rhein, bist Du uns hohes Gut auf Erden,
Dein'n Silberlauf begleitet Preisgesang;
An Deinen Ufern weiden fette Heerden,
Auf Deinen Hügeln reift ein Himmelstrank;
Obsthaine, Blumen, Vögel aller Farben,
Ein Gartenfeld, das nimmer uns läßt barben;
Die reife Aehre neiget sich zu Garben,
Es strecken Hanf und Flachs
Dem Brecher sich entgegen,
Die Biene sammelt Honig, Wachs,
Es geben Lehren uns der Biber und der Dachs,
All überall Gedeih'n und Gottes Segen.—
Wer zählt und wiegt und nennt
Die Fische hier in ihrem Element;
Wer all das Federwild, das Gau und Au uns hegen?
Der Boden führt Krystalle, golddurchkörnten Sand.
Die Wälder, die in weiten Strecken
Die Berg' und Hügel längs den Ufern decken,
Sie geben Holz zum Bauen und zum Brand;
Und Hirsche, Rehe, Hasen, wilde Sauen
In ihrem Schooß ihr Lager bauen.
Die vielen Quellen darf man ja verschweigen nicht,
Die hier so wunderbare Kraft enthüllen,
Da sie Gesundheitsbrunnen, Heilungsbäder füllen:
Des Schöpfers Lieb' und Allmacht zünden hier ihr Licht.
Du Rhein, Du selbst dienst uns zum besten Bade,
Erlösend aus der Wehen Haft,
Erfrischend uns mit Jugendkraft,
Oft Wunder wirkend durch des Höchsten Gnade.

— — — — — —

Der Bauer, Gärtner, Fischer, Schiffer, Jäger und
Der Handelsmann — sie all erschauen
Durch Rheines Spiegel voll Vertrauen
Wirthschaftlichen Getriebes goldnen Grund.

— — — — — —

Zwölf Flüsse nimmst Du auf (*), die Deinen Lauf beflügeln,
Und sechzehn Städte (**) sich in Deinen Fluthen spiegeln;
Acht Wasserfälle (***) rauschest Du
Den Ohren der Beschauer zu,
Die an den großen Bilderschätzen,
Womit Natur Dich schmückt, sich letzen.

— — — — — —

Die Flöße, Fähren, Kähne rastlos gehn,
Die weißen Segel sich im Winde bauschen,
Die Wimpel lustig auf den Masten weh'n,
Die Ruder klatschen, Mühlen rauschen,
Und — beide Ufer zu vertauschen,
So wie sich die Geschäfte drehn —
Auf Ankerschiffen Brücken stehn.
In buntverzierten Schiffen, rein und schön,
Sehn wir Lustfahrer, Ritter, Pilger, Singerchöre,
In Hymnen sie sich selbst zu Gott erhöhn;
Ihm, Ihm allein gebürt ja alle Ehre! —
Wir sehen Schnepfen, Kraniche und Störche im Geröhre,
Kiebitze, Dommeln und Kampfhähne,
Auf blanker Fluth Antvögel, Gänse, Taucherlein und Schwäne.
Man sieht, wie sehr der Rhein die Fischer liebt,
Reich ist die Spende, die er ihnen gibt.
Wohl zeigen sich in seinem großen Speisesaale
Die Lachse, Anken, Karpfen, Hecht', Forellen, Aale,
Neunaugen, Barben, Barsche, Schlei'n,
Weißfische, Eschen, Kressen, Gründelein,
Und von der See herauf versteigen sich auch Störe,
Heilbutten, Thune, Flunder und Makrelen,
Seehund und Meerschwein auch verirren und vermählen
Im Rheinbett sich; die Schildkröt, Riesenkrebse dürfen auch nicht fehlen,
Die Tafellust der Reichen zu beseelen,
Versteht sich wohl von selbst, bei rheinischem Ehrenwein.

— — — — — —

Zum Jagen wird in Wald und Flur
Gelegenheit geboten ernsterer Natur
Als Fisch- und Vogelfang; wo Unheil bringt das Zagen,
Doch Sieg erwirbt ein kühnes Wagen,
Bestehn wir Wildschwein, Wolf, Luchs, Bär und Ur.

— — — — — —

Die Klio mit dem goldnen Griffel hat
In ihre Tafel eingezeichnet,
Was sich an Deinen Ufern, Vater Rhein!
Seit tausend Jahren hat ereignet;
Und alle, die sich strenger Wahrheit weihn,
Sie stimmen in dem Spruche überein:
Ein Mainz ist nur, und nur ein Rhein!

(*) Aar, Ill, Kinzig, Murg, Neckar, Main, Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr, Lippe.

(**) Constanz, Schaffhausen, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Bacharach, Wesel, St. Goar, Caub, Coblenz, Bonn, Cöln, Duisburg. — Mannheim, Düsseldorf, Neuwied u. a. m. waren noch nicht.

(***) Splügen, Tusis, Schaffhausen, Laufenburg, Rheinfelden, Bingen, St. Goar, Unkel.

„**Lorenz zum Fuß** (die Singerwettstreite in Mentze, 1330) und **Baldungen der Romaner** (der Singer Palmgart, 1425) führen Gedichte in lateinischer Sprache an, Lobgedichte auf den Rheinstrom und die Stadt Mainz, welche zwischen 600 und 750 von verschiedenen Poeten gedichtet und in Handschriften ausgebreitet worden. Sie werden hier meistens nur fragmentarisch in Uebersetzungsversuchen gegeben.

„**Hardebert Dolmar**, 600.

Gewaltbegabten, über denen
Der Fluch gedrückter Völker ruht,
Den feistgemästeten von Schweiß und Blut,
Von ungezählten Jammerthränen
Wir knechtisch, sündhaft oft Verehrung weihn.
Ja, Päpsten, Kaisern oft und gottverworfnen Fürsten,
Die frechen Hohns, oft auch im Frömmlerschein
Nach Macht und Gütern gieren, dürsten,
Besoffen von der Sündenfrüchte Taumelwein,
Die so wie Nero, Alexander sich,
Die so wie mancher Christen-Wütherich
Als Götzen auf Altäre stellen, Weihrauch fodern,
In Unersättlichkeit erlodern
Und Greul verüben freventlich.

Ha, solchen Ungeheur'n da Preisgesänge tönen,
Wo sich der Stolz gefühlten Menschenwerths verlor!
Zu solchen räuberischen Höllensöhnen,
Die selbst den Herrn des Himmels und der Erde höhnen,
Hebt sich zerdrückter Würmer Opferdampf empor!

Wir fliehen solchem schlechten Werke,
Wir fluchen ihm aus freier Seelenkraft.
Dem Schlechten wächst durch Schlechtes seine Stärke,
Der Blinde, Feige, der im Hundedienst erschlafft,
Mit Recht den eignen Dränger sich erschafft.

Wir Freien lassen uns in keine Fesseln schlagen,
Den Wahn verscheucht der Prüfung Licht,
Und der Betrüger soll uns täuschen nicht,
Wir wollen stolz den Blick zum Weltenvater tragen;
Für ihn erheben wir das Herz, das Schild,
Wir wollen ihn im Tugendmuthe fragen:
Herr! sind wir nicht dein Ebenbild?

Wir preisen uns, frei von des Truges Blendeschimmer,
Frei von des Wahnes Nebeldunstgeflimmer,
Den großen, treuen, guten Herrn, den Rhein,
Den großen König in des Himmels Gnadenschein,
Den großen König, der da immer
Uns väterlich erquickt und labt,
Mit seinen Schätzen reichlich uns begabt,
Den Feinden zwar sich stolz und stark erweiset,
Den treuen, biedren Söhnen aber freundlich hold,
Die er beschützt und tränkt und speiset;
Für Minne gibt er Minnesold.

Ihn, ihn, den König Rhein, ihr freien Söhne, preiset,
Auf, trinkt aus seinem Gold sein Gold!

„(769.) Teufelsbeschwörung. Karl des Großen Vater, Pipin, der Fromme, Siegreiche und Weise, das gewaltige Rüstzeug des befeindeten Christenthums, besuchte im Jahr 730 die heilige Stadt Cöln, wo ihm, als dem gottgeliebten Herzoge von Brabant und als dem großen Nacheiferer der Könige Chlotar und Dagobert gehuldigt worden. Dort war damals der heilige Kunibert der sechzehnte Bischof, und er ward des Königs Rath und Reichsgehülfe. Da ward demselben in Pipins Gegenwart ein Mann vorgeführt, von dem der Böse Besitz genommen hatte. Da der christliche Höllenzwang angewendet und die Teufelsgeißel eindringlich geschwungen ward, da fand sich der Satan gezwungen seine Wohnung zu verlassen, und er verlangte aus dem Ehebrecher auszufahren in den Rhein. Du unsaubrer, schmutziger Gast, sagte der Bischof, willst ein so klares, geweihtes Wasser besudeln, das der Weltschöpfer von seinem Urquell an gesegnet hat bis dahin, wo der Ocean seine dankbar geliebten und getheilten Wasser aufnimmt; dieses Segenswasser, das so viele Wunder durchleuchtete, das so viele Heilige ehrenwerth gemacht, so viele Naturkräfte geadelt haben. Fahre aus in den Abgrund des Meers unter die Ungeheuer der Nacht. Als der Böse dies gehört, da heulte er wie ein Wolf in der Falle und bat: Du Schrecklicher! so lasse mich fahren nach Burgund in das Herz eines Pfaffen, der das Eheweib eines franzischen edlen Ritters zum Ehebruch verleitet hat. Auf diesen wahrhaft satanischen Antrag gerieth der heilige Bischof in glühenden Zorneifer. Du Vater der Lügen, schrie er dem Furchtbaren zu, du Amme aller Laster: Solch ein Pfaffe ist nicht in der Welt, auch nicht solches Eheweib, es sei denn aus Bettlerlumpen hinter dem Miste aufgewachsen. — Das alles hörte mit an des Königs Begleiter und Marschalk, der edle Ritter Gangolphus, ein tapfrer Feldoberster und kluger Rathgeber, und ihm ward als höb sich ein schauerlich Schicksalsbild vor den Blick seiner Seele, denn seiner Gemahlin Ehetreue war ihm verdächtigt worden. Das bemerkte der Teufel und stieß ein gräßlich Lachen aus, er schrie: Nein, Herr Ritter, die Ehebrecherin ist nicht aus Lumpen hinterm Miste aufgewachsen, sie ist eines vornehmen Ritters edelgebornes christlich angetrautes

Ehegespons, und sie ist Euch, blasser Held, näher bekannt, als Euch lieb ist. Gangolf rief darauf: Wann du Lügenfürst diesesmal Wahrheit sprichst, dann bitte ich deinen Beschwörer, dir zu erlauben, in das Herz dieses Ahitofels, dieses Gottesräubers mit deiner ganzen gräßlichen Gewalt einzufahren, aber auch in den Sündenbalg des Weibes, das ihr Geschlecht schändet und den Stamm, dem sie entsprossen ist. Stummes starres Staunen hatte aller sich bemeistert, die hier anwesend waren; auch der Bischof Kunibert schwieg bestürzt. Da brach zuerst König Pipin das Schweigen; er drückte seinen Freund Gangolf an's Herz und sagte: Also geschehe es, und Kunibert sprach: Amen! Da flog der Teufel mit Siegesgeschrei aus und richtete sein Werk meisterlich ein, daß ihm die verbrecherischen Seelen zufielen: aber dem edlen frommen Gangolf kostete es das Leben; jenseits ward ihm die Märtyrerkrone.

„Vor Allem der Rhein. (Ein poetisches Epistelfragment von Alcuin, aus Tours, an den Geist seines Lehrers Beda, gestorben in Wearmouth 735.) Du über Grab und Zeit siegender Sämann, der Angelsachsen Weisheitsfürst, ehrwürdiger Vater Beda! Deine Lehren, durch heißen Dank als Erbtheil in mich eingebürgert, ersterben nie in mir. Befreunden wir uns doch mit allem dem, was uns wohlthätig nahe steht, und tiefer, herrischer noch wächst uns in Blut und Nerve ein, was kindlich und auch mütterlich dem Kinde nah gestanden, was unsrer Jugend Tummelplatz umgeben. Du herzgeliebter Durhameser sprachst mir viel und oft von deinen Knabenfreuden, von den geliebten Spielgenossen, Schulgesellen, oft schwärmerisch von der Weere blumenreichen Uferstrecken; dies Flüßlein war von Allem was zum Wasserreich gehört das Liebste, Schönste Dir. Ich Yorker habe auch ein Kinderpantheon mir aufgebaut, wie riesig deuchte jeder Spielplatz mir, wie werth war in meinem Knabencircus ein jeder Mitwettläufer mir, und wie hab ich die kleine Ouse mir gepriesen! Ihr Werth ward nicht in mir geringer, als ich die große Themse sah und ihre Riesenstadt. Die Ouse lächelte mich noch vertraulich an und noch das enge Vaterhaus, als ich die Seine erblickt und ihr Paris. Schon mehr gefiel mir Tours,

doch nur der hohen Martinsschule, meiner Stiftung, wegen, der liebgewordnen Gartenpflege wegen im Land des Glaubens und der Geister, und deßhalb fand auch die Loire Gnad vor meinem Blicke. Und doch kann ich die liebe Duse nicht vergessen, so wenig als die Amme, die mir Muttermilch, so wenig als den Mann, der mich das A B C gelehrt. War ich ja doch Gespiele ihr, sie war mir gar zu lieb. — Ich heiße Flaccus, und bin der Flaccus auch, der in dem Kahn, der ihn recht spielig auf derselben Tiber schaukelt, doch seine silberne Blandusia im Herzen trägt. Eins, eins ist freilich überwiegender Natur, ja eins macht große Ausnahm von der Regel. Das ist der Rhein! Der Rhein, der Allerherzenstrom, die Allerseelenfluth der allgemeinen Liebe! — Die Heimwehkinder schweigen hier, die Landsmannschaften hier verstummen in verzückter Schau; Dir Rhein, so ruft die Welt, gebürt der Ströme Primat! Mein hoher Freund, mein kaiserlicher Gönner, mein geistig hoch erhabner Winzerfürst im Weinberge des Herrn, der große Karl stimmt warm mit ein, er hat ein Lied auf ihn gedichtet, ich habe einen Hymnus ihm geschrieben und, mit vieler Lust, zwei Lieder für die Sänger. Ich bin nicht blind für meine Schwächen, und so hab ich mich gehütet in die Aachner Preisconcurrenz einzutreten, die der große Mann für das beste Lobgedicht auf den Rheinstrom ausgeschrieben hat, und vom Abt von Corevy ist gewonnen worden. Aber meine Bescheidenheit hindert mich nicht, mit mir zufrieden zu sein. Ja Rhenus! Alcuin liebt Dich, über Dich kann man leichtlich die ganze Wasserwelt mit ihren hundert Paradiesen vergessen: Du stehst voran mit Deiner Herrscherkrone und jede Meile Weges stellt Dir einen Siegesbogen auf. Zürnt nicht, ihr Nymphen der trauten Duse, meine dankbare Seele bleibt gerecht: vergessen seid ihr nicht. Von Ingelheim zum Rheine war des Kaisers liebster Morgenritt, gar oft mit mir. In Mainz, so sehr mich da meine Stiftung, die Palatina Carolina festgehalten und die hohe Domschule, und in Weißenau auf meiner Michelshöh' in meinem Seminario — o da bot der Rhein Herrlichkeiten mir ewig unvergeßlich. Gewiß, wär mein lieber Horaz am Rheine geboren worden und nicht in der apulischen Venusia,

den Bischof trat plötzlich ein Greis im Pilgergewand, sein Antlitz war geisterhaft, sein Wort drang ein dem Kern des Herzens. Und der Mann sprach: Herr! Ihr habt das Bild der allerseligsten Gottesmutter aus ihrem Häuslein am Rheine weggenommen, aus dem Wohngezelt ihrer Weihe von dem Stifter aus. Solches darf nicht sein, fromme Gelübde reichen über das Grab. Vor hundert Jahren hat der Schiffer Peter Marks im September zwischen Mariä Geburt und dem Feste des heiligen Erzengels Michael dieses Denkmal, diesen Gelöbnißstein in der Nähe jener Stelle errichtet, wo im Rhein ihm ein Schiff zu Grund gegangen. Der Unglückliche war eine Zeit lang in Noth, ohne Brod, da ward ihm plötzlich eine Erbschaft. Er baute ein neues Schiff und setzte das Steinbild, als die Schützerin der Schifffahrt und des Handels, auf die Höhe. Die Nahrung Christi ließ der Schiffer vom Bildner fertigen, alldieweil die heilige Mutter ihm mit ihrem Segen gleichsam eine himmlische Lebensmilch dargereicht hat. Jetzt thut nach meinem Worte. — Aber der Fürst, aus falscher Scham, that nicht nach dem Worte des Pilgrims. Da hörte er Nachts in seiner Kapelle, von wunderbarem Glanz erleuchtet, Engelstimmen im Chorgesang; und als der Tag kam, stand das Bild wieder auf der Michelshöhe vor Weißenau. Damit hat die jungfräuliche Mutter der Liebe, die Königin Himmels und der Erde, deutlich darthun wollen, wie sie Schützerin und Wächterin des Rheins sein will, ihres Lieblings vor allen Flüssen der Erde. Sie hat sich aber auch schon oft gar klar als eine Wächterin der Stadt Mainz gezeigt. Schon mehrmals brach Feuer aus, das in der Nähe eines Mariabildes plötzlich erloschen ist. Einst wollte ein raubmörderischer Brandstifter sein Höllenwerk vollbringen, Ort und Stunde waren zu seiner Sicherheit gut gewählt, als er aber die Brandfackel erhob und vor einer vollen Scheuer stand, da erblickte er ein Mariabild; das Bild wurde lebend und spreizte den Mantel vor. Da erstarrte der Bösewicht, die Sturmglocke erscholl von selbst, und der aufgegriffene Mordbrenner erhielt seinen Lohn. — Gepriesen seist du uns, du Rhein, du Mainz, du segenreiche Mutter des Heilandes!

„(560.) Unter dem Bischof Rudhard erlitt Mainz eine eigene Heimsuchung: Tausende von Einwohnern wurden aussätzig, falsche Propheten brachten viel Unruhe unter das Volk; man fürchtete das Aergste, die Pest. Rudhard ordnete Gebete und Fasten an, denn das umgreifende Uebel wurde als Strafe Gottes erkannt. Das Uebel blieb und ward ärger noch. Jetzt zeigte sich ein Barfüßermönch auf dem Marktplatz, der rief mit lauter Stimme: Ihr Thoren habt Salben gegen die Krätze von einem heidnischen Teufelsbündner erkauft, euer Geld ist weggeworfen, denn dieser Krämer ist arglistig und voll Trug. Wollt ihr heil werden, dann hängt den diebischen Krämer auf an den höchsten Schiffsmast und badet euch im freien Rhein, dem der Himmel gar wunderbare Kraft verliehen hat. So geschah es, und nach wenigen Bädern war die widrige Krankheit mit all ihren Spuren entwichen. Da ward öffentlich Dankfest angeordnet, und männiglich dankte dem Herrn des Lebens das Wunder der Heilung. Es ward aber auch viele Jahre lang ein Rheinfest gehalten, wobei die gekannten Badestellen besucht und benutzt und Segel und Flaggen der Schiffe mit Muttergottesbildern geziert wurden. Dabei sammelten sich zu festlichen Rheinfahrten Jung und Alt, Sänger und Fiedler. Als die Rächer ausgezogen waren, den Teufelsbündner, nach dem Aufrufe des Barfüßermönches, aufzuknüpfen, da fanden sie denselben todt auf einem Strohlager, der Höllenfürst hatte paktmäßig ihn erwürgt. Die Schergen warfen das Aas auf den Schindanger, den Dohlen und Raben zur Speise, diese aber haben den Höllenbraten mit Abscheu verschmäht.

„(580.) Unter dem Bischof Sidonius II, dem zwei und dreißigsten Bischof von Mainz, wurde von ihm selbst oder von seinem Cancellarius ein lateinischer Hymnus auf den Rhein gedichtet, der in versificirter Uebersetzung bruchstückweise hier vorgeführt wird.

Preis unsern Vätern, unsern Ahnen,
Die Gut und Muth und Tugend uns vermacht,
Und, lebend noch in blinder Heidennacht,
Doch längst geebnet unsers Lebens Bahnen.

Die alten Deutschen weihten Dich, o Rhein!
Zu hehrer Geisterwohnung ein;
Die Auen mußten Sitze hoher Priesterfeste sein,
Die Felsengrotten galten Gnomenwälle

Der Riesen Schaf- und Rinderställe,
Und regenbogenfarb'ge Wasserfälle
Im Donnersturz von schäumendem Gestein,
Sie zeigten ihren hohen Gnadenschein,
Die Geisterbrücke bis zur Himmelsschwelle.

Mit Dank und reger Liebe Gier
Die Augen unserer Vorvordern ruhten,
Du Trank- und Bad- und Speisegeber, stets auf Dir,
Sie legten die Entscheidung alles Bösen, alles Guten,
Und Gottesurtheil selbst in Deine richterlichen Fluthen,
Und noch thun Aehnliches auch wir;
Doch vor der alten Römer Opfergluthen
Ließ Dir, o Rhein! ohn' Scham und Scheu
Die scheußlichste Abgötterei
Auch Hekatomben bluten.
Man baute unter Weihgesängen dort und hier
Altäre, prägte Münzen Dir;
Man legte gar als Volksidol,
Als alles Erdenheils Symbol
In Riesengröß' Dich zwischen Nil und Tiber,
Dich mit dem Füllhorn, Dich der Angebeteten vor's Kapitol;
Und wem das Fatum stieg vom Kopf zum Herzen,
Der fühlte Cäsars Ahnungsschmerzen;
So ward auch dem Augustus gar nicht wohl;
Er eilte scheu am Riesengott vorüber,
Als faßte rüttelnd ihn die Göttin Fieber.

— — — — — —

Wie, Rhein, bist Du uns hohes Gut auf Erden,
Dein'n Silberlauf begleitet Preisgesang;
An Deinen Ufern weiden fette Heerden,
Auf Deinen Hügeln reift ein Himmelstrank;
Obsthaine, Blumen, Vögel aller Farben,
Ein Gartenfeld, das nimmer uns läßt darben;
Die reife Aehre neiget sich zu Garben,
Es strecken Hanf und Flachs
Dem Brecher sich entgegen,
Die Biene sammelt Honig, Wachs,
Es geben Lehren uns der Biber und der Dachs,
All überall Gedeih'n und Gottes Segen.—
Wer zählt und wiegt und nennt
Die Fische hier in ihrem Element;
Wer all das Federwild, das Gau und Au uns hegen?
Der Boden führt Krystalle, golddurchkörnten Sand.
Die Wälder, die in weiten Strecken
Die Berg' und Hügel längs den Ufern decken,
Sie geben Holz zum Bauen und zum Brand;
Und Hirsche, Rehe, Hasen, wilde Sauen
In ihrem Schooß ihr Lager bauen.
Die vielen Quellen darf man ja verschweigen nicht,
Die hier so wunderbare Kraft enthüllen,
Da sie Gesundheitsbrunnen, Heilungsbäder füllen:
Des Schöpfers Lieb' und Allmacht zünden hier ihr Licht.
Du Rhein, Du selbst dienst uns zum besten Bade,
Erlösend aus der Wehen Haft,
Erfrischend uns mit Jugendkraft,
Oft Wunder wirkend durch des Höchsten Gnade.

— — — — — —

Der Bauer, Gärtner, Fischer, Schiffer, Jäger und
Der Handelsmann — sie all erschauen
Durch Rheines Spiegel voll Vertrauen
Wirthschaftlichen Getriebes goldnen Grund.

— — — — — —

Zwölf Flüsse nimmst Du auf (*), die Deinen Lauf beflügeln,
Und sechzehn Städte (**) sich in Deinen Fluthen spiegeln;
Acht Wasserfälle (***) rauschest Du
Den Ohren der Beschauer zu,
Die an den großen Bilderschätzen,
Womit Natur Dich schmückt, sich letzen.

— — — — — —

Die Flöße, Fähren, Kähne rastlos gehn,
Die weißen Segel sich im Winde bauschen,
Die Wimpel lustig auf den Masten weh'n,
Die Ruder klatschen, Mühlen rauschen,
Und — beide Ufer zu vertauschen,
So wie sich die Geschäfte drehn —
Auf Ankerschiffen Brücken stehn.
In buntverzierten Schiffen, rein und schön,
Sehn wir Lustfahrer, Ritter, Pilger, Singerchöre,
In Hymnen sie sich selbst zu Gott erhöhn;
Ihm, Ihm allein gebürt ja alle Ehre! —
Wir sehen Schnepfen, Kraniche und Störche im Geröhre,
Kiebitze, Dommeln und Kampfhähne,
Auf blanker Fluth Antvögel, Gänse, Taucherlein und Schwäne.
Man sieht, wie sehr der Rhein die Fischer liebt,
Reich ist die Spende, die er ihnen gibt.
Wohl zeigen sich in seinem großen Speisesaale
Die Lachse, Anken, Karpfen, Hecht', Forellen, Aale,
Neunaugen, Barben, Barsche, Schlei'n,
Weißfische, Eschen, Kressen, Gründelein,
Und von der See herauf versteigen sich auch Störe,
Heilbutten, Thune, Flunder und Makrelen,
Seehund und Meerschwein auch verirren und vermählen
Im Rheinbett sich; die Schildkröt, Riesenkrebse dürfen auch nicht fehlen,
Die Tafelluft der Reichen zu beseelen,
Versteht sich wohl von selbst, bei rheinischem Ehrenwein.

— — — — — —

Zum Jagen wird in Wald und Flur
Gelegenheit geboten ernsterer Natur
Als Fisch- und Vogelfang; wo Unheil bringt das Zagen,
Doch Sieg erwirbt ein kühnes Wagen,
Bestehn wir Wildschwein, Wolf, Luchs, Bär und Ur.

— — — — — —

Die Klio mit dem goldnen Griffel hat
In ihre Tafel eingezeichnet,
Was sich an Deinen Ufern, Vater Rhein!
Seit tausend Jahren hat ereignet;
Und alle, die sich strenger Wahrheit weihn,
Sie stimmen in dem Spruche überein:
Ein Mainz ist nur, und nur ein Rhein!

(*) Aar, Ill, Kinzig, Murg, Neckar, Main, Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr, Lippe.

(**) Constanz, Schaffhausen, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Bacharach, Wesel, St. Goar, Caub, Coblenz, Bonn, Cöln, Duisburg. — Mannheim, Düsseldorf, Neuwied u. a. m. waren noch nicht.

(***) Splügen, Tusis, Schaffhausen, Laufenburg, Rheinfelden, Bingen, St. Goar, Unkel.

„Lorenz zum Fuß (die Singerwettstreite in Mentze, 1330) und Baldungen der Romaner (der Singer Palmgart, 1425) führen Gedichte in lateinischer Sprache an, Lobgedichte auf den Rheinstrom und die Stadt Mainz, welche zwischen 600 und 750 von verschiedenen Poeten gedichtet und in Handschriften ausgebreitet worden. Sie werden hier meistens nur fragmentarisch in Uebersetzungsversuchen gegeben.

„Harbebert Dolmar, 600.

Gewaltbegabten, über denen
Der Fluch gedrückter Völker ruht,
Den feistgemästeten von Schweiß und Blut,
Von ungezählten Jammerthränen
Wir knechtisch, sündhaft oft Verehrung weihn.
Ja, Päpsten, Kaisern oft und gottverworfnen Fürsten,
Die frechen Hohns, oft auch im Frömmlerschein
Nach Macht und Gütern gieren, dürsten,
Besoffen von der Sündenfrüchte Taumelwein,
Die so wie Nero, Alexander sich,
Die so wie mancher Christen-Wüthrich
Als Götzen auf Altäre stellen, Weihrauch fodern,
In Unersättlichkeit erlodern
Und Greul verüben freventlich.

Ha, solchen Ungeheur'n da Preisgesänge tönen,
Wo sich der Stolz gefühlten Menschenwerths verlor!
Zu solchen räuberischen Höllensöhnen,
Die selbst den Herrn des Himmels und der Erde höhnen,
Hebt sich zerdrückter Würmer Opferdampf empor!

Wir fliehen solchem schlechten Werke,
Wir fluchen ihm aus freier Seelenkraft.
Dem Schlechten wächst durch Schlechtes seine Stärke,
Der Blinde, Feige, der im Hundedienst erschlafft,
Mit Recht den eignen Dränger sich erschafft.

Wir Freien lassen uns in keine Fesseln schlagen,
Den Wahn verscheucht der Prüfung Licht,
Und der Betrüger soll uns täuschen nicht,
Wir wollen stolz den Blick zum Weltenvater tragen;
Für ihn erheben wir das Herz, das Schild,
Wir wollen ihn im Tugendmuthe fragen:
Herr! sind wir nicht dein Ebenbild?

Wir preisen uns, frei von des Truges Blendeschimmer,
Frei von des Wahnes Nebeldunstgeflimmer,
Den großen, treuen, guten Herrn, den Rhein,
Den großen König in des Himmels Gnadenschein,
Den großen König, der da immer
Uns väterlich erquickt und labt,
Mit seinen Schätzen reichlich uns begabt,
Den Feinden zwar sich stolz und stark erweiset,
Den treuen, biedren Söhnen aber freundlich hold,
Die er beschützt und tränkt und speiset;
Für Minne gibt er Minnesold.

Ihn, ihn, den König Rhein, ihr freien Söhne, preiset,
Auf, trinkt aus seinem Gold sein Gold!

„(769.) Teufelsbeschwörung. Karl des Großen Vater, Pipin, der Fromme, Siegreiche und Weise, das gewaltige Rüstzeug des befeindeten Christenthums, besuchte im Jahr 730 die heilige Stadt Cöln, wo ihm, als dem gottgeliebten Herzoge von Brabant und als dem großen Nacheiferer der Könige Chlotar und Dagobert gehuldigt worden. Dort war damals der heilige Kunibert der sechzehnte Bischof, und er ward des Königs Rath und Reichsgehülfe. Da ward demselben in Pipins Gegenwart ein Mann vorgeführt, von dem der Böse Besitz genommen hatte. Da der christliche Höllenzwang angewendet und die Teufelsgeißel eindringlich geschwungen ward, da fand sich der Satan gezwungen seine Wohnung zu verlassen, und er verlangte aus dem Ehebrecher auszufahren in den Rhein. Du unsaubrer, schmutziger Gast, sagte der Bischof, willst ein so klares, geweihtes Wasser besudeln, das der Weltschöpfer von seinem Urquell an gesegnet hat bis dahin, wo der Ocean seine dankbar geliebten und getheilten Wasser aufnimmt; dieses Segenswasser, das so viele Wunder durchleuchtete, das so viele Heilige ehrenwerth gemacht, so viele Naturkräfte geadelt haben. Fahre aus in den Abgrund des Meers unter die Ungeheuer der Nacht. Als der Böse dies gehört, da heulte er wie ein Wolf in der Falle und bat: Du Schrecklicher! so lasse mich fahren nach Burgund in das Herz eines Pfaffen, der das Eheweib eines französischen edlen Ritters zum Ehebruch verleitet hat. Auf diesen wahrhaft satanischen Antrag gerieth der heilige Bischof in glühenden Zorneifer. Du Vater der Lügen, schrie er dem Furchtbaren zu, du Amme aller Laster: Solch ein Pfaffe ist nicht in der Welt, auch nicht solches Eheweib, es sei denn aus Bettlerlumpen hinter dem Miste aufgewachsen. — Das alles hörte mit an des Königs Begleiter und Marschalk, der edle Ritter Gangolphus, ein tapfrer Feldoberster und kluger Rathgeber, und ihm ward als höb sich ein schauerlich Schicksalsbild vor den Blick seiner Seele, denn seiner Gemahlin Ehetreue war ihm verdächtigt worden. Das bemerkte der Teufel und stieß ein gräßlich Lachen aus, er schrie: Nein, Herr Ritter, die Ehebrecherin ist nicht aus Lumpen hinterm Miste aufgewachsen, sie ist eines vornehmen Ritters edelgebornes christlich angetrautes

Ehegespons, und sie ist Euch, blasser Held, näher bekannt, als Euch lieb ist. Gangolf rief darauf: Wann du Lügenfürst diesesmal Wahrheit sprichst, dann bitte ich deinen Beschwörer, dir zu erlauben, in das Herz dieses Ahitofels, dieses Gottesräubers mit deiner ganzen gräßlichen Gewalt einzufahren, aber auch in den Sündenbalg des Weibes, das ihr Geschlecht schändet und den Stamm, dem sie entsprossen ist. Stummes starres Staunen hatte aller sich bemeistert, die hier anwesend waren; auch der Bischof Kunibert schwieg bestürzt. Da brach zuerst König Pipin das Schweigen; er drückte seinen Freund Gangolf an's Herz und sagte: Also geschehe es, und Kunibert sprach: Amen! Da flog der Teufel mit Siegsgeschrei aus und richtete sein Werk meisterlich ein, daß ihm die verbrecherischen Seelen zufielen: aber dem edlen frommen Gangolf kostete es das Leben; jenseits ward ihm die Märtyrerkrone.

„Vor Allem der Rhein. (Ein poetisches Epistelfragment von Alcuin, aus Tours, an den Geist seines Lehrers Beda, gestorben in Wearmouth 735.) Du über Grab und Zeit siegender Sämann, der Angelsachsen Weisheitsfürst, ehrwürdiger Vater Beda! Deine Lehren, durch heißen Dank als Erbtheil in mich eingebürgert, ersterben nie in mir. Befreunden wir uns doch mit allem dem, was uns wohlthätig nahe steht, und tiefer, herrischer noch wächst uns in Blut und Nerve ein, was kindlich und auch mütterlich dem Kinde nah gestanden, was unsrer Jugend Tummelplatz umgeben. Du herzgeliebter Durhameser sprachst mir viel und oft von deinen Knabenfreuden, von den geliebten Spielgenossen, Schulgesellen, oft schwärmerisch von der Weere blumenreichen Uferstrecken; dies Flüßlein war von Allem was zum Wasserreich gehört das Liebste, Schönste Dir. Ich Yorker habe auch ein Kinderpantheon mir aufgebaut, wie riesig deuchte jeder Spielplatz mir, wie werth war in meinem Knabencircus ein jeder Mitwettläufer mir, und wie hab ich die kleine Ouse mir gepriesen! Ihr Werth ward nicht in mir geringer, als ich die große Themse sah und ihre Riesenstadt. Die Ouse lächelte mich noch vertraulich an und noch das enge Vaterhaus, als ich die Seine erblickt und ihr Paris. Schon mehr gefiel mir Tours,

doch nur der hohen Martinsschule, meiner Stiftung, wegen, der liebgewordnen Gartenpflege wegen im Land des Glaubens und der Geister, und deßhalb fand auch die Loire Gnad vor meinem Blicke. Und doch kann ich die liebe Duse nicht vergessen, so wenig als die Amme, die mir Muttermilch, so wenig als den Mann, der mich das A B C gelehrt. War ich ja doch Gespiele ihr, sie war mir gar zu lieb. — Ich heiße Flaccus, und bin der Flaccus auch, der in dem Kahn, der ihn recht spielig auf derselben Tiber schaukelt, doch seine silberne Blandusia im Herzen trägt. Eins, eins ist freilich überwiegender Natur, ja eins macht große Ausnahm von der Regel. Das ist der Rhein! Der Rhein, der Allerherzenstrom, die Allerseelenfluth der allgemeinen Liebe! — Die Heimwehkinder schweigen hier, die Landsmannschaften hier verstummen in verzückter Schau; Dir Rhein, so ruft die Welt, gebürt der Ströme Primat! Mein hoher Freund, mein kaiserlicher Gönner, mein geistig hoch erhabner Winzerfürst im Weinberge des Herrn, der große Karl stimmt warm mit ein, er hat ein Lied auf ihn gedichtet, ich habe einen Hymnus ihm geschrieben und, mit vieler Lust, zwei Lieder für die Sänger. Ich bin nicht blind für meine Schwächen, und so hab ich mich gehütet in die Aachner Preisconcurrenz einzutreten, die der große Mann für das beste Lobgedicht auf den Rheinstrom ausgeschrieben hat, und vom Abt von Corevy ist gewonnen worden. Aber meine Bescheidenheit hindert mich nicht, mit mir zufrieden zu sein. Ja Rhenus! Alcuin liebt Dich, über Dich kann man leichtlich die ganze Wasserwelt mit ihren hundert Paradiesen vergessen: Du stehst voran mit Deiner Herrscherkrone und jede Meile Weges stellt Dir einen Siegesbogen auf. Zürnt nicht, ihr Nymphen der trauten Duse, meine dankbare Seele bleibt gerecht: vergessen seid ihr nicht. Von Ingelheim zum Rheine war des Kaisers liebster Morgenritt, gar oft mit mir. In Mainz, so sehr mich da meine Stiftung, die Palatina Carolina festgehalten und die hohe Domschule, und in Weißenau auf meiner Michelshöh' in meinem Seminario — o da bot der Rhein Herrlichkeiten mir ewig unvergeßlich. Gewiß, wär mein lieber Horaz am Rheine geboren worden und nicht in der apulischen Venusia,

gewiß hätt er diesen Strom zum Abgott erhoben, bei rheinischem Salerner von Bacchus Odem begeistert würde er den Boden mit freien Füßen gestampft und — sich selbst zum Opfer gebracht haben.

„Untergang den Feinden des Rheins. (779.)

Die alten Römer darf kein Deutscher loben,
Sie haben Dich, o Rhein! zum Götzen zwar erhoben,
Sie haben Münzen Dir geprägt,
Doch auch als Fatumsterm Dir Unheil zugeschoben,
An Ruder, Arm und Fuß Dir Fesseln angelegt;
Sie haben schlecht Gelüste gegen Dich gehegt;
Der an dem deutschen Rheine Deutschgeborne sollte
Der fremden Unterjocher Sklave sein,
Sich beugen, wann der Sieger grollte,
Den fremden Götzen Weihrauch streu'n;
Für ihn sollt' keine Lebensblume sprießen,
Die Söhne sollten Vaters Gabe nicht genießen.

Des Himmels Langmuth mehrt der Sünde Schuld,
Drum halte sich der Mensch, dem Kummerzähren fließen,
An Glauben, Hoffnung und Geduld!

Dir, Rhein! Dir sollten länger nicht der Sieg, Dein Recht entstehn.
Die Feinde sollten doch, nach vielem Blutvergießen,
Mit Einbuß ihres Raubs, mit Schmach Dich fliehen müssen.
So mögen die kommenden Jahrhunderte,
Die kommenden Geschlechter es erleben,
Daß, Rhenus! alle Deine Feinde untergehn,
Die Deiner Freiheit frech entgegenstehn,
Nach Deinen Gütern raubbegierlich streben!

„Rhein und Wein, Gottverwandtschaft. (Lullus, 785.)

Ein geistig Sonnenkind bist Du, o Wein!
Der steingeborne Sohn der freien Höhe,
Wo Adler kreisen hoch im Sonnenschein,
Dein Nähr- und Pflegevater ist der Rhein.
Ihr beiden steht in Gottes Nähe,
Ihr müßt auch himmlische Verwandten sein!

„Her zum Rheine. (Rabanus Maurus, 786.)

Hat Warnefried dem Rhein ein würdig Lob gesungen,
Pries ihn an der Loire mein Lehrer Alcuin,
Soll der geborne Mainzer vor dem Becher fliehn,
Soll er des Dankes Pflicht verletzen, schweigen dürfen?
Hier schweigen dürfen, wo, von Gottes Huld durchdrungen,
Wir mit der Heimath Luft auch Himmelsnektar schlürfen,
Hier, wo so traulich-hold die Horen uns umziehn? —

Her an den Rhein, ihr Fulder Jünger,
Ihr Edelpflanzen meiner Disciplin! —
Auf jeden Rebstock schreibt der Gottesfinger,
Als auf ein wohlgefeites Reckenschild:
Du bist mein Waffner, bist mein Bild!

„Des Rheines sieben Sakramente. (Wichard Arbo, 788.)

Der Rhein, in Heidenzeit gedrängt, getrübt von blinden Heidenhorden,
Trug selbst auch Heidenthums Gepräge,
Er war ein Halbgott, dem geopfert war geworden.
In Christenzeit ist er ein Christ geworden,
Gedeih'n beschied die neue Glaubenshege;
Die rheinischen Apostel Crescenz, Marin, Cyriacus
Ihm mit dem brüderlichen Gruß
Die evangel'sche Lehre und die Taufe gaben.
Gehörte er doch jetzt dem Bunde an der deutschen Christenheit;
Sein Wasser selbst ward nun der Taufhandlung geweiht.

Die Firmung, ihn zu stärken, zu erlaben,
Erhielt er durch Hilar, Martin, durch Celsus, Lucius,
Die ihn mit Gotteskraft bekleidet.

Zur herben Reu' und Buße ward er dann geleitet
Von Gottesgeißeln, Hunnenhorden,
Von Arian'schen Ketzern, die in Raubmords Wuth
Die Fluthen ihm gefärbt mit Blut,
Die ihm die liebsten Väter, Söhne morden;
Dies war die Jammerzeit von Annäus,
Von Maximus und Aureus.

Von Bonifacius, im neuen Gnadenstrahl,
Empfing der Rhein das heilge Abendmahl.

Durch Aquitaniens Pipin, Karl Martels großer Sohn,
Ward ihm, der bis hieher in eignen Landen
Als Cälebs fürstlich stark für sich bestanden,
Mit unwillkommner Hochzeitspracht
Ein staatsklughafter Ehebund gemacht
Mit Seine, Loire, mit Donau, Brenta, Etsch, Po, Tiber,
Mit zweien Meeren auch zugleich.
Wohl ehrenvoll ging dieses Reich,
Doch unerfreulich auch an ihm vorüber.

Die Priesterweihe gab dem Rhein Sanct Willigis,
Der ihn zur Pfaffenstraße weihen ließ,
Der ihn bewehrt mit goldnen Zauberruthen,
Der Wunderkraft gelegt in seine Fluthen,
Der ihn, der Hierarchie geliebten Sohn,
Erhoben auf den Aaronsthron.

Da sitzt er nun mit seinem Herrscherstabe
Bis die Posaune ruft zum allgemeinen Grabe;

Dann wird — damit er würdig endet —
In letzter Oelung ihm die Wegezehr gespendet.

„Das Wunder am Rhein. (796.)

Ein erbaulich Wunder hat der Christenwelt
Sich am Rheine aufgestellt. —
Auf der höchsten Vorsprungmauer
Von Hubertus Ritterburg am Rheine,
In die Wolken aufgethürmet,
Ueber altergraue Römersteine
War ein Bettlerknab' emporgeklommen,
Sah von Thränen überschwommen
In die düstre Tiefe ohne Schauer,
Denn in seinem Herzen lag die tiefe Trauer
Um die heut' verlorne gute Mutter,
Die nothdürftig ihn genährt, gekleidt, geschirmet;
Jetzt hat ihn der Schlaf bemannt,
Da es nachtet, blitzt und stürmet,
Und im Traume ruft er: Mutter Gottes, habe
Mit der Waise doch Erbarmen,
Hab nicht Vater, jetzt liegt Mutter auch im Grabe,
Nimm doch Du mich auf in Mutterarmen.

Als das Knäblein träumend also wimmert,
Schleudert es, vom Blitzstrahl überschimmert,
Ein gewalt'ger Sturm zum Strom hinab.
Doch die Königin der Huld und Gnade
Schützt das Kind vor grausem Todesbade,
Faßt es in dem Sternenmantel auf,
Küßt und tröstet mit holdselgem Munde,
Führt den Schützling dann zur Stunde
Zu der Herrenburg hinauf. —
Alle Brücken fallen, alle Thore, Thüren fliegen auf.

Hubert, hadernd in dem Seelenstreite,
Fährt aus schwerem Traum empor,
Da berühret wundersamer Harfenklang sein Ohr,
Und es steht vor ihm die Hochgebenedeite,
Den Geretteten an ihrer Lilienhand.
Und sie gibt mit ihrem Munde
Dem erstarrten Sünder nun die Trosteskunde:
„„Ritter Hubert! Dieser Knabe heilet deine Schmerzenswunde,
Wiss', er ist der armen Uta Sohn,
Den dein frevler Meineid unter Hohn
Mit der Mutter hat verstoßen,
Die nun betend vor dem großen,
Dem gerechten Weltenrichter steht,
Um Barmherzigkeit für ihren Mörder fleht!
Mein dreimal heil'ger Sohn führt deinen Sohn,
Den lang durch deine Schuld Verlornen,
Durch seine Gnad' dir Neugebornen
Durch mich zur Sühne dir zurück.
Thu' Buße, schließ ans Herz dein unverdientes Glück!""

Hier fuhr Maria zu dem Himmel auf.
Der Reue Schmerz des Ritters Brust durchwühlet,
Und ruft, indem er wahre Reue fühlet:
Wohl mir, daß ich in Sühne sterbe!
Ja, du bist Ivo, bist mein Sohn und Erbe!
Maria, Dir empfehl ich meine und Christinens Seele!

„Rheinwasser-Taufe. (Felix Jornandes (*), 797.) Die heilige Bilhildis war das Töchterlein hochansehnlicher Eltern, aber in einer Zeit geboren und da geboren, wo die Bekenner

(*) Jordanes.

des heiligen christlichen Glaubens noch oft bittere Verfolgungen erleiden mußten. Das war zur Zeit des Königs Chlodoveus im Ost-Frankenland, wo die Anbetung der heidnischen Götzenbilder noch ihre heftigen Vertheidiger fand, und Verfolger der Christenheit ihre Bosheit verübt haben. Die Eltern von Bilhildis, Iberimus und Mechtrida von Hocheim waren heimliche Christen. Das Kind Bilhildis war noch nicht getauft, da ward es nach Würzburg gebracht, um christlichen Unterricht zu erhalten; aber allda war man der Meinung, das Kind sei schon getauft, und durch diesen Irrthum ist das heilige Sacrament bei dem Mägdlein völlig unterblieben, aber in zunehmenden Jahren ward die fromme, gottesfürchtige Jungfrau in allen christlichen Tugenden ein reiner Spiegel. Die Eltern nahmen sie jetzt zu sich, und sie mußte einen edlen Ritter zum Gemahl nehmen. Sie ward Mutter, da verlor der Ritter in einem Kampfe sein Leben und das Kindlein folgte dem Vater bald nach. Der Wittwe Bilhildis starben auch die geliebten Eltern, so daß sie Niemanden zum Trost hatte als ihren Oehm den frommen Sigebert, damals Bischof in Mainz. Auf dessen Rath kam sie mit ihrem großen Vermögen nach Mainz, erbaute eine Kirche zu Unsrer Lieben Frau, und stiftete und begiftete dabei ein klösterlich Convent frommer Frauen. Eines Tags wandelt sie mit zwei ihrer Ordensschwestern am Ufer des Rheins, da hörte sie eine Stimme aus dem Wasser herauf schallen: „„Bilhildis, ungetaufte Christin! Ich eröffne dir den Gnadenborn der heiligen Taufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."" Die Aebtin begriff den Sinn dieser Worte nicht, aber sie erschrak heftig. Sie überzog das Mariabild über dem Hochaltar ihrer Klosterkirche mit einer Decke, begab sich auf ihre Zelle und beschickte voll schmerzhafter Beschämung den Bischof ihren Oehm. Derselbe erschien, tröstete, und da nach seinen gemachten Untersuchungen diese Sache sich also befunden hat, taufte er seine Nichte sogleich mit Rheinwasser. Da fiel die Decke vom Bilde der heiligen Jungfrau, und ihr Antlitz erglänzte in holdseliger Freudigkeit.

„Rheinbad. (830.) Die gottesfürchtige Königin Radegundis, des gallischen Königs Chlotar Gemahlin, liebte es, armen,

schwachen, gebrechlichen, mit Gicht, oder Krätze und Geschwüren behafteten Menschen Heilanstalten und besonders Bäder errichten zu lassen. So hatte sie vor Tours an der Loire ein großes Badehospital gestiftet. Der heilige Medardus, ihr Rathgeber, bat sie, vorzugsweise am Rhein eine solche Stiftung zu machen, da das Rheinwasser von den ältesten Zeiten her für Bäder vorzugsweise empfohlen sei. Der heilige Martinus, seit vierhundert Jahren todt, erschien der Königin in dem von ihm gestifteten Kloster von Maurusmünster (Marmoûtier) an der Loire und deutete ihr an, sie möge einen am Hofe gefangen gehaltenen Reiher mit einem rothen Kreuz bezeichnen und dann aus seinem Banne frei lassen, alsdann da, wo man den Vogel wieder fände, ein Spital bauen. — Dieses geschah also und der ominöse Vogel ward auf einer waldigen Rheinau nahe bei Worms gesehen, wo denn die wohlthätige Königin ungesäumt das Spital zum rothen Kreuz in ein wunderwirkendes Leben versetzt hat.

„Moguntia. (Leidrades, 836.)

Moguntia, Du stehst, ein Glanzjuwel, ein reicher Blumenstrauß,
Wohl über hundert Städte hoch hinaus.
Die Fürsten Dein sind gut, gerecht und wahr,
Und nur als Ausnahm' eignen Werthes baar.
Stolz ist Dein Adel, doch auf eigene Verdienste,
Auf Frommheit, Biedersinn und braven Reckenmuth,
Doch nicht auf blinden Zufalls Erbegut.
Der Schlechten sind nicht Viele, und ihr böses Streben
Ist öffentlicher Schmähung preisgegeben.
Dein Prediger bewahret Deiner Seele Hort,
Aus unsers Heilands Mund nimmt er sein Lehrerwort,
Er ist der Anwalt Deiner theuren Seelengüter,
Ist Deines Friedens fromm=besorgter Hüter.
Der schlechte Pfaffe, der Angesteckte von der Sündenkrätze,
Von Hochmuthsgift und Habsuchtspest,
Der sich von Satans Stricken binden läßt,
Er sieht in jedem wackren Laien seinen Feind.
Der Richter ist beglückender Gesetze
Erkorner Wächter, Schützer, Freund.
Die schlechten Dreher trüg'rischer Sophistensätze,
Die nie ein Stral des Rechts durchscheint,
Die falschen Käufer falscher Zeugen,
Die um Gewinn das Recht, die Wahrheit beugen,
Sie sinds, um die die Menschheit weint,
Sie werden bald das Ziel der Volkeshetze. —

Auch Deine Weisheitslehrer sind gewicht'ge Männer,
Nach ihres Rufes Leitungsschnur
Sind sie Veredeler der menschlichen Natur,
Der rohe Diamant erhält durch sie die Politur,
Und Deine Dichter sind sich kennend Menschenkenner,
Sie streuen Blumen auf die Lebensbahn
Und führen uns zum Göttlichen hinan. —
Die Künste unter jeglichen Gestalten
Sind mütterlich von Dir gepflegt und warmgehalten.
Die Handarbeiter dürfen nicht mit Drangsal fechten,
Sie sind geehrt, geschützt in ihrer Zünfte Rechten;
Der Händler wie der Ackersmann
Bei Fleiß und Redlichkeit noch stets sein täglich Brod gewann.

Daß die Geschichte Deiner Weltgeschichte ist
Von Staatsereignissen, von Kirche, Kunst und Wissen,
Wird auch der Zweifler glauben müssen,
Der halb nur weiß, was Du gewesen, was Du jetzt noch bist.

O goldnes Mainz! Ich darf als meine Mutter Dich begrüßen,
Wie froh und stolz bin ich, Dein Sohn zu sein!
Du Stralende aus Deinen Wasserspiegeln,
Mit Deinen Rosengärten, Deinen Rebenhügeln,
Wie zaubermächtig ist Dein Rhein,
Wie sanft und doch begeisternd ist Dein Wein! —
— — — — — — — —

Gar mächtig klinget Dir der Harfe Saite
Und der Gesang, die reiche Herzensweide;
Holdselig lächeln, kosen Deine schönen Maide.
Sie wissens nicht, doch ist ein Siegespfeil ihr Blick;
Wer widersteht, wann minnig ihre Busen wallen?
Ihr Täubleingurren wird für uns Geschick.
Wer widersteht dem Flötenspiel der Nachtigallen?
Ja, schöne Maide! Wollt und müßt gefallen,
Und euer Sieg ist unsers Lebens Glück.
— — — — — — — —

„Rheinwasser, der Trank der Genesung. (Legendenstück, geschrieben 22 Jahre nach Karls des Großen Tod.) Der heilige Martinus von Turon hatte dem Bischof Severinus, dem heiligen Bischof von Cöln, durch ein Wunder seinen Heimgang in das Reich der ewigen Seligkeit angezeigt, und derselbe beeilte sich zur Reise nach dem Grabe des Heiligen. In Aquitanien im Martinsstift angelangt, überfiel den Oberhirten der Ubier ein Weh, das ihn aufs Krankenlager gebannt hielt. Er bekam eine heimwehische Sehnsucht nach seinem nun durch seine

Abwesenheit verlassenen bischöflichen Sitz, wo sich die nur halb besiegten Arianer in seine neuen Pflanzungen eingeschlichen und Unkraut der Ketzerei einzustreuen arglistig bemüht waren, und der feindliche Geist des abgesetzten Euphrata immer noch zu fürchten war. Auch sehnte er sich zu seinen getreuen Schäflein, indem er noch viele Katechumenen zur Taufe vorbereitet hatte, und sie, gleich nach seiner Rückkunft in seine Hürde, durch das heilige Sakrament der Taufe dem Christenbunde einzuverleiben besorgt war. Da ward er denn fast trostlos auf dem Siechbett, er dürstete an Leib und Seele, und ihm war, als ob er sterben müsse. Er lechzte, die Lippen brannten, der Gaumen wurde ihm eine trockene Scherbe, aber er konnte kein Wasser trinken, das ihm auf Verlangen gereicht worden. Kein Brunnen in Turon gab ihm Befriedigung seines Durstes, das Wasser der Loire, die das schöne Gartengelände seiner Ufer so herrlich mit kräftigem Wachsthum geschmückt, war ihm so zuwider, daß ihm davor eckelte. Schafft mir Rheinwasser, rief der Schmachtende, in das so viel heiliges Märtyrerblut geflossen! Schafft mir Wasser vom Rheine, mit dem ich Tausende getauft habe, nur dieses, kein anderes vermag den glühenden Durst zu stillen, der mich verzehrt! Da blitzte plötzlich ein Himmelslicht in seine Seele, er verließ mühevoll das Lager, nahm sein Pedum und ließ sich in den Bischofshof führen. Dort stieß er ohne Säumen den Stab in die Erde. O Wunder! Vor seinen Augen sprang sogleich ein Wasserstral von klarem Rheinwasser auf; der Lechzende schöpfte und trank in großer Begierde, und fühlte neues Leben durch alle seine Adern rinnen. Er war gesund und dankte auf den Knieen im inbrünstigen Gebete die Rettung seines Lebens. Er kehrte aber auch zur Stunde an Leib und Seele wie neugeboren an den Rhein, nach Köln zu seiner Christenheerde zurück, begleitet von dem heiligen Burdegalensischen Bischof Amandus (*), der ihm auf dieser Reise in Berufung eines gebietenden himmlischen Gesichtes entgegengewandert war.

„(*) Dieser heil. Bischof Amandus I, im Jahre 344 auf dem Bischofsstuhl von Straßburg (damals noch das Argentina, Argentoratum, Argentora, auch

„Des Henrich zur Meise Rhinpreis. (Aus des Klas Ambach Meistersinger der Menzer Schul, 1342: Güldenmenze und Silberrhin.)

Mannlichgreiser, mein erlobern,
Dir gebiert der Ehrensang.
Strenge darfst Du Huldigung absodern
Deinen Schuldnern auf das Leben lang.
Kannst zwar Stürme uns bereiten,
Und versetzen uns in Kampf und Noth,
Doch gewöhnlich Deine Fluthen gleiten
Sanft wie Schwalbenflug im Abendroth.
Wohl und Heil in Deinen Wogen
Denen die zum Bade Du hast angezogen,
Vieler Leiden starke Wehr!
Nennt Dich Mancher zwar der Danub Bruder,
Greiser Vater, an dem großen Ruder!
Du bist besser, herrlicher.
Aus dem Land der Friesen und Lombarden,
Aus dem Hesperidengarten
Wird von Dir uns zugeführt
Was als Bestes wir erkürt.
Aller Erde Kostbarkeiten,
Dran sich Herz und Augen weiden,
Her zu uns der Segel Winde führen,
Uns das Leben zu verzieren.
O Ernährer Du von Millionen,
Die in Deiner Fluth,
Die an Deinen Ufern wohnen
Voller Lebensmuth.
Und wie wunderlieblich stralen
Diese Ufer, schön zum Malen:
Rosengärten,
Rebenhügel,
Rinderheerden,
Wildgeflügel,
Schöne edle Fraungestalten,
Die mit Minnezauber walten,
Muthge Knaben,
Wackre Mannen,
Herzen wie die Bogen spannen,
Alle lachen aus des Rheines Silberspiegel,
Zauberbild
Und Gottes Siegel. —
Deinen Ufern nah zu sein,
Zu besitzen Deine Gauen,
So erzählt Geschichte uns mit Grauen,
Ward zu Blut der Silberspiegel Dein;
Vor und unter Römerzeiten
Sahst Du Völker um Dich streiten,
Oft in Fesseln Dich, Du Vater Rhein!
Unter Wonnen, unter Wehen.
Ha! was ist, was kann geschehen?
Zeig sich was der Zukunft Mantel deckt,
Nimmer wird die Treue abgeschreckt,
Ja Dein Loos, o Vater, theilen
Deine Söhne, stets zu Dank und Lieb erweckt,
Sollte auch mit Todespfeilen
Das Verderben sie ereilen.

„Des Strom-Königs Rhein Ehrenpreis. (Fyle Britzen zum Mulbaum: Der Meistersinger Ehrenpreis. II. 1389.)

Stratopolis der Alten), war im Jahre 347 einer der berufenen rheinischen Bischöfe, welche gegen den Kölner Bischof Euphrata oder Euphrates als einen Arianer die Ketzerverdammung ausgesprochen haben. Der heil. Severinus, der römische Aries gegen diese anstürmenden Schismatiker, wurde des Euphrates Nachfolger; er starb in Cöln den 23. Oct. 400, einige Jahre nach seiner Rückreise von Tours nach Cöln, im Geruch wunderthätiger Heiligkeit."

Willst, deutscher Mann! gutes Ziel
Du erreichen
Auf Deinem Wandern in Freudigkeit,
Dann mühe Dich dem Rhein zu gleichen,
Dem Strömekönig zu aller Zeit.
Der Rhein ist still friedlich von innen
und außen
Und thut weisen Gleichmuth kund,
Bis Winde ihm die Stirne krausen
Oder ihm trüben und stören den Grund.

Dann ist er der Starke in wilden Wettern,
Bezwingt der Pocher und Dränger Heer;
Noch mehr gereizt wird er zerschmettern
Die Feinde, dann ist kein Halten mehr,
Doch sucht ihn der Steurer vom Frachtenschiffe
Mit Kindes Vertrauen und Liebesmuth;
Doch sucht der Fischer, die Netze im Kahne,
Sein Brod zu gewinnen auf Wasserfluth:

Dann zeigt der König die edle Güte,
Die jeden König am Throne ziert,
Dann wird zum Nutz jeder Hoffnungsblüthe
Die Urne geleert und das Ruder geführt.
So gleich' auch dem Weine, des Rheines
Gabe,
Sei duftig, voll Geistes, des Muthes
Haft,
Sei wahrhaft, frei herrschend und bis
zum Grabe
Der Wahrheitsmund, offen, voll Siegeskraft.

„**Menze un Rin.** (Clese zum Schaden: Güldne Rauchpan in III Bücher. — Buch I. 1399.)

Die Fürstin aller Städte
Und Kaiserin der Welt
Ist eine Stadt am Rine,
Uf güldnen Thron gestellt.
Der Strom, der Fürst der Ströme,
Der Kaiserthron der Welt,
Das ist, sags sonder Schäme,
Der Rin im Gottgezelt.

Magunz heißt die Matrone
Im güldnen Diadem,
Sie herrscht vom goldnen Throne
Und Gott machts ihr bequem:
Gott gibt ihr an die Seite
Den Kaiserriesen Rin,
Und diesem zum Geleite
Die Himmelskönigin.

Magunz, Du Hohe Eine
Auf güldnem Schloßaltan,
Von Deinem Adel keine
Zeigt die Geschichte an.
Rinstrom, gleich Dir nicht einen
Hat die Natur geschmückt,
So hat Geschichte keinen
Mit Ruhmeskranz beglückt.

Der Leiden und der Bürde
Habt ihr getragen groß,
Mit Adel und mit Würde,
Nie edlen Muthes los.
Drum lebt, ihr hohen Zweie
In meinem Herzensschrin,
Magunz, Du goldne Treue,
Du, großer Vater Rin!

„**An den Rhin.** (Hertelo zum Silberdürlein, in seinem Singerhof. 1400.)

Ein Becher her vom besten Stoff,
Das edle Rebenbluet Gesoff,
Am Rhin gepflanzt und gepflegt und
gemostet,
Wie ihn Sanct Merten nur Sonntags
gekostet!
Du Rhin im grossen Garten zu schauen,
Der solche Sänger uns gibt und solche
edle Frauen
Und solche Mannen voll Muth
Und solche Schiffe voll Gut,
Der in seinem weiten Gange
Die freudenspendende, wohlthätige Silberschlange

So nah ans Herz der Mutter Mogunz legt:
Ihm Preis vor allen im Liederklang!
Was Karolus, Pipin des Kleinen grosser Sohn
Unter den Fürsten gewe'n uf höchstem Thron,
Was Bonifaz unter den Bischöfen gesin,
Das ist unter Deutschlands Strömen der Rhin.
Zwischen der Krebs- und Steinbock-wende
Verdient keiner solch hohe Sanges-spende.
Wär ich so siegreich im Siegerstreit
Wie Walther von der Vogelweid',
Wie Velbeck, Eschilbach und der zur Meisen,
Mit Gott und Menz wollt, Rhin, ich dich nur preisen.

„Des Henrich zur Misse Rhinlop. (Findet sich in Diether Lützelpergs Ein Rin un ein Menze, nit zwei. 1429.)

Rühmtest mein sinnig Saitenspiel,
Rühmtest mein eifernd Lied
In Herzenslust mit Seelenfried
Der preislichen Dinge viel;
Auch oft mit Stolz um Ruhmeskronen,
Um Dankessolde an Fürstenthronen.
Aber der Sänger nit werth des Lebens wär,
Folgt' er nicht des Herzens Begehr,
Und legt' er nit in der Weltlieder Dome
Einen Denkstein dem väterlichen Königs-strome.
Dein Wasser ist des Himmels Trauf,
Es hat mir gemacht den weihenden Einkauf
In den Christenbund durch die heilige Tauf'.
Mir dick und oft gewesen war, in Gnade,
Dein Silberwasser ein Lab
Bei Durst und Bad,
Und bei der Lustfahrt nach Inseln und Gauen,
Die Paradiese der Erde zu schauen.

Die Sonne, der Mond, die Sterne
Sind Himmelsleuchten gar wunderreich,
Aber der Rhein ist ihr Abstral zugleich
Abschrift vom himmlischen Bewegen,
Ist selbst Erzeugter von Himmels Segen.
Das Morgenroth und das Abendroth legen,
Den Starken und Schönen zum König auszuschmücken,
Purpurgold über des Rheines Rücken,
Daß wonniglich die Fische
Mit Lebensfrische
Sich schwingen hoch in Luft,
Als hätt' sie Herrgott zum Gebet geruft.
Der Mond, von beglückter Minne Siegen
Ein Zeuge oft, heimlich verschwiegen,
Wann er auf Rheinesfluth bebelend schwimmt,
Wie stark er das Herz dann zur Andacht stimmt!
Und die Sterne auf hoher Bahn geleitet
Des Hochgewölbes in stiller Nacht,
Wann sie gleisen in ihrer Pracht
Ueber des Rheines Fluthen ausgebreitet,
O dann, ob der Schau dieser Wunder, steigt,
Wie auf der Cherubim Leitersprossen,
Die Seel, dem Himmelsauge entschlossen,
Empor wo Allerhöchstes sich zeigt.

Hier regen sich Schwimmer im schaumgischenden Bade,
Dort brausen Mühlen mit klapperndem Rade,
Hier klatschende Ruder der Fischerkähne,
Dort flatternde Fahnen auf Sänger-jachten,
Hier schwellende Segel auf Schiffen mit Frachten!
Reg' ist vom Handel das Ufergestade,
Da fährt es hinab, da steigt es heran.

Schwalbe, Schnepf, Drossel, auch Ammer und Ente und Schwan,
Und Storch, Reiher, Kranich, Ralle und Taucherlein
Ladest Du wirthlichster Rhein
Als Deine Gäste und Schützlinge ein.

So oft ich komme den Main herunter
Von Frankfurt herab und das Schiff geht in Rhein,
Wie scheint dann meine Mutterstadt ein Wunder
Im zwiefachen Bilde doppelt zu sein?
Dann grüß' ich Dich Mutter im Gnadenschein
Und rufe: Wohl bist Du die Schönste am Rhein!
Dann, Vater Rhein, mit Sohnes Grüßen
Grüß ich auch Dich
Herzinniglich,
Und die Saiten müssen
Begleiten das Lied voll Dankes Gluth:
Herr! Segne auf immer des Vaters Fluth
Und seiner Söhne edlen Samen!
Amen, in aeternum Amen!

„Heinrich zur Meise an den König Wenzla von Böhmen. Des Rheins Lob. (Findet sich in Heinze Katzmann: Das Güldenmenze Rauchfaß. 1466.)

Dir, Böhmerland! Dir sei rechtes Lob gesungen,
Manch gut Lied ist in Dir erklungen,
Und über alles Lob hinaus
Ist Dein tugendmächtig Fürstenhaus.
Hoch-Preis verdienen die Tapfern Dein
Und die Frauen tugendrein.
Du großes Reich zeigst die Spur
Zur wilden wie zur sanften Natur:
Bunte Blumenwiesen,
Durch die sich Bäche gießen,
Und Schaf und Kuh sind Gast,
Wo Zeisige und Nachtigallen
Auf Blüthenästen sich gefallen,
Und wo der Hirt zu jeder Frist
An seiner Seit' die Hirtin küßt;
Aber hohe Berge von Wäldern dichte
Und wild rauhes Felsgeklüfte
Steigt auch hoch auf mit dunklem Forst,
Wo der Wolf lagert und der Adler horstt,
Wo der Ur und der Luchs sich zeigt,
Und der Drache aus Höhlen steigt,
Wo wilde Schützen
Nach Beute gehn und mit kühnem Jagen
Ihr Leben wagen
Auf Glatzerspitzen,
Wo wilde Bäche hoch niederfallen
Mit Donnerschallen.
Mit schaurlicher Lust hab ich das Erzgebirg
Bestiegen und, hinter Felswänden versteckt,
Mit Singen und Spielen
Die Echo geweckt.
Dann hab ich begrüßt mit Sangesgruß
Das Riesengebirg und die Fichtel,
Hab herausgefordert die Riesen und Wichtel;
Aber sie blieben versteckt,
Die Lügenmähr hat sie ausgeheckt.
Prag werd ich nie vergessen
Und den Männerstreit
Von Sanct Veit,
Und das Turnei am Taborberg,
Wo den Riesen bezwungen der Zwerg.
Aber Herr König, Heldenspiegel und Liedermeister!
Deine Huld macht die Zunge dreister,
Und so hab ich deß nicht Hehl,
Dem Böhmerland fehlt das Lebensöl
Zum heiligen Herzensfeuerlein,
Ihm fehlt des Sehnens Habe,
Des Herrgotts beste Gabe:

Ihm fehlt der Rhein.
Zwar recht schöne und gütige Wässer
Befruchten Dich Du Böhmerland,
Aber das höchste Liebespfand,
In Schöpfungskron der stralendste Edel-
stein,
O Wenzla! ist der Rhein.
Er ist reichste Spende und schönste Schau,
Die Iser, die Eger, Elb' und Moldau
Sind auch Kinder von Gottes Gnaden
gegeben
Und führen ein dankbar Fürstenleben;
Aber der König von allen ist der
Rhein,
Und die ihn bewohnen sind fort und
fort
Die glücklichsten Erben
Vom Vaterhort.
Seinen Segen will ich erben,
Will nicht nur an ihm geboren sein,
Will an ihm auch sterben,
Ihm nah auch begraben sein."

Um nochmals auf den unglücklichen Thassilo zurückzukommen, meint, im Widerspruch zu Mabillon, die Description géographique et historique de la Haute Normandie, 1740, 2 Bde. in 4°, daß ihm nicht, vielmehr seinen beiden Söhnen, das in St. Peters Kirche zu Jumiège befindliche Monument angehöre. Da heißt es, II, 260: »Dans l'église de Saint Pierre est un autre tombeau qui a donné jusqu'ici bien de l'exercice aux savans. Il est élevé de deux pieds ou environ au dessus du pavé, et représente en relief deux jeunes seigneurs âgés de 16 ou 17 ans au plus, couchés de leur longueur sur le dos. Leur habillement est noble: ce sont de longues robes qui leur descendent jusqu'aux pieds; la tunique intérieure fermée sur la poitrine avec une boucle ou une agrafe de pierreries, laisse le cou entièrement découvert: ils ont la tête nue, ceinte en forme de diadème d'un bandeau semé par intervalle de pierres précieuses; leur chevelure frisée et bouclée, ne descend guères au dessous des oreilles: enfin leur chaussure étoit liée vers la cheville du pied simplement; mais l'extrémité de cette espèce de brodequin ne paroît plus, parce que que les pieds ont été brisés.

»La tradition populaire porte que ce sont deux fils aînés de Clovis II, qui, pour s'être révoltés contre leur père, eurent les nerfs des pieds et des jarrets coupés ou brûlés, d'où ils ont tiré le nom d'Enervés qu'on leur a donné dans les siècles postérieurs. L'histoire de cette révolte, et de la punition dont elle fut suivie, est amplement décrite dans un manuscrit assez ancien de l'abbaye, dont l'auteur cependant n'a vécu que sur la fin de la seconde race de nos rois au plutôt:

relictis vero ab eis, dit-il (c'est-à-dire, *a filiis Clodovei*) *Francorum finibus, Normanniam ingressi.* On la trouve aussi dans Belleforêt, et dans les chroniques de l'Ordre de Saint Benoît par Dom Antoine Yepez; mais on l'a revêtue de tant de circonstances extravagantes, que ce n'est au jugement des personnes sensées qu'un tissu de fables et puérilités. On donne premièrement à Clovis II deux fils, que l'on ne nomme pas, et dont les monumens historiques ne font aucune mention. On fait faire ensuite à ce prince, qui n'a jamais mis les pieds hors de son royaume, un voyage outre mer. Ses fils profitèrent de son absence pour attenter contre lui; ils furent pris; ce fut la reine leur mère qui les condamna elle-même à avoir les jarrets brûlés: on les exposa ensuite dans un bateau sur la Seine, sans rameur, sans aviron, sans nourriture: un seul homme les accompagne, ou plutôt les suit de loin sur le bord de l'eau, soit par curiosité, soit pour en rapporter des nouvelles sûres à la reine: le bateau, parti du port de Paris, fut emporté sans le moindre obstacle au fil de l'eau jusqu'à l'abbaye de Jumiège, c'est-à-dire qu'il ne fut arrêté nulle part pendant plus de soixante lieues de course, ni par les ponts, ni par les îles, ni par les diverses sinuosités de la rivière, ni enfin par les habitans des villes et des bourgades qui se trouvèrent sur son passage: il faut croire aussi que pendant ce long trajet les princes ne moururent ni de faim, ni de l'opération douloureuse qu'on leur avoit faite. Saint Filibert, abbé de Jumiège, plein de charité pour les nécessiteux, les accueillit: non content de leur offrir un asyle, il les reçut au nombre de ses religieux; ils firent pénitence de leur crime dans son monastère; ils y moururent en odeur de sainteté; et c'est leur sépulture que l'on y voit encore sous le nom de *tombeau des Enervés.*

»Laissons les fictions. Il n'y a peut-être rien de vrai dans toute celle-ci que l'entreprise criminelle de deux jeunes seigneurs inconnus contre leur propre père, et le supplice dont ils ont été punis. Mais qui sont les deux coupables? quelle étoit la nature de leur crime? quel fut enfin le genre

de leur supplice? On a jeté vers le douzième siècle, une couleur d'azur sur la base de leur mausolée; on y a semé quelques fleurs de lis d'or: enfin on y a joint ces quatre vers, qui paroissent à plusieurs savans n'être que l'abrégé du roman:

> Hic in honore Dei requiescit stirps Clodovei,
> Patris bellica gens, bella salutis agens.
> Ad votum matris Bathildis poenituere
> Scelere pro proprio, proque labore patris.

»Yepez nous en a conservé trois autres qui déshonoreroient d'une manière bien odieuse les deux criminels, si le sens qu'ils paroissent présenter d'abord à l'esprit étoit exactement vrai:

> Conjugis est ultus probrum; nam in vincula trudit
> Crudeles natos, pius impietate; simulque
> Et durus pater, o Clodovee, piusque maritus.

»Que signifie en effet le supplice de l'énervation joint à la force apparente de ces mots, *Conjugis est ultus probrum?* ne précipitons point notre jugement. Louis d'Outremer menaça un jour Richard I duc de Normandie, qui étoit alors en sa puissance, de l'énerver, c'est-à-dire de lui faire brûler les nerfs des jarrets et des genoux: *cauteriatis genibus omni illum honore privari minatus est.* Or en ce temps-là Richard I n'étoit presque qu'un enfant; d'où il faut conclure que l'énervation sous la première et sous la seconde race de nos rois, ne supposoit pas nécessairement ou un inceste ou un adultère, et qu'elle ne consistoit uniquement qu'à appliquer le feu sur les jarrets ou sur les genoux du coupable. Si l'on veut donc supposer que les Enervés de Jumiège avoient réellement outragé leur mère, rien n'empêche de s'en tenir simplement à quelques paroles injurieuses et diffamantes; on peut les soupçonner encore d'avoir poussé l'audace et l'insolence jusqu'à lever la main sur elle; et tout cela joint à une révolte ouverte contre leur père, a du les rendre suffisamment criminels pour mériter le châtiment dont ils ont été punis. Mais qui sont enfin les deux coupables?

»Il ne peuvent point avoir été fils de Clovis II, cela est hors de toute contestation. Clovis II, mort en 662 en l'âge

de 25 ou 26 ans, n'a laissé que trois fils qui lui ont succédé; ni ceux-ci, ni quelqu'autre de leurs frères qu'on veuille leur supposer contre la foi de l'histoire, n'a pu être assez âgé pour se noircir d'aucun crime pendant son règne. Dom Mabillon se rejete sur l'ancienne maison de Bavière. Tassilon, dit-il duc de Bavière, avoit un fils nommé Theodon; l'un et l'autre embrassèrent l'état monastique; peut-être sont-ils morts dans l'abbaye de Jumiège, et le tombeau des Enervés seroit le leur. Il est vrai que le mausolée est du huitième, ou au plus tard du neuvième siècle; mais suivant la description que nous en avons donnée, et qui est fidèle, il ne représente ni le père ni le fils, ni encore moins des moines. Tassilon avoit deux fils, Theodon et Theotbert: pourquoi n'avoir pas jeté les yeux sur ces deux jeunes princes, plutôt que sur l'un d'eux et sur leur père? Encore un coup, l'un des deux étoit moine (*utrique tonsurati atque exsiliati sunt*, sagen die Annal. Nazar.), et l'habillement des Enervés n'est point celui dont on se couvre dans le cloître. D'ailleurs si l'on veut compter pour quelque chose la tradition qui les honore du titre de fils d'un de nos rois, l'ancienne maison de Bavière n'est ni celle de la première race, ni celle de la seconde.« Und der Verfasser, auf eine Widerlegung Mabillons keineswegs sich beschränkend, sucht zu beweisen, daß das Monument zwei Söhnen des ältern Karloman, Bruder von K. Pipin angehöre, eine Digression, die mich nicht weiter kümmert, da sie der Geschichte der Agilolfinger fremd.

Daß des h. Goars Celle eine Dependenz der Abtei Prüm, jener Patrimonialstiftung der Karolinger, geworden, ergab sich ihrer Aufnahme ungemein förderlich. Kaiser Ludwig I schenkte ihr, 30. Januar 820, einen Theil des Waldes zwischen Wesel und Boppard mit allem was innerhalb dessen Grenzen belegen, namentlich dem Dorfe Biebernheim. In der Bestimmung der Grenzen dieser Donation heißt es: »Inde venit in rivulum, qui vocatur Westerbeja, et per ipsum deorsum usque ad stratam, quae pergit ad Trigorium,« daß also schon damals ein Ort Trigorium, das nachmalige St. Goar, bestand. Hermann, »dux Francorum eximius, appetitor pia devotione supernorum,«

schenkte zu seinem und seiner Gemahlin Modesta Seelenheil den Hof Schwalbach und Weinberge in Kamp. Gundolfus, »genere clarus, in oratione assiduus, moribus modestus, omni virtute conspicuus,« opferte die beiden Villen Prath und Miehlen, Hizecha die Gräfin von Suntheburg den Zehnten in Wallmenach und einen und einen halben Mansus, dann zwei Weinberge zu Bornich. Außerdem hat Prüm noch viele andere Güter in der Umgebung von St. Goar erworben, wie denn Cäsarius in seiner Beschreibung der abteilichen Besitzungen nennt: Gemmerich, so zwar an die Grafen von Hostaden zu Lehen ausgethan, Vogel, Nastetten, Schwalbach, Niederneisen, Flacht, Wenestre, Nochern. Von den 23 Mansen zu Gemmerich entrichtete jeder einen Sual, 5 Schillingen gleich, 1 Pfund Flachs, 2 Hahnen, 20 Eier, 5 Karren Holz; je 4 Mansen hatten mit einem Ochs oder einem Pferd zu frohnen. Von dem Hofe fielen 8 Malter der Abtei, 2 Malter dem Kloster in St. Goar. Um' Vogel, meint Cäsarius, müsse man die Chorherren in St. Goar befragen, die hätten die Höfe alle, nur daß von dem Seelzehnten die Abtei ein Antheil beziehe. Cäsarius hat auch gehört, daß der Herr von Isenburg oberhalb St. Goar am Rhein mit zwei Kirchen an einem namhaften Ort belehnt ist, daß er auf der andern Rheinseite, gleich bei St. Goar, gute, ja die besten Weinberge und noch mehre andere Lehen inne hat. Zu Nastetten waren 13 ganze, 15 halbe Mansen. Zu Schwalbach befanden sich 13 Mansen, davon doch nur 12 hörig, samt einer Mühle. Zu Flacht waren neben den 12 Mansen 15 Censiten. Venestre (Linthen?) zählte 7 volle, 5 halbe Mansen, 16 Hörige, die den von ihnen gewonnenen Flachs zu Leinwand verarbeiteten. Die 15 Mansen zu Nochern frohnten wöchentlich drei Tage, gaben 2 Hahnen, 10 Eier, brauten und kochten. Der Hof gab 4 Malter. Die kleinern Besitzungen, in Veltheim, Daubach, Pfalzfeld, Biebernheim, Oberursel werden nur genannt. Zu St. Goar hatte der Abt einen seiner drei Hauptstühle, die beiden andern befanden sich zu Prüm selbst und zu Münster-Eifel; jedem dieser Stühle waren Priore und Capläne in geziemender Anzahl zugetheilt, es hatte ein jeder seine Ministerialen, und es konnte, vermöge der Privilegien K. Pipins und des großen Karl, der

Abt in jeder der genannten Städte das Markt- und Münzrecht üben.

Des Cäsarius Beschreibung vom J. 1222 bestätigt, was auch aus frühern Urkunden bekannt, daß längst schon, ohne Zweifel nach des Hauptklosters Beispiel, eine Theilung vorgenommen worden, den besten Theil des Guts der Abt für seinen Tisch genommen, während der Convent mit dem magern Rest sich begnügen mußte. Zeitig war auch in dem abgelegenen St. Goar die Klosterzucht in Verfall gekommen, absonderlich der gemeinsame Tisch aufgehoben worden. Jedem einzelnen Mönch wurde eine Quantität Korn zugemessen, und auch Wein, »juxta id quod Deus dederat incrementum anni,« keiner also vermuthlich in Mißjahren. Eines solchen Zustandes erbarmte sich Abt Walram, und er überwies am 4. Dec. 1089 dem Convent in St. Goar die Villa Nochern mit all ihrem Zubehör, und der Abtei sämtliche Zehnten in der umliegenden Landschaft, eine Gabe, welcher er den jährlichen Bezug von 12 Schweinen, 12 Malter Korn, 24 Stein Flachs, zu Epiphanien aus den Klosterhöfen zu Vogel und Nastetten zu liefern, hinzufügte. Das geschah in Gegenwart Diethers, prefati loci (ob die Zelle, ob Nochern gemeint, bleibt zweifelhaft) advocato. Abt Adelbero (1131—1136) mehrte das Einkommen der Chorherren (sie hatten demnach die Kutte abgeworfen) durch Verleihung des Zehnten in Biebernheim und einiger Weinberge, die Celle erlitt aber bald nach seinem Ableben unsäglichen Schaden in der Plünderung vom J. 1137, worüber, nebst der Kirche, auch die sämtlichen Urkunden in Rauch aufgingen. Den Schaden wenigstens theilweise zu ersetzen, ließ Abt Gottfried am 21. Oct. 1138 die mehrmalen hier benutzte Uebersicht der dem h. Goar gemachten Schenkungen aufnehmen.

Vollkommen unersetzlich, und im Verlauf der Zeiten immer weiter greifend war ein anderer Schaden, durch der Stiftung Verhältniß zu ihren Vögten veranlaßt. Des Vogtes Rebert erwähnt Wandelberts Legende, 782. Unter den Händen der Grafen von Arnstein wird die Vogtei erblich geworden sein. Sich ihrer zu entledigen, verabsäumte die Abtei eine durch das

Erlöschen des Grafenhauses ihr gebotene Gelegenheit, vielmehr hat, nach des Cäsarius von Heisterbach Bericht, Abt Gerhard um das J. 1190 mit den Gebrüdern Graf Berthold I von Katzenellenbogen und Dieter I von Hohenstein, dahin sich geeinigt, daß sie ihm das Prädium Klingelbach zu Lehen auftrugen, wogegen er sie mit der Vogtei über St. Goar und dessen Kloster belehnte. Damals war St. Goar, früher Trichorium, bereits ein Ort von Bedeutung geworden, daß er dieses aber schon zu Zeiten des h. Goars gewesen, läßt sich kaum annehmen, ansonsten dieser nicht Gelegenheit gefunden haben würde, an den Rheinreisenden seine Barmherzigkeit zu bewähren. Die würde sich, bei der Lage an Bank und Werb, zu einem Gewerbe für die Einwohner ausgebildet haben. Außerdem müßt es befremden, daß der Heilige, entschlossen, ein Einsiedlerleben zu führen, sich bei einem bewohnten Orte angebaut haben sollte. Denn angenommen auch als begründet die Sage von des Heiligen erster Wohnstätte, von dem noch heute bekannten Felsenbette des h. Goars, so kann der Ort doch keineswegs als eine Einsiedelei gelten, wenn man ganz in der Nähe eine Ansiedelung von Fischern sich denkt. Wohl mögen römische Befestigungen einstens die Stelle des Rheinfels eingenommen haben, aber vollständig, wie zu Capellen, muß verschwunden gewesen sein, was etwan unter ihrem Schutze gebaut worden. Von dem Zeitalter des h. Goars bis zum J. 820 konnte ganz füglich eine neue Ansiedelung bedeutend genug geworden sein, um bei einer Grenzbestimmung Erwähnung zu verdienen, und wie leicht ihr früherer Namen über jenem des Schutzheiligen verloren gehen mochte, ergibt sich aus dem uralten Aremberg bei Ehrenbreitstein, das in dem Munde des Volkes lange und bis auf die neueste Zeit nur mehr der Rothe Hahnen, nach des Wirthshauses Schild, hieß.

Zu St. Goar im Kloster hat am 5. Juni 895 König Zuentebold von Lothringen der Abtei Prüm den Besitz des Klosters Süstern, die uralte Stiftung der Karolinger unweit der Maas, bestätigt. Besagtes Kloster schenkte Zuentebolds Vater, Kaiser Arnulf dem Priester Siginand »eximiarum artium,« dann auf dessen bittliches Ansuchen der Abtei Prüm. Zuentebold konnte oder wollte

aber niemals die Zuneigung der von dem Vater ihm überwiesenen Unterthanen gewinnen, suchte nur durch Schrecken zu herrschen. Sein getreuester, einziger Rath vielmehr, Herzog Reginer, war von ihm mit St. Servatien Abtei zu Maastricht beschenkt worden, als aber Erzbischof Ratbod von Trier ein früheres Recht zu diesem Besitzthum, durch Kaiser Arnulf am 1. Jul. 889 ihm gegeben, geltend machte, sollte Herzog Reginer seinem Anspruch verzichten. Deß weigerte er sich, und Zuentebold in blindem Zorn erklärte den Widerspenstigen aller Lehen und Güter verlustig, hieß ihn auch binnen vierzehn Tagen das Königreich räumen. Reginer, zum Aeußersten gebracht, stärkte sich durch ein Bündniß mit andern mißvergnügten Großen, und trotzte in der festen Stellung von Durfos an der untern Maas, die zumal unzugänglich durch die bis dahin aufsteigende Fluth, den Geboten wie den Waffen seines Königs. In mehren Gefechten besiegt, mußte Zuentebold abziehen, um so eiliger, da der Westfranken König, Karl der Einfältige, mit Heereskraft in Lothringen eingebrochen war, Aachen und Nimmegen genommen und bereits Prüm erreicht hatte. Das in Eile bei Fleringen zusammengezogene Heer stellte Zuentebold ihm entgegen; das Zusammentreffen unterblieb jedoch, und nach einigen Unterhandlungen ging Karl über die Maas zurück, 898.

Diese lothringischen Händel zu vermitteln, vielleicht auch um in Bezug auf Kaiser Arnulfs Krankheit und die Thronfolge zu handeln, hielt Zuentebold mit den Großen Arnulfs im Mai 899 zu St. Goar eine Besprechung, der mehre westfränkische und lothringische Barone beiwohnten. Ausgemacht wurde nichts, hingegen versuchte Zuentebold nochmals vor Durfos sein Glück. Blutig zurückgewiesen im Mai 899, verlor er mit Kaiser Arnulf, † 8. Dec. 899, seine letzte Stütze. Ganz Lothringen fiel ihm ab, um sich auf dem Tage zu Diedenhofen, muthmaßlich im Juni des J. 900, in die Arme eines Kindes, des deutschen Königs Ludwig IV zu werfen. Das diesem dargebrachte Geschenk anzunehmen, säumten die Rathgeber nicht. Ein von ihnen ausgerüstetes Heer ging über den Rhein, vereinigte sich mit des Herzogs Reginer Volk, und lieferte an der Maas die entschei-

bende Schlacht, worin Zuentebold Krone und Leben verlor, 13. Aug. 900. Er wurde zu Süstern im Kloster beerdigt. Er hatte sich nach Ostern 897 mit Otta, einer Tochter des Grafen Otto, vermählt. »Il étoit prince assez adonné à la piété et justice, mais peu prévoyant, se laissant facilement transporter par ses passions et mauvais conseil, par où il traitoit mal ceux auxquels il se trouvoit obligé, ce qui éloigna de lui l'affection de ses principaux vassaux.«

Im J. 1070, den 16. Juni schenkte K. Heinrich IV, während seines Aufenthaltes in St. Goar, dem Kloster Fruttuaria die im Montferat belegene Villa Focaria. Im J. 1130 ritt daselbst der Pfalzgraf von Tübingen mit 200 Rittern ein, um seine Braut, eine Gräfin von Arnstein zu empfangen und eine glänzende Hochzeitfeier zu begehen. Von viel anderer Wichtigkeit ward durch seine Folgen der Uebergang der Vogtei an die benachbarten Grafen von Katzenellenbogen, als welche ihnen Gelegenheit gab, nach der Vögte ziemlich allgemeinem Brauch, eine einfache Berechtigung allmälig in Eigenthum zu verwandeln, wie dieses nicht nur mit der Stadt St. Goar, sondern mit der Gesamtheit der Prümischen Besitzungen auf dem Einrich und im Trachgau, mit der Vogtei Pfalzfeld, mit Rastetten, Hilgerod, Schwalbach geschah. Nicht von wegen dieser Vogtei, aber doch durch sie veranlaßt, erlitt St. Goar die Belagerung von 1205. Der Herren von Bolanden Besitzungen auf dem Einrich kreuzten sich aller Orten mit jenen der Grafen von Katzenellenbogen, die Nachbarn waren von Rechts wegen Feinde, und als Graf Dieter I von Katzenellenbogen für K. Philipp Partei nahm, säumte Werner II von Bolanden nicht, zu jener K. Ottos IV überzugehen. Er belagerte das schon damals von Wehren umgebene St. Goar, als wohin die ganze Umgegend ihre Habe geflüchtet hatte, setzte auch dem Orte dergestalten zu, daß menschlichem Ansehen nach sein Fall unvermeidlich. Da nahmen die St. Goarer zu dem Herren der himmlischen Heerscharen Zuflucht, und stellten an der den feindlichen Geschossen am mehrsten ausgesetzten Stelle ein Crucifix auf. Man sagt, die Türken hätten in der Belagerung Wiens 1683 des St. Stephansthurms, von wegen des an demselben angebrachten Halb-

mondes verschonet, den Bolandischen Constablern wurde das Crucifix vielmehr eine Zielscheibe, bis daß ein Meisterschuß den Arm des hölzernen Bildes zerschmetterte, das Blut in Strömen der Wunde entquoll. Des Wunders Anblick entwaffnete den Zorn der Belagerer, zerknirscht führte Herr Werner seine Scharen von dannen, und den begangenen Frevel zu büßen, nahm er das Kreuz.

Beinahe ein Viertel-Jahrhundert später, 1222, nennt Cäsarius von Heisterbach St. Goar der Kirche von Prüm Eigenthum, in welchem sie sogar das Münzrecht üben könne. Ob der Ort bereits der Grafen von Katzenellenbogen zur Zeit der Erbauung der Burg Rheinfels, 1245—1246, oder ob diese Burg ihnen Gelegenheit gab, sich des Eigenthums der von ihr beherrschten Ansiedelung anzumaßen, wird wohl kaum zu ermitteln sein. Wohl nennt Graf Dieter III in der Urkunde vom Mai 1264, worin er das Bürgerrecht zu Wesel annimmt, St. Goar »civitatem nostram,« und eben so heißt es in der Urkunde, durch den nämlichen Dieter und seinen Bruder Eberhard ausgefertigt am 28. April 1273, »in loco nostro S^to^ Goare vel Rinfels.« In der Erbtheilung zwischen den Grafen Wilhelm und Dieter, 14. Oct. 1300, ist hingegen nur Rede von den zur Burg Rheinfels gehörigen Gefällen »apud Sanctum Gewere, sive sint in theloneo, in judiciis et aliis juribus et proventibus quibuscunque.« Auch Kaiser Albrecht verheißt dem Grafen Eberhard lediglich Entschädigung für »proprietatem bonorum suorum quam habet apud Sanctum Goarem,« 27. Febr. 1301, gibt aber dagegen am 12. Nov. 1301 »oppidum Sancti Goaris, homines, jura et ejusdem oppidi pertinentia« an besagten Grafen zurück.

In dem Weisthum, errichtet am 27. Januar 1384, heißt es: „Der ehrbar geistlich Herr Dietrich (von Kerpen) Abt zu Prüm besaß sein Gericht zu St. Goar unter den Linden, da man zu Gericht pfleget zu sitzen, und thäte Henzen von St. Gewere seinen Schultheiß die Scheffen fragen und mahnen nach seinem und seines Gotteshauses von Prüm Herrlichkeit und Recht zu St. Gewere. Deß wisten und theilten die Scheffen, daß ein

Abt von Prüm Herr und Richter zu St. Gewere wäre über Hals und Haupt, und daß er die Scheffen daselbst zu setzen und zu machen hätte, und auch zu entsetzen die mißthäten. Fort wisten sie dem Abt und seinem Gotteshaus Wasser und Weide und den rechten Eigenthum binnen dem Gericht zu St. Gewere, und daß niemand dem andern den Eigenthum verbauen möge, er wisse dann warum. Fort haben die Scheffen gewisset und geleitet, daß sie und die Bürger und Gemeinde zu St. Gewer einem Abt von Prüm huldigen sollen und niemand anders, und daß die Scheffen, Bürger und Gemeinde zu St. Gewer niemand schätzen sollen, noch mit Recht schätzen mögen, und daß die Scheffen also frei sitzen und sein sollen als die Canonichen zu St. Gewer, und daß niemands an des andern Leib oder Gut solle greifen, er enthue es dann mit dem Schultheißen und Gericht. Auch wisten die Scheffen, daß ein Abt von Prüm oder sein Schultheiß in seinetwegen alle Gebot zu thun hätte und thun sollten, und niemand anders, und möchten dabei nehmen die Scheffen und Bürgermeister, und Mannen eines Abts von Prüm zu St. Gewer gesessen, die sie dabei haben wollen, und Gebote über Wingerte, Aecker und Wald zu machen, sollen sie nehmen den Dechant oder des Stifts von St. Gewer Kellner. Anderwerb wisten und theilten die Scheffen, daß der Marktzoll eines Abts von Prüm und seines Gotteshauses sei, und haben etliche Leute den innegehabt, und wissen sie nicht wie oder von was Rechtswegen, und der Abt hat denselben Zoll versprochen, und bekannt und gesagt, daß er den Zoll den Leuten, die ihn innehaben, nicht gegeben noch verlehnt habe. Fort sagte der Abt, daß er alle seine Herrlichkeit, Recht und Gericht zu St. Gewer verkauft hätte zu Wiederkauf dem Ehrwürdigen in Gott Vater und Herrn Cunen, Erzbischof zu Trier und seinem Stift, und hieß die Bürger und Gemeinde zu St. Gewer, daß sie fürbaß demselben Herren von Trier, seinen Nachkommen und Stift gehorsam wären und ihm huldigen sollen als lange, bis er, seine Nachkommen und Gotteshaus zu Prüm die wieder an sich gekauft."

Die besagte Pfandschaft übernahm 1420 Graf Johann III von Katzenellenbogen, dem auch Abt Friedrich zu Prüm, von

Schleiden geboren, „Gunst und Gnade gethan hat an der Gift und Leihung der Präbenden und Vicarien in dem Stift zu St. Goar," hinsichtlich deren der Graf sich zu Pfingsten 1408 reversirt. Laut eines von den Päpsten Johann XXII und Martin V, von diesem 1423, bestätigten Vergleichs sollte die Vergebung der Stiftspräbenden zwischen Abt und Graf alterniren. Die Pfandschaft hat Abt Johann II von Esch, bald nach seiner Gelangung zur Abtei mit entlehntem Gelde wieder eingelöset. Weil aber das Anlehen zurück zu bezahlen und die Finanzen der Abtei fortwährend im Unstand, sah der nämliche Abt sich veranlaßt, an des Grafen Johann Sohn Philipp zu verkaufen „all unser und unsers Gotteshauses Theil und Gemeinschaft zu St. Goar, Pfalzfeld, Biebernheim, Nastetten und Vogel, und das Salmenwasser in der Werb, es sei inwendig derselben Gerichte und Marken, oder baußen, in Holz, in Feldern, in Wasser, Zinsen, Zehnten, Nutzen, Gefällen, klein und groß, wenig und viel, mit all ihrer Zu- und Behörung, nichts ausgeschieden, dann allein unsere Lehenschaft und geistliche Gaben auf dem Stift zu St. Goar, rechten, stetigen, ewigen, erblichen Kaufs auf Wiederkauf, doch der Abteien gute Leute bei ihrer Herrlichkeit, Recht und Herkommen zu behalten und zu lassen für fünftehalb tausend guter oberländischer rheinischer Gulden Münze der vier Kurfürsten am Rhein, gut von Gold und schwer genug von Gewicht," 2. Febr. 1448. Daß es mit dem Vorbehalt der Wiederlöse keine eitle Förmlichkeit, ergibt sich aus des Grafen Philipp Brief vom Sonntag Jubilate 1461: „als wir die Abtei zu St. Gewer des Gotteshauses von Prüm bei der Kirchen daselbst gelegen, han thun bauen, so bekennen wir, welche Zeit Abt und Gotteshaus zu Prüm ihre Herrlichkeit und Rente zu St. Gewer und darum gelegen, von uns, unsern Erben und Nachkommen Grafen gelöset hant, und dann darnach kommen mit dreihundert guter oberländischer rheinischer Gulden, so mögen sie uns den Bau damit bezahlen und das Haus ablösen."

Die Wiederlöse ist aber nicht erfolgt, vielmehr vererbte sich nach des Grafen Philipp Ableben, 27. Junius 1479, seine Grafschaft, samt allen Prümischen Lehen und Pfandschaften, an

das fürstliche Haus Hessen, aus dessen Händen die Pfandschaft lösen zu können, weder die Abtei, noch auch der Kurfürst von Trier sich Hoffnung gemacht haben werden. Die Abtei Prüm war nämlich durch Bulle des Papstes Gregor XIII vom 24. Aug. 1579 und durch des Kaisers Maximilian II Verleihung vom 28. Nov. 1575 den Tafelgütern eines jeweiligen Erzbischofs von Trier einverleibt worden. Dafür die Einwilligung der Prümischen Lehenträger zu erlangen, soll als unerläßliche Bedingung vom Kaiser gestellt worden sein. In gespannter Aufmerksamkeit habe ich diese Bestimmung in der Urkunde gesucht, denn sollt es traun ein seltener Fall sein, daß für eine Angelegenheit der Art die Zustimmung der Lehenträger gefordert worden, deren thut auch der Kaiser von ferne nicht Erwähnung; wenn also Kurfürst Jacob im Januar 1576 zweimal persönlich nach Rheinfels sich erhob, um des daselbst seit 1568 residirenden Landgrafen Philipp des Jüngern Einwilligung für die Incorporation zu erhalten, wenn Landgraf Wilhelm in einem Schreiben an seinen Bruder Philipp vom 28. Januar 1576 die Vermuthung ausspricht, die von dem Erzbischof angeregte Einlösung der Prümischen Lehen sey „nur eine vis practica, um Dero Liebden zu schrecken und dahin zu bringen, daß sie eher in die Prümische Incorporation willigen sollten, damit der Bischof vestro exemplo die andern Lehnleut auch also desto eher könne fortbringen,“ so gibt das einzig Zeugniß von dem Unglück der Zeiten und von der Verwirrung, welche den Begriffen von Recht und Gerechtigkeit eingedrungen. Es ist darum auch in der Transaction vom 10. April 1576 im mindesten nicht Rede von dem durch die Landgrafen von Hessen zu gebenden Consens für ein Geschäft, um welches sie nicht zu befragen, wenn gleich der Kurfürst, der Gewalt der Umstände weichend, einwilligt, „daß wir uns oder unsern Nachkommen, itzo oder hernach, so wir oder sie zur Administration der Abtei Prüm kommen werden (sofern und wann die Gebrüder, Landgrafen zu Hessen, uns und unsern Nachkommen die Pflicht geleistet und leisten werden, Lehenbrief nehmen, Revers geben, als sie bishero den Aebten zu Prüm geleistet und zu leisten schuldig gewesen) gar keine Ge-

rechtigkeit in geistlichen oder weltlichen Sachen, Gütern, Renten, Gefällen, Kirchenordnung, Altären, Präbenden, in der niedern Grafschaft Katzenellenbogen, auch keiner Ablösung an dem Flecken St. Gewer, den Abteigefällen daselbst, und deren Zugehörungen und Gerechtigkeiten, von wegen der Abtei Prüm, so etwan ein Abt darzu berechtigt gewesen wäre, nimmermehr anmaßen, oder solches andern von unsertwegen zu thun, gestatten wollen. Und da wir darüber hiernächst einigen brieflichen Schein finden würden, soll solcher kraftlos, cassirt, todt und nichtig sein."

Eben jener Landgraf Philipp, welcher mit dem Kurfürsten von Trier verhandelte, machte sich um die Stadt St. Goar ungemein verdient. Sie hatte im J. 1482, ohne Wittwen, Freibürger und Einsassen, 122 Bürger gezählt. Im J. 1559 waren der Bürger nur mehr 98, und wurde zwei Jahre später die Stadt durch ein großes Unglück heimgesucht, ihre ganze nördliche Hälfte in die Asche gelegt. Davon heißt es in dem Rathsprotokoll: „Sambstags den 8. Novembris anno Domini 1561 ist ein Feuer zu St. Gewer im Helm, oben im Heu und Strohe angangen. Eine Viertelstunde nach sechs Uhren des Abends angebrannt bis des Morgens umb vier Uhren, ist der Helm, der Engel, die Lilie und das nächst Haus am Rhein unten daran, und was zwischen den gemelten Häusern gelegen, desgleichen was unter dem Stumpfenhof und gegen dem Engel über bis an die Judengaß gelegen, erbärmiglich niedergebrannt. Gott wölle es hinfürter verhüten." Der Schaden wurde jedoch bald, unter Philipps wohlthätigem Einflusse, namentlich durch 24 neu angezogene Familien ersetzt. Landgraf Philipp, schreibt Herr Friedensrichter Grebél in seiner trefflichen Geschichte der Stadt St. Goar (St. Goar, 1848, S. 562), hielt auf Rheinfels einen glänzenden Hof, wodurch er viel zum Wohlstande der Stadt beitrug. Er war äußerst gutmüthig und liebevoll gegen seine Unterthanen; ein großer Theil seiner Correspondenz besteht in Briefen für seine Unterthanen an die benachbarten Fürsten um Beförderung der Justiz in den vor ihren Gerichten anhängigen Prozessen; er befaßte sich sehr oft mit der Schlichtung von Privatstrittigkeiten unter den Bürgern St. Goars und behielt nach Herstellung des

Friedens gewöhnlich beide Theile zu Tische bei sich. Nachdem er sich im Jahr 1568 mit der Pfalzgräfin Anna Elisabetha verheurathet hatte, fanden in St. Goar und Rheinfels viele Feste statt; unter andern wurde auch am 20. Januar 1569 eine Komödie durch den Hofstaat auf Rheinfels aufgeführt, wozu Landgraf Wilhelm von Cassel Kleider und Harnische geliehen hatte; dieselbe Komödie wurde den 21. und 22. Januar auf Befehl des Landgrafen Philipp zur Ergötzlichkeit seiner guten Bürger von St. Goar aufgeführt und jedem Bürger der Zutritt gestattet. Philipp war dagegen sehr dem Trunke ergeben, wodurch er sich die Wassersucht zuzog, in Folge deren er, erst 42 Jahre alt, starb. Sein Vater, Philipp der Großmüthige, soll wegen seiner Vorliebe für den Wein auch zu ihm gesagt haben: „Lips, du sollst St. Goar und Rheinfels haben, denn du trinkst gern.“ Seine Gemahlin scheint ihn ungeachtet dieser Untugend doch sehr geliebt zu haben, indem in ihren Briefen in der Anrede „Hochgeborner Fürst, freundlich herzlieber Herr und Gemahl,“ nie der Zusatz „und Herzensschatz“ fehlte. Philipp stürzte sich durch seine allzu große Freigebigkeit und die Bauten auf Rheinfels und zu Braubach in viele Schulden. Als er einstens seinen Bruder den Landgrafen Wilhelm wieder um Geldvorschüsse anging, machte dieser ihm die eindringlichsten Vorstellungen gegen seine allzu große ausländische Hofpracht und überflüssige Dienerschaft, welche ihr Vater nicht gehalten, obschon er ganz Hessen besessen habe. In diesem, zur Charakteristik der damaligen Zeit sehr merkwürdigen Schreiben vom 4. März 1575 sagt Landgraf Wilhelm unter Anderm weiter:

„Von uns unterstehet sich jedoch ein jeder einen großen ansehnlichen Hof von Edel und Unedeln zu halten, sonderlich nehmen auch unser eines theils die großen Scharhansen in den güldenen Ketten an Hof, sambt Weib und Kinder, den muß man nichts versagen, sondern ihnen Küch und Keller Tag und Nacht offen stehen, geben darzu groß Dienstgeld aus, meinen daraus eine große Autorität zu bekommen, da sie doch darnach mit ungewischtem Maul darvon ziehen, uns dessen nicht allein keinen Dank wissen, sondern unser noch in die Zähne darzu spotten.

„Zudem so lassen wir es dabei nicht, sondern wollen unser Frauenzimmer, desgleichen Edelknaben, auch die Junkern selbst, alles in Sammet und Seiden kleiden; Item unsere Pferde alle mit Federn und sammeten Zeugen ausputzen, anders nicht als wären wir welsche Zibetkatzen, welches sich gar übel in diese Art Lande propfet, denn unser Herr Vater Gottselig hatte das ganze Land allein, schämt sich nicht sein Frauenzimmer in Arras (Serge) und Burstat mit Birkischen Atlas verbrämt, desgleichen seine Jungen in ein gut Lundisch Tuch auch mit solchem Atlas verbrämt (wann S. Gnaden gleich auf Reichstag zogen) zu kleiden, und Wir, die Wir S. Gnaden Lande in so viel Theil zerstückelt haben, fahren so hoch daher, welches wahrlich in die Länge schwer fallen und besorglich einen bösen Ausgang gewinnen wird; wahrlich der Welschen und der Teutschen Pracht dienen nicht zusammen, sintemalen, ob sich gleich die Welschen mit Kleidung stattlich halten, so fressen sie desto übler und sparsamer, lassen sich mit einem Gericht Eier und Salad begnügen, da die Teutschen das Maul und den Bauch voll haben wollen, darumb unmöglich beid, teutsch und welsch Gepräng miteinander zu ertragen. Darbei lassen Wir es nicht, sondern behenken uns auch noch neben den vielen von Adel und stattlichen Frauenzimmer an Hof mit einem Schwarm Doctoren, Secretarien und Schreiber und darzu in höher Besoldung hat, als unser Herr Vater Gottselig selbst; zudem halten unser jeder so einen Haufen Jäger, Köch und Hausgesind, daß schier zu jedem Berg ein eigener Jäger, zu jedem Topf ein eigener Koch, und zu jedem Faß ein eigener Schenke ist, welches alles die Länge wahrlich nicht gut thun, sondern die hohe Nothdurft erfordern wird, wollen Wir anders nicht verderben; desgleichen das Spiel und das Ausreisen uf Tänze fremder Fürsten, welche beide Stück den Beutel weidlich fegen und räumen, dann ob man wohl an etlichen Orten ausquittirt wird, so geht einem doch auf alle Wege noch eins soviel darauf, als wenn einer daheim wäre; was dann ferner betrifft, ob Wir die Gebrüder allerseits unser Gemahlin mit nacher Naumburg uf den daselbst fürstehenden Erbverbrüderungstag mitnehmen möchten, achten Wir dafür, daß Wirs dem alten teutschen Brauch

nach halten, und dieselbigen daheimb haushalten lassen, sintemal solches nicht allemal zu Ersparung großer Unkosten gereicht, sondern auch zu vorkommenden höhnlichen Nachreden dienlich, daß nicht die Leute sprechen, Wir könnten nicht eine Meile Wegs ziehen, Wir müßten dann die Tasche an der Seite henken haben."

Als im Jahr 1570, berichtet Hr. Grebel ferner, die Hofleute sich über den schlechten Wein beschwerten, verwies ihnen Landgraf Wilhelm dieses, indem er bemerkte, daß die Hofleute am Hofe Philipps I, worunter mehrere Herzoge, Grafen, Gelehrte und tapfere Ritter, wie er sie jetzt an seinem Hofe nicht habe, mit diesem Weine zufrieden gewesen wären, und schließt dann folgendermaßen: „Darumb sollten sie solcher Schmarozerei sich in ihr Herz hinein schämen, daß sie ihnen als Ritterleuten solchs lassen vor die Mäuler kommen; man könne in einer fürstlichen Hofhaltung nit einem jeden Lampreten kochen, und Perdrisken und Capaunen mit schwarzen Füßen speisen, oder Ambrosien vorsetzen, denn darüber würden nit allein Wir ein Fürst, sondern wohl ein großer König verderben. Wir wären ihnen nichts anderst zu geben schuldig, dann was uns wächst, wie unser Vorfahren auch gethan, wollen sie damit nit zufrieden sein, so mögen sie uns unsere Dienst vermöge der Hofordnung uffsagen, und nach Ausgang des Jahres ziehen, da wo sie Malvasier zu trinken haben, und ihre Schmarotzermäuler wohler weiden können." Landgraf Philipp starb am 30. Nov. 1583 auf dem Schlosse Rheinfels und liegt mit seiner Gemahlin in der Stiftskirche zu St. Goar begraben. Da Philipp kinderlos, fiel die Niedergrafschaft Katzenellenbogen, folglich auch die Stadt St. Goar an seinen ältesten Bruder, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Wie sie im J. 1626 an Hessen-Darmstadt abgetreten, hierauf wieder für Cassel gewonnen, bald darauf dem Landgrafen Ernst, dem Begründer der Linie Hessen-Rheinfels-Rothenburg zugetheilt worden, alles dieses ist Bd. 6 S. 733 erzählt.

Die Belagerung von 1626 brachte der Stadt schweren Schaden. Den in der Plünderung erlittenen Verlust berechnete sie zu 27,844 Gulden; außerdem wurde die Stiftskirche geplündert,

des h. Goar Grab erbrochen, die Kirchenbibliothek und eine Glocke geraubt. Nicht weniger als 172 Personen wanderten aus, vertrieben vornehmlich durch die strengen Maasregeln der neuen Herrschaft gegen die Bekenner der reformirten Kirche. Brandschatzungen und Proviantlieferungen kosteten der Stadt von 1632—1641, in neun Jahren, 32,966 Rthlr. Die Pest vom Jahr 1635 raffte im Laufe einiger Monate 200 Menschen hin. Ein großer Theil der Bevölkerung hatte sich geflüchtet, 32 Häuser waren zerstört, unbebaut lag über ein Drittel der Aecker und Weinberge, Gewerbe und Handel stockten, das Malter Mehl wurde mit 240, ein Kalb mit 80 Gulden bezahlt, für 8 Brode konnte man einen Morgen Ackerland eintauschen. Und in solcher Lage hatte die Stadt das lothringisch-französische Regiment Baubecourt vom 1. Nov. 1645 an zu verpflegen, eine Last, welche sie zwar durch den mit Turenne am 6. Nov. errichteten Vertrag um den Preis von 8000 Rthlr. abkaufte, das Regiment hatte aber nur eben die Stadt verlassen, als es schon wieder am 27. Nov. 1645 einrückte, und bis zum 26. Mai 1646 einquartiert blieb, wo es dann endlich aufbrach, alle vorräthigen Früchte und Weine und an Rheinzollgeldern 12,500 Rthlr. mit sich führend; seine zweite Anwesenheit hat der Stadt 43,910 Rthlr. gekostet. Außerdem war in den J. 1646—1647 kein Ende der Frucht-, Wein- und Tuchlieferungen für die französische Armee, und diesen fortwährenden Erpressungen gesellten sich noch die Drangsale der Belagerung von 1647.

Im J. 1613 zählte das Rathsprotokoll 163 Familien und 1134 Einwohner in 140 Häusern, im J. 1640 fanden sich nur mehr 101 Familien, 714 Menschen, im J. 1654, sechs Jahre nach dem Reichsfrieden 84 Familien und 626 Menschen, daß es demnach dem Landgrafen Ernst keine leichte Aufgabe, die so sehr herabgekommene Stadt wieder zu dem alten Wohlstand zu erheben. Am 30. März 1649 zog er zu St. Goar ein, am 1. April empfing er die Huldigung, der Bürgerschaft zugleich eidlich gelobend, daß er sie bei ihren Freiheiten und Privilegien, nach Laut des Stadtweisthums belassen und schützen wolle. Sodann wurde von dem Stadtrath der Ehrenwein präsentirt, auch

dem Fürsten ein silberner Pokal verehrt. Dagegen hat sich Landgraf Ernst seinen Gebieten und namentlich der Stadt St. Goar als ein wahrhafter Landesvater bewährt, durch weise Gesetze Handel und Gewerbe belebt, große Summen für die Bauten und Befestigungen von Rheinfels in Umlauf gesetzt, in der Concentrirung der Behörden, welchen er die Justizkanzlei als Obergericht, und eine Forstcommission hinzufügte, der Stadt mehre Nahrungsquellen eröffnet, durch die den drei Religionsparteien zugestandene Toleranz neue Ansiedler herbeigezogen. Im J. 1674 war die Bevölkerung wiederum zu dem Betrag von 958 Köpfen angewachsen, und befanden sich darunter 343 Erwachsene, 225 Knaben, 240 Mädchen, 60 Knechte, 64 Mägde, 26 Juden. Des Landgrafen Ernst Verdienst um die Stadt vollständig zu würdigen, darf man das complicirte Verhältniß der beiden Linien in Cassel und Rheinfels, und die daraus sich ergebenden Streitigkeiten und Processe nicht aus den Augen lassen. Ursprünglich hatte sich Hessen-Cassel in den der jüngern Linie als ein Paragium überlassenen Gebieten alle von der Landeshoheit ausgehende Rechte vorbehalten, nachmalen jedoch deren mehre an Hessen-Rheinfels abgetreten. Durch die Hausverträge vom 1. Jan. 1654, 29. Oct. 1655, 3. Jul. 1656, 8. Mai 1660, 11. April 1678 und 25. März 1754 wurden dem Hause Rheinfels zugewiesen alle Domainen, die Strafgelder, Gerichtssporteln, Juden-Schutzgelder, Bede, Besthaupt, Landzoll, Grundzinse, Manumissionsgelder, Leibeigenschafts-Gerechtsame und Nutzungen, bestehend absonderlich in ungemessenen Frohnden, das Recht, in weltlichen und Polizeisachen Gesetze zu erlassen, Civil- und Criminal-Jurisdiction, vorbehaltlich der Appellation, im Falle der Gegenstand über 350 Gulden betragt, der Land- und Wollenzoll, 1/4 des Rheinzolls, das Recht, die adelichen Lehen zu verleihen, der Salmenfang, hohe und niedere Jagd, die Grenzzüge, die alte Soldatensteuer und das sogenannte Knechtgeld, die Ertheilung der Zunftgerechtigkeit, die Concession von Jahrmärkten, das jus episcopale über katholische Kirchen und Schulen.

Dem Hause Hessen-Cassel blieben alle Hoheitsrechte, sofern sie nicht ausdrücklich abgetreten worden: die Reichs-, Kreis-,

Grund-, Gewerbe- und Trankſteuer, die Prinzeſſin- und Landesſchulden-Steuer, das Recht der Rekrutirung, die Münzgerechtigkeit, die Einberufung der Landſtände, das jus episcopale über die proteſtantiſchen Kirchen und Schulen, die Erlaſſung der Haupt-Landesordnungen in Juſtiz- und Kirchenſachen, Geleit, Folge, das Beſatzungsrecht auf Rheinfels, Katz, Reichenberg und Hohenſtein, der Rhein- und Gulden-Weinzoll zum größern Theil. Ein zu St. Goar reſidirender Beamter, der Reſervaten-Commiſſarius wachte, daß die Rheinfelſiſchen Beamten nicht in die reſervirten Rechte eingriffen, und erließ bei Eingriffen die ſogenannten Manutenenzdecrete. Er war Commissarius perpetuus der Regierung und des Conſiſtoriums zu Caſſel, ſowie der dortigen Verwaltungsbehörden; inſonderheit gehörte das Ab- und Zuſchreiben der Güter in ſeinen Wirkungskreis, er konnte auch proviſoriſche Fruchtſperren anlegen. Erſte Inſtanz für nicht ſchriftſäſſige Caſſeliſche Beamte, war er zugleich Polizeirichter für die Aburtheilung der Sabbatbußen; er konnte, hierin dem Scheffengericht gleichgeſtellt, Teſtamente aufnehmen. Dieſer Reſervaten-Commiſſarien ſind von 1649—1794 vierzehn geweſen.

Durch die franzöſiſche Belagerung von 1692 hat die Stadt weniger gelitten, als durch das heſſiſche Bombardement vom 23—26. Nov. 1702, welches viele Häuſer beſchädigte. Dagegen feierte St. Goar am 26. Mai 1720 ein Freudenfeſt, von welchem Hr. Grebel nach Anleitung des Rathsprotokolls die folgende Beſchreibung gibt. „Wurde auf Hochfürſtl. Gnädigſten Befehl des Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Wilhelm des Jüngern, Landgrafen zu Heſſen ꝛc. wegen Erhöhung des Durchlauchtigſten Fürſten, Herrn Friederici Erbprinzen von Heſſen-Caſſel Königl. Hoheit auf den ſchwediſchen Thron ein Freuden-Festin angeſtellet, an welchem 1) unter währendem Gottesdienſt das Te Deum laudamus abgeſungen, und ſowohl das grobe Geſchütz als das kleine Gewehr von der Garniſon abgefeuert wurde; 2) Abends bei anfangender Nacht wurde dann auch die ganze Stadt ſowohl mit Pechkränzen in den darzu verordneten Feuerpfannen, als auch mit aushängenden Leuchten und Lichtern illuminirt; 3) wurde in einem angezündeten Feuerwerk gegen

der Kanzlei folgende Namen präsentirt in einer graden Linie: Fridericus et Ulrica Sueciae Rex et Regina. Ueber solchen Namen wurden die drei schwedischen Kronen in einem Wappen präsentirt; auf beiden Seiten des Wappen aber zwei Löwen, welche eine große Krone haltend, selbige auf das Wappen setzen, und was sonsten für Raketen und übrigem Feuerwerk, welches alles schön anzusehen ware, angezündet wurde. 4) In dem obern Stockwerk der Kanzlei, worinen 7 Fenster illuminirt waren, stand darüber: Dat Friderico Deus Sueciae totius regi. Im ersten Fenster stunde der hessische Löwe bei einem Compas, und sahe, daß die Magnetnadel nach Norden wiese, weswegen er auch Mienen dorthin zu gehen machte, mit der Beischrift: Ad suum rapitur astrum. Im zweiten Fenster wird dem hessischen Löwen unter währendem Gehen nach Norden durch ein himmlischen genio in den Lüften eine königliche Krone gezeiget, und die Hoffnung gegeben, weil er Miene macht, solche ihm aufsetzen zu wollen. Beischrift: Offert merenti. Im dritten Fenster begegnet dem hessischen ordinairen gekrönten Löwen das schwedische Königreich in Gestalt einer Matrone, deren Mantel und Kleidung ganz mit güldenen Kronen durchwirket ist, hat auf einem Polster die drei schwedischen Kronen liegen, solche dem Löwen zu präsentiren. Beischrift: Non sufficit una. Im vierten Fenster präsentirte sich ein großer Saal, in dessen Mitte stunde ein Tisch mit einem Teppich, in welchem alle schwedische provincial-insignia eingewirkt zu sehen waren; auf diesem Tische lage ein Polster, darauf stunde die schwedische Reichskron, darneben dann der Scepter mit einem Oelzweig umwunden, zum Zeichen einer fruchtbringenden, milden und friedlichen Regierung, dann das Schwert mit Lorberzweigen, zum Zeichen der immerwährenden angewünschten Siegen, darüber und darunter: Ulrica Regina mediante regnoque jubilante. Im fünften Fenster haltet der hessische nunmehro mit der königlichen geschlossenen Krone gezierte Löwe eine Fackel, welche ihm durch einen Genium in den Wolken angezündet wird, mit der Beischrift: accensa micabit, anzudeuten daß des Prinzen Tugendfackel erst recht zu glänzen anfangen werde, da solche auf die Höhe des Throns

ausgesetzt ist. Im sechsten Fenster stehet der königliche gekrönte Löwe mit offenem Rachen, und fliegen ihm die Bienen ein und aus. Beischrift: de forti dulcedo, dahin deutend, daß seine ohngemeine Leutseligkeit mit der Stärke des Gemüths vermenget, das Königreich in Forcht und Liebe zu regieren. Im siebenten Fenster stehet der königliche gekrönte Löwe in Mitte vier streitbaren Thieren, welche ihm von allen Seiten aufstoßen, mit der Beischrift: ad nullius pavebit occursum, des Königs weltbekannte Tapferkeit anzeigend und vorsagend, daß ihn alle seine Feinde endlich deswegen im Frieden lassen werden. 5) Fand durch die löbliche städtische Schützencompagnie auf dem Unterwasen ein ergötzliches Schießen statt, wozu der gestrenge Herr Amtmann von wegen unseres gnädigsten Fürsten und Herren einen Preis von 25 Thaler und ein Ehrbarer Rath ein desgleichen von 25 Thaler aussetzen. 6) Wurde zum Schlusse des Freuden-Festin im Rathhaussaal ein lustiges Tanzen gehalten."

Von der Ueberrumpelung von St. Goar und Rheinfels durch die Franzosen im J. 1758 schreibt Alex. Breuer in seinem Tagebuch: „1758 den 1. Dec. seind die Franzosen Morgens früh zwischen 4 und 5 Uhren von Bacharach und Wesel mit 4 Schiffen zwischen der Brück und dem Thörnchen allhier angefahren und die Stadtmauern mit sechs Leitern mit einem Sturm bestiegen und ein Thor aufgehauen, die Wachten überfallen; es ist ein Bataillon von den Franzosen gewesen, welche sich von ihrem General St Germain geschrieben; der General Marquis de Castries ist bei ihnen gewesen, und der Obristlieutenant von Gelb ist auf dem Schloß als Commandant worden. Fünf Tage hernacher ist der commandirende General Prinz Soubise von der Armee hier angelangt, ist die ganze Garnison von der Brück bis an die Lilie beiderseiten gestellt mit fliegenden Fahnen, der ganze Stadtrath, drei Jesuiter (P. Hermann Conrads, Superior, P. Heinrich Joseph Schwenck, Festtagsprediger, P. Heinrich Neppen, Sonntagsprediger), das Amt und Kanzlei, seind ihm an die Brück entgegen gangen, alle Canons in der ganzen Stadt und Festung seind in einem Zug gelöset worden, ist nur 24 Stund hier geblieben, so hat er sich wieder nach Hanau begeben, und der

Marquis de Castries ist auch gleich mit ihm fort. Die ganze Mannschaft bestunde in einem Bataillon, 400 Mann von St Germain, und 200 rothe Dragoner."

Der nämliche Breuer schreibt: „1759 den 21. August Mittags auf den ersten Weseler Kerbe- (Kirch-) Tag, gleich nach 2 Uhren hat mich der große Gott mit einem gar entsetzlichen und leider Gottes sehr bedauernswürdigen Unglück heimgesucht; da ich dann denselben Tag nach Bingen gereiset und also Alles zu Haus im Vergnügen und guten Stand hinterlassen, den anderen Tag nach Haus gereiset, ich aber Gott erbarmens, kein Haus, keine liebe Frau, keine Mutter und ein liebes Kind, auch meinen Knecht nit mehr gefunden, welche alle unter dem Schutt des Hauses waren, da ich dann hier anlangte, nit wußte, wohin ich meinen Kopf legen soll oder aufgenommen würde, doch der Herr Gevatter Napp mich am Nachen abgeholt und in sein Haus im Arme geführt, wo ich dann meine herzliebe Frau und Kind mit einander in einem Todtensarg angetroffen; ach was ein entsetzliches Herzenwehe habe ich da empfunden, daß ich nit wußte, ob ich auch noch ein Mensch wäre, indem ich mit Vergnügen und Liebe von ihr und übrigen aus dem Haus gegangen, und also daß ich kein Trost in meinem Gemüthe konnte spüren, da ich zuvor in allem Vergnügen in meiner Haushaltung mit den meinigen gelebet, und in einem sehr guten Stand befunden, hat mir also gangen, wie dem Job, Gott hat Frau und Kinder, Haus und Mobilien auf einmal weggenommen; es urtheile ein jeder wie es ihme sei, in solchen Stand gesetzt zu werden. Der große Gott wolle alle Menschen für solchem Unglück bewahren, und wolle ferner mich in seiner Gnad und ein trostreiches Herz bescheeren, damit ich auch mit Jesu sterben möge.

Da ich verlohren Gut und Blut,
Mein Jesus mich erhalten thut.

Carl Alexander Breuer."

Veranlaßt wurde das Unglück durch den Transport einiger Fäßchen Pulver, die vom Rheinfels nach der Katz gebracht werden sollten, aber so schlecht verpackt waren, daß das Pulver herausrann und vom Schleierthor bis zu dem heutigen Hause Perino

einen Strich beschrieben. Auf diesen Strich soll, der Tradition zufolge, ein Bäckerbursche, dem es nicht einfiel, daß die einmal entzündete Pulverlinie bis zum Pulverkarren fortbrennen würde, in der Nähe des Gasthauses zum Wilden Mann aus Muthwillen eine glühende Kohle gelegt haben. Der Karren, von der Flamme ergriffen, flog in die Luft, erschlagen wurden die 6 Mann von der Bedeckung, die beiden Fuhrleute, überhaupt 31 Menschen, ungerechnet 14 lebensgefährlich Verwundete. Das Hospital, das Rathhaus, 40 Häuser wurden gänzlich zerstört, alle Fensterscheiben in der ganzen Stadt zertrümmert; die evangelische Kirche erlitt starke Beschädigung. Der Schaden wurde amtlich zu 42,570 Gulden abgeschätzt, nämlich für zerstörte und beschädigte Häuser 38,470, für Mobilien 2100, für gebrochene Fensterscheiben 2000 Gulden.

Die zerstörten Häuser waren kaum wieder aufgebaut, und eine Feuersbrunst vernichtete in der Nacht vom 15—16. April 1761 das unlängst aus seinen Trümmern erstandene Rathhaus, das Hospital und 37 neue Häuser, ein Gesamtverlust von 50,983 Rthlr; vier Menschen verloren darüber das Leben. Am 20. April brannten in der Oberstraße drei, und am 24. April in der Judengasse zwei Häuser ab, und ergab sich in der gerichtlichen Untersuchung, daß alle diese Feuersbrünste durch Soldaten von der Besatzung, 500 Irländer, veranlaßt worden; drei der Mordbrenner büßten am Galgen. Der Prinz von Soubise bezeigte der Stadt sein Beileid durch Schreiben vom 7. Mai 1761, befreite sie auch für die Dauer von zwei Jahren von allen Frohnden und Abgaben. Nachmalen wurde ihr ein zehnjähriger Steuererlaß bewilligt. Ein St. Goarer Poet bespricht das Unglück in folgenden Reimen:

> Kaum hat der Krieg viel Noth und Schrecken angerichtet,
> So wird die arme Stadt durchs Pulvers Knall zernichtet.
> Die Noth war kaum vorbei, so setzt des Feuers Wuth
> Den vierten Theil der Stadt in große Angst und Gluth.
> Gott lasse diese Stadt forthin gesegnet stehen,
> Und laß sie Fried und Ruh zu langen Jahren sehen.

Es folgten noch mehre Feuersbrünste: jene vom 13. April 1779 verzehrte 27 Häuser, ein Schaden von 42,376 Rthlr.

Gleichwohl fanden sich 220 Häuser in der Zählung von 1782, von 1785 Menschen bewohnt, und 1794 wurden der Einwohner 1992 gezählt. Es war die höchste Blüthezeit der Stadt, welcher die zahlreichen Beamten, der Zoll, die Garnison, der starke Wein- und Lederhandel, wovon jener vornehmlich nach Hessen ging, und wesentliche Erleichterung in der fliegenden Brücke fand, immer freudigere Aufnahme zu verheißen schienen. „Alles schwebt und lebt. Man stößt hier auf Menschen, die im Umgange sich sehr gut benehmen, und das Feine des geselligen Lebens trotz einer größern Stadt wissen zu beobachten.“ Jener goldenen Zeit entstammen namentlich die Nachrichten vom Rheinhandel, gegeben durch C. E. E. Hüpeden, Fürstl. hessischer Rentmeister in St. Goar, welches bei diesem Handel so lebhaft betheiligt, d. d. St. Goar, den 1. Jun. 1781. Großentheils veraltert, empfehlen diese Nachrichten sich um so dringender für die Aufnahme in den Antiquarius.

„Wie viele Centner Zucker und Kaffe und andre Waaren,“ hebt Hr. Hüpeden an, „jede englische oder französische Handelsflotte ein- oder ausgeführt habe, das können wir täglich von unsern Reichspostreutern und Journalisten hören. Und noch kürzlich hat der offenherzige Necker die Einnahme und Ausgabe eines großen Reichs der ganzen Welt vorgelegt. Aber Ihnen vom Rheinhandel viel zu sagen, das ist immer eine schwere Sache, wenn man gleich 3 Jahre lang an dem Ufer dieses großen Stroms gewohnet hat. Denn da müßte man die Zollrechnungen einsehen, und das sind Sibyllenbücher! Sie wissen wohl, wir arme Deutsche haben noch eine Menge Staatsgeheimnisse mehr, als unsere Nachbarn; und ob nun alles diesen Namen verdiene, was damit gestempelt wird, das wäre freilich noch eine große Frage. Aber für den Eigennutz ist das Wort Geheimniß von jeher sehr einträglich gewesen, und von dem großen Taschenspieler Pythagoras an, bis auf die neueren Zeiten, haben sich die Herren Gelehrten bei ihren geheimnißvollen Mienen immer am besten befunden. Denn daß die Wegweiser, welche unsere Schritte bei dunkler Nacht leiten, allezeit am reichlichsten bezahlt werden, das ist eine bekannte Wahrheit, und bis auf die Zeiten

des allzuehrlichen D. Luthers hat solches niemand besser verstanden, als die Herren Geistlichen.

„Vielleicht war es auch, ehe noch der Westfälische Friede in dem §. 1 und 2 des 8ten Artik. die große Grenzlinie zwischen der Gewalt der deutschen Fürsten und seines Kaisers gezogen hatte, rathsam, über manches einen Schleier zu werfen, was den Samen zu Streitigkeiten hätte ausstreuen können. Da waren die Doctores Juris noch die alleinigen Steuerleute unserer deutschen Staaten, und die würden es freilich für eine Prävarication gehalten haben, etwas von der natürlichen oder politischen Verfassung eines Landes zu sagen. Aber seit dem J. 1648 könnten und sollten wir doch, dächte ich, schon etwas offenherziger reden, und am wenigsten sollten wir die natürlichen Güter eines Landes, seinen Reichthum, und sogar seine Bedürfnisse zu Staatsgeheimnissen machen. Ist es doch die erste Sorge eines jeden Kauf- und Handwerksmanns, sein Schild auszuhängen: und daß die Natur dem Holländer Holz und Früchte versagt habe, das hat dieser Lehrmeister aller Kaufleute vorlängst gestanden, und desto wohlfeiler hat er beides. Alle Nationen eilen ihm zu Hülfe, und so entgeht er der Gewinnsucht eigennütziger Monopolisten. Er ertauscht sich unsern Ueberfluß gegen Ost- und Westindische Wollüste: und wie wichtig dieser Handel für beide Nationen seyn müsse, das läßt sich schon einigermassen beurtheilen, wenn man die großen und fruchtbaren Provinzen überdenkt, welche der Rhein durchwandert, und die vielen schiffreichen Flüsse, die sich in seinem Laufe mit ihm vereinigen. Die größten und schiffreichsten unter denselben ist der Main und die Mosel; nach ihnen folgen der Neckar, die Saar, welche sich in die Mosel ergießt, die Lahn, die Ruhr und die Lippe, die aber theils mehr, theils weniger schiffbar sind.

„So ist der Neckar bis in die Gegend von Stuttgart, die Lahn aber nur bis Diez schiffbar, und auch die Lippe und Ruhr sollen ihre Schiffbarkeit nicht weit von ihrer Mündung verlieren. Aber die mehresten von diesen kleinen Strömen könnten, zum unendlichen Vortheile des Ackerbaus und der Handlung, noch weit schiffreicher werden, wenn die Kunst ihnen eben so zu Hülfe

kommen wollte, wie sie unter Landgraf Moritz der Fulda zu Hülfe kam. Dieser Fürst setzte die Fulda von Kassel bis Hersfeld in schiffbaren Stand, und noch hat der Niederhessische Bauer und Kaufmann Ursache, das Andenken dieses Herrn dafür zu segnen: denn wer kennt nicht die Vorzüge der Wasser- vor der Landfracht? 3 Ohmen Wein, oder 10 Centner, ist nach der Erfahrung unserer Fuhrleute die gewöhnliche Ladung eines einspännigen Karren, der von hier nach Niederhessen bestimmt ist. Aber eine Schiffsladung von 3000 Centnern kann auch in unsrer sehr abhängigen Gegend von 10 bis 12 Pferden den Strom hinan geführt werden, und zu Thal, oder den Strom hinab, hat man die Hälfte dieser Thiere nicht einmal nöthig. Ein Pferd also, das zu Lande 10 Centner mit Mühe fortschleppen kann, das ist einer 30mal größern Last gewachsen, wenn es den Beistand des Wassers hat. Nicht alles Wasser hat übrigens einerlei Schwere, und dieser Unterschied hat, wie Hydrostatik und Erfahrung beweisen, auch auf die Wasserfracht einen sehr großen Einfluß. So trägt der kleinere aber trübe Main schon verhältnißmäßig mehr als der Rhein, dessen Wasser von Natur hell und leicht ist: jedes Mainschiff sinkt bei dem Eintritt in den Rhein tiefer in den Strom; das ist eine Beobachtung, die jeder Reisende machen kann. Von der Ruhr hat man mir ein gleiches versichern wollen. Das ist also eine Gunstbezeugung der Natur, womit sie öfters kleinern Flüssen ihren Wassermangel zu ersetzen sucht.

„Auch die Breite, die Tiefe der Ströme und die Geschwindigkeit ihres Laufs sind Gegenstände, die für die Wasserfracht überaus wichtig sind. Der Rhein, welcher in dem flachen Rhingau oberhalb Bingen mehr einem See, als einem Strome gleicht, und sich dort mit einer majestätischen Langsamkeit fortbewegt, hat kaum den Eingang unsers Rheinthals erreicht, als er mit großer Flüchtigkeit und in einen engen Kanal zusammengepreßt, über unsern abhängigen Boden dahinrollt. Man sollte es kaum glauben, daß sein hiesiges enges Bett den großen Strom fasse, den man in dem Rhingau gesehen hat: und das hat viele Topographen veranlaßt zu glauben, daß er in dem bekannten

Bingerloch und in der sogenannten Bank bei hiesiger Stadt durch unterirdische Kanäle einen Theil seines Wassers verliere. Aber die Abhängigkeit unsers Rheinthals, welches dem Wasser keine Zeit läßt, sich so zu sammeln, wie der fast horizontale Boden des Rhingaues, macht das ganze Wunder bald begreiflich. Für den Reisenden hat der Anblick eines so ausgebreiteten Stromes viele Reize: aber Schifffahrt und Handlung haben keine Ursache, sich darüber zu freuen. Dann der Strom verliert eben dadurch sehr vieles von seiner Tiefe, und in trocknen Sommermonaten fällt solches der Schifffahrt oft sehr beschwerlich. Stürmisches Wetter hat auch über den Fluß im Rhingau viel mehr Gewalt, als zwischen unsern Gebirgen, und dann ist es oft gefährlich, ihn in solchen Gegenden zu befahren.

„Nach der Versicherung eines Mathematikers beträgt die gewöhnliche Breite des ziemlich engen Rheines bei unsrer Stadt 1000 Kasselsche Schuhe. So wie der Rhein in seinem Laufe mehrere Flüsse und Bäche zu sich nimmt: so ist es auch natürlich, daß seine Schiffbarkeit damit wachsen, und daß daher auch eine große Verschiedenheit in der Größe und dem Baue der Schiffe auf dem Rheine entstehen müsse. Die Schiffe, welche den Niederrhein von Köln bis an den Ausfluß des Stroms befahren, sind der Beschreibung nach wohl 2 bis 3mal größer, als die unsrigen. Die vielen Felsen, welche der Strom in unsern Gegenden verbirgt, sein schneller Lauf und seine Untiefen im Rhingau erlauben es uns wahrscheinlich nicht, uns so großer Schiffe zu unserm Handel zwischen Mainz und Köln zu bedienen. Das ist auch wohl die natürliche Veranlassung zu dem Stapelrechte gewesen, welches noch in unsern Tagen die beiden Städte Mainz und Köln ausüben. Pfeffinger, in seinem Vitriario illustr. Tom. III. L. III. Tit. 2. §. 49, legt zwar der Stadt Speier ein gleiches Recht bei; aber unsere Schiffer wollen nichts davon wissen (*). Nach ihrer Versicherung pflegt man von Mainz un-

(*) „Ein Reisender versichert, die Schiffer hätten zwar nicht nöthig, bei Speier anzufahren und auszuladen, aber statt dessen müsse ein gewisses Stapelgeld bezahlt werden."

mittelbar bis Straßburg zu fahren, und Speier scheint sich also wenigstens nicht in dem Besitze dieses Rechtes zu befinden. Da aber der Rhein bei Speier so seichte zu werden anfängt, daß der Schiffer in dieser Gegend sein Hauptschiff durch kleinere Nebenschiffe erleichtern muß: so ist das eine Gattung von natürlichem Stapelrecht, welches der Strom in dieser Gegend ausübt, und das kann zu dieser Meinung Anlaß gegeben haben.

„Daß nun dieses Stapelrecht für beide Städte, Mainz und Köln, von unendlicher Wichtigkeit sei, das ist leicht zu denken. Alle holländische und deutsche Waaren gehen durch die Hände des Kölnischen Bürgers, und er ist dadurch der Spediteur, und zum Theil auch wohl der Verkäufer aus der zweiten Hand für beide Nationen geworden. Auch die Schifffahrt beider Städte hat dabei sehr gewonnen. Der Kölnische Schiffer fährt nach Mainz und nach Rotterdam, während dagegen die unsrigen und alle übrigen, die zwischen beiden Städten wohnen, nur an der Schifffahrt zwischen Köln und Mainz Antheil haben, und dabei fehlt es nicht an Gelegenheit, den einheimischen Schiffer vor dem fremden zu begünstigen. Das hat noch vor wenig Jahren große Irrungen zwischen dem Hause Hessen und der Stadt Köln veranlaßt.

„Der Weg von Bingen bis Koblenz erfordert besonders geschickte Schiffer. Der schnelle Lauf des Stroms, die hin und wieder aus dem Wasser hervorragenden Felsen und verschiedene Wasserfälle, wenn man sie so nennen kann, unter welchen die sogenannte Bank bei hiesiger Stadt der merkwürdigste ist, sind unwissenden Schiffern gefährlich. Ein Steuermann, mit welchem von einer Gegend zur andern abgewechselt wird, 2 Schiffsknechte und 1 Junge werden zu der Regierung eines Schiffs zwischen Köln und Mainz erfodert; aber auf die Schiffe von Köln nach Holland kann man, wegen ihrer Größe, schon 2 Personen mehr rechnen. Ein Schiff von der ersten Größe in unsrer Gegend kann 2000 Centner Ladung führen, und gewöhnlich hat es einen Anhang, d. i. ein kleineres Schiff mit einer Ladung von 1000 Centnern, bei sich, welches an das Hauptschiff befestiget wird. Außerdem haben wir noch Schiffe zu 1500 und zu 1000 Centnern. Die den Strom hinabfahrende Schiffe nennt der Schiffer

Thalschiffe, so wie die hinangehenden dagegen Bergschiffe genannt werden. Bis Speier bedient man sich bei letztern der Pferde zum Vorspann. Der gewöhnliche Preis eines solchen Pferdes von Köln bis Mainz thut 8 bis 10 Rthlr. leicht, aber hoher Haberpreis und die Feldarbeit lassen ihn auch wohl bis auf 12, 16 oder 17 Rthlr. steigen. Und dabei muß der Schiffer noch Pferd und Knecht auf der ganzen Reise in freier Kost erhalten. Zwei, zuweilen auch drei Pferde werden jederzeit von einem sogenannten Halfterknecht geführt, und diese Leute sind für unsre Wirthe eben so erwünschte Gäste, als sie für Schifffahrt und Handlung beschwerliche Kostgänger sind. Das Summum bonum, welches der Platoniker so ängstlich unter den Gestirnen und der Stoiker in seiner Unempfindlichkeit sucht, hat bei diesen Leuten im Magen seinen Sitz, und es ist also leicht zu denken, wie sehr sie das Recht der freien Zehrung mißbrauchen werden. Ein solcher Kerl hat auf der ganzen Reise selten einen nüchternen Augenblick. Bei jedem Wirthshause gebühret ihm ein Schoppen Wein; ein Accidenz, welches er bei der großen Menge der Wirthshäuser an den Ufern des Rheins sehr oft zu erhalten hat; und da, wo Mittag gehalten oder übernachtet wird, trinkt er gemeiniglich so viel, als er ertragen kann. Sowohl die Schiffer als die Herren der Knechte haben zuweilen den Versuch gemacht, diese freie Zehrung in ein Kostgeld zu verwandeln, oder sie doch auf einen bestimmten Fuß zu setzen, aber vergeblich. Das sind Mißbräuche, die das Herkommen einmal geheiliget hat, und die gleich den Handwerksmißbräuchen der Obrigkeit selbst unbezwingbar sind, wenn nicht unsre Rheinische Fürsten ihre Kräfte dagegen vereinigen. Freilich fallen diese Mißbräuche hauptsächlich den Bergschiffern oder dem holländischen Kaufmann, d. i. den Waaren des Luxus, zur Last, und unsre Wirthe würden vermuthlich gegen ihre Aufhebung auch ein großes Geschrei erregen. Aber es mangelt wohl nicht an vernünftigern Mitteln, um den Waaren der Schwelgerei den Eingang in unser Vaterland zu erschweren. Und kein Staat wird 10 nüchterne und arbeitsame Landleute gegen einen reichen Wirth und 10 arme und versoffene Bauern vertauschen, die sich noch dazu das Leben durch ihre Unmäßigkeit um viele Jahre verkürzen.

„Von Speier an bis Straßburg treten Menschen in die Stelle der Pferde, und 60 bis 80 oder 90 Menschen müssen oft diejenige Arbeit verrichten, wozu 8 bis 12 Pferde hinlänglich waren. Dieser Vorspann erhält nun natürlicher Weise höhern Lohn und bessere Kost, als die Pferde, und man kann leicht denken, wie sehr die tägliche Unterhaltung einer solchen Menge Menschen die ohnedem hohe Bergfracht vertheuern müsse. Vermuthlich macht die Beschaffenheit der Gegenden und des Stroms die Hülfe der Menschen nothwendig, denn sonst wäre es zu bewundern, daß man in der Pfalz und in Frankreich, wo man auf die Handlung so aufmerksam ist, noch nicht darauf gedacht hätte, die Schifffahrt in diesem Stücke zu erleichtern, und dem Ackerbau oder den Handwerken eine Menge Hände wiederzugeben, die beiden dadurch entzogen werden. — Die Leinenpfäde, so nennt man die Wege, welche der Halfterknecht mit seinen Pferden betreten muß, werden von der Landesherrschaft unterhalten, und dafür muß der Schiffer von jedem Pferde, außer seinem Waarenzoll, noch einen gewissen Pferdezoll oder Wegegeld entrichten, welches an verschiedenen Zöllen in 2 Petermännchen von jedem Pferde bestehet.

„Die Fahrt der Bergschiffe ist eben so langsam, als die Fahrt der Thalschiffe geschwind ist, und von Bingen bis Koblenz ist dieser Unterschied bei dem schnellen Laufe des Stroms am merklichsten. Ein beladenes Schiff kann im Sommer den Weg von Mainz bis Köln, und das sind 18 Meilen, der vielen Stunden ungeachtet, die ihm der Aufenthalt an jedem Zoll hinwegnimmt, in $2^1/_2$ Tagen zurücklegen; aber ein Bergschiff hat zu seiner Fahrt von Köln bis Mainz, nach Beschaffenheit der Witterung und der Höhe des Wassers, 8, 14, auch wohl 17 Tage nöthig, und allzuhohes Wasser zwingt es auch wohl, 8 bis 14 Tage auf dem Wege stille zu liegen. Alles das muß man zusammen nehmen, um von den großen Vorzügen zu urtheilen, welche die Thalfracht vor der Bergfracht haben muß. Dieser Unterschied, der Unterschied der Waaren in ihrem Werth, in der Schwere, dem Raum, welchen sie einnehmen, und der besondern Aufsicht, welche sie erfordern, muß natürlicher Weise auch in der

Fracht einen merklichen Unterschied verursachen. Nach Verschiedenheit der Waaren erhält der Schiffer von 1 Ctnr. von Köln bis Mainz 22½ Xr., 30, und höchstens 45 Xr. Fracht, im 24 Fl.-Fuß. So gibt ein Centner Zucker gewöhnlich 45 Xr., ein Ctnr. Kaffee schon etwas weniger, und ein Ctnr. Spezereiwaaren nur 30 Xr.; aber ein Stück oder 7 Ohmen Wein, das von Mainz nach Köln bestimmt ist, gewöhnlich 12 bis 14 Rthlr., alles im 24 Fl.-Fuß gerechnet. Wenn man nun 10 Ctnr. für das Gewicht von 3 Ohmen annimmt, so würde die höchste Fracht von 1 Ctnr. Wein ungefähr 54 Xr. leicht Geld betragen. Wein also, das Hauptproduct unserer Gegenden, gibt die höchste Fracht, und gleichwohl hat er alle Vortheile der Thalfracht. Das ist ein Räthsel, aber bald werden Sie hören, wie das zugehet.

„Ohne etwas zu übertreiben, kann man die Anzahl der zwischen Mainz und Köln den Rhein hinauf- und herabfahrenden Schiffe jährlich auf 1300 rechnen. Denn nach einer glaubwürdigen Urkunde, die ich in Händen habe, zähle ich 661 Bergschiffe, die vom 10. Aug. 1779 bis dahin 1780 bei unsrer Stadt vorbeikamen, und da jedes Bergschiff entweder Rückfracht führet, oder doch damit zurückkommt, so kann man leicht eben so viele Thalschiffe annehmen. Darunter sind nun freilich viele Schiffe begriffen, welche nichts als Reisende geführt haben. Wenn ich aber auch eben deswegen noch 200 Schiffe an der ganzen Summe abziehen will, so würden doch noch 1100 Schiffe, oder vielmehr Schiffsladungen für den Rheinhandel zwischen Köln und Mainz übrig bleiben. — Eben diese 661 Bergschiffe wurden von 2788 Pferden gezogen, und die Miethe dieser Thiere kostete, ohne die Zehrung des Knechts und seines Pferdes zu rechnen, allein 22,304 Rthlr. im 24 Fl.-Fuß, wenn ich dafür, daß freilich manches von diesen Schiffen nicht den ganzen Weg von Köln bis Mainz zurücklegt, nur 8 Rthlr. leicht von jedem Pferde rechnen will. Eine beträchtliche Ausgabe, die bei der Ausfuhr unsrer deutschen Producte gänzlich erspart wird. — Ich zähle ferner bei diesen Bergschiffen 235 Schiffer, denn es ist leicht zu denken, daß ein jeder Schiffer diese Fahrt mehr als einmal thun werde. Eben so viele Hauptschiffe muß man ohne die Neben-

schiffe rechnen. Und wenn Sie nun jedem Schiffer noch einen Steuermann, 2 Schiffsknechte und einen Jungen in Gedanken beigeben, so sind jährlich mehr als 300 Schiffe und 1000 Menschen zwischen Köln und Mainz in steter Bewegung, um dem Holländer und Deutschen ihre beiderseitigen Bedürfnisse und Wollüste zuzuführen.

„Das kann Ihnen schon einigermaßen einen Begriff von der Wichtigkeit und Lebhaftigkeit dieses Handels geben; aber wahrscheinlich würde er noch viel lebhafter seyn, wenn nicht unsre Vorfahren dafür gesorgt hätten, den Haupteingang ihres Vaterlandes mit Gesetzen und Zöllen zu verrammeln, nicht anders, als ob sie Willens gewesen wären, ihre Enkel an Lykurgs eiserne Münzen und die schwarze Spartanische Brühe zu gewöhnen. Schon im mittlern Zeitalter nannten es die Engelländer miram insaniam Germanorum, wie man aus Thomas Wickes Chron. ad A. 1269 lernen kann. In dem 13ten Jahrhunderte, d. i. eben in denen Zeiten, wo das Faustrecht am mehresten wüthete, da nöthigte Graf Dietrich von Catzenellenbogen die hier vorbeifahrenden Schiffe zuerst, einen Zoll zu erlegen. Und nachdem der damalige Rheinische Städtebund seine Kräfte in einer 14-monatlichen Belagerung vergeblich an dem Schlosse Rheinfels verschwendet hatte, so haben endlich kaiserliche Belehnungen und Reichsgesetze unsern Zoll bestätiget. So hat wahrscheinlich die Gewalt der Waffen unsre mehreste Rheinzölle in diesen Zeiten der Anarchie gestiftet, wo Kaiser und Gegenkaiser die Treue ihrer Anhänger mit Zöllen, d. i. auf Kosten der Handlung, belohnten, oder genehmigten, was sie doch nicht ändern konnten. Und in Zeiten, wo der Unterthan neue Auflagen mit Fehdebriefen bezahlte, da, scheint es, suchte man sich, gleich den arabischen Emirs, an dem wehrlosen durchreisenden Kaufmann zu erholen, und dagegen hatte weder Ritter- noch Landschaft etwas zu erinnern.

„Von Germersheim, oder der äußersten Grenze der Pfalz, bis Rotterdam zähle ich folgende Zölle, als: Germersheim, Mannheim, Gernsheim, Oppenheim, Mainz, Bingen, Bacharach, Caub, St. Goar, Boppard, Ober-Lahnstein, Koblenz, Andernach, Leudesdorf, Linz, Bonn, Zons, Düsseldorf, Kaiserswerth,

Ruhrort, Orsoy, Rees, Emmerich, Lobith, Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk, Rotterdam. Bis an die Grenzen von Holland hat also der Schiffer 24, und bis Rotterdam 29 Thüren zu durchgehen, die er sich alle mit goldnen Schlüsseln eröffnen muß. Davon sind Germersheim, Mannheim, Oppenheim, Bacharach, Caub, Düsseldorf und Kaiserswerth Kurpfälzisch; Gernsheim, Mainz und Ober-Lahnstein Kurmainzisch; Bingen dem Kurmainzer Domcapitul; St. Goar Hessisch; Boppard (woran jedoch noch andre Herrn Antheil haben), Koblenz und Leudesdorf Kurtrierisch; Andernach, Linz, Bonn und Zons Kurkölnisch; Ruhrort, Orsoy, Rees, Emmerich und Lobith Königl. Preußisch; Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk und Rotterdam Holländisch. Manche von diesen Zöllen sind einander sehr nahe gelegen, und das hat den Preußischen Monarchen, wie man sagt, veranlaßt, verschiedene der seinigen in Einen Zoll zu vereinigen. Dadurch hat er dem Schiffer doppelte Accidenzien, manche sonst versäumte Stunde, und wenn die beiden Zölle an den entgegengesetzten Ufern liegen, das mit Kosten verknüpfte Uebersetzen der Pferde, sich selbst aber doppelte Besoldungen erspart: und Handlung und Zollherr haben dabei gewonnen.

„Von Bingen bis Koblenz, d. i. in einem Wege von 5 Meilen, zähle ich gleichwohl 7 Zölle, und unsre Gegend mag also wohl eine der zollreichsten sein. Unsern Gebürgen und dem engen Bette des Rheinstroms, welche die Sperrung des Rheins sehr erleichtern mußten, mögen wir das wohl vorzüglich zu verdanken haben. Jeder Zoll wird gewöhnlich von 4 Zollbedienten, einem Zollschreiber, Beseher, Nachschreiber und Nachgänger, verwaltet, die theils vom Zollherrn und theils vom Schiffer unterhalten werden, der gewisse Accidenzien an sie bezahlen muß. — Fast jeder Zoll, selbst in dem Gebiete ein und ebendesselben Landesherren, hat seine besondere Zollrolle; so nennt man die Zollgesetze, nach welchen der Zollbediente den Zoll tariren und erheben soll. Sie sind eines unserer wichtigsten Handelsgesetze, aber das Publicum weiß wenig von ihnen, und in der That haben wir auch wenig Ursache, solches zu beklagen. Denn nach dem, was wir von ihnen wissen, zu urtheilen, sind es Gesetze,

wie sie Drako gab, Gesetze, die sich durch ihre eigene Härte aufheben. Aller Handel und Wandel würde, nach dem einmüthigen Urtheile der Kenner, stille stehen, wenn der Richter der Strenge des Gesetzgebers gehorchen wollte. Gesetzgeber aus dem Mittelalter haben sie abgefaßt. Da hat man weder Staats- noch Handelskunde zu Rathe gezogen, und vor Zeiten, wo noch die Faust der Inbegriff aller menschlichen Wissenschaften war, wo die Macht und der Reichthum der Hansastädte die Eifersucht der Fürsten so reizte, daß sie Karln V auf ihre Erniedrigung schwören ließen, und wo man eben deswegen nur darauf dachte, die Handlung der Städte zu stören, von solchen Zeiten lassen sich freilich keine bessere Gesetze erwarten. — Diese Zeiten sind freilich nicht mehr, und die Harnische und Lanzen unsrer Vorfahren paradiren nur noch in unsern Zeughäusern. Aber ihre Zollgesetze sind geblieben, und werden sich wahrscheinlich bei aller der Einsicht und dem guten Willen unsrer Fürsten noch so lange erhalten, als der 8te Articul der kaiserl. Wahlcapitulation sich aller Abänderung in unserm Zollwesen widersetzen oder doch dem Patrioten rathen wird, bei ihrer Abänderung die Beistimmung seiner bald eigensinnigen, bald eifersüchtigen Nachbarn zu suchen. An Versuchen soll es zwar nicht gefehlet haben, wenn das wahr ist, was man mir von einem vor einigen Jahren gehaltenen Zollkapitel der vier Rheinischen Kurfürsten gesagt hat, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Rheinische Handlung sich davon viele Vortheile würde zu versprechen gehabt haben. Aber Strittigkeiten über das Directorium, über den Sitz und andere Gegenstände von der Art sollen diese heilsame Zusammenkunft bald wieder zerrissen haben, und ihre Wirkungen würden am Ende doch nicht allgemein gewesen seyn, da man unterlassen hatte, das Haus Hessen und den König von Preussen zu diesem Kapitel mit einzuladen. Denn je weniger die Gebiete beider Fürsten von dem Rheine durchschnitten werden, und je geringer also der Antheil ist, den ihre Unterthanen an dem Rheinhandel haben, um desto weniger würden sie dabei gewonnen haben, und um desto nöthiger würde es gewesen sein, ihre Einwilligung zu einer Sache, die jura singulorum betrifft, zu gewinnen.

„Der Zoll also, dieses herrliche Mittel in der Hand des Regenten, um die Handlung, die Bedürfnisse, den Lüxe und ich hätte bald gesagt, die Tugenden und Laster seiner Bürger (denn Leib und Seel sind ja doch sehr nahe mit einander verwandt), nach seinem Gefallen zu leiten, — ist für uns nichts mehr und nichts weniger, als eine blose Cameral-Revenue. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete sie das Mittelalter, und so wurden diejenigen Producte, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen Ein- oder Ausfuhr, mit dem größten Zoll beschweret, die die häufigsten waren, und von dem Ausländer am mehresten gesucht wurden.

„Der Wein also, das Hauptproduct der Rheinländer, und sogar das Einzige des Rhingaues und verschiedener andern Rheingegenden, der mit so vielem Rechte alle mögliche Erleichterung verdiente, ist dahero am ganzen Rheinstrome dem höchsten Zolle unterworfen. Und damit er ja nicht der Aufmerksamkeit der Zollbedienten entgehen möchte, so hat man ihre Augen noch durch ein gewisses hergebrachtes Accidenz, welches Flaschengeld genannt wird, zu schärfen gesucht. So mußte er freilich bald einer der einträglichsten Artikel in den Zollberechnungen werden, und das machte den Vorfahren unsrer Fürsten eine so herzliche Freude, daß eben daher noch der ehrenvolle Titel des goldenen Weinzolls zu rühren scheint, den er wenigstens in den hiesigen Amtsrechnungen führt. — Im Durchschnitt rechnet man den Zoll, der von jedem Fuder oder 6 Ohmen Wein an jedem Zoll gegeben werden muß, und der an dem einen höher, an dem andern niedriger ist, auf einen Conventionsthaler, oder 2 fl. 24 Xr. im 24 Fl.-Fuß. Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe, kommen damit überein, und so würde denn der Käufer zu Rotterdam, ohne die übrigen Transportkosten zu rechnen, allein 25 Conventionsthaler zahlen müssen, ehe er die Erlaubniß hat, unsern Wein zu kosten. Zum Glück für den Weinhandel ist jedoch die Art, den Zoll zu erheben, wie Sie bald hören werden, so beschaffen, daß nicht jedes Fuder nach diesem Fuße verzollt wird. Es würde sonst auch schlechterdings unbegreiflich seyn, wie der Schiffer mit ... bis 14 Rthlr. Fracht für ein Stück oder 7 Ohm Wein

von Mainz bis Köln zufrieden seyn könnte, da der Zoll bis dahin allein 12 Conventionsthaler oder 19 Thlr. 18 Xr. leicht betragen würde.

„Dem Fruchthandel sind unsre Zollbediente nicht günstiger, und Kornhändler haben mir versichert, daß ein Bopparder Malter Korn, dessen Mittelpreis in unsrer Gegend ungefähr in 6 bis 7 Fl. bestehet, eben deswegen, aller Vortheile der Thalfracht unerachtet, für nicht weniger als 5 Fl. im 24 Fl.-Fuß von Mainz bis Amsterdam transportirt werden könne. — Auch der Zucker gibt hohen Zoll, aber desto weniger der Kaffee. Und überhaupt nehmen wir, zur großen Freude des Holländers, die fremden Producte, welche er uns zuführt, mit einer Gelindigkeit auf, deren sich die Kinder unsers eigenen Bodens nicht rühmen können.

„Aller Zoll wird nach Zollfudern erhoben, die fast am ganzen Rheine nach einem gleichen Fuße berechnet werden sollen. Wenn ich den Versicherungen verschiedener Kaufleute glauben kann, so besteht ein Zollfuder Korn aus 25 Bopparder Malter, ein Zollfuder Haber aus 40 Malter, ein Zollfuder Salz aus 54 Säcken Kölnisch Maas, Blei oder Glätte aus 50 Centnern, Kupfer aus 10 Centnern, und so hat jede Waare ihr besonderes Zollfuder. Von einem Zollfuder Korn wird nicht mehr als von einem Zollfuder Kupfer gefodert, und so weit sollen unsre mehreste Zollämter in der Art, den Zoll zu erheben und zu berechnen, mit einander übereinkommen. Aber in dem Preise der Zollfuder überhaupt sind unsre Rheinzölle sehr verschieden, und wenn es Zölle gibt, die nur 4 Fl. leicht von einem Zollfuder erheben, so haben dagegen an andern Zöllen alte Gesetze und Observanzen 6 bis 8 und mehr Fl. hergebracht.

„So lauten die Gesetze, und sie haben wenigstens die Folge, daß sie die Fracht aller hochzuverzollenden Waaren sehr vertheuern. Aber sonst macht ihre eigene Härte, die Menge unsrer Zölle und der Mangel von Frachtcharten ihre buchstäbliche Erfüllung unmöglich. Der Schiffer führt einzelne Frachtbriefe, wovon er den Zollbedienten, wenn er sie denselben vorzeigen muß, nur so viel als er will sehen läßt, und so ist es den mehresten Zollbedienten nicht möglich, die Ladung eines Schiffes mit einiger

Gewißheit zu bestimmen. — Das hat nun zur Folge, daß der Zollbediente, der ein Knecht der Gesetze seyn sollte, zu einem Herrn derselben wird, denn seine Billigkeit und Einsicht, die sich aber freilich mit jedem Kopfe ändert, tritt an ihre Stelle, und daß derjenige der geschickteste Schiffer ist, der den Zollbedienten durch die Versteckung aller hoch zu verzollenden Waaren am besten zu berücken weiß. Der Zollbediente nimmt also Schiff und Ladung in Augenschein, untersucht, so weit er kann, was ihm verdächtig scheint, betrachtet die Größe des Schiffs, seine Tiefe im Wasser, zieht seine Erfahrung, Hydrostatik und die Zollgesetze zu Rathe, und so wird endlich Ladung und Zoll, unter vielen Protestationen und Appellationen des Schiffers an Himmel und Hölle, geschätzt und bezahlt, und man kann wohl annehmen, daß kein Schiffer den Weg von Mainz bis Köln zurücklegen kann, ohne seine Seele bis dahin einige 100mal verpfändet zu haben. Will sich indessen der Schiffer dem Gutachten der Zollbedienten schlechterdings nicht unterwerfen, so muß das Ausladen den Streit entscheiden. Man weiß aber noch kein Beispiel davon, und das ist ein Beweis, daß die Schiffer noch immer die Strenge des Gesetzes mehr fürchten, als die Strenge seiner Diener.

„So wie unsre Rheinzölle in der Höhe des Zolls, vielleicht auch in der Größe der Zollfuder verschieden sind, so muß auch die Einträglichkeit der Zölle sehr verschieden seyn. Und daß die Zölle am Niederrhein, nachdem sich der Main und die Mosel mit ihm vereinigt haben, viel reicher seyn werden, als der Oberrhein, daran wird niemand zweifeln. Man versichert von einem der mäßigsten Zölle am Mittelrhein, daß er in einem der letztern Jahre vor dem Ausbruch des letzten französischen Kriegs in Deutschland seinem Herrn 12,000 Rthlr. im 20 Fl.-Fuße eingebracht habe. Und im Durchschnitt könnte man wohl 18,000 Rthlr. als den Ertrag eines jeden annehmen. — Nach diesem Fuße würde der Rhein von Germersheim bis Rotterdam seinen Zollherren allein jährlich 522,000 Rthlr. im 20 Fl.-Fuß, oder 939,600 Fl. im 24 Fl.-Fuß, einbringen. — Das war also der goldne Apfel, den Albrecht I und die Rheinischen Fürsten sich einander strittig machten.

„Die Waaren, welche unsre Thalschiffe dem Holländer und dem Niederrhein zuführen, sind: Holz, Wein, Tabak, Krapp, Hanf, Hirsen, getrocknetes Obst, Wachholderbeeren, Lumpen, etwas grobes Linnen, Pott- oder Waidasche, Eisenwaaren, Kupfer, allerhand Thon- und Farbenerde, Tausteine und sonstige rohe Mineralien, nur kein Zinn, Blei und Quecksilber, als welche den Rhein heraufgeführt werden. Unter diesen Waaren machen Holz, Wein und Tabak unsre größte Ausfuhr. Freilich können der Pfälzer und die mehresten Rheinländer wenig oder nichts von ihrem Holze abgeben; viele Gegenden sind sehr holzarm, und diese verzehren den Ueberfluß von ihren waldreichern Nachbarn. Aber Franken, der Schwarzwald, die Nassauischen Lande, die Mosel und Saar, das sind die Holzmagazine des Holländers, aus welchen das Holz in großen Flößen oder Floozen, wie man hier spricht, den Rhein hinunter schwimmt. Eine solche Flooz bestehet theils aus Tannen- und theils aus Eichenholz, und ist eines der merkwürdigsten Schauspiele des Rheins, wo dieser Strom in seiner größten Majestät vor den Augen seiner Anwohner vorüberzieht. Sie sind die Riesen unter unsern Fahrzeugen. Denn stellen Sie sich eine schwimmende Holzinsel mit einigen bretternen Hütten vor, worauf bisweilen ein kleines Dorf Platz haben könnte, und die von 2 bis 3, auch 400 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird, und dann werden Sie sich ungefähr einen Begriff von unsern Holzflößen machen können. — Gewöhnlich werden sie bei Mainz aus den kleineren Floozen zusammengesetzt, die aus dem Oberrhein und dem Main dort zusammenkommen, und nachdem sie die gefährliche Fahrt zwischen Bingen und Koblenz überstanden haben, so ist Andernach, 3 Stunden unter Koblenz, ihr zweiter Ruhepunkt. Dort, wo der Strom schon ruhiger fließt, und durch die hinzugekommene Mosel an Stärke und Breite gewonnen hat, da wird wiederum aus 2 oder 3 unsrer Floozen eine andere zusammengesetzt und diese so bis Holland geführt. Die tägliche Unterhaltung einer solchen Menge von Menschen verursachet ungeheure Kosten. Der Steuermann einer Flooz erhält, wie man sagt, für seine Bemühung bis nach Holland 1000 Fl., der Meisterknecht, d. i. der Aufseher der

Floozenhändler über die Arbeiter, einen jährlichen Gehalt von 1000 Fl., der gemeine Arbeiter täglich 20 bis 30 Xr., und dabei auch eine gewisse Art von Schiffskost, die bis Andernach in Brod, Bier, Käse und trockenem Gemüße, als Erbsen, Linsen ꝛc. ꝛc., besteht, von Andernach an aber noch täglich mit frischem Fleisch verbessert wird. — Die Kunst, eine Flooz zu steuern, ist bishero größtentheils ein Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim und seiner Söhne gewesen: denn um mit einer Maschine von solcher Länge und Breite sich zwischen Inseln und Felsen durchzuschleichen, und den oft sehr kurzen Krümmungen des Flusses zu folgen, dazu gehört mehr als gemeine Schifferwissenschaft. Das kann aber manchen Floozenhändler dem Eigensinne oder auch wohl andern Absichten solcher Leute blosstellen, und zum Besten des Holzhandels ist es daher zu wünschen, daß diese Wissenschaft bald allgemeiner werden möge. — Zu dem Transport einer Flooz wird eine gewisse Höhe des Wassers erfordert, die oft von kurzer Dauer ist. Dieser und andere Zufälle können oft eine Flooz 3 bis 4 Monate in ihrer Fahrt aufhalten, und da oft viele hundert Stämme falsch fallen, so daß sie wenigstens zum Floozenhandel nicht zu gebrauchen sind, so muß das alles die Kosten sehr vergrößern.

„Zu einem Floozenhandel, sagt man, sind wenigstens 300,000 Rthlr. Capital erforderlich: 100,000 Rthlr. im Walde, 100,000 Rthlr. auf dem Wasser und 100,000 Rthlr. für alle darauf zu verwendende Kosten. So lautet wenigstens das gemeine Sprichwort in unsrer Gegend. Ob die Rechnung richtig sei, das kann ich nicht beurtheilen: aber gewiß ist es, daß der Holzhandel ein sehr großes Capital erfodere. Gewöhnlich ist er daher das Werk von ganzen Handelsgesellschaften, und man kann sich vorstellen, was für einen ausschweifenden Preis das Holz in Holland haben müsse. Man sagt hier gemeiniglich, daß der Holländer einen Cubikschuh Holz im Durchschnitt mit 1 Ducaten bezahlen müsse. Wäre diese Nachricht gegründet, so würde unser Holz für den Holländer jährlich eine Ausgabe von einigen Millionen Fl. seyn. Denn in dem Jahre 1780 zählte man allein 10 Floozen, die bei unsrer Stadt vorbeifuhren, und welche durch die Mosel gewiß

noch manchen Zuwachs erhalten haben. Ich hatte ohnlängst die Neugierde, eine solche Flooz mit meinen Schritten zu messen, und ich fand, daß sie 180 Schritte, oder wenn man nach der gemeinen Meinung einen Schritt für 2 Schuhe hält, 360 Schuhe lang und 42 bis 44, d. i. 84 Schuhe breit war. Die Tiefe einer Flooz in unsrer Gegend wird gemeiniglich auf 5, 6 bis 7 Schuhe gerechnet. Der größte Theil des Holzes ist aber unbehauen, und man darf sich daher unter einer Flooz nichts weniger als eine dichte Masse von Holz vorstellen. Die vielen leeren Zwischenräume, die dadurch entstehen, nehmen, nach dem Urtheile eines unsrer geschicktesten Mathematiker, leicht den vierten Theil einer Flooz ein. Und wenn man nun, nach allen diesen Datis, den Cubikinhalt dieser Flooz und ihren Werth berechnen wollte, so würde sie für den Holländer ein schwimmendes Capital von 650,000 Fl. gewesen seyn. Doch gehörte sie, nach dem Urtheile der Kenner, zu den Floozen der geringsten Größe. Desto sichrer läßt sie sich zum Maasstabe unsers Holzhandels gebrauchen, und dann würde Holland in dem J. 1780 seinen deutschen Nachbarn am Rheine, ohne die Mosel mit eingerechnet, für 6½ Millionen Fl. Holz zu seinem Schiff- und Hausbau und für seine Handwerker abgenommen haben. — Bei der Lebhaftigkeit, womit der jetzige Krieg den Holzhandel erweckt hat, ist auch der Preis des Holzes gestiegen, und da muß diese Ausgabe noch viel ansehnlicher seyn, obgleich der Deutsche im Grunde nichts dabei gewinnt, indem der Holländer dagegen auch den Preis seiner Producte erhöhet hat.

„Der Wein ist der zweite Hauptzweig unsrer Handlung: aber die deutschen Zollgesetze und sein Nebenbuhler, der Franzwein, sind seine Feinde. Schon lange hat man am Rhein über die Schläfrigkeit des Weinhandels geklagt, und diese Klagen würden noch viel häufiger seyn, wenn sich nicht der Rheinwein durch den ihm eigenen gewürzvollen Geschmack und durch andere Vorzüge dem reichern Wollüstling im Norden unentbehrlich gemacht hätte. Unser Holz kann der Holländer nicht entbehren, aber unsern Wein kann er missen, nur andern Nationen mag er ihn gerne zuführen. Er trinkt Franzwein, den er fast von allen

Abgaben befreit hat, indessen er mit einer feindseligen Parteilichkeit den Rheinwein mit schweren Zöllen und Accisen verfolgt. So habe ich unser Publicum wenigstens oft über ihn klagen hören, und ich wundere mich nun nicht mehr über den ausschweifenden Preis, für welchen der Engelländer unsern Rheinwein trinken soll. Nach der Versicherung Hessischer Officiere und eines benachbarten Pfälzischen Beamten, die es bei ihrem Aufenthalte in London aus eigner Erfahrung lernten, trinkt der Engelländer zu London eine Bouteille mittelmäßigen Bacharacher Wein für eine halbe Guinee, wofür ein hiesiger Wirth nicht mehr als 5 bis 6 Batzen fodern würde. Und daraus läßt sich auf den übertriebenen Preis schließen, den der edlere und auch am Rheine schon theure Rhingauer haben muß. — Dafür genießt nun der Rheinwein bei den Englischen Mahlzeiten, zum grossen Leidwesen der Rheinischen Handlung, eben die Ehre, die wir starken ungrischen oder spanischen Weinen erzeigen, und der Engländer pflegt seine Mahlzeiten mit demselben, als mit einem starken und besonders köstlichen Weine zu beschließen. — Noch fand er seine mehresten Freunde in dem nördlichen Deutschland. Der Hesse holte ihn aus St. Goar, der Westfale aus Köln, und der Bremer, Hamburger und Lübecker aus Holland. Aber auch da ist er vor den Missionarien des Franzweins, die der Bremische Kaufmann und vermuthlich auch der Hamburger und Lübecker ausschickt, nicht mehr sicher. Unser Weinhandel ist also im Ganzen genommen nicht so blühend, als er wohl seyn sollte und könnte, ob es unserm Wein gleich nie an Trinkern fehlen wird. Denn der Einwohner der deutschen Weinländer ist nicht wie der Spanier und Franzos gewohnt, aus der Wasserquelle seinen Durst zu löschen, und seinen Wein blos für den Nordländer aufzuheben. Die Folge von unserm abnehmenden Weinhandel wird also seyn, daß die inländische Consumtion zunehmen und der Preis des Weins fallen wird.

„Tabak ist ein Hauptproduct der benachbarten Pfalz, welchen der Holländer in ganzen Schiffsladungen holt, mit Virginischen Blättern vermengt, und so dem ehrlichen Deutschen unter verschiedenen fremden Namen auf der Weser und Elbe wieder zuschickt.

Denn hier haben wir seiner Hülfe nicht mehr nöthig, an Tabaksspinnern fehlt es uns an dem Rheine und selbst zu St. Goar nicht, die für unsre Nasen sorgen. Denn für den Gaumen haben wir andre Bedürfnisse, und wir haben den Rauchtabak, welcher sich selten mit dem Weine verträgt, den Bierländern überlassen. Desto allgemeiner hat der Schnupftabak seine Herrschaft am Rheinstrom ausgebreitet, und man findet ganze Dörfer voll Schnupfer, aber wenige Raucher. Nach der Beobachtung eines Tabakspinners ist Saint-Omer der Lieblingstabak des Niederländers, Holländer und Bolongaro des Rheinländers, und Weizenkorn des Oberrheins. — Der Preis des Tabaks ist seit einigen Jahren sehr gestiegen. Ein Centner Pfälzer Tabak, welcher ehedem für 5 Fl. verkauft wurde, galt schon in dem vergangenen Jahre 20 Fl. Das ist eine Folge des Kriegs, der die Zufuhr der Virginischen Blätter gegenwärtig hindert.

„Hanf wird hauptsächlich an dem Oberrhein, in Elsaß und Schwaben gebaut; unser Bauer kennt ihn kaum. — Die Mosel und Lahn führen dem Rhein das mehreste Eisen zu, und darunter hat das Lahneisen bei allen unsern Handwerkern den Vorzug. Kupfer wird auch in unsern Gebirgen gefunden, aber wenig, und seine Vermischung mit Blei und Silber macht die Betreibung unsrer Bergwerke sehr kostbar. Seit verschiedenen Jahren wird sehr vieles kaiserliches Kupfer aus den Erblanden den Oesterreichischen Niederlanden zugeführt. Wahrscheinlich ist es für den Schiffsbau bestimmt, und das würde also eine Folge des gegenwärtigen Krieges seyn, der dem Rheinhandel große Revolutionen weissaget.

„Taugsteine werden bei Bendorf gegraben, und damit versorget dieser Ort fast den ganzen Rheinstrom. Das ist ein dem Baumeister sehr schätzbarer Stein, der zum Ausmauern der Gefächer in hölzernen Gebäuden gebraucht wird. Er ist sehr trocken, leicht und löcherich. Man sticht ihn wie einen Wasen aus der Erde, läßt ihn von der Sonne trocknen, und so verhärtet er sich zu einem Steine.

„Pott- oder Waidasche wird in sehr großer Menge nach Holland geführt, und dazu trägt vielleicht der Hundsrück das

Ruhrort, Orsoy, Rees, Emmerich, Lobith, Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk, Rotterdam. Bis an die Grenzen von Holland hat also der Schiffer 24, und bis Rotterdam 29 Thüren zu durchgehen, die er sich alle mit goldnen Schlüsseln eröffnen muß. Davon sind Germersheim, Mannheim, Oppenheim, Bacharach, Caub, Düsseldorf und Kaiserswerth Kurpfälzisch; Gernsheim, Mainz und Ober-Lahnstein Kurmainzisch; Bingen dem Kurmainzer Domcapitul; St. Goar Hessisch; Boppard (woran jedoch noch andre Herrn Antheil haben), Koblenz und Leudesdorf Kurtrierisch; Andernach, Linz, Bonn und Zons Kurkölnisch; Ruhrort, Orsoy, Rees, Emmerich und Lobith Königl. Preußisch; Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk und Rotterdam Holländisch. Manche von diesen Zöllen sind einander sehr nahe gelegen, und das hat den Preußischen Monarchen, wie man sagt, veranlaßt, verschiedene der seinigen in Einen Zoll zu vereinigen. Dadurch hat er dem Schiffer doppelte Accidenzien, manche sonst versäumte Stunde, und wenn die beiden Zölle an den entgegengesetzten Ufern liegen, das mit Kosten verknüpfte Uebersetzen der Pferde, sich selbst aber doppelte Besoldungen erspart: und Handlung und Zollherr haben dabei gewonnen.

„Von Bingen bis Koblenz, d. i. in einem Wege von 5 Meilen, zähle ich gleichwohl 7 Zölle, und unsre Gegend mag also wohl eine der zollreichsten sein. Unsern Gebürgen und dem engen Bette des Rheinstroms, welche die Sperrung des Rheins sehr erleichtern mußten, mögen wir das wohl vorzüglich zu verdanken haben. Jeder Zoll wird gewöhnlich von 4 Zollbedienten, einem Zollschreiber, Beseher, Nachschreiber und Nachgänger, verwaltet, die theils vom Zollherrn und theils vom Schiffer unterhalten werden, der gewisse Accidenzien an sie bezahlen muß. — Fast jeder Zoll, selbst in dem Gebiete ein und ebendesselben Landesherren, hat seine besondere Zollrolle; so nennt man die Zollgesetze, nach welchen der Zollbediente den Zoll taxiren und erheben soll. Sie sind eines unserer wichtigsten Handelsgesetze, aber das Publicum weiß wenig von ihnen, und in der That haben wir auch wenig Ursache, solches zu beklagen. Denn nach dem, was wir von ihnen wissen, zu urtheilen, sind es Gesetze,

wie sie Drako gab, Gesetze, die sich durch ihre eigene Härte aufheben. Aller Handel und Wandel würde, nach dem einmüthigen Urtheile der Kenner, stille stehen, wenn der Richter der Strenge des Gesetzgebers gehorchen wollte. Gesetzgeber aus dem Mittelalter haben sie abgefaßt. Da hat man weder Staats- noch Handelskunde zu Rathe gezogen, und vor Zeiten, wo noch die Faust der Inbegriff aller menschlichen Wissenschaften war, wo die Macht und der Reichthum der Hansastädte die Eifersucht der Fürsten so reizte, daß sie Karln V auf ihre Erniedrigung schwören ließen, und wo man eben deswegen nur darauf dachte, die Handlung der Städte zu stören, von solchen Zeiten lassen sich freilich keine bessere Gesetze erwarten. — Diese Zeiten sind freilich nicht mehr, und die Harnische und Lanzen unsrer Vorfahren paradiren nur noch in unsern Zeughäusern. Aber ihre Zollgesetze sind geblieben, und werden sich wahrscheinlich bei aller der Einsicht und dem guten Willen unsrer Fürsten noch so lange erhalten, als der 8te Articul der kaiserl. Wahlcapitulation sich aller Abänderung in unserm Zollwesen widersetzen oder doch dem Patrioten rathen wird, bei ihrer Abänderung die Beistimmung seiner bald eigensinnigen, bald eifersüchtigen Nachbarn zu suchen. An Versuchen soll es zwar nicht gefehlet haben, wenn das wahr ist, was man mir von einem vor einigen Jahren gehaltenen Zollkapitel der vier Rheinischen Kurfürsten gesagt hat, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Rheinische Handlung sich davon viele Vortheile würde zu versprechen gehabt haben. Aber Strittigkeiten über das Directorium, über den Sitz und andere Gegenstände von der Art sollen diese heilsame Zusammenkunft bald wieder zerrissen haben, und ihre Wirkungen würden am Ende doch nicht allgemein gewesen seyn, da man unterlassen hatte, das Haus Hessen und den König von Preussen zu diesem Kapitel mit einzuladen. Denn je weniger die Gebiete beider Fürsten von dem Rheine durchschnitten werden, und je geringer also der Antheil ist, den ihre Unterthanen an dem Rheinhandel haben, um desto weniger würden sie dabei gewonnen haben, und um desto nöthiger würde es gewesen sein, ihre Einwilligung zu einer Sache, die jura singulorum betrifft, zu gewinnen.

„Der Zoll also, dieses herrliche Mittel in der Hand des Regenten, um die Handlung, die Bedürfnisse, den Lüxe und ich hätte bald gesagt, die Tugenden und Laster seiner Bürger (denn Leib und Seel sind ja doch sehr nahe mit einander verwandt), nach seinem Gefallen zu leiten, — ist für uns nichts mehr und nichts weniger, als eine blose Cameral-Revenue. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete sie das Mittelalter, und so wurden diejenigen Producte, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen Ein- oder Ausfuhr, mit dem größten Zoll beschweret, die die häufigsten waren, und von dem Ausländer am mehresten gesucht wurden.

„Der Wein also, das Hauptproduct der Rheinländer, und sogar das Einzige des Rhingaues und verschiedener andern Rheingegenden, der mit so vielem Rechte alle mögliche Erleichterung verdiente, ist dahero am ganzen Rheinstrome dem höchsten Zolle unterworfen. Und damit er ja nicht der Aufmerksamkeit der Zollbedienten entgehen möchte, so hat man ihre Augen noch durch ein gewisses hergebrachtes Accidenz, welches Flaschengeld genannt wird, zu schärfen gesucht. So mußte er freilich bald einer der einträglichsten Artikel in den Zollberechnungen werden, und das machte den Vorfahren unsrer Fürsten eine so herzliche Freude, daß eben daher noch der ehrenvolle Titel des goldenen Weinzolls zu rühren scheint, den er wenigstens in den hiesigen Amtsrechnungen führt. — Im Durchschnitt rechnet man den Zoll, der von jedem Fuder oder 6 Ohmen Wein an jedem Zoll gegeben werden muß, und der an dem einen höher, an dem andern niedriger ist, auf einen Conventionsthaler, oder 2 fl. 24 Xr. im 24 Fl.-Fuß. Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe, kommen damit überein, und so würde denn der Käufer zu Rotterdam, ohne die übrigen Transportkosten zu rechnen, allein 25 Conventionsthaler zahlen müssen, ehe er die Erlaubniß hat, unsern Wein zu kosten. Zum Glück für den Weinhandel ist jedoch die Art, den Zoll zu erheben, wie Sie bald hören werden, so beschaffen, daß nicht jedes Fuder nach diesem Fuße verzollt wird. Es würde sonst auch schlechterdings unbegreiflich seyn, wie der Schiffer mit 12 bis 14 Rthlr. Fracht für ein Stück oder 7 Ohm Wein

von Mainz bis Köln zufrieden seyn könnte, da der Zoll bis dahin allein 12 Conventionsthaler oder 19 Thlr. 18 Xr. leicht betragen würde.

„Dem Fruchthandel sind unsre Zollbediente nicht günstiger, und Kornhändler haben mir versichert, daß ein Bopparder Malter Korn, dessen Mittelpreis in unsrer Gegend ungefähr in 6 bis 7 Fl. bestehet, eben deswegen, aller Vortheile der Thalfracht unerachtet, für nicht weniger als 5 Fl. im 24 Fl.-Fuß von Mainz bis Amsterdam transportirt werden könne. — Auch der Zucker gibt hohen Zoll, aber desto weniger der Kaffee. Und überhaupt nehmen wir, zur großen Freude des Holländers, die fremden Producte, welche er uns zuführt, mit einer Gelindigkeit auf, deren sich die Kinder unsers eigenen Bodens nicht rühmen können.

„Aller Zoll wird nach Zollfudern erhoben, die fast am ganzen Rheine nach einem gleichen Fuße berechnet werden sollen. Wenn ich den Versicherungen verschiedener Kaufleute glauben kann, so besteht ein Zollfuder Korn aus 25 Bopparder Malter, ein Zollfuder Haber aus 40 Malter, ein Zollfuder Salz aus 54 Säcken Kölnisch Maas, Blei oder Glätte aus 50 Centnern, Kupfer aus 10 Centnern, und so hat jede Waare ihr besonderes Zollfuder. Von einem Zollfuder Korn wird nicht mehr als von einem Zollfuder Kupfer gefodert, und so weit sollen unsre mehreste Zollämter in der Art, den Zoll zu erheben und zu berechnen, mit einander übereinkommen. Aber in dem Preise der Zollfuder überhaupt sind unsre Rheinzölle sehr verschieden, und wenn es Zölle gibt, die nur 4 Fl. leicht von einem Zollfuder erheben, so haben dagegen an andern Zöllen alte Gesetze und Observanzen 6 bis 8 und mehr Fl. hergebracht.

„So lauten die Gesetze, und sie haben wenigstens die Folge, daß sie die Fracht aller hochzuverzollenden Waaren sehr vertheuern. Aber sonst macht ihre eigene Härte, die Menge unsrer Zölle und der Mangel von Frachtcharten ihre buchstäbliche Erfüllung unmöglich. Der Schiffer führt einzelne Frachtbriefe, wovon er den Zollbedienten, wenn er sie denselben vorzeigen muß, nur so viel als er will sehen läßt, und so ist es den mehresten Zollbedienten nicht möglich, die Ladung eines Schiffes mit einiger

Gewißheit zu bestimmen. — Das hat nun zur Folge, daß der Zollbediente, der ein Knecht der Gesetze seyn sollte, zu einem Herrn derselben wird, denn seine Billigkeit und Einsicht, die sich aber freilich mit jedem Kopfe ändert, tritt an ihre Stelle, und daß derjenige der geschickteste Schiffer ist, der den Zollbedienten durch die Versteckung aller hoch zu verzollenden Waaren am besten zu berücken weiß. Der Zollbediente nimmt also Schiff und Ladung in Augenschein, untersucht, so weit er kann, was ihm verdächtig scheint, betrachtet die Größe des Schiffs, seine Tiefe im Wasser, zieht seine Erfahrung, Hydrostatik und die Zollgesetze zu Rathe, und so wird endlich Ladung und Zoll, unter vielen Protestationen und Appellationen des Schiffers an Himmel und Hölle, geschätzt und bezahlt, und man kann wohl annehmen, daß kein Schiffer den Weg von Mainz bis Köln zurücklegen kann, ohne seine Seele bis dahin einige 100mal verpfändet zu haben. Will sich indessen der Schiffer dem Gutachten der Zollbedienten schlechterdings nicht unterwerfen, so muß das Ausladen den Streit entscheiden. Man weiß aber noch kein Beispiel davon, und das ist ein Beweis, daß die Schiffer noch immer die Strenge des Gesetzes mehr fürchten, als die Strenge seiner Diener.

„So wie unsre Rheinzölle in der Höhe des Zolls, vielleicht auch in der Größe der Zollfuder verschieden sind, so muß auch die Einträglichkeit der Zölle sehr verschieden seyn. Und daß die Zölle am Niederrhein, nachdem sich der Main und die Mosel mit ihm vereinigt haben, viel reicher seyn werden, als der Oberrhein, daran wird niemand zweifeln. Man versichert von einem der mäßigsten Zölle am Mittelrhein, daß er in einem der letztern Jahre vor dem Ausbruch des letzten französischen Kriegs in Deutschland seinem Herrn 12,000 Rthlr. im 20 Fl.-Fuße eingebracht habe. Und im Durchschnitt könnte man wohl 18,000 Rthlr. als den Ertrag eines jeden annehmen. — Nach diesem Fuße würde der Rhein von Germersheim bis Rotterdam seinen Zollherren allein jährlich 522,000 Rthlr. im 20 Fl.-Fuß, oder 939,600 Fl. im 24 Fl.-Fuß, einbringen. — Das war also der goldne Apfel, den Albrecht I und die Rheinischen Fürsten sich einander strittig machten.

„Die Waaren, welche unsre Thalschiffe dem Holländer und dem Niederrhein zuführen, sind: Holz, Wein, Tabak, Krapp, Hanf, Hirsen, getrocknetes Obst, Wachholderbeeren, Lumpen, etwas grobes Linnen, Pott- oder Waidasche, Eisenwaaren, Kupfer, allerhand Thon- und Farbenerde, Tausteine und sonstige rohe Mineralien, nur kein Zinn, Blei und Quecksilber, als welche den Rhein heraufgeführt werden. Unter diesen Waaren machen Holz, Wein und Tabak unsre größte Ausfuhr. Freilich können der Pfälzer und die mehresten Rheinländer wenig oder nichts von ihrem Holze abgeben; viele Gegenden sind sehr holzarm, und diese verzehren den Ueberfluß von ihren waldreichern Nachbarn. Aber Franken, der Schwarzwald, die Nassauischen Lande, die Mosel und Saar, das sind die Holzmagazine des Holländers, aus welchen das Holz in großen Flößen oder Floozen, wie man hier spricht, den Rhein hinunter schwimmt. Eine solche Flooz bestehet theils aus Tannen- und theils aus Eichenholz, und ist eines der merkwürdigsten Schauspiele des Rheins, wo dieser Strom in seiner größten Majestät vor den Augen seiner Anwohner vorüberzieht. Sie sind die Riesen unter unsern Fahrzeugen. Denn stellen Sie sich eine schwimmende Holzinsel mit einigen bretternen Hütten vor, worauf bisweilen ein kleines Dorf Platz haben könnte, und die von 2 bis 3, auch 400 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird, und dann werden Sie sich ungefähr einen Begriff von unsern Holzflößen machen können. — Gewöhnlich werden sie bei Mainz aus den kleineren Floozen zusammengesetzt, die aus dem Oberrhein und dem Main dort zusammenkommen, und nachdem sie die gefährliche Fahrt zwischen Bingen und Koblenz überstanden haben, so ist Andernach, 3 Stunden unter Koblenz, ihr zweiter Ruhepunkt. Dort, wo der Strom schon ruhiger fließt, und durch die hinzugekommene Mosel an Stärke und Breite gewonnen hat, da wird wiederum aus 2 oder 3 unsrer Floozen eine andere zusammengesetzt und diese so bis Holland geführt. Die tägliche Unterhaltung einer solchen Menge von Menschen verursachet ungeheure Kosten. Der Steuermann einer Flooz erhält, wie man sagt, für seine Bemühung bis nach Holland 1000 Fl., der Meisterknecht, d. i. der Aufseher der

Floozenhändler über die Arbeiter, einen jährlichen Gehalt von 1000 Fl., der gemeine Arbeiter täglich 20 bis 30 Xr., und dabei auch eine gewisse Art von Schiffskost, die bis Andernach in Brod, Bier, Käse und trockenem Gemüße, als Erbsen, Linsen ꝛc. ꝛc., besteht, von Andernach an aber noch täglich mit frischem Fleisch verbessert wird. — Die Kunst, eine Flooz zu steuern, ist bishero größtentheils ein Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim und seiner Söhne gewesen: denn um mit einer Maschine von solcher Länge und Breite sich zwischen Inseln und Felsen durchzuschleichen, und den oft sehr kurzen Krümmungen des Flusses zu folgen, dazu gehört mehr als gemeine Schifferwissenschaft. Das kann aber manchen Floozenhändler dem Eigensinne oder auch wohl andern Absichten solcher Leute blosstellen, und zum Besten des Holzhandels ist es daher zu wünschen, daß diese Wissenschaft bald allgemeiner werden möge. — Zu dem Transport einer Flooz wird eine gewisse Höhe des Wassers erfordert, die oft von kurzer Dauer ist. Dieser und andere Zufälle können oft eine Flooz 3 bis 4 Monate in ihrer Fahrt aufhalten, und da oft viele hundert Stämme falsch fallen, so daß sie wenigstens zum Floozenhandel nicht zu gebrauchen sind, so muß das alles die Kosten sehr vergrößern.

„Zu einem Floozenhandel, sagt man, sind wenigstens 300,000 Rthlr. Capital erforderlich: 100,000 Rthlr. im Walde, 100,000 Rthlr. auf dem Wasser und 100,000 Rthlr. für alle darauf zu verwendende Kosten. So lautet wenigstens das gemeine Sprichwort in unsrer Gegend. Ob die Rechnung richtig sei, das kann ich nicht beurtheilen: aber gewiß ist es, daß der Holzhandel ein sehr groſses Capital erfodere. Gewöhnlich ist er daher das Werk von ganzen Handelsgesellschaften, und man kann sich vorstellen, was für einen ausschweifenden Preis das Holz in Holland haben müsse. Man sagt hier gemeiniglich, daß der Holländer einen Cubikschuh Holz im Durchschnitt mit 1 Ducaten bezahlen müsse. Wäre diese Nachricht gegründet, so würde unser Holz für den Holländer jährlich eine Ausgabe von einigen Millionen Fl. seyn. Denn in dem Jahre 1780 zählte man allein 10 Floozen, die bei unsrer Stadt vorbeifuhren, und welche durch die Mosel gewiß

noch manchen Zuwachs erhalten haben. Ich hatte ohnlängst die Neugierde, eine solche Flooz mit meinen Schritten zu messen, und ich fand, daß sie 180 Schritte, oder wenn man nach der gemeinen Meinung einen Schritt für 2 Schuhe hält, 360 Schuhe lang und 42 bis 44, d. i. 84 Schuhe breit war. Die Tiefe einer Flooz in unsrer Gegend wird gemeiniglich auf 5, 6 bis 7 Schuhe gerechnet. Der größte Theil des Holzes ist aber unbehauen, und man darf sich daher unter einer Flooz nichts weniger als eine dichte Masse von Holz vorstellen. Die vielen leeren Zwischenräume, die dadurch entstehen, nehmen, nach dem Urtheile eines unsrer geschicktesten Mathematiker, leicht den vierten Theil einer Flooz ein. Und wenn man nun, nach allen diesen Datis, den Cubikinhalt dieser Flooz und ihren Werth berechnen wollte, so würde sie für den Holländer ein schwimmendes Capital von 650,000 Fl. gewesen seyn. Doch gehörte sie, nach dem Urtheile der Kenner, zu den Floozen der geringsten Größe. Desto sichrer läßt sie sich zum Maaßstabe unsers Holzhandels gebrauchen, und dann würde Holland in dem J. 1780 seinen deutschen Nachbarn am Rheine, ohne die Mosel mit eingerechnet, für 6½ Millionen Fl. Holz zu seinem Schiff- und Hausbau und für seine Handwerker abgenommen haben. — Bei der Lebhaftigkeit, womit der jetzige Krieg den Holzhandel erweckt hat, ist auch der Preis des Holzes gestiegen, und da muß diese Ausgabe noch viel ansehnlicher seyn, obgleich der Deutsche im Grunde nichts dabei gewinnt, indem der Holländer dagegen auch den Preis seiner Producte erhöhet hat.

„Der Wein ist der zweite Hauptzweig unsrer Handlung: aber die deutschen Zollgesetze und sein Nebenbuhler, der Franzwein, sind seine Feinde. Schon lange hat man am Rhein über die Schläfrigkeit des Weinhandels geklagt, und diese Klagen würden noch viel häufiger seyn, wenn sich nicht der Rheinwein durch den ihm eigenen gewürzvollen Geschmack und durch andere Vorzüge dem reichern Wollüstling im Norden unentbehrlich gemacht hätte. Unser Holz kann der Holländer nicht entbehren, aber unsern Wein kann er missen, nur andern Nationen mag er ihn gerne zuführen. Er trinkt Franzwein, den er fast von allen

Abgaben befreit hat, indessen er mit einer feindseligen Parteilichkeit den Rheinwein mit schweren Zöllen und Accisen verfolgt. So habe ich unser Publicum wenigstens oft über ihn klagen hören, und ich wundere mich nun nicht mehr über den ausschweifenden Preis, für welchen der Engelländer unsern Rheinwein trinken soll. Nach der Versicherung Hessischer Officiere und eines benachbarten Pfälzischen Beamten, die es bei ihrem Aufenthalte in London aus eigner Erfahrung lernten, trinkt der Engelländer zu London eine Bouteille mittelmäßigen Bacharacher Wein für eine halbe Guinee, wofür ein hiesiger Wirth nicht mehr als 5 bis 6 Batzen fodern würde. Und daraus läßt sich auf den übertriebenen Preis schließen, den der edlere und auch am Rheine schon theure Rhingauer haben muß. — Dafür genießt nun der Rheinwein bei den Englischen Mahlzeiten, zum grossen Leidwesen der Rheinischen Handlung, eben die Ehre, die wir starken ungrischen oder spanischen Weinen erzeigen, und der Engländer pflegt seine Mahlzeiten mit demselben, als mit einem starken und besonders köstlichen Weine zu beschließen. — Noch fand er seine mehresten Freunde in dem nördlichen Deutschland. Der Hesse holte ihn aus St. Goar, der Westfale aus Köln, und der Bremer, Hamburger und Lübecker aus Holland. Aber auch da ist er vor den Missionarien des Franzweins, die der Bremische Kaufmann und vermuthlich auch der Hamburger und Lübecker ausschickt, nicht mehr sicher. Unser Weinhandel ist also im Ganzen genommen nicht so blühend, als er wohl seyn sollte und könnte, ob es unserm Wein gleich nie an Trinkern fehlen wird. Denn der Einwohner der deutschen Weinländer ist nicht wie der Spanier und Franzos gewohnt, aus der Wasserquelle seinen Durst zu löschen, und seinen Wein blos für den Nordländer aufzuheben. Die Folge von unserm abnehmenden Weinhandel wird also seyn, daß die inländische Consumtion zunehmen und der Preis des Weins fallen wird.

„Tabak ist ein Hauptproduct der benachbarten Pfalz, welchen der Holländer in ganzen Schiffsladungen holt, mit Virginischen Blättern vermengt, und so dem ehrlichen Deutschen unter verschiedenen fremden Namen auf der Weser und Elbe wieder zuschickt.

Denn hier haben wir seiner Hülfe nicht mehr nöthig, an Tabaksspinnern fehlt es uns an dem Rheine und selbst zu St. Goar nicht, die für unsre Nasen sorgen. Denn für den Gaumen haben wir andre Bedürfnisse, und wir haben den Rauchtabak, welcher sich selten mit dem Weine verträgt, den Bierländern überlassen. Desto allgemeiner hat der Schnupftabak seine Herrschaft am Rheinstrom ausgebreitet, und man findet ganze Dörfer voll Schnupfer, aber wenige Raucher. Nach der Beobachtung eines Tabakspinners ist Saint-Omer der Lieblingstabak des Niederländers, Holländer und Bolongaro des Rheinländers, und Weizenkorn des Oberrheins. — Der Preis des Tabaks ist seit einigen Jahren sehr gestiegen. Ein Centner Pfälzer Tabak, welcher ehedem für 5 Fl. verkauft wurde, galt schon in dem vergangenen Jahre 20 Fl. Das ist eine Folge des Kriegs, der die Zufuhr der Virginischen Blätter gegenwärtig hindert.

„Hanf wird hauptsächlich an dem Oberrhein, in Elsaß und Schwaben gebaut; unser Bauer kennt ihn kaum. — Die Mosel und Lahn führen dem Rhein das mehreste Eisen zu, und darunter hat das Lahneisen bei allen unsern Handwerkern den Vorzug. Kupfer wird auch in unsern Gebirgen gefunden, aber wenig, und seine Vermischung mit Blei und Silber macht die Betreibung unsrer Bergwerke sehr kostbar. Seit verschiedenen Jahren wird sehr vieles kaiserliches Kupfer aus den Erblanden den Oesterreichischen Niederlanden zugeführt. Wahrscheinlich ist es für den Schiffsbau bestimmt, und das würde also eine Folge des gegenwärtigen Krieges seyn, der dem Rheinhandel große Revolutionen weissaget.

„Taugsteine werden bei Bendorf gegraben, und damit versorget dieser Ort fast den ganzen Rheinstrom. Das ist ein dem Baumeister sehr schätzbarer Stein, der zum Ausmauern der Gefächer in hölzernen Gebäuden gebraucht wird. Er ist sehr trocken, leicht und löcherich. Man sticht ihn wie einen Wasen aus der Erde, läßt ihn von der Sonne trocknen, und so verhärtet er sich zu einem Steine.

„Pott- oder Waidasche wird in sehr großer Menge nach Holland geführt, und dazu trägt vielleicht der Hundsrück das

mehreste bei, seitdem die Kunst, diese Asche zu bereiten, zu einer so starken Nebenbeschäftigung des Bauern in dieser Gegend geworden ist, daß ich in der Vogtei Pfalzfeld, einem Districte von 109 Einwohnern, allein 26 Pottaschensieder zähle.

„Korn nimmt uns der Holländer gar nicht ab, wenn es gleich vor seiner Thüre wächst. Das holt er lieber von Bremen, Hamburg und Danzig, über die gefährlichere aber zollfreie See, und das haben wir ohne Zweifel der Härte unsrer Zollgesetze zuzuschreiben. Freilich muß unser Bauer seinen Ueberfluß zuvor mit vielen tausend Weinbauern theilen, ehe der Nachbar etwas zu erwarten hat, und viele Rheinländer dürfen wohl daher an keine Getreideausfuhr denken. Aber die fruchtbare Pfalz wird dem ungeachtet jährlich noch viele 1000 Malter übrig behalten, und wahrscheinlich werden also die Schweiz und Frankreich dem Pfälzer seinen Ueberfluß abnehmen. Der starke Handel unsrer Müller mit Mehl, geschälter Gerste und Haber ist als ein innerer Handel zu betrachten, der sich nur bis Köln und Düsseldorf erstreckt.

„Dagegen versorgt uns nun der Holländer mit Ost- und Westindischen Wollüsten, und mit den Producten der See und seines Fleißes. Vorzüglich empfangen wir von ihm Häringe, Stockfische und alle andre Gattungen von Seefischen: Kaffee, Thee und Zucker, Reis, Gewürz und alle Spezereien, Käse, Virginische Tabaksblätter, Brasilische Häute, Englisch Zinn und Blei, Farbholz, Cochenille und Indigo, Postpapier, alle Gattungen von Oel und Baumwolle. Wollene Tücher, seidene und überhaupt alle Ellenwaaren holen wir aus den Frankfurter Messen, und auch daran mag wohl der Holländer seinen Antheil haben. — Da der Rhein der Pflegevater von so vielen katholischen Geistlichen und Klöstern ist, so ist er dem Holländer, wegen seines Fischhandels, ohne Zweifel viel wichtiger, als die protestantische Weser und Elbe. Aber dafür nehmen ihm diese beide Flüsse auch desto mehr Kaffee, Zucker und Rauchtabak ab. Denn ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß der Kaffee, wenigstens dem Landmanne in den Rheingegenden, noch nicht zu einem so gemeinen und täglichen Bedürfnisse geworden ist, als in dem

nördlichen Deutschland. In Weinländern scheint der Kaffee überhaupt am wenigsten sein Glück zu machen. Weintrinker pflegen ihn nicht zu achten, und hat der Landmann Geld und Lust zu einer wollüstigen Stunde, so muß sie ihm der Wein verschaffen.

„Welche Nation nun bei diesem wechselseitigen Handel das Uebergewicht auf ihrer Seite habe, das läßt sich, bei unsrer gegenwärtigen Verfassung, nicht einmal aus unsern Zollregistern beurtheilen. Unsre Ausfuhr fällt freilich mehr in die Augen. Bei einem Glas Wein in der Hand, verachtet der Rheinische Bauer, der doch einen beträchtlichen Theil der Nation ausmacht, Kaffee, Thee und Zucker, und außer Pfeffer und Ingwer weiß die Kochkunst seiner Weiber wenig von Ostindischen Gewürzen. Besonders sollte uns unser beträchtlicher Holzhandel, denkt man, das Uebergewicht über unsre Nachbarn verschaffen. Wenn sich aber die Handlungsbilanz nach der Menge oder Seltenheit der Wechselbriefe, überhaupt nach dem Wechselcours beurtheilen läßt, so scheint der Holländer unser Creditor zu seyn, und ich höre mehr von Geldern, die unsre Kaufleute nach Holland schicken, als von Geldern, welche sie daher erhalten sollten. Aber freilich läßt sich das nur von unsern Gegenden sagen. Holz, Tabak, Krapp, Hanf, Hirsen und Mineralien, alles das hat der Holländer von uns nicht zu erwarten. Holz und Mineralien hat uns die Natur mit sparsamer Hand mitgetheilt, Tabak, Krapp, Hanf und Hirsen bauen wir nicht, und bares Geld holen wir für unsern Wein aus Hessen. Aber diejenigen Rheingegenden, welche dem Holländer diese Producte zuführen, sind wahrscheinlich in ihrem Handel viel glücklicher. Und wenn auch der Holländer bei dem Schlusse des Jahrs kein bares Geld verliert, so möchte doch wohl besonders das Holz das Gleichgewicht zwischen beiden Nationen wiederherstellen.“

Sehr zweckmäßig wird diesen Nachrichten über den vormaligen Gang des Rheinhandels sich eine Darstellung des Handels von St. Goar insbesondere anreihen. „St. Goar, ein befestigtes Hessisches Städtchen am Rhein in der Niedergrafschaft Catzenelnbogen, ist schon den Geschichtschreibern durch die dabei auf der Höhe gelegene Festung Rheinfels, zu welcher

es gehört, bekannt geworden, und es verdient es nicht minder dem Naturkundigen, durch das Sonderbare seiner Gegend, der Verschiedenheit des Klimas, des Bodens und seiner Früchte, zu seyn. Die Natur ist hier nicht bei einer bloßen Unregelmäßigkeit stehen geblieben: sie ist wild, und wer die Schönheiten der Natur auch da liebt, wo sie fürchterlich ist, der kann hier seinen Geschmack befriedigen. Stellen Sie sich einen tiefen, ungefähr 1/2 Viertelstunde breiten und jähen Graben vor, den der Reisende nicht eher entdeckt, bis er sich an dem Rande desselben siehet. Die Natur formirte ihn für den Rhein bei Bingen bis Coblenz, und in demselben sind alle Städte gelegen, welche Sie auf der Landkarte zwischen beiden Orten an dem Ufer des Rheins finden werden: auf beiden Seiten dieses Stroms hohe und fürchterliche schiefergraue Felsen, die ihn in einer aneinanderhangenden Kette von Bingen bis Coblenz einfassen, und zwischen welchen sich der Strom hin und wieder durchdrängen muß. Man sollte glauben, die Hand des Schöpfers habe hier die Felsen von einander gerissen, um das alte Gallien von dem Vaterlande unsrer Vorfahren zu scheiden. Auf der Spitze dieser Felsen weite Ebenen voller Dörfer, Wiesen und fruchtbare Aecker, von welchen sich viele Bäche zu uns herabstürzen. Hier wohnen wir nun zwischen diesen über uns herabhängenden Felsen, an welche wir uns mit dem Rücken anlehnen, und dem Rhein, der unsre Füße benetzt, und dessen wir uns zum Theil durch unsre Mauern erwehren müssen.

„Beide sind indessen unsre größte Wohlthäter. Der Fleiß der Menschen hat eben diese Felsen auf der Südseite bis in die Spitze umgewühlt, und an diesen Steinwänden, zwischen den Klippen, da, wo der Fels nicht ganz nackend ist, hängt der Weinstock, und belohnt den Fleiß der Einwohner mit einem edlen Weine, den man für gesünder hält, als den Wein unsrer Nachbarn, der Rhingauer und Pfälzer am Oberrhein. Er ist zwar nicht so feurig und geistreich als der erstere, aber auch nicht so erhitzend, und wird früher trinkbar. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden ist, daß er den Körper des Menschen bald verläßt. Sobald man die Spitze der Felsen oder das Land erreicht hat,

so verliert sich auch der Weinstock, weil ihn Boden und Klima verlassen. Alle Versuche, die man auf der Höhe damit gemacht hat, sind vergeblich gewesen. Frost und Wind lassen ihn da nicht aufkommen; so verschieden ist das Klima in einer Entfernung von einer halben Stunde. Wer in denen Jahrszeiten, wo sich Winter und Sommer von uns scheiden, von der Höhe in unser Thal heruntersteigt, der glaubt, der Mittagslinie um einige Grade näher zu seyn. Der Schnee, den er auf der Höhe antraf, verwandelt sich, sobald er die wärmere Atmosphäre zwischen unsern Felsen erreicht, in Wasser; selten kann sich der Schnee vor dem Neujahr bei uns erhalten, der Tag und unser heißer Boden verjagen ihn bald. So wohlthätig die Südseite dieser Felsen ist, so geizig ist größtentheils die Nordseite. In den daranhängenden Büschen haben die Vögel ihre Republik.

„Unser zweiter und noch größerer Wohlthäter ist der Rhein, ohne welchen man vielleicht in unsrer ganzen Gegend, von Bingen bis Coblenz, kaum einige Dörfer finden würde. Er beschäftiget eine Menge Menschen mit dem Fischfang und dem Handel, denn er ist fischreich und die allgemeine Straße des Handels zwischen Holland und einem großen Theil vom deutschen Reich, als von Schwaben, Franken und andern Provinzen, deren Producte er mit dem Mayn, Neckar und andern Strömen, die sich in ihn ergießen, aufnimmt. Holland ist uns das, was Bremen und Hamburg denen an der Elbe und Weser gelegenen Provinzen sind. Die Hauptzweige unsers hiesigen Activhandels sind Fische und Wein, und das Linnen und Flachs, welches uns der benachbarte Hundsrück liefert.

„Die Fischerei im Rhein ist eine der beträchtlichsten Revenüen der hiesigen Landesherrschaft. Die Fische, die der Rhein in unsrer Gegend liefert, sind Störe, Barschen, Karpen, Barben, Hechte und Weißfische, vorzüglich aber und am reichlichsten Lachs oder Salmen. Immer haben wollüstige Zungen den Rheinsalmen zu schätzen gewußt, unter diesen hat aber der Rheinfelser vor allen den Vorzug. Kunst und Natur geben ihm denselben. Die Tiefe des hier zusammengepreßten Stroms und die Felsen, deren Schatten selten das Wasser verläßt, scheinen sein Fleisch

zu verändern: der Körper eines unter der Linie Wohnenden muß nothwendig von dem Körper eines Nordländers sehr verschieden seyn. Unsre Fischer treiben mit dem frischen Salmen einen starken unmittelbaren Handel nach Frankfurt, Mainz, und im Winter nach Kassel, Nürnberg, Regenspurg und Wien, denn die Sommerhitze erlaubt in dieser Jahrszeit einen so entfernten Handel nicht. Der Fisch würde in die Fäulniß übergehen, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichte; ein Zufall, der ihm ohnedem immer begegnet, so oft er auf dem Wege von einem Gewitter überfallen wird.

„Die Kunst, die unsern Salmen veredelt, bestehet in der Art, ihn zu fangen und vor der Verschickung zu behandeln. Das ist aber ein Geheimniß unsrer Fischer, an welche der Salmen- oder Lachsfang für einen gewissen Antheil verpachtet wird. Das J. 1778 war wegen seines trocknen Sommers sehr fischarm, doch betrug der herrschaftliche reine Antheil 1120 Rthlr. im 20 Fl.-Fuß, und es wurden also dieses Jahr, den Antheil der Fischer mitgerechnet, über 2750 Rthlr. im 20 Fl.-Fuß aus diesem Strome gefischt. Hierunter ist der Gewinnst unsrer Fischer in der zweiten Hand, oder den sie aus dem weitern Vertrieb des Fisches ziehen, noch nicht begriffen. Rechnet man diesen hinzu, und öfters mag solcher bis auf das alterum tantum steigen, so trug die Rheinfischerei in Ao. 1778 unserm Ort gewiß weit über 3000 Rthlr. schwer ein. In fischreichen Jahren muß natürlich der Ertrag noch viel größer seyn, und doch ist dieser Reichthum in keinem größern District des Stroms als von ungefähr einer Stunde eingeschlossen, wovon wir noch überdies hin und wieder nur die Hälfte besitzen. Wäre der Rhein von Basel an bis zu seinem Ausflusse so reich, so würde er der König unsrer Flüsse seyn. Aber weder ober noch unter uns sind so viele Salmenfänge oder Waags, wie man sie nennt, zu sehen. Das ist nun wohl nicht blos Unfleiß unserer Nachbarn, die Natur kommt unsern Fischern besonders zu Hülfe. Der Rhein ist bei St. Goar als ein enger Paß zu betrachten, durch welchen der Fisch nothwendig gehen muß, und der zwischen den engen Ufern eingeschlossene Salmen kann daher denen auf beiden Seiten auflauernden

Fischern nicht so leicht entgehen. Der über unsern sehr abhängigen Boden sich hinstürzende Strom formiret überdies hin und wieder Gümpel, die von dem Salmen gesucht und geliebt werden, und das tiefste Bette des Stroms, welches sonst gemeiniglich in der Mitte des Flusses ist, weicht hier wegen seiner häufigen Krümmungen oft von dieser Regel ab, und führt den Fisch nach dem Ufer.

„Seit einem Jahrhunderte hat sich unsre Fischerei ungemein verbessert. Im J. 1655, einem Jahre, welches in Vergleichung mit vielen folgenden ein fischreiches Jahr zu seyn scheint, trug der Rhein seinem Herren nicht mehr als 233 Rthlr. 82 Xr. im 20 Fl.-Fuß ein, und Herr und Fischer zusammengenommen erhielten nicht mehr als 536 Rthlr. 56 Xr. im 20 Fl.-Fuß. Der Waag Werb, unser reichster Salmenfang, welcher A. 1655 nur 1222 Pfund einbrachte, lieferte A. 1779 dagegen 8159 Pfund. Hundert Jahre hernach war also das arme Jahr 1778 beinahe 6mal reicher, als das J. 1655. In der Erhöhung des Preises scheint der Grund hievon nicht zu liegen, der Unterschied hierinnen ist nicht beträchtlich, aber der Fleiß und die Zahl der Hände, die die Fischerei treiben, scheinen sich indessen so sehr vermehrt zu haben.

„Der zweite Hauptvortheil, den wir dem Rheine zu danken haben, ist Schifffahrt und Handel. Das setzt eine Menge Menschen in eine beständige Bewegung, und die Lebhaftigkeit und Volksmenge unsers nur aus 200 Häusern bestehenden Städtchens ist viel größer, als sein Umfang. Die Häuser sind größtentheils bis oben an mit Menschen angefüllt. Die Religionsfreiheit hat an dieser Bevölkerung ohne Zweifel großen Antheil. Seit mehr als 100 Jahren finden hier alle 3 Religionen ihren öffentlichen Gottesdienst. Die unglückliche Ehre, eine Festung zu seyn, und unter diesem Namen in öffentlichen Friedensschlüssen zu schimmern, hindert aber die Erweiterung unsrer Stadt, die sich sonst gewiß schon zu dem Range der ansehnlichsten Stadt zwischen Mainz und Coblenz würde erhoben haben. Keine Hessische Landstadt hat so viele reiche Bürger aufzuweisen, und Bürger, die 100,000 Fl. hinterlassen, sind hier keine ungewöhnliche Erscheinung. Sie können leicht denken, wie sehr dergleichen Beispiele reizen. Alles handelt

und schachert also, und wir empfinden daher alle wohlthätige und auch alle schlimme Wirkungen des Handels, die er auf die Sitten der Menschen hat. Dieser Geist der Handlung steckt sogar den Bauern an; dieser pflegt bei dem Ein- und Verkauf seiner Producte, als bei Früchten, auch die innere Güte derselben durch das Gewicht auszurechnen, ehe er sich darauf einläßt, eine Vorsicht, die dem Landmann in manchen andern Ländern selten einfällt.

„Von den Thoren der Festung an erhebt sich der sogenannte Hundsrück, eine erhabne Gegend, die mit dem nördlichsten Theile von Deutschland einerlei Klima gemein hat. Viele Fürsten haben daran Antheil, und der Hessische ist von geringem Umfang. Die Vorzüge desselben sind erstlich sehr guter Hafer, womit Mainz und andere Gegenden des Oberrheins versorgt werden, und der begierig gesucht wird. Er übertrifft denjenigen sehr weit, der auf jener Seite des Rheins gegen Deutschland zu gebaut wird, sowie dagegen das Hundsrücker Korn von dem jenseitigen an Güte und Gewicht übertroffen wird. Der zweite Vorzug ist vortrefflicher Flachs. In der Länge und Feinheit läßt er den Niederhessischen weit hinter sich, wenn er dagegen auch freilich nicht so fest und dauerhaft ist. Er ist aber, welches sonderbar ist, kein eingebornes Kind des Bodens, der ihn hervorbringt; den Lein dazu holt der Hundsrücker Bauer alle Jahre aus der Pfalz oder andern Oberrheinischen Gegenden; der einheimische Lein, von eben diesem Flachs gezogen, artet im ersten Jahre aus. Das vermindert nun freilich den Gewinn um ein Großes, da zumal der Bauer den Lein nicht aus der ersten Hand empfängt; indessen der Bauer jenseits des Rheins gebraucht wiederum den Hundsrücker Lein zur Aussaat und Verbesserung seines Flachses, und dadurch wird der Hundsrücker wiederum in etwas entschädiget. Vor ein oder zwei Jahren machte man zwar jenseits des Rheins, auf höhere Veranlassung, einen gleichen Versuch mit Niederhessischem Lein, er ist aber nicht gelungen, und überhaupt denke ich, daß Niederhessen immer eher Ursache habe, wenigstens zu Verfeinerung seines Flachses den Hundsrücker Lein aus unsern Gegenden zu holen, als uns den seinigen zu leihen. Von dem

in Hessen gewöhnlichen Rösten des Flachses im Wasser weiß man hier nichts, dazu mag er zu zart und zu fein seyn, und man würde fürchten, ihn der Fäulniß auszusetzen. Statt dessen wird er dünne auf den Wiesen ausgebreitet, und so ungefähr 4 Wochen der Witterung überlassen. Sturmwinde sind ihm in dieser Zeit eben so gefährlich, als es anschwellende Wasser dem Flachs in Niederhessen sind, wann er in den Rösten liegt.

„Unser jetzo so volkreicher und wohlangebauter Rhein scheint übrigens vor 100 und 200 Jahren noch lange nicht das gewesen zu seyn, was er jetzo ist. Der 30jährige Krieg, der ganz Deutschland verheerte, hatte auch in unsern Gegenden so gewüthet, daß 7 Jahre hernach, A. 1655, der Kornzehende in der Vogtei Pfalzfeld hiesigen Amts, der im J. 1778, einem mittelmäßigen Fruchtjahre, für 46 Bopparder Malter 6 Simmer vermaltert wurde, auf nicht höher als 8 Malter 4 Simmer stieg, und von 126 Maltern Hafer ständigem Erbzins wurden 75 Malter von wüste liegenden Gütern in Abgang geschrieben. Auch vor dem 30jährigen Kriege im J. 1616 ertrug der eben vorher angeführte Kornzehende nicht mehr als 19½ Malter. Und A. 1572 beherbergte unsre Gegend noch so viele reißende Thiere, daß der damals hier residirende Landgraf Philipp seinem Hrn. Bruder, Landgraf Wilhelm, unter andern gewöhnlichen Neuigkeiten schreibt, daß er in einer Jagd auf dem Hundsrück 5 Wölfe erlegt habe, und daß deren noch mehrere vorhanden wären. So sehr wimmelte es also noch A. 1572 in einem Lande von dergleichen reißenden Thieren, das zu dem alten Gallien gehörte, und wo schon bald nach Christi Geburt Künste und der Ackerbau zu blühen anfingen. Meine Verwunderung hört aber auf, sobald ich an die unendliche Menge von Kriegen gedenke, die seit eben dieser Zeit das unglückliche Gallien und unsre Gegenden betrafen, und wovon vielleicht der 30jährige Krieg noch einer der menschlichsten gewesen ist.

„Ich beschließe hier meine Bemerkungen mit einigen Anecdoten von eben diesem Landgraf Philipp, die Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn werden, wenn sie gleich hier am unrechten Orte zu stehen scheinen. Dieser Herr, der jüngste Prinz

Philipps des Großmüthigen, welcher in der brüderlichen Erbvertheilung die Niedergrafschaft Catzenellnbogen zu seinem Antheil erhielt, und zu Rheinfels residirte, erwartete einst den Besuch einiger Pfalzgrafen am Rhein, und bat deswegen einen benachbarten Privatum um einen welschen Hahn, als einen besondern Leckerbissen. Hier ist sein Brief wörtlich: „„Unser Lieber Besonder! Wir kommen in gewisse Erfahrung, daß du der großen Welschen oder Indianischen Hahnen haben sollest. Weil wir dann auf zukommenden Osterabend Unserer freundlich lieben Vetter, Herzogen Reinhard, Philipps, Ludwig und Friedrich, allen Pfaltzgraffen bei Rhein, gewärtig, damit Wir nun dieselbe der Gebür nach wohl tractiren mögen; So ist an dich Unser gnädigs Begehren, du wollest Uns bei Briefszeigern, um Unserer gute Bezahlung, obernannten Welschen Hahnen ein oder zween zukommen lassen, und bei Briefszeigern alsobalden überschicken, und Uns mit denselbigen, angesehen dieser Unserer Nothdurft, nicht lassen. Was sie kosten werden, wollen Wir dir durch Unsern Cammerschreiber gütlich entrichten lassen. Das versehen Wir Uns gewißlich, und seind dir sonsten mit Gnaden ganz wohl gewogen ꝛc. ꝛc.““ So waren also die Schwelgereien unsrer fürstlichen Höfe im 16ten Jahrhunderte und eines Prinzen beschaffen, der nach der Meinung Estors in dessen Elementis Juris publ. Hassiaci hodierni §. 30 not. 1, nicht der beste Haushälter gewesen seyn soll. Von welchen Leckerbissen mußte nun nicht die ordinäre Tafel eines Herrn rauchen, dem ein Welscher Hahn der vornehmste Beweis eines fürstlichen Gastmahls zu seyn schien? Freilich wurden die Welschen Hähne, nach dem Bericht der Naturkundigen, zuerst im Anfang des 16ten Säculi in Deutschland bekannt, aber die Begebenheit, von der ich rede, trug sich auch am Ende desselben zu, und immer bleibt es merkwürdig, daß dasjenige noch einem Fürsten eine Seltenheit und ein Leckerbissen war, was auch Privati schon kannten und besaßen.

„Die Sorgen eines Hausvaters um seine Oekonomie, die in unsern Tagen besondern Hofbedienten überlassen sind, scheinen im 16ten Säculo noch einen großen Theil der Beschäftigungen eines Fürsten ausgemacht zu haben. 300 Stück Hämmel für

seine Oekonomie einzukaufen, den Einkauf des zur Hofconsumtion nöthigen Weins selbst zu besorgen, an seine Creditores selbst zu schreiben und sie in bittendem Tone um Nachsicht zu ersuchen, Hochzeitseinladungen von Privatpersonen anzunehmen, Meubles zu bestellen, waren Beschäftigungen, welche damals einem Fürsten noch nicht unanständig zu seyn schienen. Die Privatcorrespondenz Philipps ist voll von Beweisen dieses Satzes. An einen seiner Beamten schrieb er: „„Lieber Getreuer! Es wird dir jemand von unsertwegen 200 Goldfl. liefern, dieselbige wollest von ihme empfangen, und sie darauf in Unserm Namen der Gebür nach quittiren. Und sobald es dir möglich sein wird; So wollest bei Unsern Unterthanen vor solch Geld 200 schlecht Hämel mit der Wollen kaufen, oder durch einen verständigen Mann, wann du selbst nicht dazu kommen kanst, einkaufen und auszeichnen lassen, damit Wir dieselbigen alsbald, wann man die Hämel nicht weiter futtern darf, in Unsern Pferch zu Rheinfels bringen, und die Länderei damit pferchen lassen können. Wollest auch über solche 200 noch ein Hundert schlachtbare Hämel bei den Unterthanen auszeichnen, daß Wir also Dreihundert gute Hämel in den Pferch bringen mögen; soll dasselbige Hundert Hämel um Ostern, oder überlängst 4 Wochen darnach, bezahlt werden. Wenn du nun solche 300 Hämel eingekauft und ausgezeichnet hast, mögen Wir alsdann leiden, daß die Unterthanen die übrigen den Hämelkäufern, welche Uns jährlich die Schweine lassen, verkaufen. Wollest in diesem Ding förderlich fortfahren, damit die armen Unterthanen an ihrem Nutzen nicht verhintert werden rc.““ Ein Fürst, der sich so sehr dem Hausvater näherte, hatte, wie Sie aus diesem Schreiben sehen, ein desto lebhafteres Gefühl von der Noth seiner Unterthanen. Ein großer Theil seiner Correspondenz bestehet daher in häufigen Vorschreiben für seine Unterthanen an die benachbarte Fürsten, um Beförderung der Justiz in den vor ihren Gerichten anhängigen Processen.

„Eine Probe von seinem Briefwechsel mit seinen Creditoren kann folgende seyn: „„Philipps von Gottes Gnaden. Unser Lieber Getreuer! Nachdem Dir hiebevor von Uns die Vertröstung

beschehen, daß dasjenige, so Wir Dir noch zu thun schuldig, in verfloßner Frankfurter Herbstmesse vergnüget werden sollte. Weil aber Unsere Sache in dieser geschwinden Zeit allhier, und anderer vorgefallener Ungelegenheit halber am Rheinstrom, also beschaffen, daß Wir solche bishero, wie auch noch, nicht entrichten lassen können; So ist an Dich Unser Gnd. Begehren, Du wollest mit solcher Schuldfoderung bis auf künftigen Herbst dieses Jahrs stillstehen und zufrieden seyn. Seind Wir erbötig, auf gedachten Herbst von diesem 75. Jahr Dir ein gutes Fuder Wein vor die Vergnügung und Bezahlung angeregter Sechzig Thaler gutwillig allhier folgen zu lassen, doch daß er auf Deine Kosten hineingebracht werden möge."" So leer war also die Kasse Philipps, oder so groß überhaupt der Geldmangel damaliger Zeiten, daß die Zahlung durch Naturalien geschehen mußte.

„Pferde von Privatpersonen zu einer Reise zu leihen, war ebenmäßig so wenig etwas unanständiges, wie Sie aus dem folgenden Schreiben an den Prälaten zu Erbach ersehen werden. „„Unsern Gn. Gruß zuvor, Ehrwürdiger Lieber Besonders. Nachdem Wir nunmehr, dem Allmächtigen sei Lob, glücklich wiederum zu Hauße kommen; So schicken Wir euch bei Briefszeigern hiermit eure Pferde wiederum ohne allen Schaden zu. Daß ihr nun Uns dieselbige also gutwillig diese Zeit hero auf Unser Begehren geliehen, und damit gutwillig gewillfahret, dessen thun Wir Uns zugleich auch ganz gnädiglich und nachbarlich bedanken: und hätten dieselbigen euch gerne vorlängstens zugeschickt, wenn sich Unsere Reise nicht so lange verzogen rc. Dieweil Uns dann in Kurzem etliche Unsere besondere Herrn und Freunde allhier besuchen werden; So begehren Wir gnd., Ihr wollet Uns mit einem solchen Fuder Weins versehen, den Wir zu solcher Zeit zu einem Ehrenwein gebrauchen, und damit bestehen können. Wollten Wir euch nicht bergen, und seind euch mit besondern nachbarlichen Gunsten ganz wohl gewogen."" Der kostbare und feurige Rhingauer Wein schien also damals den hiesigen Bornicher und Rheinfelser noch nicht von den fürstlichen Tafeln verdrungen zu haben, wie Sie aus dem nachstehenden Schreiben ersehen können, worinnen Landgraf Philipp seinen Hrn. Bruder

Wilhelm zu Cassel damit beschenkt. Der Rhingauer wurde, wie ich hin und wieder aus dieser Correspondenz wahrgenommen, mehr für freudige Begebenheiten und Gastereien aufgehoben. Er schreibt: „„Lieber Bruder und Gevatter. Zufolg Unser jüngsten Schreibens, so an E. L. Wir unterm Dato Rheinfelß den 24. dieses auf der Post abgehen lassen, haben E. L. mit gegenwärtigen Fuhrleuten ein Fuder 1 Ohm Unsers besten eigenen Gewächses in zweien unterschiedlichen Faßen, desgleichen 1 Fuder Bornicher auch in zweien Faßen, hiermit zu empfangen, der tröstlichen Zuversicht, sie werden E. L. wohl schmecken. Damit nun solche Wein E. L. desto gewahrsamer und unverfälscht zukommen mögen, haben Wir Unserer Bänder (Faßbinder) einen bei solchen Wagen geordnet, und ihm auf solche Wein gut Achtung zu geben mit sonderlichem Ernst eingebunden und befohlen: freundlich bittend, E. L. wollen oberwähnte Weine Ihnen wohlschmecken lassen, Unser darbei im Fröhlichen zum Besten eingedenk seyn, und mit solchen auf diesmal also fr. vorlieb nehmen. Dann Wir sie in Wahrheit nicht besser haben, sonsten sollten sie E. L. auch besser zukommen seyn."" Ein gewisser Abelicher in der Nachbarschaft lud Philippen zu seiner Hochzeit ein. Philipp nahm die Einladung an, und ein silberner Pokal war sein Hochzeitspräsent, ein Geschenk, das dem Geschmack der damaligen Zeiten sehr gemäß war. So nahe grenzte also damals noch der deutsche Fürst an den Privatmann! Der Westfälische Frieden hat sie endlich ganz aus unsern Augen gerückt.

„Vielleicht haben die fürstlichen Gemahlinnen am wenigsten Ursache, sich darüber zu freuen, daß sie das glücklichere Loos einer häuslichen Freundin und die Vorrechte einer Hausmutter, die sie damals in gewissem Maase noch mit dem Privatstande theilten, mit dem Glanze und Ceremoniel vertauscht haben, die sie jetzo begleiten. Landgraf Philipp wurde von einem seiner fürstlichen Nachbarn, einem Pfalzgrafen, zu einer ritterlichen Unternehmung eingeladen, und Philipp schien nicht abgeneigt dazu zu seyn. Ich kann nicht sagen, worinnen dieses Abentheuer bestand, weil das Schreiben des Pfalzgrafen mangelt, aber aus dem Zusammenhang läßt sich schließen, daß es mit Gefahr ver-

knüpft gewesen sey, und deswegen schließt er mit dem mir wenigstens sehr merkwürdigen Anhange: „„Jedoch haltens Wir dafür, es müßen beide, E. F. L. und Wir, von unsern Gemahlinnen eine Bewilligung in meliore forma erlangen; dann Wir sonst bei unserer Wiederkunft nicht angenommen werden möchten."" So groß waren also damals die Vorrechte dieser beiden Prinzessinnen! Das sonderbarste für mich in dieser Correspondenz war ein Neujahrspräsent der Gemahlin Philipps für diesen Herrn, welches Sie schwerlich errathen werden. Ich will diese Prinzessin selbst reden lassen. Nachdem sie ein gewisses von ihr bei der Gräfin von Stolberg-Königstein, an welche sie schreibt, bestelltes Bette erinnert hat, so fährt sie also fort: „„Nachdem auch unser fr. gel. Herr und Gemahl das große Hirschgeweih, so S. L. zu Königstein gesehen, das Euer Herr und Gemahl lobseel. Gedächtnisses so gar werth gehalten, wo es zu thun wäre, gern haben möchte, daher nun Ihr solches zu thun hättet, und darüber in kein Ungunst bei denen Schwägern kämet: wäre an Euch mein ganz fr. und höchst fleißige Bitte, Sie wollten Uns zu fr. Gefallen angeregte Hirschgeweihe bei Briefzeigern anhero schicken, das Wir fürhan, unserm fr. lieben Herrn und Gemahl zum Neuenjahr zu präsentiren, und damit gar großen fr. Dank umb S. L. zu verdienen; Versehen uns also zu Euch, Ihr werdet, unserm zu Euch habenden guten Vertrauen nach, uns solches nicht abschlagen, sondern wo möglich zuverläßige Willfahrung uns hierinnen erzeigen."" Der geringste Privatmann würde ohne Zweifel zu unsern Zeiten sich dergleichen Beweise der ehelichen Zärtlichkeit sehr verbitten. War aber nun damals die Sache, oder das Symbolum, noch nicht bekannt? Auf alle Fälle beweist dieses Schreiben, daß die symbolische Bedeutung des Hirschgeweihes noch nicht im Gebrauch war, und zur Ehre des 16ten Jahrhunderts wollen wir glauben, auch die Sache selbst sei noch so selten und zugleich so verächtlich gewesen, daß der Ehebruch, so wie der Diebstahl noch heut zu Tage, bei ihrem wahren Namen genannt wurden, und daß das erstere Laster noch kein Gegenstand des Witzes oder scherzhafter Allegorien war, die den Menschen die Begehung desselben so sehr erleichtern.

„Vergeben Sie, wenn ich mich bei diesen ehrwürdigen Ruinen des Alterthums verweilet habe. So wie übrig gebliebene Mauern und der Schutt von zerstörten Schlößern uns noch dazu dienen können, um uns einen Begriff von seinem ehemaligen Umfange und Festigkeit zu geben: so dienen auch dergleichen geheime Nachrichten dazu, einen Blick in das Herz und die Sitten unsrer Vorfahren zu werfen. Zu allen Zeiten haben die Großen der Welt Krieg geführt und Frieden geschlossen, und es ist aus mehr als Einem Grunde unsicher, sie aus ihren Staatsgeschäften kennen zu lernen. Das hieße, den Charakter eines Theaterkönigs nach seiner Rolle, die er auf der Bühne spielte, beurtheilen zu wollen; hinter den Coulissen, entkleidet von der königlichen Pracht, muß man den Menschen suchen.

„Schon oben hatte ich das Vergnügen, Ihnen zu sagen, wie vielen Dank wir den wilden Felsen schuldig sind, an deren Fuße wir wohnen, und über welche sich Augen, die an weite schöne Aussichten gewöhnt sind, und Freunde von Spaziergängen so sehr beklagen. Wer die entzückenden Gegenden des Rhingaues und von Mainz sähe, wo die Natur alle ihre Schönheiten erschöpft zu haben scheint, und dann zu uns heruntersteigt: freilich der wird uns als Gefangne beklagen, die, zwischen grünen Wänden eingeschlossen, ihre Tage zubringen müssen. Und Podagristen, Frauenzimmer, Männer, die zum Laufen so wie zum Lachen zu vornehm sind, alle die mögen anderwärts ihre Spaziergänge suchen, denn Berge zu steigen, und 50 oder mehrere Schritte zurück zu laufen und Weinberge hinan zu klettern, um einem Pferde auszuweichen, das ist nicht für sie. Aber eben diese Berge verleihen uns Schutz gegen die Winde; was Ludwig XIV und Landgraf Karl zu Cassel mit Millionen erkaufen mußten, hohe Wasserfälle, verschafft uns die Natur, und „„nirgends scherzt das Echo mehr mit den Menschen"". Der Schuß einer Flinte und der abgebrochne Schall des Geschützes in platten Gegenden wird hier zu einem Donner. Vielleicht wäre es einem Naturkundigen viel werth, eine unsrer Canonaden anzuhören, denn kaum ist wohl eine Gegend in der Welt, wo er sich einen lebhaftern und deutlichern Begriff von dem Rollen des Donners machen kann,

und wo diese majestätische Handlung der Natur von unserm Geschütz natürlicher nachgeahmt wird. Man muß sich unser enges Rheinthal und die noch engeren hohlen Schlünde, aus welchen sich unsre Bäche nach unaufhörlichen Krümmungen in den Strom herabstürzen, als eben so viele enge Gänge zwischen den Wolken vorstellen, durch welche sich der Donner hindurch winden muß, und bei jedem Schritt zurückgestoßen wird.

„Jedoch der größte Vorzug unsrer Berge, der im Oktober alles mit ihnen aussöhnt, ist der Weinstock. Seine Ahnen, denn das ist doch die erste Frage unsrer Zeiten, verlieren sich im Alterthum. Wahrscheinlich sind indessen unsre Berge die letzten in Gallien und Germanien gewesen, die man mit Reben bekleidete, denn wer hätte daran denken sollen, so nackende Felsen mit unendlicher Mühe umzuwühlen und Wein von ihnen zu erwarten, so lange er anderwärts mit leichterer Mühe zu haben war? Auch die Nachbarschaft unsrer Vorfahren hätte es, so lange Gallien noch eine römische Provinz war, nicht verstattet, man würde den Wein für diese Barbaren, die ihn unmäßig liebten, gebaut haben. Die Eroberungen der Franken in Gallien, die dieses Land mit ihrem alten Vaterlande vereinigten, konnten zuerst dem Weinbau am Rhein die nöthige Ruhe verschaffen. Von da verbreitete er sich auch bis in die Mitte von Deutschland; Franken und Schwaben und selbst die nördlichen Provinzen Deutschlands nahmen ihn, zum Theil dem Klima zum Trotz, mit einem Eifer auf, der die Liebe unsrer Vorfahren zu dieser Frucht beweiset. Verschiedene Niederhessische Städte, Cassel, Rotenburg, Eschwege, Allendorf und Witzenhausen, legten sich auf den Weinbau; das Klima hat aber die Oberhand behalten, und er hat sich wiederum, bis auf Witzenhausen (3 Meilen von Göttingen), fast ganz aus Niederhessen verloren.

„Der Antheil nun, den Hessen in unsrer Gegend an dem Rheinthal und dem Weinbau in demselben hat, ist zwar klein, nicht viel über eine Stunde in der Länge, denn die Nordseite dieses Thals, die einen beträchtlichen Theil desselben ausmacht, trägt keinen Wein. Aber deswegen hört dieser kleine District nicht auf, für uns sehr wichtig zu seyn. Nach einer ganz wahr-

scheinlichen Berechnung lieferte es im J. 1779, einem Jahre, dessen Wein mehr wegen seiner Vortrefflichkeit, als wegen seiner Menge berühmt ist, seinen Eigenthümern ungefähr 200 Fuder oder 1200 Ohmen Wein. Die ganze Länge des Rheinthals von Bingen bis Coblenz wird auf 10 Stunden Wegs geschätzt; wenn man nun annimmt, daß die Weinlese unsrer Nachbarn in eben dem Verhältnisse ausfiel, so kann man behaupten, daß die Rheinberge von Coblenz bis Bingen 2000 Fuder oder 12,000 Ohmen Wein in diesem Jahre eingetragen haben. Eine Summe, die demjenigen am wenigsten zu gering scheinen wird, welcher weiß, daß der Weinbau in einigen Gegenden, besonders in der Nähe des Rhingaues, sich auch auf den Seiten in die anstoßende Gründe ausbreitet.

„Die Haupteintheilung unsrer Trauben ist in Kleinberger und Rießlinge. Die erstern sind größer und reicher an Most, die letztern aber übertreffen jene durch einen sehr angenehmen Geschmack, den sie dem Weine mittheilen. Beide erfordern ihr besonders Erdreich; überhaupt verlangen unsre Weinbauern einen schweren Boden, das ist, eine steinichte Schiefererde, über die der Kornbauer als über einen unbrauchbaren Boden hinausgehen würde. Da zwängt sich, wie ich oft mit ehrfurchtsvoller Verwunderung der Macht und Vorsorge des Schöpfers beobachtet habe, der Weinstock mitten unter unfruchtbar scheinenden Steinen hervor, um uns das Mark der Felsen darzubringen. Wirklich „„tränken uns die Felsen mit Wein““. Je mehr sich unser Weinstock dem Rhingau nähert, desto mehr veredelt sich seine Frucht. So behauptet unser Wein schon einen ansehnlichen Rang über denjenigen, welchen unsre Nachbarn unter uns bauen, und der unsrige muß sich dagegen vor dem Steeger und Mannabacher beugen, dem die Stadt Bacharach ihren alten Ruhm bei den Weinkennern zu danken hat.

„Indessen halte doch niemand den Weinbauern für besonders glücklich, weil er der Besitzer der edelsten Frucht ist, die wir kennen! Der Weinbauer, dessen einzige Beschäftigung und Nahrung der Weinbau ist, ist im Grunde nichts weiter, als der Sklave des reichen Nordländers, dessen Gaumen er kitzeln muß,

und des Kaufmanns, der jenem den Wein liefert: jener trinkt den Wein, und der Gewinnst ist für den letztern. Der Weinbauer selbst genießt wenig von der Frucht, die er, besonders in unsern Gegenden, mit so vieler Mühe bauet, wo er jähe Felsen hinansteigen und, außer seiner gewöhnlichen Arbeit, die sich jährlich von der Höhe abspülende Erde zurücktragen muß. Der Weinstock ist zärtlich; heiße Länder, wo ein stets gelindes Klima herrscht, sind bekanntlich sein Vaterland. Daher ist er hier viel mehrern Unglücksfällen ausgesetzt: eine einzige kalte Nacht im Mai oder Junius, Regen in der Blüthe, Mangel des Regens nach derselben, Nässe im August und September, frühe Kälte in der Weinlese, machen oft die Hoffnung und Arbeit von einem ganzen Jahr zu nichte. Ein allgemeiner Mißwachs bei dem Ackerbau wäre ein Wunder, die Mannichfaltigkeit der Früchte setzt ihn dagegen ziemlich sicher. Aber diesen Trost hat der Weinbauer nicht, und zwischen dem J. 1766 und 1775 zählte man kaum ein einziges einträgliches Weinjahr, und dagegen verschiedene ganze Fehljahre. Anhaltender Mißwachs nöthigt also den Weinbauer oft, schon seine künftige Weinlese gegen seine jetzige Bedürfnisse zu vertauschen, und diese Gefälligkeit muß er gemeiniglich theuer erkaufen. Die Weinländer, welche sich bloßerdings mit dem Weinbau beschäftigen, werden dahero größtentheils für eben so arm gehalten, als sie volkreich sind; denn einzelne reiche Kaufleute oder Besitzer von weitläuftigen Gütern können das Urtheil von der Armuth oder dem Reichthum eines Landes nicht bestimmen. Sie können sich die Verzweiflung vorstellen, in welche der anhaltende Fruchtmangel im J. 1771 und den folgenden Jahren diese Länder versetzen mußte; damals fühlte man, wie unsicher der Nahrungsstand eines Landes sei, das sich blos von den Wollüsten seiner Nachbarn erhalten muß. Im Ganzen genommen, verlieren indeß dergleichen Länder dadurch an ihrem Capital nichts. Das Geld, welches in den Fruchtländern sich in mehrere Hände zerstreuet hat, häuft sich destomehr bei einzelnen Privatis, wie der Schnee, den der Wind von ganzen Feldern führt, und dagegen an einzelnen Orten zusammenthürmt. Je ärmer der Weinbauer ist, desto

wohlfeiler sind seine Producte und desto größer ist der Gewinn des Kaufmanns.

„Der Weinhandel ist daher der einträglichste Zweig der Handlung in unsern Gegenden, und auch unsre Stadt hat demselben größtentheils ihren Reichthum zu danken. Von unserm Weinwachs können wir jedoch wenig an unsre Nachbarn überlassen. Im J. 1768 betrug die Consumtion in unserm Lande ungefähr 1120 Ohmen Wein; hievon wurden allein in St. Goar über 500 Ohmen vertrunken: eine beständige Garnison und die vielen Reisenden, die uns der Rhein zuführt, machen das begreiflich. Außer diesem Weine aber wurden noch in eben diesem Jahre 549 Fuder oder 3294 Ohmen ausgeführt, und der Antheil, den St. Goar an dieser Ausfuhr hat, wird auf 2980 Ohmen gerechnet. Von dieser Ausfuhr überließen wir 290 Ohmen an die Ausländer, und 2950 Ohmen nahmen uns unsre Landsleute in Hessen ab.

„Natürlich hat der Wein nach seiner Güte verschiedene Preise. Wenn ich nun 20 Rthlr. im 20 Fl.-Fuße als den Mittelpreis annehmen will, so flossen, gegen die A. 1768 ausgeführte Weine, 65,880 Rthlr. in die Casse unsers Landes zurück, wovon 59,600 Rthlr. unsrer Stadt zu ihrem Antheile zufielen. Hiezu mußte Hessen, ohne die Kosten der Fracht zu rechnen, 59,000 Rthlr. beitragen. Die Fracht steigt und fällt zwar nach dem Maase einer größern oder kleinern Entfernung. Wenn man aber 8 Fl. leicht (im 24 Fl.-Fuß) für die Mittelfracht nach Hessen annimmt, so würde Hessen in diesem Jahre auch noch 13,111 Rthlr. schwer Frachtkosten bezahlt haben. Davon läßt nun freilich der Fuhrmann auch einen Theil für die Zehrung im Lande zurück, ich ziehe aber dafür auch ungefähr 2 Fl. per Ohm ab, und alsdann würden noch 9834 Rthlr. schwer für die reine Fracht verbleiben. Alles zusammen gerechnet, hat also Hessen nach dieser ohngefähren Berechnung im J. 1768 allein 68,834 Rthlr. schwer für Rheinweine ausgegeben, die es aus unserm Lande erhalten hat. Man rechne hierzu in Gedanken, was Hessen in eben diesem Jahre auch an andre Rheinländer, an Frankreich und Spanien für ihre Weine bezahlen mußte,

und alsdenn wird vielleicht der Hessische Patriot über die große Summe unruhig werden, womit sein Vaterland wollüstige Zungen unterhalten muß. Salz ist seit einigen Jahren das einzige Product, welches wir dagegen eintauschen, und wenigstens besteht solches jährlich in 140 Achtel oder 15,400 Homburger Metzen. Das ist aber ein geringer Ersatz für die große Summen, welche Hessen für den Wein verliert, indem man, die Fracht mit eingeschlossen, nicht mehr als 4300 Rthlr. schwer ungefähr rechnen kann, die wir für diesen Artikel in Hessen zurücklassen. Der Handel nach dem Rhein, oder doch in unsre Gegenden, ist also für Hessen ein starker Untergewichtshandel, und der Gewinnst, den die Weser diesem Lande zuführt, wird zum großen Theil eine Beute der Rheinländer, woran aber, wenn das ein Trost seyn kann, seine hiesige Landsleute den größten Antheil haben. Nach der vorhergehenden Berechnung büßete Hessen im J. 1768 bei diesem Handel 64,534 Rthlr. ein.

„Jedoch ist er nicht mehr so blühend, als er A. 1768 und vor ungefähr 16 Jahren war. Das ist eine allgemeine Klage unsrer Handelsleute, die nicht ohne Grund ist, denn im J. 1764 that die Weinausfuhr ungefähr 4800 Ohmen, und seit dieser Zeit sank sie auf 3294, und endlich im vergangnen Jahre (1779) auf 1563 Ohmen herab. Diesen Verlust haben wir nun allein unsern Landsleuten zuzuschreiben, denn die Ausfuhr außer Landes hat sich mit dieser Zeit mehr vergrößert als vermindert; nur Hessen nahm uns in dem letzten Jahre nicht mehr als 1181 Ohmen Wein ab. Ueber die Ursachen wird sehr gestritten. Der eine schreibt es dem Kriege in Amerika zu, mit welchem ungefähr 13,000 unsrer Landsleute, und darunter auch mancher wackere Weintrinker, auf einige Zeit von ihrem Vaterlande und dem Rheinweine schieden; andre unsern Nachbarn, die zum Theil auch den Weg zu einem unmittelbaren Handel nach Hessen gefunden zu haben scheinen, und noch andre beschweren sich endlich über die günstige Aufnahme, die der Franzwein seit einigen Jahren in Hessen erhalten hat. Vielleicht haben alle diese Ursachen gemeinschaftlich zu der Abnahme unsrer Handlung beigetragen, denn daß der Durst bei unsern Landsleuten so schnell abgenommen

habe, das getraue ich mich nicht zu behaupten, ob man gleich gestehen muß, daß das 18te Säculum nicht halb so durstig mehr sey, als das 15te war."

Alle die Vorzüge, welche St. Goar seiner Lage und mehr noch seinen politischen Beziehungen verdankte, schwanden mit der französischen Occupation des linken Rheinufers. Wohl blieb, so lange der Rheinfels aufrecht, eine Besatzung zurück, die gestaltete sich aber zu schwerer Last. General le Grand gab jede Woche seinen Officieren Ball auf dem Rathhause, wofür die Stadt alle Erfrischungen zu liefern hatte, jedesmal 30 Tarten, die, gleichwie das übrige Zuckerwerk, aus Coblenz bezogen wurden. General Simon ließ sich für seine Mittagstafel monatlich 1200 Rthlr. bezahlen, obgleich laut Beschlusses vom 18. Pluviose III ein Brigadegeneral nur zu 6 Couverts, in Gelde 3 Rthlr., berechtigt; für denselben General mußte die Stadt Wäsche, Handschuhe, eine Taschenuhr aus Frankfurt kommen lassen. Der Platzcommandant Noblot ließ sich auf städtische Kosten rasiren. Vom Nov. 1794 bis Dec. 1796 forderte die Einquartierungslast monatlich durchschnittlich einen Aufwand von 8000 Franken. Außerdem mußten im Dec. 1796 die hessischen herrschaftlichen Steuern von 26 Monaten in die französische Casse nachgezahlt, zu einer gezwungenen Anleihe 36,000 Livres gesteuert, täglich 200 Rationen Fourage und wöchentlich 3000 Pfund Fleisch nach Coblenz geliefert werden. „Dazu kamen noch täglich Anforderungen von Kriegsfuhren und Diensten aller Art, welche sowie jene Fleischlieferungen um so drückender wurden, als eine Viehseuche den größten Theil des Spann- und Schlachtviehs weggerafft hatte. Auf die flehentlichsten Bitten um Schonung wurde durch Aushebung von Geiseln geantwortet, so daß es öfter vorkam, daß nicht allein der Bürgermeister, sondern der ganze Stadtrath und die angesehensten Bürger ins Gefängniß gesetzt oder als Geiseln ins französische Hauptquartier nach Meißenheim geführt wurden. Das Privateigenthum fand eben so wenig Schutz wie das städtische Eigenthum. Plünderungen der Weinkeller, Zerstörungen und Entwendungen der Mobilien kamen häufig vor, wenn die Bürger den maßlosen Anforderungen der Soldaten nicht sofort entsprachen;

die herrschaftlichen Gefälle und Zollgelder wurden mit Beschlag belegt und der Stadtwald schonungslos verwüstet. Unter solchen Umständen wurde es möglich, daß die Stadt St. Goar in kaum drei Jahren, vom Nov. 1794 bis Sept. 1797, an Beschädigungen und Kriegskosten die enorme Summe von 221,716 Rthlr. einbüßte. Nach dem hierüber durch den Stadtrath aufgestellten spezifizirten Verzeichnisse betrugen

die Kosten der Einquartierung	46,539	Rthlr.	35	kr.
Erpressungen von der Gemeinde	17,458	„	39	„
Privaterpressungen	3229	„	67	„
Schaden am Stadtwald und Grundstücken	32,556	„	80	„
Botengänge	338	„	51	„
Schanzarbeiten	3128	„	—	„
Schaden an Gärten und Gebäuden . .	12,009	„	69	„
Einzelner (148) Bürger Schaden . . .	106,455	„	66	„
Summa . . .	221,716	Rthlr.	47	kr.

Die Revolutionirung des linken Rheinufers auch der Form nach durchzusetzen, wurden am 27. Dec. 1797 die sämtlichen Beamten, der Stadtrath, die Bürgerschaft, die Landgemeinden auf das Rathhaus gefordert, und verlangte von ihnen Faber, der General-Secretair der provisorischen Regierung zu Kreuznach, den Eid der Treue für die französische Republik. Sämtliche Anwesende, mit Ausnahme von drei einzigen Individuen, verweigerten diesen Eid, bis dahin die Landgrafen von Hessen sie des ihnen geschwornen Eides entledigt haben würde. Da indessen Landgraf Wilhelm IX bereits in dem Separatfrieden vom 28. Aug. 1795 St. Goar und Rheinfels bedingungsweise an die französische Republik abgetreten hatte, so wurde dieses Bedenken bald beseitigt, und es erfolgte die Eidesleistung von Seiten des Stadtrathes am 31. Januar 1798. Der einzige Gemeindebürgermeister, Georg Ernst Otto, um nicht schwören zu müssen, legte sein Amt nieder. Am 3. Febr. 1798 wurde in Beisein der Garnison, des Stadtrathes und der Bürgerdeputationen der Freiheitsbaum auf dem Lindenplatz vor der Stiftskirche gepflanzt und an demselben die dreifarbige Fahne befestigt.

St. Goar, ausersehen, eines Friedensgerichtes Sitz zu sein, gab von dem an einem der 31 Cantone des Rhein- und Mosel-departements den Namen, als welcher Canton seit Sept. 1800 die beiden Mairien St. Goar und Pfalzfeld, des Bezirkes von Simmern, ausmachte. Friedensgericht und Mairie waren freilich ein trauriger Ersatz für die vielen Verluste, durch den Wechsel der Herrschaft veranlaßt. „Keine Stadt am Rhein hat durch die veränderte politische Lage so viel verloren wie St. Goar; es verlor die Vortheile, welche mit jeder kleinen Haupt- und Residenzstadt verbunden sind, verlor den Rheinzoll, das Oberpostamt, das Oberforstamt, den höchsten Gerichtshof, die zahlreichen Familien der vielen Beamten, die starke Garnison, das Rentamt mit seinen Beamten, die fliegende Brücke, das Reservatenamt, seine Jahrmärkte u. s. w. Zur hessischen Zeit betrieb St. Goar einen bedeutenden Frucht- und Mehlhandel; die Färber und Gerber bezogen die auswärtigen Messen, und waren die Fabrikate der Letzteren wegen ihrer vorzüglichen Qualität, wie auch noch jetzt, besonders geschätzt. Die Familien Napp betrieben dieses Geschäft schon über 360 Jahre und haben dasselbe mit Hrn. Olimart in neuerer Zeit durch große Fabrik-Anlagen so sehr erweitert, daß jetzt (1848) ein jährlicher Umschlag von 90- bis 100,000 Thaler stattfindet. Am bedeutendsten war indessen der hiesige Weinhandel nach Hessen, und übte großen Einfluß auf den Wohlstand der Stadt, obschon dieser Handelszweig erst um das Jahr 1700 durch den hessischen Hauptmann Gödecke begründet worden war.“ Des ersten Maire, Lazarus Wolff (seit 4. Sept. 1800) Nachfolger wurde 1805 Reis, weiland Capitular der Abtei Laach, und diesem folgte in der Sturmperiode von 1814 Jacob Leopold de Nys. Den hatte Blücher als Maire zu Stromberg gefunden, und weil er mit des Mannes politischen Gesinnungen nicht allerdings zufrieden, dessen Absetzung geboten. Sie wurde unverweilt ausgesprochen, um so williger, da de Nys nur mehr aus Gefälligkeit, vornehmlich im Dienste der Truppenbewegungen, in Stromberg weilte, seine Ernennung für St. Goar in der Tasche hatte. Dahin ist er auch, sobald ihm das Absetzungs-decret zugekommen, abgegangen, um bis zum J. 1819 der

dasigen Mairie, oder, wie statt des eigentlichen Ausdruckes Meierei Gruner sie genannt wissen wollte, der Bürgermeisterei vorzustehen. De Nys war zugleich in St. Goar Posthalter, was ihn nicht selten mit hohen Herrschaften zu Berührung brachte. »I signori,« belehrt die weltkluge Agnese ihre Tochter Lucia, »i signori, chi più chi meno, chi per un verso, chi per un altro, hanno tutti un po'del matto. Conviene lasciarli dire, principalmente quando s'ha bisogno di loro; far mostra di ascoltarli sul serio, comme se dicessero delle cose giuste.« Solcher Lehre hat aber der Posthalter von St. Goar nicht allerdings gehuldigt. Unfreundlich angerissen von einem reisenden Engländer, es könnte wohl Lord Brougham gewesen sein, beantwortete der Posthalter das grobe Wort mit einer Ausforderung. In Eile fuhr von dannen der Geforderte, um von Bingen aus dem von Nagler was ihm widerfahren zu klagen. Den Handel untersuchend, konnte der Minister dem Posthalter nicht gerade Unrecht geben, denn der war ein feiner Mann, genau das Gegentheil von einem andern Posthalter derselben Route, der, wie man erzählt, von Kaiser Napoleon ein Paar Pistolen, der Fabrik zu Versailles Meisterstück, zum Geschenk erhielt, samt der Ermächtigung, auf der Stelle zu erschießen jeden Grobian, von dem er sich übertroffen fühlen würde. Dem Posthalter von St. Goar wurden nicht Pistolen, nicht Verweis, nur gab ihm der Minister zu bedenken, daß den Reisenden doch nicht eigentlich mit streitbaren Posthaltern gedient sein könnte.

Vielfältig ist die Lage von St. Goar bewundert, gepriesen worden, beredt wie Bertola, hat keiner darüber sich ausgesprochen. »La nuova voltata del fiume adunque ci trasportò improvvisamente in un altro mondo: altra luce, altre ombre, altre gradazioni; una città in faccia, due torregianti fortezze sull'alto, villaggi e solitarie casette disperse per dipinte gole e su per falde ubertose, recinto di monti che ora con piacevole orrore sovrastano, si curvano, ora si aggruppano, ondeggiano, fuggono, di monti, qua diversamente vestiti, là quasi nudi, ma non mai di un color solo. Gli oggetti tutti divenivano più interessanti a misura che divenivano per noi più distinti: lo che nelle

prospettive non sempre accade, siccome è notissimo. Il Reno si viene singolarmente allargando; gli accidenti della luce e dell' ombra differentemente modificati; la verdura delle rive più vivace e più folta. Scoprivamo già limpidamente le spiagge più basse di San Goar, che ne offrivano un bel contrasto col colossale de' contorni. Vedevamo su per le rive disporsi già a lasciar le lor rurali fatiche gli abitanti delle borgate vicine, dell'agiatezza e del ben essere de' quali ne istruiva abbastanza l'aspetto delle case medesime: erano alcuni già in via verso queste; e siffatto movimento animava in mirabil guisa quel vasto quadro.

»Qual maniera per un dipintore di paesetti! qual luogo per meditare, per esser solo e contento! Ben io sentii qui crescere a dismisura gli egregj effetti che questo fiume produce sullo spirito et sul corpo di chi venga a visitar le sue rive: nè mi stancherò di raccomandarle a coloro il cui animo sia assediato da qualche pertinace rammarico, o i cui nervi pecchino di soverchia gracilità o spossatezza, o il cui sangue sia viziato per agrezza o lentore. È l'aria de' monti condita già per sè d'un certo volatil balsamo purissimo, vessata poi amabilmente e ravvivata dal corso di questo gran fiume, invita anche i più tristi e mal affetti alle liete e prolisse respirazioni: ed io già incominciai verso Bingen a provar di nuovo dentro di me ciò che avea provato per le montagne dell'Elvezia; ciò che più non provava nelle pianure dell'Alsazia e del Palatinato, tranne i felici giorni che passai sui monti di Heidelberga e di Spira; cioè una blanda letizia da prima, indi una nuova vigoria per le fibre e pe' muscoli, una limpidezza d'idee giocondissima, e une profonda ma soave contentezza dell'esser mio...

»L'austerità delle alture è temperata dalla amenità de' vigneti che poggiano fino a destar paura del pari che maraviglia. Alcune delle rocce sono così perpendicolari, e la lor base così preme il fiume, che fra questo e quelle non v'ha talora alcun varco. Sulla sinistra è San Goar, piccola città in forma di mezz'ovale, così situata che sembra occupare

il fondo di un golfo: offre un comodo ricetto anche a' navigli di maggior corpo. In cima alla rupe che le sovrasta, sorge la fortezza di Reinfels, la quale verso la metà del decimoterzo secolo da pacifico ritiro che era di cenobiti, fu cambiata in ricovero d'armi e d'armati: lungamente è stata in Germania oggetto di dibattimenti politici e di trattati; assalita, presa, restituita più d'una volta: già presidiata vigorosamente, non ha oggi che la squallida guernigione di pochi invalidi. Giace assai vantaggiosamente; perciocchè non solo trae in parte sua forza dalle rocce che da più d'un lato fan corpo con essa, ma signoreggia ampiamente il fiume e la città. Quasi a fronte di San Goar siede il borgo di Goarshausen, guardato altresì sull' alto da une fortezza che conta circa quattro secoli, e varie non oscure vicende.

»Queste rive sono meritamente fra le più decantate che si specchino nel Reno. V'ha chi ad esse antepone quelle di Bingen, le quali son decorate di bellezze di un altro genere. Sarà data, io credo, la preminenza alle une o alle altre secondo il carattere e la disposizione d'animo di chi le guarda. Le bellezze di queste rive traggono naturalmente a un certo patetico: forse son fatte per risaltare anche più sulla sera; e verso sera io ne ho goduto. Un velo quasi trasparente stendevasi dalle valli verso le sommità investite dal sol cadente; e noi vi distinguemmo vicine e rilevate modificazioni non apparseci prima: il velo s'inspessiva a grado a grado, ma interrottamente. Intorno a qualche sopracciglio de' monti si addensavano i vapori, e già mostravano di voler prendere bizzarre e svariate figure secondo la mobile direzione de' venti: indi ne presero parecchie assai pittoresche. Già il fondo delle rive si andava infoscando, incupando; già i tanti oggetti di che sono esse fregiate e dipinte, altro più non apparivano che una confusa massa, con cui faceva pur corpo il dorso de' monti, senza lasciar più discernere le mezze tinte dei confini: solo le cime occidentali seguivano a rosseggiare alcun poco ne' più isolati profili. Tutto ne presentò l'immagine del sonno della natura, mentre intanto quelle reali e placide

acque vegliavano sole con noi: il lor corso però movea strepito così leggiero, che parea volesse secondare anch'esso l'universale riposo.«

In nicht minder pittoresker Weise schildert Bertola den zu St. Goar erlebten Sturm. »Non prima ebbi aperti gli occhi che correndo a spalancare le finestre della mia camera, le quali dominavano il fiume, credei un tratto che la debole luce sparsa pel cielo fosse quella de' crepuscoli. Mi feci certo ben tosto che il sole era già da un'ora sopra l'orizzonte, e che il mal tempo s'avea preso il luogo della serenità del giorno innanzi. San Goar non volea essere da noi veduto che sotto un aspetto patetico.

»Le nuvole dall'una catena de' monti all'altra tessevano quasi un padiglione distinto per cento cascate e avvolgimenti, alcuni de' quali potevan essere giudicati tanti protendimenti de' monti stessi. Il medesimo dove tingevasi a cinerino cupo, dove a color di latte, dove parea dispiegare in varie direzioni amplissimi tendoni neri; dove poi le cascate e gli avvolgimenti scendevano, salivano ora ammucchiati ora sciolti, dove sfumati nelle centinature azzurreggiavano alcun poco; e verso levante rilucevano come d'argento. Il Renô sotto questa foggia di padiglione acquistava una spezie di maestà accigliata e severa.

»Le nebbie davano nel pittoresco ancor più: qua squarciate d'alto in basso lasciavano trasparire un intero angolo de' monti; là ne spiravano trasversalmente una riga o bigia o verde; qua ne velavano fino all'estremità della ripa; là ci lasciavano distinguere quasi in un quadretto isolato una o più case. Le fortezze sull'alto come se sdegnassero di lasciarsi ravvolgere da quella bassa nemica della serenità, ne avevano solamente alcun lembo intorno ai lati inferiori per modo che comparivano quasi sospese nell'aria. Finalmente alcune delle sue strisce venivano ondeggiando sopra il fiume; si dilatarono poi ben tosto sopra le sue acque tutte commosse per un retrogrado increspamento; crebbe l'oscurità; il ribombo de' tuoni aggiravasi da monti a monti lungo e terribile; cadde impetuosamente la pioggia.

»Non potrò io dire la bellezza dello spettacolo al cessar di quella, al rompersi, al diradarsi delle nuvole, al fuggir della nebbia, al lieto ricomparire che fece il sole, al riaprirsi di quelle gole, di quelle sinuosità, di que' declivj, al ripercotersi e confondersi de' colori della luce contro la verde e fluttuante chioma delle rupi più vicine, tutta umida ancora, e, per dir così, rinnovata. Non sono io già il primo che abbia osservato come prendano gli oggetti campestri più limpidezza dopo una pioggia, e come fra le montagne scherzi inusitatamente l'arcobaleno: aggiungasi qui alle montagne un gran fiume, a caval del quale e quasi specchiandovisi entro, parea posar l'iride su questo e quel monte; e posare sì solidamente e sì presso a noi, che credevamo di poterla toccare, e per toccarla di non avere che a stender la mano.

»Lo sviluppo di quella terra e di quel cielo si venne facendo a' nostri occhi con bella gradazione; e ad ogni minuto una nuova scena. Siffatto sviluppo usciva dell'ordinario perchè facevasi entro uno spazio di cielo e di terra limitato e rinchiuso, nel quale tutte le parti acquistavano un'aria di meglio espresso contrasto tra loro; e al tempo stesso rannodandosi le une colle altre, facevano unità, anzi lo erano: quindi un tutto insieme che non lasciava luogo a distrazione, e che era per noi ciò che un quadro il quale venga raccolto dalla cornice. E colla vista e collo spirito andavamo noi misurando in più sensi il campo di quel singolare bacino: per molto che vi ridesse entro la luce, i seni e le golette, e il complesso del luogo ne risvegliavano ancora alcun che di patetico; ma di quel genere a un di presso che si attribuirebbe ad une fisonomìa mesta dolcemente e pensierosa sulla quale brilli un sorriso.«

Dem Reiz der Landschaft entspricht des Städtchens heitere Anlage, das fürwahr seit dem großen Brande von 1761 eines der nettesten am Rhein geworden ist. Seine Beschreibung will ich, nachdem ich, und von rechtswegen, seine Geschichte an die Biographie des h. Goars geknüpft, mit der Beschreibung der Kirche dieses Apostels des Trechirgaues beginnen. Er selbst noch hatte auf derselben Stelle ein Gotteshaus erbauet, das indessen bei der

raschen Aufnahme des Ortes sehr bald für den Andrang der Gläubigen zu enge wurde. Ihm gegenüber entstand nördlich der Lohbach, das Oratorium der h. Maria, so in spätern Zeiten, indem es vom Kirchhof umgeben, nur mehr als Beinhaus benutzt, am 22. Oct. 1772 durch die Stiftsverwaltung verkauft, und 1773 niedergerissen wurde. Daß auch des h. Goars Kirche, doch mit Beibehaltung seiner Gruft, gegen Ende des 8. Jahrhunderts einem stattlichern Bau zu weichen hatte, daß sie 1137 gelegentlich eines feindlichen Ueberfalls, bis auf die durch ihr Gewölbe geschützte Gruft, eingeäschert wurde, ist vorgekommen. Der Schaden wurde indessen zeitig gebessert, es erhob sich, immer auf derselben Stelle, die dritte Kirche, welche abermals in dem Laufe von drei Jahrhunderten baufällig geworden sein mag. Graf Philipp von Katzenellenbogen legte daher im J. 1444 den Grundstein zu der heutigen schönen Kirche, laut der auf der Nordseite angebrachten Inschrift: Heinent war ir vorstand, diese Kirch ist mit angefangen nach S. Maria am nechsten dage do man gemeyn Jare zalt, von Christ geburt MCCCCXLIIII diss pilers ort, der erst stein war gelagt von Her Philips des edeln macht, in dogenden wol erzogen, Graf vnd Her zo Catzenelnbogen, dem Gott gebe das ewig Gut vnd wer sein hülf zom bauen thut. — Hans Wynt Werkmeister. Beendigt wurde der Bau im J. 1469, als zu Stande gebracht der hohe Thurm, wie das Chronodistichon an dem einen Pfeiler des Haupteinganges besagt: AVrora MartIs sanCtI feste IoannIs InCLIta baptIstae pILa LoCata fVIt.

Die Gruft, in welcher vordem des Heiligen Gebeine ruhten, besteht noch in ihrer ursprünglichen Form, auf der Ostseite der Kirche, nachdem sie, dem Gewölbe zu Dank, in dem großen Brande von 1137 unversehrt geblieben. Getragen durch 16 Säulen, von Marmor die 6 mittlern, war sie nach allen Seiten offen, bis man bei Einführung der Reformation den Raum zwischen den äußersten Säulen zumauerte. Die Nische im Hintergrund war bis zu J. 1660 durch das jetzt in der katholischen Kirche aufgestellte Steinbild des h. Goar eingenommen. „Diese Gruft, das Grab des Heiligen, worin König Pipin,

Carl der Große, Ludwig der Fromme, Heinrich IV, Kaiser Carl V und so viele andere Fürsten ihr Gebet verrichteten, dient jetzt als Holzgelaß, sowie zur Aufbewahrung der städtischen Lösch-geräthschaften!!!"

Daß hier keine Spur mehr von des Heiligen Gebein zu finden, darf ich kaum erinnern, wie denn überhaupt nicht zu ermitteln, was aus solchem Schatz geworden. Sehr früh schon hatte der Heilige unter der Beunruhigung, welche allen rheinischen Leichen verheißen, zu leiden gehabt. In einer der ewigen Fehden des Mittelalters, »in magno tumultu bellorum,« war der h. Leib, gegen Feindesgefahr ihn zu sichern, nach Carden gebracht, dort aber im Laufe der Zeit beinahe zu Vergessenheit gekommen. Minder vergeßlich, haben die Chorherren von St. Goar sich von Erzbischof Balduin Erlaubniß erbeten, zu Carden in der Stiftskirche Nachforschungen um das vermißte Gut anstellen zu dürfen. Ihren Bitten willfahrte der Erzbischof, d. d. Pfalzel 14. März 1320, zugleich Vorschriften ertheilend für die Weise, in welcher die Uebertragung zu geschehen habe. Den Collegen in Carden ihre Dankbarkeit für die Aufbewahrung und Rückgabe des Depositums zu bezeigen, errichteten demnächst die Chorherren von St. Goar mit jenen von Carden ein Freundschaftsbündniß, in der Art, daß Reisende gegenseitig aufgenommen und mit Brod und Wein versorgt werden sollen. Außerdem verpflichteten sich die von St. Goar, alljährlich eine bestimmte Summe nach Carden zu verschicken, damit am Gedächtnißtage der Translation den Chorherren eine Präsenz ausgetheilt werden könne. »Quam fidem nunc pari diligentia neodoxi Goarensis ecclesiae possessores exequuntur, qua S. sui Goaris vitam honorant, et imitantur,« klagt Browers Metropolis. Jenem Freundschaftsbunde scheint auch St. Castorsstift zu Coblenz, von jenem in Carden eine Tochter, beigetreten zu sein, wenigstens wird noch heute in dessen Kirche ein Armknochen des h. Goar aufbewahrt, wovon Brower schreibt: »In theca quoque argentea, brachii figuram aemulante, duo ex S. Goaris brachio visuntur ossa, cum hujus versiculi inscriptione: *Panditur ignaris, quod sint hic ossa Goaris,* quanquam in eadem pars brachii S. Castoris

jungatur, ut nimirum ecclesiastici hujus loci non minus, quam Cardonenses, profiteantur, utriusque se Sancti ope atque auxilio fidenter niti.« Allem Ansehen nach ist dieser Armknochen, dessen kunstreiche silberne Fassung vorlängst, propter injuriam temporum verschwunden, die einzige noch übrige Reliquie von dem h. Goar, denn alle Bemühungen, zu ermitteln, wohin in oder nach den Zeiten der Reformation sein Leib gebracht worden, sind erfolglos geblieben. Vielleicht hat Brower Recht, wenn er schreibt: »At vero, licet dissipatas haeretico furore sacratas has reliquias creditum vulgo, sunt tamen, qui clam in defosso etiamnum haberi, invidia religionis nostrae, an vetustatis cura, praedicant.« Wenck, dem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit schenkend, berichtet: „Nach Winkelmanns Erzehlung wurden die Knochen St. Goars im dreissigjährigen Kriege nach Spanien verführt; ein anderer Schriftsteller will aus gerichtlichen Verhandlungen behaupten, daß sie im Jahr 1626 nach Darmstadt gekommen (1). In beiderlei Erzehlung liegt etwas wahres. Die

(1) „Der Jesuit Joann. Pinius behauptet, in seinem den Legenden St. Goars in Act. Sanctor. vorgesetzten Commentar, aus einem Briefe, den ihm Jacob Franzen, ein Jesuit zu St. Goar, im J. 1719 geschrieben, daß der Körper St. Goars nach Darmstadt gebracht worden, und auch ohne Zweifel noch vorhanden sei, obgleich dem Fürst und andern seiner Räthe nichts davon bekannt seyn möge. Dieser Jesuit theilte dem Verfasser einen Brief mit, den der Keller Loskandt zu Reichenberg den 21. Dec. 1626 an Herrn Johann Wolfgang von Weitolshausen genannt Schrautenbach, Kaiserl. Cämmerer und Oberamtmann der Niedergrafschaft Katzenelenbogen, geschrieben. Der Verfasser übersetzt einige Stellen desselben ins Lateinische, und der Eingang lautet also: Epistola Cellarii Loskandten ad Archi-Satrapam Schrauttenbach, concernens corpus S. Goaris, quod Darmstadium asportavit. Den Inhalt der Briefe zieht er mit folgenden Worten aus: iuxta vestrae Serenitatis mandatum die Veneris, XVI hujus, apud nostrum Clementissimum Principem et Dominum Hassiae Landgravium, Georgium, me submissime stiti, literas vestrae Strenuitatis mihi commissas altifato clementissimo Principi, una cum S. Goare, ad manus extradidi &c. Darmstadii, XXI Dec. 1626. Der Jesuit Franzen beruft sich zugleich auf ein anderes Actenstück der Canzlei zu Rheinfels de dato Darmstadii XV 1626, worin Landgraf Georg unter 21 ihm vorgelegten Puncten auf den 20ten, nach der Lateinischen Uebersetzung, also antworten lasse: Pro transportato S. Goare vult clementissimus Princeps ordinare, ut Domino primario praefecto restituatur, quod in eam rem expendit. — So unwidersprechlich diese Beweise scheinen, so beruht doch alles auf lauter Misver-

Niedergrafschaft Katzenelenbogen, also auch die Stadt St. Goar, war im berühmten Marburgischen Successionsstreit endlich ganz an Hessen-Darmstadt gefallen. Der damalige Oberamtmann derselben, Johann Wolf von Weitolshausen genannt von Schrautenbach hatte ein noch aus der Spanischen Verwüstung gerettetes altes Buch, vermuthlich ein Missal, in Silber eingebunden, und mit goldnen Buckeln besetzt, worauf St. Goar abgebildet stand, erhalten, und auf Landgraf Georgs Befehl (1626) nach Darmstadt geschickt (²). Der Landgraf machte dem Bischof Franz Wilhelm zu Osnabrück, zu dem er eben seinen Canzler Wolf von Todtenwart schickte, ein Geschenk damit, und dieser nahm daher Gelegenheit, auch um die Reliquien und Gebeine St. Goars (1627) aufs angelegentlichste zu bitten. Der Landgraf war dem Bischof vieler wichtigen Dienste wegen verbindlich, nahm sich also auch der Sache mit dem grösten Eifer an, und befahl dem erwähnten Oberamtmann der Niedergrafschaft, in dieser Untersuchung, mit Beiseitsetzung aller andern Geschäfte, alle mögliche Sorgfalt anzuwenden (³). Es wurde daher überall

---

stand, wie ich aus den Originalacten gleich weiter zeigen werde. Das was der Keller Loskandt an Landgr. Georg nach Darmstadt brachte, war weiter nichts, als das im Text angezeigte alte Buch, und der dem Oberamtmann versprochene Ersatz betraf die Kosten, die er auf die zum Dienst des Bischofs von Osnabrück unternommene Nachforschung nach den Reliquien St. Goars verwendet hatte."

(2) „Der Landgraf schrieb unterm 29. Nov. 1626 an den Oberamtmann: Ihr wisset euch zu erinnern, daß gegen uns ihr in euerm Anwesen wegen eines Stücklin Heiligthumbs, so von dem St. Goar herkombt, Bericht gethan. Wann wir dann dasselbe gern forderlichst haben möchten, so begehren wir gnädig, daß ihr uns dasselbe nach ehister Möglichkeit anhero überschicket ꝛc. Der Oberamtmann meldet darauf in einem Bericht vom 12. Dec. eben dieses Jahrs, daß er das Heiligthum vom St. Goar, oder alte Stück, wie er es nennt, das er nicht gern einem Boten anvertrauen wollen, hiermit durch den Keller Hans Henrich Loskandt überschicken wollen: und in einem spätern Bericht erwähnt er gelegenheitlich, worin dieses Heiligthum bestanden, nemlich in dem im Text bemerkten alten Buch."

(3) „Der Landgraf schrieb unterm 13. Febr. 1627 an den Oberamtmann: Es ist uns aus gewißen erheblichen Motiven hoch angelegen, nachdem in unserer Stadtkirchen zu St. Goar die Sancti Goaris sepultura uff den heutigen Tag annoch gezeiget wird, eigentliche Nachrichten zu haben, ob von dessen reliquiis oder ossibus noch icht was vorhandten, oder ob der Cörper hiebevor an einen

nachgeforscht, Zeugen abgehört, und das sogar auch eidlich, und dadurch erfuhr man endlich so viel, daß sich vor dem Kriege unter anderm Kirchengeräthe der Kinnbacken eines Heiligen, neben einigen Stücken von dem Kreuz und Grabe Christi, und verschiednen heiligen Zähnen, vorgefunden, die aber in der Spanischen Plündrung zu St. Goar verkommen, und vermuthlich zu dem Gerücht Anlaß gegeben, als seie Goars Körper nach Spanien gebracht worden. Endlich glaubte der Oberamtmann durch alte Zeugen, und mancherlei wahrscheinliche Umstände, den Ort der Grabstätte des Heiligen in einem Gewölbe dortiger Stiftskirche entdeckt zu haben, und die Sache schien dem Bischof so wichtig, daß er zwei besondere Abgeordnete nach St. Goar schickte, die bei dem Ausgraben zugegen seyn sollten: man fand aber aller angewandten Mühe ungeachtet nichts. Nach einem, dem Oberamtmann damals ertheilten Bericht eines abgesetzten reformirten Predigers der Niedergrafschaft (4), der sich auf die ehmalige Repositur des Stifts berief, hatte die erste Stiftskirche in einem ums J. 1130 durch Räuber erlittnen Brand, neben ihren Briefschaften auch den Körper ihres Heiligen verloren, und nur die leere Grabstätte übrig behalten." Aehnliche Nachforschungen ließ auch Landgraf Ernst 1660 in der Stiftskirche anstellen, ohne daß sich irgend etwas vorgefunden hätte.

Außer dem Hochaltar bestanden in der Stiftskirche vier andere Altäre. Jenen der hh. Drei Könige gründete Graf Eberhard von Katzenellenbogen im J. 1318, jenen zu Ehren des h. Evangelisten Johannes stiftete Graf Wilhelm im J. 1382, und hat dessen Einkommen Graf Philipp im J. 1360 gebessert, auch im Jul. 1360 den sogenannten Sangaltar, zu Ehren der

andern Ort transferiret worden sei rc. und befiehlt darauf in diesem, und mehrern Rescripten von eben dem Jahr, die allergenaueste Untersuchung. Aus dieser und der vorhergehenden Note widerlegt sich also das not. 1 bemerkte Vorgeben einiger Jesuiten, als seie der Körper St. Goars nach Darmstadt gebracht worden, vollständig."

(4) „Johann Cäsars, ehemaligen reformirten Pfarrers zu Laufenselden, der nach seiner Absetzung ins Anhaltische berufen worden, und von dem Oberamtmann wegen seiner Bekanntschaft mit dem Alterthum, und besonders mit der alten Mönchsschrift, gerühmt wird."

h. Jungfrau, der hh. Sebastianus, Georg, Dominicus und Elisabeth gestiftet, ihn auch so reichlich dotirt, daß zwei Priester davon leben konnten. Den sogenannten Scheffenaltar widmete zu Ehren der hh. Barbara, Dorothea, Sebastian und Erasmus im J. 1413 Nicolaus Burchmann von St. Gewere, der geistlichen Rechte Lehrer zu Mainz 1396, Domdechant zu Speier und Domcustos zu Worms, und verlieh er durch den Stiftungsbrief das Patronat der darauf fundirten Pfründe dem Scheffengericht in St. Goar. Dieser Altar, ursprünglich in das Oratorium Sanctae Virginis gestiftet, wurde erst 1604 in die Stiftskirche verlegt, nachdem in der besagten Capelle wegen Baufälligkeit kein Gottesdienst mehr gehalten werden konnte. Burchmanns Stiftung hat Erzbischof Werner den 10. Sept. 1413 bestätigt.

An der Kirche standen bis in die Zeiten der Reformation, außer dem Dechant, zwölf Canonici und neun Vicarien, die aber samt und sonders nur sehr magerer Präbenden genossen, zumal nachdem in der 1361 zwischen dem Abt und Convent zu Prüm vorgenommenen Theilung die Celle auf des Abtes Antheil gefallen war, von diesem die Chorherren ihre Competenz zu empfangen hatten. Seitdem bezog ein Canonicus 9 Malter Korn und 5 Ohm Wein, die Vicarien standen sich durchschnittlich auf 16, die besser dotirten auf 24 Rthlr. Dem Dechant fiel, wie in den meisten Stiften, eine doppelte Portion, er hatte auch ein eigenes Haus in der Oberstraße, die Dechanei, welche durch mehr denn drei Jahrhunderte von dem reformirten Inspector bewohnt wurde, die Canonici hatten sich in den Besitz von fünf großen Häusern zu theilen. Von den Dechanten kennt man nur wenige Namen: Heinrich 1252, Gerhard 1294 und 1306, Arnold 1307, Peter 1309, Adolf 1371, Werner 1379, Wilhelm 1408, Eberhard 1418, Friedrich 1444, Johann 1469, Stamhowell 1508, Johann Sartorius 1512, Engelbert 1515—1528. Schon befand sich die Reformation im Anzug, nachdem Landgraf Philipp zu Pfingsten 1527 vier Visitatoren ernannt, sie bevollmächtigt hatte, alle untauglichen Pfarrer abzusetzen, „und denselben in oder außer Stadt andere bequeme Evangelische Prediger, die euch und der Gemein im Wort Gottes treulich und wohl vorstehen können, zu ver-

ordnen," schreibt der Fürst am 18. Oct. 1527 an Amtmann und Rath zu St. Goar, zugleich sie benachrichtigend, daß für sie M. Adam Crafft aus Fulda zum Visitator bestimmt sei.

„Einer der würdigsten Beförderer der Kirchenverbesserung in Hessen war der gelehrte, humane und für das Beßte der Kirchen und Landesschulen höchst thätige Professor der Theologie auf der Universität zu Marburg, und erste Superintendent der Marburger Kirchen-Diözese, Adam Crato, auch Crafft oder Krafft genannt († 9. Sept. 1558). Landgraf Philipp der Großmüthige setzte auf ihn sein ganzes Vertrauen, und bediente sich seiner in den wichtigsten Kirchen-Angelegenheiten. Noch leuchten die Züge seines edlen, sanften und bescheidenen Charakters aus den Briefen hervor, die uns Tilemann (in Vit. Prof. Theol. Marb. p. 21 flg.) von ihm aufbewahrt hat." Auf Allerheiligentag 1527 zu St. Goar eingetroffen, betrieb Crafft sein Geschäft in solcher Lebhaftigkeit, daß der von ihm eingesetzte Pfarrer, nachmalen Superintendent der Niedergrafschaft, M. Gerhard Eugenius schon am 1. Januar 1528 in der Stiftskirche, vor einem zahlreich versammelten Publicum seine Antrittspredigt halten konnte. Die Säcularisation des Stiftes war hiervon die unmittelbare Folge. Befragt, ob sie der Reformation beitreten, von ihr eine anderweitige Versorgung empfangen, oder aber pensionirt sein wollten, blieben die zwölf Canonici dem alten Glauben treu, während die drei jüngsten Vicarien sich als Pfarrer nach Pfalzfeld, Nastetten und Nöchern versetzen ließen. Das alte Kloster wurde für die Aufnahme der Schulen eingerichtet, der Superintendent erhielt statt der Besoldung drei Canonicate, der erste Prediger deren zwei und die Vicarie zu St. Antonius, der zweite Prediger zwei Canonicate und die Vicarie St. Barbara, der erste Schulmeister, neben einigen andern Gefällen, die Vicarie St. Petri, der andere Schulmeister jene von St. Michel, der Organist jene von St. Johann Evangelista. Fünf Canonicate und 4 Vicarien wurden theils zu Stipendien für Studirende verwendet, theils den Hospitälern in St. Goar und Gronau beigelegt, nach Gronau auch das Einkommen des Sangaltars, hundert Gulden jährlich, gegeben.

Von dem Ernst, in welchem Pfarrer Eugenius seines Amtes wartete, erzählt Hr. Grebel ein merkwürdiges Beispiel, dem Berichte des Oberamtmanns Heiderich von Callenberg (d. d. St. Goar Samstag nach Lichtmessen zu 2 Uhren anno 1532) entlehnt. An jenem Tage war Kaiser Karl V mit seinem Gefolge, worunter der neue Kurfürst von Trier, Johann von Metzenhausen, und viele spanische Bischöfe, in der Bergfahrt, mit 16 Schiffen nach St. Goar gekommen. Der Oberamtmann verehrte ihm, von wegen des Landgrafen, zwei Fuder Wein, wofür „Seine kaiserliche Majestät gnedig Danksagung thun lassen." Sie übernachteten im Gasthause zur Lilie. Am folgenden Morgen ließen die spanischen Bischöfe den Pfarrer Eugenius zu sich bitten, unterhielten sich lange mit ihm über religiöse Gegenstände, und begehrten letzlich, Namens des Kaisers, Erlaubniß, in der Stiftskirche durch einen kaiserlichen Caplan Messe lesen zu lassen. Daß sein Gewissen ihm dieses nicht erlaube, daß er dem Kaiser den Eintritt der Kirche nicht gestatten könne, erklärte Eugenius unumwunden, und der Kaiser achtete seine Bedenklichkeit, betete am Grabe des h. Bekenners, und fuhr sodann nach Oberwesel, wo er an St. Veroniken Tag in der rothen Kirche Messe hörte.

Wie und zu welcher Zeit zu St. Goar, in der Niedergrafschaft überhaupt, Lutheraner und Reformirte sich schieden, vermag ich nicht zu ermitteln, als die Stadt an Hessen-Darmstadt gelangte, bestand aber, neben der reformirten, eine lutherische Gemeinde. Sofort, 4. Oct. 1626, erließ Landgraf Georg an den reformirten Inspector Reinhard Breidenbach den Befehl, aus der ganzen Niedergrafschaft die calvinistischen Geistlichen zu vertreiben, und an ihre Stelle der Augsburgischen Confession Zugethane einzuführen. Am 28. Mai 1637 verordnete derselbe Landgraf, daß kein Calvinist oder Zwinglianer in den Stadtrath aufgenommen oder zu einem Amt überhaupt befördert werde, und durch Gebot vom 22. Aug. 1637 sollten alle dergleichen Religionsverwandte der Stadt verwiesen sein. Eine Reihe von Jahren blieb wenigstens den Reformirten alle öffentliche Religionsübung untersagt, bis dann am 1. Dec. 1649 des neuen Landsherren, des Landgrafen Ernst Hofprediger, Anton Forst,

zum erstenmal in der Stiftskirche predigte. Zu jener Zeit war Ernst noch der reformirten Lehre Bekenner, nachdem er jedoch 1652 katholisch geworden, entließ er den Hofprediger, welchen dagegen der Landgraf von Cassel als Stadtpfarrer einsetzte. Zweimal, während der Darmstädtischen Herrschaft, hat Philipp Christoph, der Kurfürst von Trier, den Versuch gemacht, die Gerechtsame der Abtei Prüm wieder geltend zu machen. Das erstemal, 1626, stellte er die Behauptung auf, daß der Landgrafen Besitz lediglich auf einer Pfandschaft beruhe, daß sie aber auch des Lehens, wenn man dergleichen annehmen wolle, durch versäumte Muthung verlustig worden; das Stift zurückzufordern, berief er sich auf den Religionsfrieden von 1555 und den geistlichen Vorbehalt. Darmstadt widersprach, vornehmlich auf den Vergleich vom 10. April 1576 sich stützend, die Sache wurde vor den Kurfürsten von Cöln, den erwählten Schiedsrichter gebracht, und von diesem am 26. Sept. 1626 der Trierische Anspruch als ungegründet verworfen. Bedrohlicher war wohl dem Darmstädtischen Besitz das kaiserliche Restitutionsedict von 1629, es wurde aber den für diesen Fall bestellten kaiserlichen Commissarien dargethan, daß das Stift lange vor dem Passauer Vertrag vom 16. Jul. 1552 aufgehoben gewesen, daß der Religionsfrieden von 1555 dergleichen Säcularisationen anerkannt und bestätigt habe, und daß folglich dem Restitutionsedict nur solche geistliche Güter unterworfen, welche nach dem Passauer Vertrag gegen die Vorschriften des Religionsfriedens eingezogen worden. Einstimmig erklärten die Commissarien, daß für das Stift in St. Goar das Restitutionsedict keine Geltung haben könne.

Auch des Stiftes Vermögen blieb, was nicht aller Orten zu rühmen, unangetastet. Bevor der Trennung der beiden Rheinufer betrugen die jährlichen Einkünfte an Geld- und Grundzinsen durchschnittlich 1500 bis 1800 Gulden, an Korn, Hafer, Weizen von Zehnten und eigenen Höfen fielen 300 Malter, an Wein 5—10 Fuder, die vielen Naturalien an Hühnern, Kapaunen, Eiern, Ferkeln, Hämmeln ungerechnet; von dem Salmenfang Long bei St. Goarshausen bezog das Stift für jeden aus dem Fischfang erlöseten Gulden 16 Heller. Durch den Lunéviller Frieden verlor

es alle seine Capitalien, Zehnten und Güter auf der rechten Rheinseite, ein gerichtlich zu 351,000 Franken abgeschätzter Verlust. Im J. 1847 besaß das Stift an Capitalien gegen 8000 Rthlr., Grundzinse, auf verschiedenen Häusern in St. Goar lastend und jährlich 30 Rthlr. abwerfend, endlich drei Höfe in Biebernheim, die gegen 364 Rthlr. 5 Sgr. Geld und 99 Scheffel Korn jährlich ausgethan. Gleichwie die Kirche, war auch des Stiftes Einkommen den Reformirten und Lutheranern gemeinschaftlich. Für ihre gegenseitige Stellung blieb entscheidend der am 14. April 1648 zwischen Cassel und Darmstadt errichtete Nebenvergleich, worin festgesetzt, „daß, obwohl die lutherischen Kirchen und Schulen im damaligen Zustande bleiben sollten, dennoch auch den Reformirten in den Städten, wo zwo Kirchen sind, freistehen solle, sich einer davon zur Uebung ihres Gottesdienstes zu bedienen und die Pfarreinkünfte zu theilen, damit beide Confessionsverwandte mit einander in ihrer Gewissensfreiheit unbeeinträchtigt leben mögen. Wäre aber nur eine Kirche am Orte: so steht, nach dem weitern Inhalt des angezogenen Vertrags, beiden Confessionsverwandten frei, ihren Gottesdienst darinen zu unterschiedenen Stunden zu üben; oder falls ein oder anderer Theil hierzu Bedenken trüge, so kann jeder seinen Gottesdienst an andern bequemen Orten verrichten; in welchem Falle jedoch derjenige Theil, welcher zur Zeit dieses Vertrags die zum Unterhalt der Kirchendiener gewidmeten Stücke besaß, allein in diesem Besitz bleiben soll.

„Die Rechte der beiden evangelischen Confessionsverwandten untereinander in der Niedergrafschaft Katzenellenbogen sind durch den zwischen dem regierenden Fürstl. Hessen-Casselischen Hause und der Fürstl. Rotenburgischen Herrschaft 1654 errichteten und im jüngsten Reichsabschiede bestätigten Regensburger Vertrag dergestalt gleichgestellt worden, daß keinem Theil der Religion wegen, der Einzug und die Annehmung eines Stadt- und Dorfdiensts, oder eines andern politischen Amts verweigert oder verhindert werden soll. Ein gleiches wurde in Ansehung der dortigen Catholischen dergestalt festgesetzt, daß selbige von Stadt- und Dorfdiensten nicht ausgeschlossen, sondern mit Willen und Be-

lieben der Bürgermeister und des Raths in den Städten und auf dem Lande, oder auch der Kirchenvorsteher und Aeltesten, in die Gerichte, Aemter und Collegien aufgenommen werden sollen.

„Die lutherischen Kirchen in der Niedergrafschaft Katzenellenbogen stehen, so wie die reformirten, unter der Aufsicht eines eigenen Inspectors, welche beide in St. Goar ihren Sitz haben. Sie sind, so wie die übrigen evangelischen Pfarrer in der Niedergrafschaft, allein in den Pflichten des regierenden Fürstl. Hauses, welchem die Ausübung der geistlichen und Consistorialrechte im obenangezogenen Vertrag namentlich vorbehalten ist. Die Einführung der Prediger in der Niedergrafschaft sollte, nach dem Regensburger Vergleich, sowohl im Namen des regierenden, als des in Rheinfels sich aufhaltenden Fürsten geschehen, allein im Vertrag von 1656 begab sich Landgraf Ernst dieses Rechts, und entsagte zugleich nicht nur der in jenem Recesse vorbehaltenen Befugniß, einen reformirten Beisitzer, welcher in den die Niedergrafschaft betreffenden Consistorialsachen dem Consistorio in Cassel beiwohnen, und darinen seine Stimme ablegen könnte, zu bestellen, sondern auch der hergebrachten Collatur und Präsentation der Prediger in der Niedergrafschaft.

„Die Bestellung eines reformirten Inspectors nimmt 1658 ihren Anfang. Nicolaus Treviranus wurde in diesem Jahre zum reformirten Prediger in St. Goar und Inspector bestellt. Ich finde zwar, daß die beiden ersten reformirten Prediger in St. Goar, Werner und Candidus, den Titel eines Superintendenten geführt haben: indessen zeigt die damalige reformirte Kirchenverfassung, daß es der bloße Titel gewesen sey. Vielleicht geschah es, um eine mehrere Gleichheit mit dem lutherischen Superintendenten Renker zu stiften, welcher den 21. Mai 1651 starb, und zuerst einen Namens Forstius, 1658 aber den D. Christiani, welcher bisher Lehrer der Theologie und Mathematik in Gießen war, wohin er auch 1681 zurückging, zum Nachfolger hatte.

„Seit 1658 ist die Aufsicht über die reformirten Kirchen in der Niedergrafschaft dem Prediger in St. Goar, unter dem Titel eines Inspectors anvertrauet worden. Dem obgedachten Treviranus folgte 1666 Conrad Wiskemann, 1706 Nicolaus Kürsner,

1715 Tilemann Stahlschmidt, welcher zuvor Inspector zu Lasphe im Wittgensteinischen war, 1734 Conrad Keßler, bisheriger Pfarrer in Nieder-Zweren, wo er auch den 21. Febr. 1747 auf seinem Gute starb, 1747 Johann Reinhold Graü, ebenfalls bisheriger Prediger in Nieder-Zweren, 1768 Henrich Wilhelm Eskuche, und 1776 Johann Nolte, welcher zuvor die Stellen eines ersten Predigers bei der Unterneustädter Gemeinde in Cassel und eines Metropolitans über die Classe dieses Namens bekleidet hatte. Die reformirten Prediger in der Niedergrafschaft bestellt das regierende Fürstl. Haus frei. Der reformirte Inspector verrichtet die Einführung derselben. Bei erfolgter Wiederbesetzung der Inspectorsstelle wird dem Reservaten-Commissarius aufgegeben, den neuen Inspector sämtlichen reformirten Predigern bekannt zu machen.

„Den Gottesdienst bei der reformirten Stadtgemeinde, wobei die Reformirten in Bieberheim eingepfarrt sind, verrichtet der Inspector. Die Lutheraner und Reformirten halten den Gottesdienst wechselweise in der Stadtkirche und auf dem Schloße Rheinfels. Die hier befindliche Capelle wurde durch den Vergleich vom 25. März 1754 an das regierende Fürstl. Haus von der Fürstl. Rotenburgischen Herrschaft abgetreten. Der reformirte Diaconus und Rector der reformirten Stadtschule hält den Gottesdienst in St. Goarshausen. Der öffentliche reformirte Gottesdienst in St. Goar nahm 1649 den Anfang. Adolph Fabricius, geboren 1604 in Rotenburg, wo sein Vater, nachheriger Oberschultheiß in Wanfried, damals lebte, war Hofprediger bei dem Herrn Landgrafen Ernst, und hielt am ersten Adventsonntage jenes Jahrs die erste reformirte Predigt in der Stadtkirche. Im Jahr 1650 wurde Johannes Werner, von Homberg in Hessen gebürtig, welcher als Garnisonsprediger in Lippstadt stand, als der erste reformirte Stadtprediger in St. Goar vom Herrn Landgrafen Ernst präsentirt, und vom gedachten Fabricius eingeführt. Er wurde, wie der Herr Landgraf Ernst zur catholischen Kirche überging, den 7. Juni 1652 seines Amts entsetzt und genöthigt, seine Gemeinde zu verlassen; erhielt jedoch bald nachher einen Ruf als Prediger nach Bremen, welchem er

folgte. Inzwischen hatte sich das regierende Fürstl. Haus der Reformirten nachdrücklich angenommen, und durch diese Vermittlung erhielten sie 1653 wieder einen eigenen Prediger, nemlich den Henrich Wilhelm Candidus, welchem 1658 Henrich Treviranus, und sodann die übrigen obgedachtermaßen folgten.“ Also Ledderhose, dessen Angaben ich jedoch nicht überall mit dem von Hrn. Grebel gelieferten Verzeichniß der Inspectoren, und eben so wenig mit dem oben Beigebrachten zu vereinigen weiß. Laut des Grebelschen Verzeichnisses sind gewesen reformirte Inspectoren: 1528 Gerhard Eugenius, 1544 Johann Alberti, 1552 Melchior Scott, Goarinus, 1576 Heinrich Werner, 1597 Christian Zindelinus, 1610 Christoph Horn, 1619 Hermann Ewald, 1627 Reinhard Breidenbach, 1636 Konrad Greber, 1636 Johann Renefer, 1652 Anton Forst, 1658 David Christiani, 1665 Nicolaus Treviranus, 1686 Konrad Wiskemann, 1714 Nicolaus Kursner, Professor aus Rinteln, 1715 Tilmann Stahlschmidt, 1733 Johann Deichmann, 1736 Karl Kessler, 1746 Maximilian Stern, 1747 Joh. Reinhold Grau, 1764 Nicolaus Becker, 1772 Heinrich W. Eskuchen, 1779 Karl Bingel, 1781 Johann Nolte, 1787 Joh. Wilh. Bingel, 1802—1847 Karl Friedrich Bonnet, † 1856. Lutherische Inspectoren: 1562 Matthias Schäffer, 1594 Johann Greiff, Goarinus, 1610 Johann Buttner, 1625 Marsilius Sebastiani, 1636 Martin Bachmann, 1650 Thomas Campt, 1663 Konrad Bachmann, 1684 Lorenz Hartmann, 1690 Gustav Adolf Hildebrand, 1701 Sebastian Schlosser, 1707 Joh. Heinrich Birkenhauer, 1740 Johann Seydell, 1747 Peter Keller, 1764 Martin Becker, 1772 Ph. Konrad Otto, 1779 Joh. Christian Otto, 1836 Friedrich Hegemann, Superintendent der Synode Coblenz seit 1856.

Die Stiftskirche enthielt vordem viele Grabmäler ausgezeichneter oder um sie verdienter Personen, dergleichen jenes des Abtes Dieter von Prüm, geborner Graf von Katzenellenbogen, † 1350, mit folgender Inschrift:

Ter C. millenis X quatuor bis
Octobris trina damnalis ipsa ruina.
Abbas Ditherus pulcher, non tempore senus,
Mortuus est, Christe veni, peto, cernat ut ipse.

Dergleichen hatten ferner gefunden der Oberamtmann Otto Wilhelm von Berlepsch, † 23. Januar 1617; Johann Konrad von Dernbach, † 10. Januar 1601; Johann Hengel, † 12. Juni 1601; Johann Röders, D. jur., † 1603; Friedrich von Nordeck, Kanzler, † 26. April 1607; Melchior Scott, Superintendent, † 4. Aug. 1591; Lubert Sartorius, hessischer Rath, † 6. Oct. 1629; Heinrich Wilhelm von Wutgenau, General-Lieutenant und Gouverneur von Rheinfels, † 10. Oct. 1776. Alle diese Gedächtnißtafeln hat die Restaurationswuth unserer Zeit im J. 1847 beseitigt, einzig des Grabmales des Landgrafen Philipp II und seiner Gemahlin verschont. Aus weißem Marmor gefertigt, ist hier Philipp, in Lebensgröße, im Harnisch abgebildet; einzig die Statue der Landgräfin, auf der andern Seite, ist durch eine Inschrift, Anna Elisabetha Landgräfin von Hessen, Gräfin von Catzenelnbogen, Diez, Ziegenhayn und Nidda, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin von Bayern, bezeichnet. Seitwärts befinden sich die Figuren von Glauben und Hoffnung. Im J. 1826 wurde das Grab geöffnet; die Leiche der Landgräfin, unversehrt vorgefunden, zerfiel über der Berührung in Staub. Sie trug noch mehre Kleinodien, namentlich einen Siegelring und ein kostbares Armband, Gegenstände, welche Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen dargebracht, der Kirche ein wahrhaft königliches Geschenk verschafften. Daß besagte Kleinodien der Aufmerksamkeit beutegieriger Soldaten entgingen, könnte vielleicht Zweifel erwecken in Betreff eines von Dielhelm den Spaniern gemachten Vorwurfs. „Vormals wurden auch darinen die Heiligthümer des heiligen Goars, so mit vielen Kostbarkeiten an Gold, Silber und Kleinodien ausgezieret gewesen, aufbehalten und verwahret; wohin aber nach der Hand solche Kostbarkeiten gekommen sind, ist niemand bewust, so viel glaubt man inzwischen, daß sie benebst der schönen Bibliothek und allen übrigen Zierrathen von den Spaniern erbeutet und mit fortgeführet worden.“ Ich meiner Seits glaube, daß die Kostbarkeiten zu versorgen, lange vor den Spaniern Leute da gewesen sind.

Die vielfältig in Zweifel gezogene Tradition von dem Ursprung der Beschädigung an der Altarplatte hat in der neuesten

Zeit durch die Entdeckung einer Aufzeichnung des lutherischen Pfarrers oder Superintendenten Marsilius Sebastiani ihre Bestätigung empfangen. Sebastiani schrieb 1635: im J. 1634 sei aus gesammelten Beiträgen eine neue Orgel für die Summe von 400 Gulden angeschafft, daneben, was die Spanier im J. 1626 verwüsteten, vollständig wieder hergestellt, jedoch die beschädigte Altarplatte zu K. Gustav Adolfs Gedächtniß beibehalten worden. Dieser habe nämlich, bei Besichtigung der Feste Rheinfels und der Kirche im J. 1632, in Gegenwart seiner, des Pfarrers, der sämtlichen Kirchenältesten und des Commandanten auf Rheinfels, Obrist Willführ, wie dies Allen bekannt sei, im Zorn über die Spanier ein Stück aus der Altarplatte herausgeschlagen. Von den weiland hier aufgehängten vier Glocken haben die Spanier, wie es heißt, die größte fortgeschleppt; von den noch vorhandenen drei hat Wilhelm Rode 1406 die beiden schwersten gegossen, die dritte zeigt nur die Jahrzahl 1502. Hiernach hat das Geläute durch den Blitzschlag vom 26. (16.) August 1660, welcher bedeutenden Schaden in der Kirche anrichtete, nicht gelitten. Eben so wurde die Kanzel verschont, „sie ist schön, und sind allerlei in Holzwerk geschnittene Bildnisse daran zu sehen.“

Die katholische Kirche verdankt ihren Ursprung dem Religionswechsel des Landgrafen Ernst, dessen Selbstbekenntnisse: Pourtraict ou description de la vie du prince Ernest, Landgrave de Hesse de la maison de Cassel, residant à Rheinfels. Ainsi escrite à l'instance d'un de ses Confidents et Amis, qui est le R. P. L. J. d. l. C. d. J. à Paris. Ainsi escrite à Rheinfels le 10. de Mars 1669. S. 102 — nach ihrem wesentlichen Inhalt hier Platz finden mögen.

»Je nâquis à Cassel, principale résidence de la Hesse le 16. (6.) de décembre de l'année 1623 et bien qu'aucun de notre famille ni pas un des mes parrains portoit ce nom, on me nomma pourtant au baptême Ernest, et les trois ordres des états de Hesse furent aussi mes parrains avec des princes et comtes. Ce nom Ernst en allemand veut dire sérieux, et l'abbé Ernest bénédictin de l'abbaye de Zwifalten en Souabe

fut, il y a plus de huit siècles, très-cruellement martirisé en Arabie. Feu Monsieur mon père a été le tant fameux, et pour sa prudence, science et zèle pour la religion dite réformée ou calvinienne connu landgrave Maurice prince regnant de Hesse-Cassel, fils de Guillaume quatrième dit le Sage, et très-renommé principalement pour les sciences de l'astronomie, de l'économie, et de l'arithmétique, et qui étoit fils de Philippe dit le Magnanime, lequel à cause des guerres menées contre l'empereur Charles-Quint et sa constance pour le parti protestant a été en si grande réputation par toute l'Europe, lequel landgrave Philippe a été au commencement du siècle précédant l'unique de toute la maison de Hesse, et par ainsi le progéniteur de tous les princes d'icelle d'aujourd'hui, et ce fut hélas celui même, qui se rendit avec l'électeur de Saxe d'alors le principal protecteur et zélateur de la religion *protestante* en Allemagne, et lequel, en tant qu'en lui, a partout aboli la religion catholique en Hesse, tellement que hors ce peu que depuis dix-sept années en deçà de nouveau j'ai introduit en ce pays-ci, tout est au reste en Hesse ou luthérien ou calviniste, car la lignée aînée de Cassel professe la religion réformée, et la seconde lignée de Darmstatt celle de la confession non alterée d'Augspurg, qui veut dire la luthérienne: et feu Monsieur mon père a été le premier qui a fait profession ouverte de la religion réformée et lequel conséquemment l'a introduite en ses états. Madame ma mère a été Julienne comtesse de Nassau-Dillenburg, une dame d'un rare esprit, et tout-à-fait sage de conduite, et qui possédoit les belles lettres et parloit et écrivoit presque six différentes langues et a su l'année 1627 haranguer pour les intérêts de la famille en pleine diète électorale de Mülhausen, et étoit de tels talents, que si à elle en son temps eût aussi bien échu comme à ses deux successeurs, je veux dire, à la tant renommée feue Amélie-Elisabeth née comtesse de Hanau ma belle-soeur, et à la moderne, qui est de la maison électorale de Brandeburg, l'administration de la régence, qu'assurément, elle n'auroit pas au moins cédée à

pas une de celles-là, et de ce qu'on en auroit pu et du attendre, et en ceci je ne parle point du tout par passion, comme son fils, mais par la force de la vérité, et avoué de tous ceux qui l'ont connue, ou qui peuvent encore le voir verifié par ses lettres, mémoires, informations et déductions, de sa propre main écrites et gardées en mes archives. Pour un meilleur éclaircissement je dirai, que feu Monsieur mon père a eu du premier lit avec Agnès de la maison des comtes de Solms-Laubach, trois fils, à savoir Otton, Maurice et Guillaume, et une fille Elisabeth, mariée à un duc de Mecklenburg-Gustrow et morte sans enfans: Otton a été le premier administrateur protestant de l'abbaye et maintenant principauté de Hersfeld, et a été marié par deux fois, à savoir en premières noces à une princesse marquise de Bade, et en secondes à une princesse d'Anhalt, soeur de celle que mon frère Herman a prise, il est mort sans enfans et s'est lui-même tué par malheur d'un coup de pistolet: Maurice est mort fort jeune, et Guillaume cinquième, lequel à cause de sa fermeté auprès du parti conféderé de France et de Suède contre l'empereur on nomme communément en Hesse le Constant, c'est lui qui a laissé la lignée de Cassel, et a été le prince regnant, et est le grand-père de celui-là d'aujourd'hui. Mais du second lit nous avons étés quatorze enfans, assavoir sept fils et sept filles, Philippe colonel du roi de Danemark contre l'empereur, tué l'an 1626 en la bataille de Königslutter au pays de Brunswik. Herman bien que marié deux fois, assavoir pour la première fois à une comtesse de Waldeck et puis en secondes noces à une princesse d'Anhalt, est décédé sans enfans: c'étoit un prince de grande probité et fort adonné à la lecture, et qui entendoit parfaitement bien l'astronomie, mais lequel pour être né boiteux n'a jamais voyagé ès pays étrangers. Maurice, mort capitaine du roi de Suède, car en ce temps là la corruption en la milice n'étoit pas encore venue si avant de faire tout à l'heure d'un jeune prince ou cavalier des colonels et des généraux d'armée comme maintenant.

Frédéric tué en Pologne, et qui avoit été généralmajor de cavalerie des Suédois, et a été marié à Eléonore-Catherine princesse Palatine du Rhin, et ainsi soeur du dernier défunt roi de Suède, de laquelle il n'a laissé que trois filles, dont l'aînée assavoir Christine a été mariée depuis deux années au duc Ferdinand Albert de Brunswik-Wolfenbuttel, résidant à Beveren, c'étoit un prince de belle taille, tout-à-fait bien fait et adroit, et vaillant tout ce qui se peut. Christian mort capitaine des Suédois; moi Ernest et un autre Philippe décédés en enfance. Agnès mariée au prince d'Anhalt-Dessau, mère du prince regnant d'Anhalt-Dessau d'aujourd'hui; Julienne morte jeune; Magdeleine, mariée au comte Eric Adolff de Salm-Reifferscheid; Sophie mariée au comte Philippe de Schaumburg et de Lippe; Sabine, Christiane et Elisabeth, toutes trois mortes en enfance.

»Quoique hélas en la religion calvinienne, j'ai été pourtant élevé en la piété, crainte de Dieu, et en la moralité fort soigneusement, et ai eu le bonheur d'avoir eu des gouverneurs et précepteurs, qui surtout m'ont rien tant prêché et insinué, que de n'aimer pas la vanité ni la superbe, et de prendre toujours mes mesures selon mes moyens. J'ai appris tant qu'au moins j'entends passablement le latin, et ai achevé la logique: pour le françois et italien, j'en sais un peu plus, et ce à cause de l'exercice de la conversation, au moins plus que ceux qui en savent encore moins, mais le peu que je sais autrement, vient pour avoir été toujours fort adonné et curieux de la lecture et de la conversation avec les gens de savoir: pour les fortifications, artillerie et mettre les bataillons en ordre: de l'apprentissage de cette théorie j'ai par après à la guerre tiré un non petit avantage: item en géographie et architecture j'ai été assez bien informé et exercé par de très-excellents maîtres, et ce tant à Genève qu'à Paris et à Florence, mais j'ai eu un frère nommé Christian, qui n'étoit que d'une année et demie seulement plus âgé que moi, et compagnon de mes voyages, que le général Bannier Suédois fit misérablement crever à force

de boire avec d'autres seigneurs, assavoir le comte Otton, dernier de la lignée de Schaumburg, et le baron Zierotin, Bohémois, qui en moururent peu d'heures l'un après l'autre, et ce sans autre venin, que de la trop grande quantité de vin seulement, en la grande guerre d'Allemagne l'an 1640, en un festin à Hildesheim, et ledit Bannier les suivit et paya luimême la folle enchère bientôt après, lequel frère, dis-je, s'appliquoit bien autrement que moi à tout ce qu'il entreprenoit d'apprendre, y réussissoit admirablement, et auroit vraiment été un bien autre personnage que moi, car il étoit outre cela long de taille et beau, et un prince où il n'y avoit la moindre chose du monde à désirer, hors qu'il bégayoit par fois tant soit peu, et peut-être que Dieu lui auroit aussi fait la grâce de reconnoître la vérité et innocence de l'église catholique, et l'illusion de la prétendue réforme, car il étoit extrêmement craignant Dieu, vertueux, curieux, et adonné à la lecture.

»En ma treizième année et ce pour faire compagnie à mon dit frère, on m'a fait voyager par la Hollande, Angleterre, en France, Suisse et Italie, et suis demeuré six années entières dehors, dont j'ai consommé quatre hivers à Paris, un à Genève, et un à Florence, et ne mentirois pas, que puis qu'il n'y a aucune province de France, où par occasion d'un temps à l'autre je n'aye été, que non seulement peu de notre nation, mais peut-être de François mêmes se trouveront, qui pourront dire le même, depuis ce temps-là jusques à celui d'à-présent j'ai eu le bonheur et l'honneur d'avoir fait la révérence, et d'avoir si non tous connus, au moins vu les quatre derniers papes, à savoir Urbain, Innocent, Alexandre et Clément; les deux empereurs Ferdinand troisième et Leopold à present regnant.

»J'ai perdu l'année 1632 et ainsi en mon enfance feu Monsieur mon père, et l'an 1643 justement presque une année après le retour de mes voyages Madame ma mère, de laquelle j'ai rapporté cette louange, que jamais en rien je ne lui ai donné le moindre déplaisir, et espère, quand bien elle auroit

plus long-temps vécue, que je m'aurois conservé en ce devoir, hors seulement, s'il se fut venu de son temps au point du changement de la religion: car bien que la femme du frère de Madame ma mère, le comte Jean de Nassau, général des Espagnols aux Pays-bas, qui étoit née princesse de Ligne, m'aye voulu une fois, savoir l'an 1652 à Cologne, persuader, comme si Madame ma mère l'an 1630 à Rotenberg s'étoit assez favorablement laissée entendre envers elle de n'être pas mal inclinée à se faire catholique, je ne saurois pas pourtant pour beaucoup de raisons me l'imaginer, car elle étoit fort zélée en sa religion, tout de même comme déjà dit est feu Monsieur mon père, et je peux mieux en juger, que non pas la dite dame, nourrie aux Pays-bas catholiques, de la si grande et sans une spéciale grâce Divine presque insurmontable difficulté de préjugés et empêchements auprès de telles personnes.

»Après le retour de mes dits voyages et après qu'en qualité de volontaire j'ai fait mon premier apprentissage de guerre l'an 1641 au tant fameux siége d'Aire en Artois et de Bapaume sous le maréchal de la Meilleraye, j'ai pris emploi en l'armée de Hesse, et pour bien apprendre le métier et monter par tous les degrés de la milice, on m'a fait premièrement simple capitaine d'infanterie, puis après colonel-lieutenant de cavalerie, par après colonel, et ensuite et peu de temps devant la publication de la paix d'Allemagne sergent de bataille ou généralmajor de cavalerie, et ai assisté l'espace de sept années consécutives à toutes les jonctions et actions, où les armées de Hesse et celle de ses confédérés de France et de Suède ont agi contre l'empereur et le parti d'icelui, et entr'autres aussi l'an 1645 à la tant fameuse seconde bataille de Nordlingue proche d'Allersheim sous la conduite du duc d'Enghien d'alors, maintenant Monsieur le prince de Condé, et de Messieurs les maréchaux de France de Turenne et de Gramont, et du général hessien Jean Geiso, où mon colonel Suerd et mon major Ellenberger, et divers officiers de mon régiment furent tués, et moi eus le

cheval abattu d'un coup de pistolet sous moi, et pour laquelle occasion j'ai eu du roi de France, èt ce sans doute à la recommandation de Monsieur le prince de Condé, une lettre de remerciement, en un présent de six mille livres.

»En l'année 1647 et ainsi en l'âge de ma vingt-quatrième année, et pendant l'emploi effectif de la guerre, j'ai épousé à Francfort sur le Mein, par amourette, et ce à cause de sa grande beauté et conformité de la religion, ma femme Marie-Eléonore née comtesse de Solms-Hohensolms, qui est une des plus anciennes et illustres maisons d'Allemagne, et de laquelle maison, bien que d'une autre lignée ou branche, comme déjà on a remarqué, non seulement feu Monsieur mon père avoit aussi épousé sa première femme: mais aussi le prince Frédéric-Henri d'Orange la sienne, et qui vit encore présentement et a été mère de la défunte électrice de Brandeburg: j'ai eu les deux premières années l'une après l'autre deux fils, tous deux par la grâce de Dieu sains, droits et assez beaux, Guillaume, qui 1648 au 15. (5.) de mai nâquit à Cassel, et que je fis ainsi nommer après mon neveu, le prince regnant, le landgrave Guillaume sixième, et Charles, né à Rheinfels le 29. (19.) de juillet de l'année 1649, qu'après le prince Palatin Charles-Gustave généralissime d'alors, et ensuite roi de Suède je fis ainsi baptiser. Depuis ce temps là ma femme n'est jamais plus devenue grosse, et ce pour quelque accident de la dernière couche; l'aîné, Guillaume est tant soit peu un peu petit, et le second Charles au contraire fort long de taille.

»Après la paix d'Allemagne, c'est à dire, à la fin de l'année 1648, bien que le plus jeune de trois frères, que nous étions encore alors, à savoir Herman, Frédéric et moi, j'ai pourtant établi par des traités avec la maison regnante de Hesse-Cassel l'état de notre maison ou lignée du second lit, où non sans beaucoup de peine (car mes deux frères plus âgés, bien que de tout-à-fait différentes humeurs et conduite, n'étoient pas pour tels traités) j'ai pourtant et nonobstant cela tant fait, que j'ai eu enfin entr'autres aussi

en partage Rheinfels et cette comté inférieure de Catzenelnbogen, car la maison de Darmstatt posséde la comté supérieure, et au commencement j'ai eu seulement en communauté avec le prince regnant de Cassel les forteresses et postes assez considérables sur le Rhin, Rheinfels et Katz, où après avoir établi ma résidence et ménage ou petite cour en ce lieu, selon mon peu de moyens d'alors quand mes frères vivoient, je me suis vu insensiblement engagé en un grand et très-fâcheux procès avec la maison regnante de Cassel, et ce pour diverses et certes à bien haut revenantes prétentions, tant pour des points de jurisdiction, que de rentes et sommes d'argent comptant, auquel procès je n'ai eu aucune solide et puissante assistance, mais bien et principalement après le changement de religion quasi tout le monde contre moi, et de laquelle affaire après des fatigues indicibles et de grandes dépenses je ne suis sorti que par le traité de Ratisbonne l'an 1654, qui en pleine diète de l'empire par commission de l'empereur se fît par l'entremise de l'électeur de Mayence, où à la réserve seulement d'avoir obtenu dorénavant seul et privativement pour moi et les miens le droit de garnison de ces forteresses avec la plus part des actes de souveraineté en cette mienne comté inférieure de Catzenelnbogen, et en quelque façon et avec certaines limites aussi l'établissement de la religion catholique, comme laquelle n'y ayant été l'an 1624, sans le consentement de la maison regnante de Cassel, je ne pouvois jamais avoir, et pour cela ai renoncé à de grandes prétentions: au reste et au prix de ce que par justice evidemment se devoit encore à nous trois frères, je n'ai pas obtenu grande chose, car il s'agissoit alors de choisir entre deux maux et extrémités le moindre, et puisque le tout-à-fait bon empereur Ferdinand troisième et l'électeur de Mayence avec leurs ministres d'état me disoient ouvertement qu'il falloit que je sacrifiasse pour cette fois-là mes justes prétentions et intérêts particuliers à la raison d'état, qui pour lors ne permettoit de dégouter la maison regnante de Cassel, appuyée des deux couronnes de France et de Suède, ses confédérés,

et regardée de tous les protestants comme leur de tout temps plus constant appui, et outre cela encore à cause d'un article de la paix de Munster, que ceux de Cassel, justement alors quand pour leur avoir rendu un si singulier service, de leur avoir au prix de ma liberté propre délivré leur armée à Gesecke, avoient tout doucement et adroitement fait glisser en l'instrument de la paix de Munster touchant l'établissement de la primogéniture pour eux, bien que nous frères n'ayons pas étés ouïs seulement et que ce n'avoit pas aussi été une matière de guerre; sans parler ici de tant d'autres raisons, qui pourtant à cause de l'iniquité du temps n'ont pas pu avoir aucun lieu, et assurément que hors de tous ces avantages-là Messieurs de Cassel auroient courru risque d'un tout autre traitement et eu beaucoup encore à partager avec moi. Car entre autres nous trois frères avions un droit assez clair pour la quatrième partie des conquêtes par la guerre et des salines, lesquels deux articles seuls auroient montés à plus de cinquante mille francs de rente.

»En l'année 1652 moi et ma femme fîmes profession publique et ce au dôme de la ville impériale de Cologne en la grande solennité de la première messe pontificale de l'électeur moderne de Cologne, de la religion catholique, apostolique et romaine, et ce certes autant avec grand crèvecoeur et dégoût de tous les protestants, comme en contreéchange avec une joie universelle et indicible de tous les catholiques, mais ce ne fut que préalablement après que par l'espace d'une année entière beaucoup de lecture, disputes et colloques y ont précédés, comme puis encore après, à l'occasion de cette conversion, de part et d'autre s'est élevée en l'empire une guerre quasi universelle de controverses de plus de douze des plus célèbres théologiens et controversistes qui de part et d'autre ont écrit et attaqué ou défendu mon dit changement.

»Depuis l'année 1652 j'ai employé mon temps outre l'application pour la conduite du déjà mentionné, grand et quasi immédiatement, et nonobstant l'accord ou traité de

Ratisbonne, presque pourtant toujours encore continuel procès et dispute avec ceux de Cassel, et ce à cause de l'obscurité et ambiguité des pactes, et de certains droits et cas parfois controversés entre les jurisconsultes mêmes, et de la plus grande puissance du parti contraire, et de la contrariété de la religion et jalousie, qui hélas est entre nous: au reste dis-je au maniement de mes affaires, et l'entretien de mes correspondances en divers lieux de l'Europe avec les gens doctes, et parfois aussi en quelque composition de petits traités, discours ou livres, soit en matière de controverse, de politique, ou d'histoire, et bien que mon nom n'y paroisse point, je me fais pourtant connoître par mon style, que j'avoue n'être pas des plus déliés, paraprés et surtout au bâtiment tant du château et de la forteresse de Rheinfels, que de beaucoup d'autres bâtiments, tant de mes châteaux et maisons de Reichenberg et Schwalbach, qu'en la réparation de divers châteaux et bâtiments de mes terres en Hesse, tellement que tout au moins plus de six vingt mille écus (que tout autre que moi peut-être auroit plus volontiers dépensé en habits et vanités) y ont étés employés: et des fortifications d'ici, j'en ai été moi-même le seul ingénieur, et certes il a bien coûté autant d'intelligence que de dépense, pour, selon la situation très-incommode de la place, la rendre pourtant tout à l'entour flanquée et par de hautes et épaisses voûtes et traverses la mettre au moins en un peu meilleur état qu'auparavant, où elle ne méritoit pas le nom de forteresse, bien qu'en divers temps longuement, et ce par diverses fois assiégée. L'année 1655 mon frère Frédéric fut tué misérablement à Kosten en Pologne, pour y aller prendre emploi auprès du roi de Suède Charles-Gustave son beau-frère: et mon frère aîné de notre second lit, le landgrave Herman mourut d'un mal de poumon l'année 1658 à Rotenberg, tous deux sans enfans mâles, et ainsi je leur suis comme successeur féodal succédé et sorti du risque, où autrement en ma grande jeunesse je m'étois assez inconsidérément engagé de m'avoir marié, ayant déjà deux frères tels, vrai est,

que l'aîné ayant une femme stérile, on pouvoit probablement prévoir, qu'il n'y auroit que nous deux puinés qui pourroient un jour partager.

»Mais outre cela depuis l'année 1650 j'ai fait en partie pour affaires, en partie aussi par curiosité et passetemps seulement, étant très-curieux et aimant les bonnes compagnies et conversations, qu'on ne sauroit avoir en ce lieu, je dis, divers voyages tant à Vienne, qu'en Bohème, Hongrie, France, et aux deux Pays-bas et en Italie, car en tout ce temps-là j'en ai fait aux Pays-bas sept, en France cinq, et en Italie onze, sans compter par ci et par là beaucoup de petits voyages par l'Allemagne, et ès cours de Cassel, du duc de Neubourg et de quelques électeurs et princes de l'empire, et surtout de quatre à la cour de l'empereur, et nonobstant, que j'aye eu 1. par l'espace de beaucoup d'années encore mes deux frères vivants, et 2. après leur mort leurs deux douairières et les trois filles du second frère avec leurs deux cours à entretenir, et 3. le fâcheux et grand procès avec la maison regnante de Cassel, et 4. tant de voyages mentionnés, lesquels bien que pour la plupart je les aye fait à l'incognito et avec huit ou dix personnes seulement, ne laissent pas pourtant de toujours bien coûter. Et l'année 1662 j'ai fait même venir avec un train assez honorable ma femme à Venise, lui faire voir la beauté et le carnaval du dit lieu et nos fils qui y étoient lors avec moi, et aux études à Padoue. 5. Tant de dépenses pour les bâtiments des églises et écoles et établissement de la religion catholique en cette comté, et 6. non moins tant pour faire imprimer divers livres de dévotion et traités de controverse à l'occasion de ma conversion, et pour faire distribuer par ci et par là ès trois langues, latine, françoise et allemande. 7. Tant de grands frais pour les bâtiments et fortifications mentionnés, et 8. pour l'éducation et voyages de mes deux fils ès pays étrangers, sans compter 9. ce que par pure libéralité et non par aucun droit j'ai payé à aucuns des créanciers de mon second frère, et les dettes du premier, comme auxquels par

l'acceptation de son testament je m'étois obligé: et 10. l'entretien de ma femme et de ma petite cour ou train, qui pourtant a toujours été de soixante personnes et de plus de trente-six chevaux. Si est-ce que par tout cela jusques ici Dieu merci je n'ai pas encore fait ni suis, Dieu aidant comme j'espère, pour laisser des dettes à mes fils, et Dieu a tellement quasi visiblement béni ma petite conduite et ménage, que je l'attribue presque à quelque chose de surnaturel, qu'avec si peu j'aye encore pu faire tant, et oserois presque me vanter, qu'un autre que moi n'auroit pas si facilement entrepris de le faire.

»Bien qu'à l'occasion de la paix générale en Allemagne 1648 j'aye quitté l'emploi effectif de la guerre, si est-ce que pour cela je n'ai pas négligé l'occasion de chercher la continuation de l'exercice d'icelle, car l'an 1649 l'archiduc Léopold d'Autriche, pour lors gouverneur des Pays-bas, m'avoit choisi et fit traiter avec moi par le colonel Garnier pour la conduite de quatre mille fantassins et de deux mille chevaux licenciés de l'armée de Hesse, mais faute d'argent cela ne réussit pas: l'an 1650 le roi d'Angleterre par le marquis de Montrose et le colonel Hirter me fit rechercher d'être son général sur les troupes étrangères qu'il vouloit pour lors envoyer d'Allemagne et de Danemark en Ecosse, mais la défaite et mort du dit Montrose, et le manque d'argent fit encore de même aller en arrière cet emploi: l'an 1651 le vieux duc de Neubourg me fit lieutenant-général de son armée contre l'électeur de Brandeburg, mais cette guerre ne durant qu'un mois de temps seulement, fit le même effet que les précédentes. Ensuite de cela, le duc Charles de Lorraine (comme tout ceci se peut vérifier par les lettres, mémoires et traités en original qui sont ici en mes archives) me fit, et ce de son propre mouvement, offrir par le sieur de S. Martin, son premier ministre-d'état, le généralat de toutes ses armées, même par-dessus son général le comte de Ligneville, mais je ne pus convenir avec lui, à cause qu'il vouloit que je vécusse sans gage, et seulement des quartiers,

et qu'il ne vouloit accepter ma réservation, qui consistoit de ne servir contre aucun de mes voisins électeurs, princes ou état de l'empire. L'an 1663 je fus de tous les princes d'Allemagne le premier allant à Vienne et offrant en personne mes petits services à l'empereur contre le Turc, et sa majesté me donna de son propre mouvement et me fit expédier les patentes de lieutenant-général maréchal-de-camp, qui est comme une lieutenance-générale en ses armées, et moi là-dessus je me suis équipé et même parti de chez moi pour aller faire ma campagne, mais comme je vins même jusques à Ratisbonne, je trouvois que quelqu'un des principaux ministres de la cour, pour certaines visées et intérêt particulier m'avoit joué la pièce, m'ayant fait préférer d'autres en l'emploi effectif de cette campagne, tellement qu'à ma grande incommodité et contre mon gré je fus encore pour cette fois privé de cette tant désirée occasion de servir l'empereur en une autant juste, comme contre le père duquel j'avois, étant pour lors calviniste, servi en une non autrement qu'injuste guerre: vrai est, que peu de mois après, la paix se faisant avec le Turc, je m'en pouvois tant plus facilement consoler; et après m'être fait catholique, je n'ai jamais plus pensé à prendre emploi de guerre auprès des Suédois, que je considére ennemis formels et déclarés de notre sainte religion, lequel autrement, et hors de cet égard seulement, tant auprès du dernier et défunt roi de Suède, qu'auprès du connétable Wrangel, comme qui tous deux me faisoient l'honneur de faire quelque estime de moi, ne m'auroit au reste certes pu manquer, de sorte qu'au moins il n'a pas tenu à moi à avoir continué le métier ou profession de la guerre.

»Depuis l'enfance de mes deux fils je n'ai, grâces à Dieu, au moins sciemment ne rien négligé ou épargné pour leur éducation, et après les études des classes sous les pères jésuites tant de Coblence et de Cologne, que du Pont-à-Mousson et de Metz, et du collège de Clermont à Paris, je les ai pourvu de gouverneurs et précepteurs fort habiles et ca-

pables, entre lesquels il y a eu le tant à Venise et par toute l'Italie renommé père Charles Maurice Votta Piemontois, et le tout admirablement bien accompli père Louis Jobert, Parisien, tous deux jésuites, et leur ai fait apprendre les langues et tous les exercices de cavalier à Besançon et à Florence, et de même les ai aussi fait voyager et voir la France et l'Italie, de sorte qu'à moi certes il n'a pas, Dieu merci, tenu, qu'ils n'ayent appris et se soient faits selon ce que j'aurois désiré, et ce autant pour mon contentement, que principalement pour leur propre bien, mais l'aversion insurmontable que tous deux ont eu contre les études et la lecture, m'ont privé de l'attente que j'avois autrement conçue d'eux, assavoir, qu'ils auroient un jour pour le moins autant entendu et pris plaisir comme moi ès controverses et ès belles lettres, et qu'ils auroient goûté le tant doux et profitable divertissement de la lecture, et joui du fruit d'icelle au besoin qu'ils en auront un jour, car un prince bien instruit ès controverses peut parfois faire bien plus que non pas un ecclésiastique et théologien par l'autorité persuasive et la commodité de la conversation avec ses semblables et gens de qualité, outre qu'il ne fait que bon qu'un prince soit son chancelier et secrétaire d'état, et intendant de ses affaires, et le principal et bien entendu gouverneur de ses places lui-même. Ce n'est pas que hors cela l'aîné ne soit tout-à-fait sage, doux, discret, vertueux et de bon esprit, et qui prend garde à son fait, et lequel en la guerre auroit admirablement bien réussi, de même il est grand chasseur, et a certes bien profité et réussi en tous les exercices du corps. Le second a assez bonne grâce à danser, et tous deux, Dieu merci, n'aiment point la débauche du vin ni du jeu.

»L'année 1668 l'état des affaires et de ma maison et beaucoup d'incidents, circonstances et raisons l'ont, dis-je, ainsi porté, que tous mes deux fils, et qui est de plus, à la fois, en cet autrement encore si jeune âge de vingt et une années et ayant sans cela encore l'entretien de deux douairières de mes frères et deux filles de mon second frère sur les bras,

et même l'aîné de mes fils ayant autrement déjà été chanoine assez avancé de la cathédrale de Cologne, que, dis-je, ils se sont pourtant et ce avec mon bon plaisir mariés, a savoir l'aîné à Marie-Anne comtesse de Löwenstein-Wertheim, laquelle très-ancienne et très-illustre maison est une branche de la maison électorale Palatine: et le second avec dispensation du pape à Sophie-Magdeleine comtesse de Salm-Reifferscheid, fille de ma propre soeur Magdeleine, laquelle très-ancienne et très-illustre maison des comtes de Salm provient de la maison de Lorraine. Toutes mes deux belles-filles sont d'une non médiocre beauté et, Dieu merci, fort vertueuses et accomplies et ont toutes les qualités décentes à de jeunes princesses, et mes fils sont fort heureux à avoir si bien rencontré, aussi bien n'aurois-je jamais permis, qu'ils eussent épousé des femmes autres que de la religion catholique, et pour des princesses catholiques en l'Empire on n'en trouvoit pas justement maintenant, ou qu'elles fussent pour nous ou nous pour elles.

»Quant à ma taille, elle ne se peut dire grande ni petite, je suis, Dieu merci, droit de corps et ne crois pas de devenir jamais gros: en mon enfance et jusques à l'âge de vingt années, et bien que j'aye le nez un peu camus, on m'a tenu pourtant un peu pour beau, au moins comme l'an 1636 la reine-mère defunte de France avec applaudissement du cercle à S. Germain, et puis la duchesse de Guise à Florence se le persuadoient, et disoient qu'il faudroit que j'eusse eu une belle mère, pourtant je ne me suis jamais guères complu en cela, au contraire depuis un assez long-temps déjà je ne m'ai jamais pu souffrir au miroir: mon tempérament et ma complexion est chaude, humide, et sanguine, et, grâces à Dieu, fort saine, car hors les maladies de la rougeole et petite verole en l'enfance, et puis comme pour le tribut ordinaire de tous les apprentifs en guerre, des fièvres, en la première année de la campagne j'ai toujours été pour la plus grande partie de ma vie très-sain, bien que je sois sujet aux défluctions et aux lienteries, dès que je fais seulement

en mangeant et chargeant trop mon estomac le moindre désordre, car bien que sain, pourtant je ne suis point pour cela des plus robustes, ains très-facile à émouvoir à des diarhées, ce qu'on tient d'ordinaire pour un bon signe, bien qu'en une méchante cause, je gagne aussi très-facilement ès étuves tant soit peu chaudes des rhumes, et à cause qu'il y a près de trente années que pour blanchir les dents, un peu d'esprit de vitriol m'est tombé sur les gencives, et les a un peu corrodées, et que facilement elles saignent, il y a eu divers médecins qui ont cru, que j'avois le scorbut, et j'en ai eu même belle peur et alarme, et ne sai ce que n'ai fait pour cela, et ce d'autant plus que feue Madame ma mère l'a eu et en est morte, mais depuis près de trente années en deça n'en ayant jamais vu ni aperçu les signes ou des taches, ni expérimenté les effets ou symptomes et douleurs de ce mal, il est aisé à voir, que ce n'a été, Dieu merci, autre chose qu'une vaine appréhension: toutes les années autrement j'ai de coutume à me purger et faire saigner, et depuis la composition et correction d'un assez gros livre en allemand, et pour avoir tant vaqué aux correspondances, et à lire et à écrire jour et nuit, je me suis un peu beaucoup débilité la vue, et des catharres assez incommodes se font parfois sentir: au reste soit par chaleur de reste ou hélas plutôt pour tant et tant de grandes traverses, fâcheries, peines et fatigues souffertes en ma vie, je suis devenu à l'âge de quarante et une années déjà fort chenu et fort ridé et ainsi assurément guère beau: vrai est que tous mes frères, qui sont arrivés vers cet âge-là, l'ont aussi été, et si quelque accident imprévu ou mal de contagion ne me survient, je croirois pouvoir arriver à l'âge de mes pères, assavoir de peut-être soixante et quelques années, puisque selon toutes les apparences j'ai toutes les parties intérieures encore, Dieu merci, saines.

»Mon plus grand contentement en ce monde et ce, grâce à Dieu, même dès mon enfance est, et a toujours été et le sera aussi jusques à la fin de ma vie, le désir qu'il n'y eût

que la seule véritable religion au monde, et que tout allât selon la droite raison, et pour cela étant encore protestant calviniste, je zélois autant pour la dite religion, que je me persuadois en ce temps-là être la plus pure, comme maintenant j'ai le sentiment pour la catholique. Et pour cela aussi je pratique plus volontiers avec les Italiens et François comme qui ont pour l'ordinaire plus le sens commun que non pas les Allemands, et suis plus volontiers en ces pays-là que non en ma patrie, surtout à cause de l'ivrognerie, laquelle met tout-à-fait hors de gonds les petites gens de service, sans cela pour l'ordinaire simples et stupides de leur naturel, car c'est une chose assurée, que d'ordinaire un homme de peu d'esprit s'enivrera bien plutôt que non pas une bonne tête qui sait porter le vin et ce qu'elle fait.

»Puisque en la première partie et tout au commencement j'ai déjà fait mention que bien qu'en la religion dite réformée ou calvinienne que pourtant dès mon enfance j'ai été élevé en la piété et crainte de Dieu, et que cela pourroit paroître quasi comme un paradoxe, principalement à de tels catholiques, qui n'ont jamais bien hanté et pratiqué les protestants et qui ne s'entendent guères aux controverses, ains jugent par de certains préjugés souvent très-faux et contraires à la vérité, je dirai et ce seulement pour donner témoignage à la simple et nue vérité et non point du tout, Dieu m'en garde, pour en cela flatter ou recommander l'hérésie des protestants, que feue Madame notre mère faisoit faire réglément à nous frères trois fois le jour de cette façon la prière, premièrement le matin au lever, secondement immédiatement après dîner devant les études, et tiercement le soir au coucher, en chantant ensemble dévotement un pseaume, hymne ou cantique spirituel, en lisant un ou plusieurs chapitres de la Bible, et puis en disant la prière, outre cela toutes les semaines il falloit entendre, à savoir le dimanche deux et puis le mercredi et vendredi chaque fois un prèche, il falloit savoir par dessus cela par coeur tout le grand catéchisme de Heidelberg et plus de deux cents des

plus belles sentences de l'Ecriture Sainte, et en nos voyages de France et à Genève on nous a fait toujours ainsi continuer, et je ne mentirai pas, quand bien je dirai que je sais encore maintenant et pour le présent près de cent pseaumes et cantiques spirituels de ma langue par coeur, èsquels comme il n'y a rien contre la foi catholique et ainsi point de mal, je chante même encore pour le présent parfois en mon particulier, et surtout aux voyages et promenades, et ne puis dire quel bien même cela m'a fait pour entretenir un peu l'esprit de piété et de se pouvoir consoler ès afflictions et adversités: la lecture de deux livres de dévotion et moralité, assavoir la pratique de piété de Jeremie Dyche, et la Sonde de la conscience d'Emanuel Sompton, tous deux très-célèbres auteurs protestants anglois, que j'ai lu traduits en françois, et ôtez en seulement quelques propositions hérétiques, sont autrement assurément très-utiles, m'ont donné après la Sainte Ecriture, que maintenant tout au moins j'ai lue d'un bout à l'autre plus de treize fois, et le divin livret de Thomas de Kempis, la connoissance et affection pour la piété et moralité. Je sais encore bien le temps, qu'étant tout-à-fait persuadé par ces livres pour une telle sanctification du jour de dimanche, qu'à Genève à l'âge de quatorze et quinze ans en un tel jour j'aurois été très-scrupuleux de lire ou écrire une lettre, ou de lire en un livre d'histoire, et hors seulement d'une promenade vers le soir, prendre la moindre récréation, et employois réglément au moins dix heures ledit jour à rien autre chose qu'à prier Dieu, chanter des pseaumes, méditer, lire en la Sainte Ecriture et livres spirituels, et à entendre les prèches et après iceux les récapituler avec une ardente prière, et faire le matin et le soir l'examen exact de conscience de tout ce qui pourroit être passé, sans parler de la tout-à-fait religieuse préparation pour leur cène, qu'en ce temps là je croyois être la vraie communion eucharistique, ôh quel grand dommage étoit-ce, qu'en ce temps là je ne reconnoissois pas encore ma véritable bonne et innocente mère, assavoir l'église catholique et romaine, que hélas pour lors je croyois être

tout ce que la calomnie de l'hérésie protestante a inventé contre elle.

»Quant à mon naturel j'ai, Dieu merci, l'esprit assez vif et pénétrant, et un peu de jugement aussi, outre cela Dieu m'a doué d'une non médiocre mémoire, mais laquelle hélas je sens maintenant pour l'avoir trop usée beaucoup affoiblie, harassée et diminuée, et suis assez chaud et plus colérique que je désirerois, mais cela passe tout aussitôt, pourvu que celui qui m'en donne sujet, reconnoisse sa faute, mais tant qu'on veut encore dissimuler, nier, contraster et me fatiguer et harasser, j'ai bien de la peine à me vaincre d'oublier, à ne retourner à la moindre occasion toujours de nouveau sur mes pas, à engronder et tâcher de lui faire voir le tort qu'il a, et comme d'un côté je ne me mets jamais en colère, que je n'aye quelque raison, et au moins selon ma science et conscience la justice de cause pour moi, aussi de l'autre côté il faut que j'avoue principalement, quand on m'en baille sujet à ne se vouloir pas reconnoître, que j'excéde souvent un peu trop, quant à l'immodération donnant trop de lieu à l'ire et à la colère, et m'en dommageant souvent par icelle bien plus, que non celui contre lequel je me fâche, je puis au reste grâces à Dieu fort bien pardonner.

»Pour mon changement de religion, puisque qu'aussi bien et entr'autres aussi en ma lettre écrite aux cinq ministres de la religion prétendue réformée de Charenton, j'y ai mis en quelque façon les particularités, et qu'ès livres et traités imprimés ès trois langues beaucoup par ci et là de cela se trouve, ains je le veux brièvement passer et le dire le plus succinctement que je peux, je l'attribue 1. à la pure grâce de Dieu, et ce par la voie ou instrument de la résignation et affection non affectée que toujours depuis que je me connois, j'ai eu par sa grâce pour la vérité et pour l'exaltation de son grand et saint nom. 2. Je l'attribue aussi aux dons qu'il ma baillé d'un peu d'esprit, et de ne me pas laisser volontiers tromper ou abuser, et à être curieux des choses qui m'importent. 3. A l'éducation ès moralités et études

qu'on m'a fait faire des controverses, sans quoi je serois croupi comme tant d'autres en l'erreur. 4. Que j'ai un peu voyagé et vu le monde et l'exercice public de toutes sortes de religions. 5. A l'amitié contractée avec le tant pour la religion zélé et tout-à-fait généreux Monsieur prince Palatin duc de Neubourg: et 6. à la conversation avec des gens doctes et l'ouïe des sermons des controverses du père Alphonse Staimos augustin à Vienne, et de la connoissance avec le tant connu père Valerian Magni Milanois, capucin, et de Messieurs les deux frères de Walenburch, maintenant évêques suffragans des archevêchés de Mayence et de Cologne et de quelques très-doctes et renommés pères jésuites. 7. A la lecture assidue de la réplique du cardinal du Perron au roi d'Angleterre, item du livre *Speculum veritatis Brandeburgicum,* et de la réfutation par le père Laurens Forer jésuite et insigne controversiste, de la nouveauté du papisme de Pierre du Moulin, et encore d'autres livres et traités de controverses, qui m'ont baillé l'occasion à penser à moi et de trouver la cache. 8. Les diverses disputes auxquelles j'ai assisté et fait tenir entre divers ministres et théologiens de part et d'autre, et finalement 9. il faut que je dise de rechef, la grâce de Dieu par la force et évidence de la vérité m'a fait résoudre ou autrement, et très-assurément si j'eusse voulu avoir égard aux respects temporels et mondains, je sais, qu'en ce temps-là même de la poursuite du procès à Vienne contre Cassel, je prévoyois fort bien, qu'au lieu de m'aider par ledit changement, je lierois seulement et plutôt encore par là et en telle conjoncture, tant plus à l'empereur les mains à me pouvoir aider et rendre justice, puisque la maxime d'état de n'offenser pas pour lors, et ce à cause de l'élection de son fils en roi des Romains, les principaux des protestants d'Allemagne, prévaloient en cette, comme presque en toutes les autres cours des potentats catholiques, à la compassion pour un particulier et au zèle pour l'intérêt de la religion et justice, et je savois bien, que ni de la cour de Rome, ni d'aucun potentat catholique je ne pourrois pas pour cela espérer aucun

émolument, et que je perdrois par là non seulement l'affection de ma parenté, et de la à moi autrement si chère patrie de Hesse, où les ministres, et la noblesse, et milice me regardoient en ce temps-là au moins tout d'un autre oeil que non pas présentement, et de même aussi beaucoup de mes confidents et amis, tant en Allemagne qu'en Hollande, France et Suisse, mais de plus la autrement si chère réputation devant le monde, puis qu'il n'y a rien de si certain, assavoir que tous les protestants alors vous deviennent ennemis, et des catholiques, pour la plus grande partie tièdes et mondains, on n'a aussi à attendre toujours grand applaudissement, et que cela intrigueroit, et ce à cause de la religion, et de l'humeur, visées, et intérêts différents de mes deux frères, les brouilleries avec la maison regnante de Cassel encore bien plus, et rendroit le tout très-difficile et inextricable, mais grâces à Dieu ayant commencé une fois à reconnoître et goûter, et ce principalement par la déjà mentionnée lecture du livre du cardinal du Perron, la vérité, et en ayant certainement senti aussi intérieurement en moi les témoignages et inspirations du S. Esprit, la miséricorde Divine a parachevé son oeuvre à m'y faire résoudre, et à montrer sa force en ma foiblesse, car sans consulter la chair et le sang, sans d'avantage marchander, et qui est de plus, sans pouvoir prévoir aucun solide appui de ce monde, ains plutôt toutes les grandes incommodités et traverses qui m'en reviendroient, j'ai pourtant et non obstant cela, avec l'aide de Dieu généreusement franchi le pas, que d'autres à cause des respects et égards mondains ont parfois tant de peine à surmonter: et certes qu'en vérité et sur ma conscience je peux dire, que parmi tant d'ennuis et fâcheries indicibles, que de tous côtés j'ai souvent soufferts, et desquels je me vois environné en ce si pervers et inique monde, et qui m'ont accablé en ma vie, une de mes plus grandes consolations, et presque mon unique contentement en ce monde est, que Dieu m'a au moins choisi pour instrument de l'établissement de la religion catholique en cette mienne comté inférieure de Catzenelnbogen, qui ne

consiste pour ma part (car la maison de Hesse-Darmstatt outre la comté supérieure en a aussi une, assavoir le bailliage de Braubach) qu'en la ville de S. Goar, et les trois bailliages de Rheinfels, Reichenberg, et Hohenstein, et ainsi en quelques soixante tant grands que petits villages, là où devant ma conversion il n'y avoit point du tout d'exercice ni de communiants catholiques, et maintenant pourtant, grâce à Dieu, le nombre à Pâques arrive déjà ès trois paroisses catholiques de S. Goar, Nastetten et Schwalbach à, si non plus, au moins guères moins de quinze cents communiants, lesquels, à cause qu'il y a quelques uns de mêlés, et qui habitent sous des seigneurs voisins protestants, s'ils ne sont pas tous mes sujets, au moins le sont ils de notre Seigneur JESUS CHRIST, et qui s'y recouvrent pour le soulas de leurs ames, qu'en leur demeure on ne leur veut concéder.

»Je suis au reste et ce grâces à Dieu, d'un naturel sincère et tout-à-fait ouvert, et je ne saurois pas bien dissimuler ou cacher les torts qu'on me fait, ni celui qu'on fait à la vérité et justice, aussi dès que j'ai quelque chose sur le coeur, il vaut mieux qu'on me permette que je le jete incontinent dehors, que de le retenir longuement en mon sein.

»Grâces en soient aussi rendues à Dieu, je suis un très-religieux et fidèle observateur de ma parole et de mes promesses, mais ce pourtant bien entendu, et non autrement, qu'à condition, qu'on ne me contrevienne pas aussi à ce qu'en contre-échange on m'a promis, ou à quoi réciproquement je m'attends.

»Pour le courage qu'un cavalier d'honneur et de ma condition doit avoir, comme d'un côté je ne me pique ni saurois vanter d'aucune braverie, comme ou aussi-bien parfois les étourdis se font voir plus que les advisés, aussi de l'autre côté, grâces à Dieu, pendant la guerre j'ai autant il me semble qu'un autre pu regarder dans le blanc des yeux et en la bouche des pistolets de ceux qui me vouloient faire ce qu'à eux je prétendois faire et ès occasions de la seconde bataille de Nordlingue, proche d'Allersheim et du secours

de Gesecke, où à la tête de mes troupes j'ay eu les chevaux tués sous moi, et en la surprise de six régiments lorrains l'an 1644 à Merode au pays de Juliers, où moi tout le premier de l'avantgarde que je conduisois fus aussi le premier à entrer pêle-mêle dans le quartier avec la garde de l'ennemi, et en tant d'autres factions militaires, où je me suis trouvé et là où il falloit nécessairement au moins avoir la résolution de ne pas craindre la mort au préjudice de la réputation, il me semble que je l'ai témoigné par les effets, et jamais, Dieu merci, j'ai reculé où il eût fallu avancer, mais pour tout cela je n'ai pas été de ces braves et duellistes, et Dieu en soit loué, j'ai eu le bonheur, comme je n'ai jamais donné sujet d'être provoqué à une chose, où l'ame ou bien la tant chère réputation mondaine ont à pâtir pour toujours, aussi me suis-je de la façon comporté à n'avoir pas eu besoin d'en venir là, car je l'ai estimé pour un des plus grands malheurs qui me sauroient arriver ou de mettre, et cela selon le consentement unanime de tous les théologiens de toutes les religions, mon ame en danger évident de la damnation éternelle ou bien d'être devant le monde tenu pour tout autre, que, grâces à Dieu, je suis et dois être, et pour cela j'ai évité le plus que j'ai pu toutes les occasions; vrai est que par deux fois et ce non par ma faute j'en ai été bien proche et déjà résolu en ce cas de faire préalablement mon testament, de me confesser et communier et puis d'aller par tout là où il m'auroit plu et si alors quelqu'un eût voulu tirer le pistolet ou épée contre moi, alors comme pour me défendre seulement, je n'aurois pas laissé la mienne dans le fourreau. En la guerre le principal que j'ai fait et ce de mon chef a été le secours, que j'ai donné à l'armée de Hesse l'an 1648 à Gesecke ville proche de Paderborn, à notre général Jean Geiso qui très-imprudent s'y étoit laissé non seulement enfermer, mais de plus par-dessus cela encore avoit oublié les munitions de guerre à Lippstatt, par le général de l'empereur, le maréchal-de-camp baron de Lamboy, et où sans le secours que moi et mon lieutenant-colonel en

deux divers jours lui donnâmes, il eut fallu, qu'il rendît en peu de jours toute l'armée à discrétion prisonnière de l'ennemi, et ce fut avec cinq cents chevaux, qui seuls restoient encore de notre cavalerie hessienne point enclavés en la dite ville, qu'il fallut que j'attaquasse toute la cavalerie de l'ennemi qui consistoit en trois mille cinq cents chevaux; et le général Geiso sans aucune nécessité et contre la parole donnée et le concert que nous avions pris ensemble par un lieutenant sorti et envoyé dehors la place, après avoir entendu le signal aposté, que de Lippstatt, une des nos garnisons voisines, par quatre demi-canons j'avois fait bailler, au lieu de se joindre à moi à gauche, et cela selon comme nous étions convenus, prit et ce de propos délibéré, seulement pour ne se vouloir mettre au risque de combattre avec les ennemis, la main droite et se sauva ainsi avec toute la cavalerie, là où paraprès moi, bien que j'avois déjà enlevé le quartier et même celui un peu retranché du duc de Holstein, je fus entouré de toutes les forces ennemies, et toutes mes troupes taillées en pièces, où moi, après avoir eu le cheval tué sous moi, je fus fait prisonnier et eus dix-huit coups de balles de trois mousquetons ou carabines tirées à la fois en mes habits, desquels par une singulière grâce Divine et par un voeu auparavant fait de cent écus pour les pauvres, pas une seule me blessât, hormis une, et cela encore seulement très-legèrement au côté, car je n'avois pas pour lors ma cuirasse avec moi: toute l'action se trouve décrite au long dans le Théatre de l'Europe in folio en Allemand de la dite année, mais laquelle en égard du général Geiso y a été pour lors un peu adoucie, et quant à sa faute tout-à-fait dissimulée, je l'appelle faute non qu'il y eut manque de courage de son côté, car enfin c'étoit un homme qui pouvoit voir son homme en face et qui a fait de belles actions et lequel en la même année à gagné la bataille de Grevenbruch contre le général impérial Lamboy, mais bien du jugement à s'imaginer l'affaire tout autre qu'elle étoit, car s'il se fut seulement et selon ce que nous étions déjà convenus ensemble, joint à moi comme

qui avois déjà rompu et séparé les quartiers des ennemis, nous nous en pouvions tous ensemble aller à peu d'heures seulement de là, assavoir au château de Neuhaus, une de nos garnisons proche de Paderborn en toute sûreté. L'an 1646 tout proche de Zigenhain une des principales forteresses de Hesse, je me suis aussi seul avec mon régiment de cinq cents chevaux seulement résolu de disputer le passage et donner entre-temps loisir à nos autres régiments de cavalerie, logés arrière moi, de se sauver sous le canon de la forteresse dudit lieu, à plus de trois mille chevaux ennemis que les trois sergents de bataille de l'empereur, de Bavière et de Hesse-Darmstatt joints ensemble, assavoir Mercy, Fleckenstein et Eberstein, conduisoient pour nous surprendre et n'eus autre perte qu'après qu'il fallut que je me fisse jour de passer au travers d'eux, que d'un seul étendard, que le cornette, le jeune Beckerman, fils du défunt général-major de ce nom, ayant eu le cheval tué sous lui, ne voulût jamais rendre vif aux ennemis et de quelques trente maîtres, mais ce fut au prix de la perte de tout mon bagage; j'ai vu au reste pendant la guerre près de vingt tant grands que petits siéges, et ne compte pas les autres occasions ou actions militaires, où Dieu merci j'ai toujours tellement réussi que mes supérieurs ne se sont point plaints de ma petite conduite et au moins n'ai-je jamais fait, Dieu merci, déshonneur à ma naissance.

»Tant à la guerre qu'ès voyages j'ai toujours été très-vigilant, actif, et adonné à la fatigue et ce même parfois avec incommodité et plaintes de mes officiers et serviteurs, mais après tout, bienque je ne blâme pas l'exercice de la chasse, si est-ce que jamais je n'y ai eu grande inclination, ni de faire profession de piquer les chevaux du manège, mais pour courir la bague autrefois à Genève j'y ai assez réussi, et pour tous les exercices violents où il faut une grande force de corps, ce n'est pas mon fait. Pour le jeu, je n'en ai su jamais autre que le piquet, la bête et aux dames, mais tant s'en faut que je sois adonné à cela, qu'outre que

jamais je ne joue haut jeu, et guère plus long-temps d'une heure seulement, c'est qu'il y a parfois des demies années entières, que je ne joue, et comme je suis toujours pensif à d'autres choses, aussi je ne m'y applique guères.

»A Paris et à Genève à l'âge de treize, quatorze et quinze années, comme entr'autres aucuns encore vivants ministres de la religion réformée et autres en pourroient rendre témoignage, je prenois déjà plaisir à paraphraser en l'Ecriture Sainte et en la morale et à concevoir des prières et faire des discours, concepts et idées de choses spirituelles, politiques et historiques, mais il faut qu'à ma grande confusion et pour rendre témoignage à la vérité et à ne rien du tout dissimuler que j'avoue, que pour apprendre la grammaire, logique et le latin, j'avois presque autant de répugnance et à tout ce que de cette sorte on me faisoit apprendre, comme tout au rebours j'étois de moi-même très-adonné à lire ès trois autres langues, assavoir allemande, françoise et italienne, et pour cela jamais je n'ai bien parlé ni su écrire en latin, et depuis à la guerre et pendant les voyages, pour ne le point exercer, j'ai par dessus cela encore beaucoup oublié du peu que j'en savois, et ainsi il ne mérite pas que j'en parle, mais je puis pourtant très-bien entendre les auteurs, qui ont un stile facile et clair, comme un Bellarmin etc. et pour les matières des livres, que j'ai toujours volontiers lues, elles ont été et sont encore présentement les livres de piété, morale, et de controverses, comme aussi de politique, art militaire et histoire, et ne mentirois pas, quand bien je dirois que depuis trente années en deça j'en ai lu une telle quantité de toutes ces sortes de livres qu'on en composeroit une non médiocre bibliothèque, et si j'en voulois faire la liste certes on s'en étonneroit et on verroit de belles curiosités, et de tous mes voyages j'en ai toujours amassé et apporté pour en fournir ma bibliothèque, aussi ai-je parfois fait des voyages exprès tant en France qu'en Hollande presque uniquement pour faire seulement emplette de bons et curieux livres, pour paraprès pouvoir tant mieux passer

l'hiver chez moi, non moins à la guerre, qu'en mes voyages, non seulement ès carrosses et litières, mais même souvent dans les poches et à cheval j'ai porté des livres sur moi, et dès que seulement au quartier ou à l'hôtellerie j'ai eu le moindre temps, tout à l'heure je l'employois à la lecture: vrai est que j'ai ce défaut, que comme je lis fort vite, et pour dire ainsi dévorerois quasi volontiers un livre tout entier, qu'aussi je n'en tire de bien loin le fruit, comme font ceux qui avec plus d'application et assiduité se gouvernent, mais je le remplace paraprès par la quantité. Pour écrire je suis seulement par trop, et ce au préjudice de ma vue, laborieux, et n'oserois pas presque dire tant que par fois j'ai écrit, et fais les minutes et conceptes presque toujours moi-même, comme de quoi je me trouve après tout le mieux servi. Au moins faut-il que tout passe par mes yeux, et difficilement je me résous à me fier sur mes copistes sans le revoir moi-même.

»Au moins selon que je me reconnois d'être intentionné, je ne me crois pas superbe ni adonné à la vanité, car si parfois, et ce tant à Rome, qu'en quelques cours et envers quelques électeurs et princes, je me suis laissé porter à prétendre tel ou tel traitement, titre et rang, cela s'est fait plutôt à la contemplation et selon le vouloir de quelqu'un de mes grands patrons, parents et amis, ou pour ne faire tort à ma, grâce à Dieu, très-ancienne et très-illustre maison de Hesse, et même le plus souvent contre ma propre inclination, sentiment et protestation.

»Mes divertissements, outre la tant de fois déjà mentionnée lecture, application de mes affaires, et entretien de mes correspondances, et la conversation avec des gens pieux et doctes en controverse, morale et belles lettres, ou avec ceux qui sont raisonnables et expérimentés en guerre et de bon entretien, et de l'application de mes bâtiments, sont au reste la promenade, les musiques, que j'aime, bien que je ne m'y entends pas, et les comédies, outre cela quelque pêche de poissons, et à voir des curiosités, et pour avouer

la vérité, j'aime aussi en quelque façon la compagnie des femmes, et priserois devant toutes autres celle des femmes de France, pour leur spiritualité et bonne façon, si ma commodité seulement à cause des moyens permettoit d'être en ce pays-là, et puis aussi que ces à moi tout-à-fait déplaisantes manières des François, principalement des courtisans, dames, et jeunes gens ne m'en dégoutoient, comme qui vous regardent et observent depuis la tête jusques aux pieds, et du moindre défaut ou geste et port du corps, ou de modes et façons d'habits, ou de la prononciation vous jugent et raillent; et l'unique raison, pourquoi pour mon contentement, et pour ne m'enterrer pas devant le temps, je préfère le séjour de Venise à tout autre, que je parle volontiers des choses sérieuses, et pour cela je ne suis point d'ordinaire pour les dames, ni pour tous les discours affectés des amours et modes, pour lesquelles je me déclare ignorant et ennemi tout ensemble, aussi n'ai-je jamais voulu lire les poëtes ni les romans, j'aime aussi fort à traiter raisonnablement, et cela selon le peu de mes moyens, et le tout sans superfluité et faste, comme que je ne saurois souffrir, mes bons amis à table et à faire bonne chère, et c'est une des choses èsquelles je me plais assez, car je suis aussi fort sensuel à volontiers bien et beaucoup manger, et hors le fromage seulement, comme que je ne saurois souffrir, je mange de tout, et ne suis pas difficile à contenter, et bien que je ne saurois ni ne veux nier ou dissimuler, que principalement à la guerre, hélas! j'ai fait faire à la mode d'Allemagne souvent de très-grandes débauches en ivrognerie, et que je me sois parfois assez plu à faire bien boire et enivrer le monde, et que moi-même aussi j'ai beaucoup excédé, et peut-être préjudicié en cela à ma santé, si est-ce que pourtant et nonobstant cela qu'en vérité je puis dire qu'entre cent et cent fois je ne me suis jamais enivré une seule fois pour le goût ou volupté du vin, mais uniquement pour rendre les autres souls et ridicules, et r'emporter l'applaudissement de les avoir selon la mode d'Allemagne bien traités et festoyés,

et ainsi leur avoir fait bonne chère et grande débauche, mais depuis ma conversion à la foi catholique je m'en suis, Dieu merci, quasi tout-à-fait et d'une telle façon retiré, que ce n'est presque plus rien, aussi bien étoit-ce le temps de le faire, car peut-être que je ne vivrois plus, et aurois ulcéré les poumons.

»Quant à l'article de la chasteté c'est là, où je puis et dois baisser les yeux et hausser les épaules, gémir et exclamer avec le prophète royal: *Si mei non fuerint dominati tunc immaculatus fuero,* et comme d'un côté je ne veux pas, comme aussi bien je ne saurois nier et dissimuler mes grands défauts, indécences et, hélas, même scandales donnés en un ou autre temps en ce genre, pourtant en des pays où, hélas, on en prend guère, et ce plutôt me laissant entraîner à la sensualité qu'à aimer pour cela le vice et pour complaire aux mondains et me mettre hors la renommée de la bigoterie et de la singularité, aussi de l'autre côté je n'en puis accuser la doctrine de pas une des religions, soit de la catholique ou de la protestante, comme que toutes deux enseignent tout le contraire et avec l'Ecriture Sainte, *Quoniam qui talia agunt, regnum Dei non possidebunt.*

»Si j'étois un potentat, je voudrois plutôt manger en vaiselle de terre ou de bois, qu'à voir mes soldats mal payés, et les pauvres innocents sujets ruinés et traités comme par des barbares: Dieu merci, en la grande guerre d'Allemagne j'ai toujours tenu mes mains nettes de tous profits et concussion, et hors seulement un présent qu'une fois de trois villes je me fis bailler, en les induisant à cela par les menaces des quartiers, que je disois vouloir prendre chez eux, et lequel présent, de quelques centaines d'écus seulement, après ma confession générale, de mon propre chef, et sans ordonnance du confesseur, seulement pour jouer au plus sûr, et ce certes au grand étonnement des magistrats de ces lieux-là et contre toute leur attente, j'ai rendu, je me suis au reste toujours, Dieu merci, contenté de mes bien que petits gages, et ai vécu d'iceux, et ai même payé souvent

les pauvres gens chez lesquels je logeois pour ma personne, quand à rien moins qu'à cela ils s'attendoient, et croyoient qu'on se moquoit d'eux, aussi bien ai-je plus dépensé, que non avancé à la guerre.

»Quant à l'administration de ma régence, je puis dire en vérité, qu'au moins mon intention est, et a toujours été, et le sera aussi à l'avenir, de ne faire rien qui ne soit juste et raisonnable, et si j'étois tout-à-fait et en tout absolu, et qu'en outre le malheur de la division de religion ne fut, je m'evertuerois à donner même un modèle comme un petit état bien policé peut-être gouverné, et la pauvreté tout autrement qu'elle n'est soulagée, et comme le spirituel et temporel tout ensemble se peuvent entredonner les mains en bonne harmonie. Car je déteste la manière de la plupart de nos princes d'Allemagne, lesquels par exemple à l'occasion des subsides de la guerre d'Hongrie contre le Turc, ou de quelque autre armement ou affaire d'état, et qui a été résolu et conclu en une diète de l'Empire ou provinciale, leveront encore au moins une fois plus de leurs pauvres sujets, que ce qu'y va effectivement. Les conseillers et officiers, qui me voudroient flatter et persuader d'empiéter sur les droits et priviléges de mes sujets, ou de quelques-uns de mes voisins foibles, ou de quelque particulier, ne m'oseroient comparoître, de même pour travailler beaucoup par des services et corvées pour la chasse, ou d'en envoyer à droite et à gauche les sujets sans nécessité, c'est de quoi que j'espère que mes sujets ne se plaindront pas de moi, et plût à Dieu que j'eusse seulement le pouvoir de leur démontrer encore davantage mon coeur paternel, et que d'une ou d'autre façon je n'en fusse empêché et rendu perplexe par d'autres, ils éprouveroient ce qu'ils auroient en moi, aussi, Dieu merci, ils ne se plaignent pas, à ce que je sache, de ma conduite, et sont aussi en effet moins chargés que tous leurs voisins.

»Au reste je ne crois pas me tromper en me croyant un bon et discret maître de mes gens, car je me sais fort au moins de mon inclination et aussi de preuves que j'en

donne par les effets, et pas un d'eux pourra jamais dire que je lui dois quelque chose, au contraire divers, nonobstant la ténuité de mes moyens, ont encore été récompensés par moi, et Dieu sait quel coeur j'ai pour ceux qui me servent fidèlement et ce que j'ai pourtant parfois souffert des ingrats et méconnoissants: au reste depuis tout le temps de ma vie, pour dire la vérité, Dieu m'a presque toujours, selon l'état d'un prince, tenu, quant aux moyens et argent comptant, un peu bas et assez court, car jamais je ne suis encore arrivé à pouvoir dire, voilà deux ou trois mille écus en avance ou de réserve, aussi pour le dire ingenuement, il faut que j'avoue mon foible en cela, je ne crois pas, quand même je l'aurois, que je serois pour amasser des trésors et mettre beaucoup en réserve, car jusques ici à moins de ne faire tout ce que j'ai fait et de me priver ainsi aussi d'un peu de passe-temps et de satisfaction par les voyages, je n'ai rien pu mettre en arrière, mais peut-être, si je n'eusse pas eu l'entretien de deux douairières de mes deux frères et des filles du second, et outre les bâtiments tant d'autres charges et frais sur les bras, que j'aurois pu encore épargner quelque chose, tout ce que je puis faire et laisser à mes fils, c'est de leur laisser franc et libre tout ce que j'ai sans aucune dette: depuis vingt années en deça je porte toujours comme David son ame, ainsi aussi moi mon état de la recette et dépense de mes rentes et affaires quasi continuellement en mes mains, de quoi je me trouve merveilleusement bien, aussi à moins de me tenir à cela, il n'auroit pas été possible avec si peu, mes rentes n'arrivant une année en l'autre guère plus qu'à quelque cent mille francs seulement, de faire encore tant, et pour cela on trouve presque tous les appartements où je me trouve et passe par ci et par là parfois, crayonnés de chiffres et comptes, et je fais aussi en termes réglés rendre les comptes à mes officiers tous les quartiers semestres ou années, suis aussi, Dieu merci, très-exact et ponctuel à payer ce que je promets ou dois, tellement que là-dessus on peut faire fondement et défie qui que ce soit à démontrer en-

vérité le contraire, vrai est qu'à cause que je ne veux pas entreprendre une chose autant injuste qu'impossible comme qui est de m'engager au payement des grandes dettes de feu mon second frère le landgrave Frédéric.

»Pour le fait de la religion et exercices de piété pour autant que je me connois, je zéle sérieusement pour la première et j'aime aussi plus que, hélas, je ne pratique, la seconde, et bien que je ne me puis pas dire dévot, j'estime et prise pourtant la dévotion et ceux qui s'y adonnent, et au prix de plus pires je la cultive au moins encore en quelque façon, car sans hypocrisie et menterie je puis dire que pour la prière le matin et le soir je ne l'oublie jamais et me communie au moins huit fois l'année, mais je me confesse bien plus souvent, j'entends tous les jours, pourvu que j'en aye seulement la commodité, la sainte messe, j'assiste les jours de dimanche et de fêtes aux sermons et vêpres, je dis quasi tous les jours mon chapelet, les litanies, et les sept pseaumes pénitenciaux: autrefois et par l'espace de quelques années après ma conversion, j'ai aussi lu et dit le breviaire, et ce même ès voyages et quand je courois la poste, mais pour la trop grande ponctualité de le dire, cela me faisoit perdre par fois un peu de temps en mes affaires, et ainsi je l'ai laissé. Ma bien aimée compagne est très-zélée catholique, et laquelle a eu le bonheur de faire convertir madame la duchesse de Neubourg, née princesse de Hesse-Darmstatt, et diverses comtesses et personnes, et est fort adonnée aux aumônes et oeuvres de charité, et à servir elle-même en personne et de ses mains avec une indicible ferveur les pauvres et malades: quant à moi, je ne mentirai pas, quand bien je dirai que parfois j'ai fait des présents exprès tant en argenterie, qu'en argent comptant à des théologiens et personnes protestantes, uniquement et pour ne rien autre que pour les obliger seulement par là, à prendre la peine de lire et considérer un ou autre écrit ou livre de controverses: et pour soulager les nouveaux et persécutés convertis.

»Dieu me veuille seulement faire la grâce d'amender pour l'avenir sérieusement ma vie, et de ne mourir jamais sans

avoir préalablement fait une bonne et due confession et pénitence pour mes péchés, car assurément que pour tant et tant de grâces reçues, et saintes inspirations que par devant tant d'autres j'ai de temps en temps senties en moi, je suis rendu très-responsable à sa divine justice, et ai ainsi plus que sujet de l'ardemment prier de n'entrer pas en jugement avec moi, sa pauvre, indigne et très-ingrate créature, mais de préférer plutôt sa miséricorde en me laissant vivre et mourir en sa grâce, et cela comme non autrement se peut, qu'au sein et communion de l'église catholique, apostolique et romaine, à laquelle, si moi indigne principalement à cause de mes péchés de sensualités (desquels je ne m'ai pas toujours voulu abstenir, mortifier et témoigner en cela une véritable générosité chrétienne) je n'ai pas pu, dis-je, en mon vivant rendre des services plus signalés et de moi désirés, qu'au moins ma posterité en soit gratifiée, que comme notre autrement si ancienne et très-illustre maison de Hesse a été presque le principal soutien de l'hérésie, c'est-à-dire de la religion protestante d'Allemagne, et comme mes ancêtres, et mon frère le landgrave Guillaume cinquième ont été les plus zélés défenseurs et propugnateurs d'icelle, qu'aussi à ma lignée catholique puisse un jour échoir le bonheur de, en tant quant en eux, aider à redresser les autels du Sanctuaire démolis en Hesse, gagnant par leur conversation l'incomparablement doux et tout-à-fait vertueux prince regnant de notre lignée, le jeune landgrave Guillaume septième de ce nom, mon petit neveu, à l'union de notre Seigneur. Et si jusques ici hélas je n'ai pas, comme je devrois bien avoir fait, glorifié Dieu par mes oeuvres, que dorénavant j'employe le reste du temps à servir fidèlement en sa crainte celui lequel bien qu'en trois personnes n'est pourtant qu'un seul Dieu glorifié de siècles en siècles. Amen.«

Durch den Regensburger Vertrag von 1654 hatte Landgraf Wilhelm von Cassel seinem Bruder blos für Familie und Hofbedienung die Uebung des katholischen Gottesdienstes in der Capelle auf Rheinfels, und die Erbauung von Kirchen zu Nastetten

und Schwalbach, nicht aber in St. Goar, gestattet. Da indessen schon damals in St. Goar über 300 Katholiken gezählt wurden, der Kaiser lebhaft zu ihren Gunsten sich verwendete und Landgraf Ernst die Ratification des Regensburger Vertrags lediglich von der in dieser Hinsicht von dem Bruder verlangten Gefälligkeit abhängig machen wollte, gab Landgraf Wilhelm am 18. März 1654 die Erlaubniß für die Erbauung einer Capelle außerhalb der Stadt St. Goar, bis zu deren Herstellung, zwei Jahre lang die Katholiken ihren Gottesdienst in der Gruft unterhalb der Stiftskirche abhalten möchten. In Folge dessen erkaufte Landgraf Ernst am 9. Febr. 1656 das auf dem Purzel (auf der Nordseite der Stadt und damals außer ihrem Bezirk) belegene Haus der Erben Schmoll, und am 1. Nov. 1657 legte er unter großer Feierlichkeit den Grundstein zu dem Kirchenbau, welcher aber durch eine an demselben Tage von dem Reservatencommissar von Nordeck eingereichte Protestation unterbrochen wurde. Darin ist ausgeführt, daß die Fundamente 15 Fuß über den vertragsmäßig stipulirten Raum hinausgehen, daß auch bloß eine Capelle, nicht aber eine Kirche bewilligt worden. Der Streit über den Unterschied von Capelle und Kirche wurde über ein Jahr lang in großer Heftigkeit fortgesetzt, mehr denn einer theologischen Facultät Gutachten über die Frage eingezogen, endlich auf den Kaiser compromittirt, welcher dann am 20. Nov. 1658 zu Gunsten des Landgrafen Ernst entschied. Einen ähnlichen Ausgang nahm der Streit um die steinernen Bilder der h. Jungfrau, welche von katholischen Hauseigenthümern über ihren Hausthüren errichtet, wie man glaubte, den Landfrieden und die Hausverträge beeinträchtigten.

Einstweilen und bis zum J. 1657, wo sie abgerufen, und nach Welmich, endlich nach Bornhofen versetzt wurden, versahen Capuziner den Dienst in der Gruft. Im Frühjahr 1660 stand die Kirche fertig, und wurde sie am 6. Jul., dem Festtage des h. Goar, von dem Mainzer Weihbischof, Peter von Walenburg, episcopus Mysiensis, als hierzu von dem Erzbischof von Trier ermächtigt, zu Ehren des h. Goar geweihet. Schlecht, nicht recht, mißfiel sie dermaßen dem Landgrafen, daß dieser im

J. 1692 den Plan zu einem neuen Bau entwerfen ließ, der jedoch von wegen seines am 12. Mai 1693 erfolgten Ablebens nicht zur Ausführung kam.

Der Kirche einzige Merkwürdigkeit ist das steinerne Bild des h. Goar, in Lebensgröße, dessen schon im J. 1440 bei dem Abbruch der ältern Stiftskirche gedacht wird. Im J. 1654 wurde das Bild aus der Gruft erhoben und nach der gegenwärtigen Stelle gebracht. Der Heilige tragt in der linken Hand eine Kirche, über seinem Haupt halten zwei Engel ein anderes Gebäude, wohl schwerlich das Innere der Gruft darstellend, unmittelbar den Heiligenschein berührend, empor. Zwei andere Engel tragen den Saum seines Oberkleides. Unter seinen Füßen krümmt sich der höllische Drache. In der Vorhalle der Kirche ist das Bd. 6 S. 759 besprochene Bild des h. Johannes Nepomucenus aufgestellt. Den Kirchendienst besorgten seit dem J. 1660 die Jesuiten, deren Residenz des Landgrafen Ernst Stiftung. Außer dem Superior lebten darin zwei Patres und zwei Coadjutoren, deren der eine Sacristan und Schneider, der andere Koch und Gärtner. Als Superior und Pfarrherr tritt 1699 Joseph Kuhl auf (Bd. 6 S. 757); daß P. Hermann Konrads seit 28. Nov. 1740 Superior, bezeugt der Catalogus personarum et officiorum provinciae Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem a novembri anni 1754 in annum 1755. Coloniae, typis Christiani Rommerskirchen in platea Saxonica. 8º S. 40 und 24. Das Verzeichniß der Superioren und Pfarrherren, wie es durch Hrn. Grebel aufgestellt, bedarf demnach einiger Correctionen. Es gibt die folgenden Namen: 1653 Pater Heinrich, 1660 Johann Merrem, 1668 Jacob Rosenthal, 1682 Martin Kölsch, 1695 Pater Bernard, 1714 Pater Theobaldus, 1732 Johann Meurer, 1738 Peter Schlink, 1742 Peter Prim, 1755 Jacob Heimes, 1784 Gisbert Peters, 1786 Anton Aloys Corden, 1787 Pater Anterius, Capuziner, 1794 Heinrich Kullmann, 1797 Jacob Linunius, 1802 Matthias Birkenheier, 1808 Johann Baumgarten, Dechant, 1828 D. Joseph Balduin Schreiner, Dechant, 1835—1855 (23. Juni) Konrad Bender, von da ab bis zur Wiederbesetzung der jetzige Caplan zu St. Castor in Coblenz, Hr. Adolf Meyer als Pfarrverwalter,

vom Oct. 1855 bis heute Hr. Mathias Adolf Hölscher. Im J. 1788 nahm der Pastor 514 Rthlr. 6 Xr. ein. Der Organist war unbesoldet, dagegen durch des Landgrafen Ernst Privilegium vom 17. Mai 1661 berechtigt, bei Kindtaufen und Hochzeiten in den Aemtern Rheinfels und Reichenberg ausschließlich aufzuspielen.

„Die rechtliche Stellung der Katholiken in St. Goar wurde durch den erwähnten Vertrag vom 11. Januar 1654 dahin bestimmt, daß ihnen die Errichtung einer katholischen Schule und die Uebertragung städtischer Aemter zugestanden wurde; untersagt war ihnen dagegen die Erbauung einer Collegiatkirche und die Errichtung eines Seminars oder Klosters. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel verpflichtete sich zwar in diesem Vergleiche dazu, die Katholiken nicht zu stören, auch Niemanden zu verhindern, zum katholischen Glaubensbekenntnisse überzutreten, bestand jedoch auf der Aufnahme der Bestimmung, daß es den reformirten und lutherischen Geistlichen in St. Goar gestattet sein solle, gegen die katholische Religion in Lehr und Ceremonien mit geziemender Bescheidenheit und mit gebürendem Respect der Fürstlichen Obrigkeit zu reden, zu schreiben oder zu predigen."

Ungleich abgeneigter noch erzeigt sich den Katholiken Landgraf Karl von Hessen-Cassel, in der Verordnung vom 19. Juni 1680, wo es zum Eingange heißt: „Welcher Gestalt uns glaublich vorkommen, wie daß in berührter unser Niedergrafschaft Katzenellnbogen nicht allein bei den Kirchen, sowohl evangelischer als päbstlicher Religion, viele Mängel, Gebrechen und Mißbräuche einige Zeit hero eingerissen, sondern uns auch von einem und anderm in unsere hochfürstliche jura superioritatis tam politica quam ecclesiastica ungebürlich und widerrechtlich eingegriffen sein soll, und diese Gebrechen und Mißbräuche leider! mehr als zu viel wahr zu sein befunden ꝛc." Hiernach bestimmt der Landgraf 1) daß den ausländischen Papisten die Wallfahrten und Processionen in Schwalbach und St. Goar künftig gar nicht mehr gestattet werden sollen; 2) ist den Inländern, an Orten wo öffentlicher katholischer Gottesdienst besteht, lediglich erlaubt mit den Processionen um ihre Kirche und den Kirchhof, nicht aber durch die Stadt zu gehen; 3) sollen ausländische katholische

Geistlichen keine Kranken besuchen, noch die Sacramente austheilen, bei Vermeidung der Arrestation; 4) soll die Einsegnung päbstlicher Leichen nicht mehr auf der Straße, sondern blos in der Kirche und auf dem Kirchhof gestattet sein; 5) wird auch den inländischen Geistlichen verboten, irgend eine kirchliche Handlung vorzunehmen an einem Orte, wo öffentlicher Gottesdienst nicht gestattet ist; 6) soll jedesmal der Geistliche derjenigen Confession, welcher der Bräutigam angehört, bei gemischten Ehen die Trauung verrichten; 7) sollen die papistischen Geistlichen evangelische Frauen, welche päbstliche Männer haben, nach dem Kindbett und Verlauf der sechs Wochen nicht zum Aussegnen anhalten; 8) soll das unmanierliche Gekläpper, so am grünen Donnerstag, Charfreitag und Sonnabend vor Ostern von den päbstlichen Knaben anstatt des Glockenläutens pflegt gemacht zu werden, in der Nähe der evangelischen Kirche ganz unterbleiben; 9) soll den päbstlichen Priestern verboten sein, die Copulation bei gemischten Ehen zu versagen, oder vor dreimaligem Aufruf zu vollziehen; 10) wurde den Katholiken geboten, die evangelischen Feiertage zu feiern, dagegen den Evangelischen die Mitfeier der katholischen Festtage erlassen, ferner den Katholiken auferlegt, für die Unterhaltung der evangelischen Kirche und Schule beizutragen. Ungeachtet alles Widerspruches des Landgrafen Ernst und seiner Nachkommen wurden diese Bestimmungen mehrentheils aufrecht erhalten, bis sie über der französischen Occupation in Vergessenheit geriethen. Unterm 14. Febr. 1776 erließ Landgraf Constantin eine katholische Kirchenordnung für die Stadt St. Goar.

Ein Hospital, vorzugsweise Pilgrimen und auswärtigen Gebrechlichen bestimmt, Jerusalemshof, klein Jerusalem genannt, soll im J. 1137 zugleich mit dem Kloster und der Kirche abgebrannt sein. Es wurde wieder aufgebaut und bestand als Neu-Jerusalem bis zum 11. Febr. 1602, als an welchem Tage der Stadtrath die Freiheiten, deren das Haus Neu-Jerusalem genossen, auf des D. Röder Behausung zwischen der Oberstraße und der Bäcker- und Preffergasse übertrug. Im J. 1344 ward ein zweites Hospital errichtet, und dem Bedarf der städtischen Armen gewidmet. Es hatte eine Capelle zum h. Geist, wurde

aber, soviel das Gebäude betrifft, durch die Explosion von 1759 zerstört. Das heutige Rathhaus steht zum Theil auf der Grundfläche des verschwundenen Baues. Seit der Reformation, oder genauer seit dem J. 1542, in welchem das Hospital, nach des Landgrafen Philipp Wunsch, dem zu einem Samthospital einzurichtenden Kloster Gronau, behufs eines Neubaues, ein Darlehen von 4900 Gulden machte, ihm auch theilweise seine Traubenzehnten in Patersberg und St. Goarshausen zukommen ließ, wurden in die städtischen Hospitäler keine Kranken mehr zu fortdauernder Verpflegung aufgenommen, es gerieth auch das Hospital zum heiligen Geist „je länger je mehr in Abgang und fast zum Verderben," obschon Landgraf Philipp für dessen Beaufsichtigung eine Commission, neben der Geistlichkeit vier Raths- und Gerichtsverwandte, und zwei Mitglieder von der Bürgerschaft einsetzte, und zwar auf den Bericht der beiden Visitatoren, Adam Crafft und Heinz von Lüdder, dieser für Hessen, was Thomas Cromwell in England gewesen.

„Auf vielfaltige fürgebrachte Klage ist Landgraf Philippus, wegen Landsfürstlicher Obrigkeit, Anno Christi 1527 nothdränglich verursachet, die muthwilligen und faulfressigen Münche semptlich, so viel sich deren zu bekehren nicht gesinnet waren, aus dem Kloster Heina zu entsetzen und auszujagen, und mußten also die guten Herren ganz unversehentlich das Kloster räumen, und sich davon packen. Sobald nun die Münche dieser Gestalt ausgetrieben, setzte und ordnete der Landgraf den Edlen, Gestrengen und Ehrenvesten Heinzen von Leuther in dieses Kloster zu einem Verwalter, mit vollkommener Gewalt und gnugsamer Vollmacht, und mit einem ganz ernstlichen Befehl, daß er aus seinem Lande allerhand arme, gebrechliche und nothleidende Mannspersonen, wo er die nur zu bekommen wüßte, in das Kloster nehmen und mit aller Nothdurft versorgen sollte, wie dann auch geschehen ist. Mittlerweile aber ließ Landgraf Philipps auf die ausgetriebenen Münche fleißige Kundschaft geben, und als er dadurch in Erfahrung kommen, daß der ausgetriebene Abt mit etlichen seiner Mitherren und Brüder (so sich nunmehr, aber doch viel zu spät vereiniget) auf Anreizen des Erzbischofs zu Mainz (in welches

Sprengel das Kloster Heina gelegen) und anderer Gesellen, so dem Landgrafen wegen der veränderten Religion nicht alzugünstig waren, ihn, den Landgrafen, zu Rom vor dem päbstlichen Stuhl zu verklagen und zu verunglimpfen, Fürhabens waren, säumte der Landgraf nicht, sondern ließ durch den oben ermelten Heinzen von Leuther das angefangene Werk, den armen Leuten zum Besten, ganz schleunig zurichten, auch allenthalben in seinem Lande aus Städten, Flecken und Dörfern allerlei Art gebrechlicher Leut auf Karren und Wagen zuführen, also, daß das große gewaltig Kloster Heina durchaus mit armen Leuten, als Blinden, Lahmen, Stummen, Tauben, Wahnwitzigen, Mondsüchtigen, Sinnverrückten, Besessenen, Mißgestalten, Aussätzigen und dergleichen preßhaftigen armen Menschen häufig und völlig besetzt ward.

„Aber als Meinolphus, der ausgetriebene Abt, neben und mit seinen Verwandten, dem Pabst Clemens VII seine Klage über und wider den Landgrafen zu Hessen aufs feindseligste und heftigste er vermocht, fürgebracht, ist er mit solcher Klage angenommen und erhöret worden, und darauf hat der Pabst die fürgebrachte Klage, ohne alle Verhörung des andern Theils, ganz geschwind und ernstlich an Kaiser Carolum V gelangen lassen, und dabei dem Kaiser geboten und begehret, daß Se. Maj. vermüge Kaiserlicher habender Gewalt, den ausgetriebenen Abt, zusamt seinen Mitherren und Brüdern wieder einsetzen, und für dem Landgrafen schützen, auch denselben, weil er eigener Gewalt gebraucht, in gebürliche und wohl verdiente Straf nehmen sollt. Carolus aber, als ein hochlöblicher christlicher Kaiser und frommer bescheidener Herr, wollt gleichwohl nicht allein auf das klagende Theil etwas thätliches oder gewaltsames wider den Landgrafen zu Hessen fürnehmen, sondern vor erst durch seine dazu sonderlich verordnete Räthe, wie es umb diese Dinge beschaffen, des Grundes und der Wahrheit erkunden.

„Und als derentwegen die kaiserlichen Abgesandten vor das Kloster Heina kommen, und vorgedachten Heinzen von Leuther, Verwaltern desselben, eben etwas hart und ernstlich wegen der ausgetriebenen Münche angeredt, hat Heinz von Leuther, als ein hochverständiger, mit Zeigung gegenwärtiger armer Leut (die er dann derentwegen all miteinander zugegen stellen und bringen

lassen) den kaiserlichen Abgeordneten ganz glimpflich geantwortet, und vorerst seinen Herren den Landgrafen zu Hessen im besten entschuldigt und dabei vermeldet, daß, da Kais. Maj. oder sie von seinentwegen, vor GOtt zu verantworten wüßten, diese elende, arme und gebrechlich Leut wiederumb ins Elend zu weisen, und dagegen die unnützen, hoffärtigen, zaufsüchtigen und vielfressigen Münche wieder einzusetzen, müßte er das vor seine Person gönnen und geschehen lassen, aber zu welchem Gedeih und Ende, solchs der Kais. Maj. auch ihnen den Abgesandten, fürnehmlich aber den armen Leuten gerathen und kommen würde, wollt er ihnen in ihr eigen Gewissen christlichen zu betrachten und wohl zu erwägen, heimgestellt haben.

„Dieweil nun die kaiserlichen Abgesandten einen so großen Haufen armer gebrechlicher Leut bei einander liegende und stehende vor ihren Augen sahen, und dabei gehöret, was der christliche kühne Held, Heinz von Leuther, zu Entschuldigung seines Herren, und den armen Leuten zum Besten fürgetragen und eingewandt, haben sie mit großer Verwunderung und Mitleiden gesagt: Obwohl den München zu Heina, vermüge ihrer habenden Fundation das Kloster Heina mit aller zugehörigen Gerechtigkeit eigenthümblichen zustünde, und von dem ganzen Cistercienser Orden (welcher bei Päbstlicher Heiligkeit, allen christlichen Potentaten, und sonsten bei menniglichen in der ganzen Welt in großen Würden und Ansehen wäre), sie wieder einzusetzen, beide bei Päbstlicher Heiligkeit und auch bei Kais. Maj. unaufhörend und täglich fest und hart angehalten würde, so wüßten sie doch wahrlich vor ihre Person nicht, ob sie mit unversehrtem guten Gewissen die armen Leut, so da zugegen, aus, und die ausgetriebenen Herren wieder einsetzen könnten. Sie wolltens aber nicht unterlassen, sondern alles, was sie dieses Orts gesehn, gehöret und im Werk befunden, Kais. Maj. wiederumb getreulichen fürbringen, welche ohne Zweifel aus angeborner Güte, und wie sonsten Se. Kais. Maj. gegen elende gebrechliche arme Leut gesinnet, in dieser Sache das rechte Ziel zu treffen wissen, der gänzlichen Zuversicht, daß solchs den armen Leuten nicht ungedeihlich gerathen und bekommen würde. Und also sind die kaiserlichen Abgesandten mit dieser Abrede, mit

dem Abte von Heina und den andern München wiederumb abgezogen, auch nach diesem nicht wiederkommen.

„Sobald nun die kaiserlichen Abgesandten von Heina abgezogen, und der Landgraf zu Hessen solches erfahren, hat er alsbald die Klosterpersonen aus den Klöstern Merxhausen, Hofheim und Gronau auch ausgetrieben, und arme Leut hinein verordnet, und ordentlich dieselbigen getheilet, als in Heina und Gronau eitel arme gebrechliche Mannspersonen, und in Merxhausen und Hofheim gebrechliche Weibspersonen gethan. Und über diese vier Klöster hat der Landgraf eine solche Ordnung gemacht und aufgerichtet, daß alle arme Leut aus seinen Landen umsonst in diese Klöster genommen werden, und nicht allein die blose Herberge, sondern auch zu gebürlicher Zeit ihre Predigt, auch in ihrer Leibsgebrechlichkeit von erfahrnen, und sonderlich dazu bestellten Aerzten gebürliche Hülf der Medicin haben können. Und über das sollen sie darin täglich mit ordentlicher guter Mahlzeit, unstrafbarem guten Getränk, auch zu gewißer Zeit im Jahr mit Schuch, Hembdern, nothdürftigen Kleidern, warmen Stuben, reinen Betten, und allerlei gebürlicher und nothdürftiger Pflege versorget und versehen werden. Und werden demnach in den obgenannten vier Klöstern an die 1500 armer gebrechlicher Manns- und Weibspersonen reichlich und wohl unterhalten."

Bei dieser und ähnlichen Angelegenheiten des Landgrafen einflußreichster Rathgeber und rechte Hand, hoch geehrt im ganzen Lande, verfiel Heinz letzlich dem traurigsten Geschick. „Die Erzählung, daß Heinz von Lüdder — oder, wie andere schreiben: Lütter, welches mir aber nach dem Orte Großen-Lüdder, wovon die Familie ihren Namen hatte, eine unrichtige Schreibart scheinet — an einer goldenen Kette unter dem Festungsthore zu Ziegenhain unter den Armen aufgehangen worden sey, ist wohl nicht unter die ungewissen Sagen zu rechnen. Ich habe die Kette, die ihm Landgraf Philipp der Großmüthige verehrt, selbst in der Hand gehabt, sie gesehen, und bin ein Augenzeuge davon gewesen, wie sie zu Neukirchen in der Grafschaft Ziegenhain, beim damaligen Amtmann Becker, als Commissarius, unter die Lüdderischen Allodialerben vertheilt wurde, wobei ich noch gegen ihre Zerstückelung

war, und sie zum ewigen Andenken einer merkwürdigen Begebenheit aufzubewahren bat; allein theils Eigensinn der Erben, theils Zwiespalt unter ihnen machte die Theilung nothwendig. Die Kette bestand aus 33 oder 34 Globen in der Größe eines großen Kugelrings, ovalrund, und hatte auf dem Rücken eine scharfe eingekerbte Erhöhung. Eilf Globen davon bekam die zu Kirchheim bei Hersfeld verstorbene Generalin von Baumbach, eben so viel der Hr. von Schenck zu Rülferode im Darmstädtischen, und eben so viel der Hr. von Schenck zu Hermannstein. Einer von diesen Allodialerben bekam, wie mir dünkt, einen Globen mehr, allein mit Gewißheit getraue ich mir nicht dieses zu behaupten" (27. Dec. 1798). Heinz von Lüdder, der erste Obervorsteher des Hospitals zu Heina, starb 1559 den 23. Januar, der letzte Mann des Geschlechtes von Lüdder im J. 1760.

Das Hospital zu St. Goar kam indessen allmälig wieder zu Kräften: Landgraf Philipp der Jüngere schenkte 500, Landgraf Ernst 300 Gulden, Beispiele, welche der Nachahmer nicht wenig fanden, so daß die Anstalt im J. 1798 an ständigen Grundzinsen aus St. Goar, Biebernheim, Werlau, Bornich, Patersberg, Lierscheid, Nochern, St. Goarshausen, Badenhart, Utzenhain, Welmich, Hirzenach und Oberwesel 204 Gulden 16 Albus 6½ Heller, an Geldzinsen von Stiftungen 194 Gulden 18 Albus 3 Heller, an Korn 22 Malter 4⅓ Sester, an Wein 3 Fuder 3 Ohm 19 Viertel, aus dem Opferstock in der Kirche 70 und aus der Büchse des Burschbahnordens 10 Gulden bezog. Gegenwärtig beschränkt sich das gesamte Hospitalvermögen auf die Summe von 3607 Rthlr., und ist darin einbegriffen die von Landgraf Ernst gemachte Stiftung für katholische Arme, die den Betrag von 2200 Rthlr. erreicht hatte. Ohne die verdienstliche Thätigkeit des im J. 1841 gegründeten Frauenvereins würde das geringe Hospitalvermögen bei weitem nicht für die Bedürfnisse der zahlreichen Armuth ausreichen.

Aus einer Verfügung des Oberamtmanns Volpert Schenk von Schweinsberg vom J. 1482 ergibt sich das Dasein von zwei Schulhäusern, deren eines der „Mägdeschule" bestimmt. In einer Verordnung des Landgrafen Philipp vom J. 1537 heißt

es: „Die Schulen soll man mit tuglichen, frommen, gelehrten, gottesfürchtigen Leuten bestellen, und dieselbigen in ihres Leibs Nahrung und Nothdurft versorgen, damit sie nicht in ihrer Arbeit und Dienst ablässig, faul und unfleißig, sonder treu und willig behalten werden; und dweil die Arbeit der Schulen groß und doch höchlich vonnöthen ist, soll an einem jeden Ort, was die Schüler geben sollen, geordnet werden, damit sich die Schulmeister in ihrer Leibsnothdurft erhalten mögen," in St. Goar wurde aber nicht ehender denn 1698 die Erhebung von Schulgeld, 1 Gulden von jedem Kinde, eingeführt. Von dem Landgrafen Philipp ist noch anzumerken, daß er mittels Schreiben vom 21. Mai 1541 dem Superintendenten Gerhard Eugenius einige Schulbücher für den Gebrauch der Schulen in St. Goar als ein Geschenk übersendete; die besagten Schulbücher hatte er aus Wittenberg kommen lassen, und mit 1½ Rthlr. bezahlt. Im J. 1580 werden, neben dem Mädchenlehrer, drei Schulmeister für Knaben angeführt. Im J. 1655 wurde die Mädchenschule durch Landgraf Ernst aufgehoben, und bestanden seitdem nur mehr die lutherische, reformirte und katholische Schule, jede mit einem Lehrer besetzt, doch daß die katholische Schule bis zum J. 1718 durch die Jesuiten besorgt worden. Des katholischen Lehrers Besoldung, 26 Rthlr., 8 Malter Korn und 2 Klafter Holz, wurde nachmalen auf 67 Rthlr. und 12 Malter Korn, von der fürstlichen Kellnerei zu entrichten, erhöhet. Nach dem Herkommen hatte die Stadt, von jedem Beitrag für die Unterhaltung der Schule frei, die Verpflichtung, den Geistlichen, Lehrern und Kirchenältesten jährlich zweimal, zu Ostern und im Herbst, an den Prüfungstagen ein sogenanntes Examenessen zu geben, und waren für jede Mahlzeit etatsmäßig 17 Rthlr. 60 kr. und ein Wagen Holz ausgeworfen. Auf den Antrag des Reservatencommissarius Zipf verzichteten 1793 sämtliche Interessenten ihrem Recht zu besagten Mahlzeiten, auf daß die hiermit ersparte Summe zum Besten armer Schulkinder verwendet werde. Seit der Reformation diente das vormalige Kloster als Schullocal, als es im J. 1780 abbrannte, wurde auf dieselbe Stelle das gegenwärtige evangelische Schulhaus, mit einem Kostenaufwand von 10,800 Gulden, ungerechnet das aus dem Stadtwalde

bezogene Bauholz, gesetzt. Das im J. 1800 abgebrannte katholische Schulhaus zu ersetzen, schenkte das kaiserliche Decret vom J. 1806 das vormalige Kanzleigebäude, welches indessen 1844 abgebrochen wurde, um dem heutigen massiven Schulhaus, so einen Aufwand von 4500 Rthlr. erforderte, Platz zu machen. Zwei Stipendien, im Betrag von 40 Gulden, auf die Stiftsgefälle angewiesen, wurden gewöhnlich auf 7 Studienjahre vergeben.

Von der Schule, der Hoffnungsburg künftiger Zeiten, nach Joh. Hofmanns Ausdruck, ist sehr natürlich der Uebergang zu denjenigen, welche mehr oder weniger die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt haben. An deren Spitze ist zu nennen M. Nicolaus Burchmann, Professor des kanonischen Rechtes und Domdechant zu Speier, von welchem S. 140 gehandelt; er war zu St. Goar 1345 geboren. Johann Gyso, vielleicht jedoch zu Nastetten geboren, Artium liberalium magister, gab 1489 zu Mainz Wandelberts Lebensgeschichte des h. Goar in Druck. Nicolaus Alberti, theologischer Schriftsteller, geb. 1462, war Canonicus zu St. Goar und seit 1512 Dechant zu St. Martin in Oberwesel. Er mag 1525 gestorben sein. Melchior Scot, der Superintendent, starb 1597. Justinus Gobler, Göbler oder Gobel, U. J. D. war der Stadt Lübeck Syndicus, seit 1539 Braunschweig-Calenbergischer Rath und zugleich Hofgerichtspräsident zu Minden, seit 1549 Nassauischer Rath, hielt sich jedoch mehrentheils zu Frankfurt auf, welcher Stadt er auch ungemein nützlich geworden ist. Er starb daselbst im April 1567. »Latino sermone Justinus Goblerus edidit imperialis iudicii cameralis constitutionem, pacem publicam, transactionem Passauiensem, auream bullam, una cum summariis titulorum et paragraphorum, indice et quibusdam interpretationibus, Francofurti, 1564, fol.« (Buder. biblioth. iur. p. 578.) „In Senkenb. methodo p. 210. §. 34. not. g. wird eben dieses Goblers Rechtenspiegel, Frankf. 1552. fol. lib. 1. et 10. als ein liber non inutilis, selbst unter die zum Staatsrechte gehörigen Schriften gezehlet." (Pütter, Litteratur des teutschen Staatsrechts, I 139.) Ferner hat Gobler geschrieben: Prosographiarum libri IV, in quibus personarum illustrium descriptiones aliquot seu imagines ex optimis quibusdam aucto-

ribus selectae continentur. Moguntiae, 1537, 8º — De gravatura militum non toleranda. Francof. 1564 in 4º — Narratio de bello Hildeshemensi inter Ericum ducem Brunswicensem et Johannem episcopum Hildesiensem, in Schardii scriptor. rer. Germ. — Chronica der Kriegshändel Kaisers Maximiliani I. wider die Venediger und Franzosen, Frankf. 1566. fol. — Historie von Brandenburg vom J. 768 bis 1279 in Versen. Frankf. 1566. fol. — Vita Ulr. Fabricii et Petri Mosellani. — De ordine iudiciario. — Gerichtlicher Proceß, etliche orationes und eine Epistel an Konrad Gesner, dessen historiae avium beigegeben. Man hat von ihm auch Othonis summam de ordine iudiciario; Basilii magni oratio de instituenda studiorum ratione; Joh. de Blanasco comment. in tit. institut. de actionibus; eine lateinische Uebersetzung von des Herm. Bonn Lübecker Chronik; Huld. Fabricii processum iudiciarium; Pilei Modicensis opus de civilium atque criminalium causarum iudiciis; Melch. Klingii explicationem et continuationem titulorum juris civ. et canonici; Conr. Lagi methodicam juris utriusque traditionem; consilia, die in den Responsis ICtorum German. anzutreffen; Sleidani Commentarios cum continuatione, des Demosthenes oratio de pace, und Lykurgs Rede gegen Leokrates, sämtlich in lateinischer oder deutscher Uebersetzung; Justinians Institutionen und Novellen; des Aristeas Historie; Harmenopuli Handbuch der kaiserlichen und bürgerlichen Rechte; eines Anonymus Braunschweigische Chronica, Frankf. 1564, fol. In der Handschrift hinterließ Gobler Carminum libros IV, Briefe an Hartm. Baierum und Pilei Modicensis quaestiones. Endlich besitzt die Vaticanische Bibliothek von ihm eine Originalhandschrift: Historia de quadam filia regis Franciae, quam ipse pater uxorem habere optabat, ab eo flagitio divinitus servata, e germanicis rythmis Buheleri in latinam linguam conversa, ad Philippum Caroli Quinti filium, in fol.

D. Johannes Hagen schrieb über 300 Abhandlungen, von denen 50 noch vorhanden. D. Treviranus stand als Professor in Bremen; D. Goar Winand, der berühmte Arzt, wurde eines Kurfürsten von Brandenburg Leibarzt. M. Peter von Stein, Pro-

fessor der geistlichen und bürgerlichen Rechte; Friedrich von Nordeck, hessischer Gemeinrath und Kanzler des Landgrafen Philipp des Jüngern, gest. 1607; Philipp Wilhelm Knoch, Obrist und Generalquartiermeister im Dienste der vereinigten Niederlande, geb. 1. März 1723, gest. 1798: man hat von ihm mehre geschichtliche und kriegswissenschaftliche Werke. Johann Ludwig Knoch, Leiningen-Westerburgischer Archivrath und Kanzleidirector, von welchem: Historische Abhandlung vom Herkommen des alten Hanß-Bursch- oder Halsbandes-Ordens zu S. Goar am Rhein und dessen annoch üblichen Ceremonie. Aus glaubwürdigen Nachrichten in möglicher Kürze zusammengezogen von J. L. K. 1½ Bog. 1767, und seitdem mehrmals abgedruckt. Knoch hat auch geschrieben: Antiquitates Goarinae oder Historisch-Topographische Beschreibung der Alterthümer der Hochfürstl. Hessischen in der Grafschaft Catzenelenbogen gelegenen Haubt Stadt Sanct-Goar, von ihrem ersten Aufnehmen an biß in neuere Zeiten beschrieben und entworfen von Johann Ludwig Knoch, Hochgräflich Leiningen Westerburgischen Gemeinschafftl. Archivs Rath, gebürtig aus dieser Stadt S. Goar. Anno 1758. Ersteres Stück, so aber niemals zum Druck gelangte, gleichwie die Fortsetzung, aus Mangel an Unterstützung, wie der Verfasser klagt, unterbleiben mußte. „Der Verfasser hatte keine neue Subsidien, und nutzte nicht einmal die bereits bekannten alle, wie ihm dann sogar des Freiherrn von Hontheims Werke über die Trierische Geschichte, die doch damals schon heraus waren, unbekannt blieben. Diese Arbeit hat daher von Seiten der Geschichte ganz und gar keinen Werth."

Vor allen Söhnen aber der Stadt St. Goar ist berühmt geworden Franz Joseph Martin Freiherr von Albini, geb. 14. Mai 1748. Die Albini mögen in Schwaben zu Hause sein. Joseph Anton Albini, des Reichsstiftes Salmansweil Kanzler, erhielt von Kaiser Franz I am 21. Febr. 1763 ein Ritterdiplom. Sein Sohn war ungezweifelt Johann Kaspar Anton Freiherr von Albini, welcher, der Landgrafen von Hessen-Rheinfels Kanzleidirector zu St. Goar, von wegen des schwäbischen Kreises zum Assessor bei dem Kammergericht in Wetzlar ernannt, und in dieser Eigenschaft den 18. Junius 1760 vereidet wurde. Sechs Jahre

später, den 4. Junius 1766, wurde er — die Gründe dieser Veränderung weiß ich nicht anzugeben — als Assessor wegen Kur-Böhmen an besagtem hohen Reichsgericht ernannt, und an demselben Tage eingeführt. Von dem reichskammergerichtlichen Visitationscongreß wurden er, der Präsident Graf Walbott von Bassenheim und acht andere Assessoren von jeglicher Untersuchung freigesprochen, 1775, während über mehre ihrer Collegen sehr beschimpfende Erkenntnisse ergingen. Ueberhaupt ereignete sich mitunter wunderliches am Reichskammergericht. Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der, wie bekannt, den Geschäften ungewöhnliche Aufmerksamkeit zuwendete, hatte demselben einen Candidaten von Einsicht und Kenntnissen präsentirt. Ueber den aufzunehmenden Assessor war nach Maasgabe einer ihm aufgegebenen Proberelation zu entscheiden, und diese mißlang. Das unerwartete Resultat vernehmend, beschloß der Kurfürst um so sorgfältiger in der Wahl des Nachfolgers zu verfahren, es wurde ein ausgezeichnetes Subject präsentirt, ermittelt, verworfen. Gewaltig ergrimmte Friedrich August, und verhieß er sich, als den dritten Candidaten den albernsten Mann in ganz Sachsen den Herren zuzuschicken. Den aufzufinden, war keine alltägliche Aufgabe, gelöset wurde sie jedoch, der Erkorne den künftigen Collegen vorgestellt, die Proberelation ihm abgefordert. Ueber alle Beschreibung elend fiel sie aus, alle Stimmen beinahe vereinigten sich, die Verwerfung zu fordern, eine einzige erhob sich, für diesmal Gnade statt Recht zu empfehlen. Denn, gab sie den Collegen zu bedenken, der Kurfürst von Sachsen ist nicht nur einer der mächtigsten Stände des h. R. R., sondern auch, was ihn vor Allen dem Reichskammergericht wichtig machen muß, der pünktlichste beinahe in der Entrichtung der Kammerzieler, von welchen wir leben. Zwei seiner Vorschläge haben wir zurückgewiesen, geschieht das auch dem dritten, so steht zu besorgen, daß er rapiat, versucht werden möchte, die empfindlichste der Strafen über uns zu verhängen. Dergleichen Betrachtungen finden jederzeit und aller Orten Eingang, der einfältigste Mann in Sachsen, den zu nennen ich mir jedoch versagen muß, war und blieb Kammergerichtsassessor, ein Fall zwar ohne alle Anwendbarkeit auf Albini, der in jeglicher Weise ein Mann von Bedeutung.

Er starb zu Wetzlar im J. 1796, außer dem einer ersten Ehe angehörenden, in St. Goar gebornen Sohne Franz Joseph Martin, eine kinderlose Wittwe hinterlassend. Diese, Dorothea von Requilé (Bd. 1 S. 543—561), gest. zu Wetzlar, 1807, hat dort ein segenreiches Andenken hinterlassen. Noch bei ihren Lebzeiten ließ sie ein neues, zweckmäßig eingerichtetes Schulhaus für katholische Knaben und Mädchen durchaus auf ihre Kosten erbauen, und durch ihr Testament wurde sie die eigentliche Begründerin der Armen-Versorgungsanstalt, als welcher sie über hunderttausend Gulden zuwendete. Wald-Erbach, die romantische Besitzung (Bd. 1 S. 556), und das bedeutende Eisenwerk Rievern (Bd. 2 S. 70) fielen den Anverwandten zu. Der Sohn, Franz Joseph Martin, studirte die Rechte zu Pont-à-Mousson, Dillingen, Würzburg, practicirte 2 Jahre lang am Reichshofrath, und trat sodann als Hof- und Regierungsrath in Würzburgische Dienste. Von wegen des fränkischen Kreises zum Kammergerichts-Assessor ernannt hat er, Edler von Albini in solcher Eigenschaft den 12. Jul. 1775 aufgeschworen. Somit des Vaters College, trat er in allen Berathungen regelmäßig als dessen Gegner auf, eine Erscheinung, welche der Sage nach, in vielen Familien, auch bei den Angelegenheiten des täglichen Lebens sich zu wiederholen pflegt. Er verzichtete sothaner Stelle, nachdem er 1787 von dem Kurfürsten von Mainz zum geheimen Reichsreferendarius für die Deutsche Expedition bestellt worden, und heißt er von dem an des H. R. R. Panner Freiherr von Albini, Ritter des kaiserlichen Ordens der unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken, Cantons Odenwald, kaiserlicher wirklicher Hofrath und geheimer Reichsreferendarius. Diese Stellung in Wien brachte ihn zu unmittelbarer Berührung mit Kaiser Joseph II, von welchem er ausgezeichnete Gunst empfing, auch im Laufe des J. 1789 zu außerordentlichen Sendungen bei verschiedenen deutschen Höfen, namentlich in Mainz verwendet wurde, gleichwie er 1790 bei der Wahl und Krönung Leopolds II in Frankfurt seine Functionen als Reichsreferendar verrichtete, und nach der Wahl, Namens des neuen Kaisers, die Huldigung der Judenschaft in Frankfurt einnahm. Er ging aber nicht nach

Wien zurück, sondern resignirte das Reichsreferendariat, wie- wohl das Varrentrappsche Handbuch für 1791 ihn noch als geheimen Reichsreferendar aufführt, wo hingegen der kurmainzische Hof- und Staatskalender von demselben Jahr, zum erstenmal, unter den Mitgliedern der geheimen Staatskonferenz nennt Se. Excellenz Hr: Franz Joseph des heil. röm. Reichs Freiherr von Albini, Herr auf Dürrenried ꝛc., Ritter des kais. Ordens der unmittelbar freien Reichsritterschaft in Franken, Canton Odenwaldes, kurf. mainz. Staats- und Konferenzminister, auch Hofkanzler. Dürren- ied, dem reichsritterschaftlichen Canton Baunach steuerbares Dorf und Schloß, Filial von Seßbach, hatte er von dem von Wieganden erkauft, oder aber erheurathet. Das dasige neue Schloß wurde sehr bald der Frau von Albini ordentlicher Wohnsitz.

Ein Mann von Albinis Gepräge, dem sogar N. Müller ein ehrendes Zeugniß ausstellt — „noch heben sich in dieser Geschichte zwei große Charaktere hervor, Albini und Stein" — hätte dem Mainzischen Kurstaat gar wohlthätig werden können, zeitig aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die Riesenschritte der fran- zösischen Revolution verschlungen. Nicht war es seine Schuld, wenn ihr zum Zwecke der Vertheidigung von Deutschland so unzureichende Mittel entgegengestellt wurden. Als das beinahe wehrlos zurück- gelassene Mainz von Custines Armee bedroht, sollten sich auf Albinis Betrieb die Bürger bewaffnen, die Studenten Schützen- compagnien bilden, „aber während des langen Friedens war der, der deutschen Nation sonst eigenthümliche kriegerische Geist so sehr eingeschlummert, daß selbst ein Häuflein ***r Soldaten, in dem festen Glauben, sie seyen nicht dafür da, sich für die Mainzer todtschlagen zu lassen, bei Nacht und Nebel über den Rhein setzte, und die liebe Heimath suchte." Das ereignete sich, als die Alarm- kanone die Annäherung des Feindes kund that, und sofort ver- ließ eine Compagnie, Weilburger Contingents, ihren Posten, um Reißaus über die Schiffbrücke zu nehmen. Einzelne dieser Weil- burger wurden gleich wieder, andere später, von den Mainzer Landjägern aufgefangen, und mit Schlägen zurückgebracht. „Dies war am ersten Morgen der großen Flucht am Rhein bekannt geworden, und als nun Johann Baptist hinter der Abfahrt des

alten reichen Domsängers von Hoheneck mit Hohnlachen ausrief: Oho Weilburger! so war diese Anspielung sogleich verstanden, und ein gräßliches Echo tönte am Kai entlang aus hundert Kehlen mit: Oho Weilburger! Und diese bleibende Bezeichnung eines Flüchtlings hatte selbst für den Denkenden einen drolligen Sinn, weil sie einen Burger (wie man in Mainz statt Bürger sagte) bedeutete, der eben nicht weilt." Am 17. Oct. erschien Custine Angesichts der Stadt Mainz, und sofort wurde in dem hierauf versammelten Kriegsrath für die Räumung der sieben, vor der Stadt liegenden Hauptschanzen gestimmt. In einer fernern Berathung erklärten sich sechs Generale für die Uebergabe der Festung, Albini bestand auf der Vertheidigung, aber den Muthlosen, die nur an Capitulation dachten, seinen Muth einzuflößen, vermochte er nicht.

König, die Clubisten in Mainz, bringt eine Rede, bei dieser Gelegenheit durch Albini gehalten, die ich ihm wohl abschreiben darf, ohne doch ihre Authenticität zu verbürgen: „Ja, ihr wackeren Mainzer, es haben leider! schon mehrere wohlhabende Bürger die Stadt verlassen, — eine Schmach, der wir, von Sr. kurfürstlichen Gnaden bestellte Statthalter, alles Ernstes begegnen müssen; wie wir denn von heut an jede Flucht aus der Stadt bei schwerer Strafe untersagen. Was soll daraus werden, wenn gerade die wohlhabenden Bürger, Händler und Handwerker fliehen? Ist es nicht des rechten und wohlhabenden Bürgers Pflicht, seinen eigenen Herd nicht nur, sondern den Thron und den Altar seiner Väter mit Leib und Leben zu schützen? Zu dieser Pflicht ermahnen wir euch, ihr lieben Mitbürger! Das Zeughaus ist geöffnet — Musketen, Säbel und Patronen werden unentgeldlich ausgetheilt. Die Bürgersöhne und die Kaufmannsdiener müssen dem Beispiel der Studenten folgen, die sich schon bewaffnen und in Compagnien zusammenthun. Versuche es ja Keiner, sich dieser edeln Pflicht zu entziehen! Ich will euch gewarnt haben. Einige Brücken sind schon abgeworfen, kleine Pikets ausgestellt, und wehe dem Bürger, der auf schnöder Flucht betreten wird! Auf denn, ihr meine Brüder! Schließt euch eng aneinander, und schützt mit Muth und Blut eure alte Vaterstadt und das ehrwürdige Bollwerk des heiligen römischen Reichs!

„Auf diesen etwas theatralisch vorgetragenen Zuspruch erfolgte von der Faust des Rheinmeisters ein dröhnender Schlag auf die Sessionstafel und aus roher Weinkehle das Wort: Heilige Donnerwetter! Habt ihrs gehört, ihr Mainzer? Brüder hat uns Se. Excellenz genannt, — Brüder! Ist das jemals erhört gewesen, und nicht rührend, ihr Männer? Aber, daß ihr nun auch befolgt, was Seine Excellenz verlangt! Wahrlich und Gott! ein Donnerwetter soll den erschlagen, der nicht folgt und pünktlich thut, was unser Herr Bruder Excellenz befiehlt.

„Nur ein kicherndes Lachen des Professors Dietler ward vernommen. Eine mißbilligende Unruhe entstand sogleich, und Alles blickte mit Murren und Unwillen nach dem Lacher um. Diese Bewegung benutzte der lange hagere Zollcontroleur Horix von der Rheinbrücke, drängte sich mit Eifer durch die Menge vor, und auf den Zehen über alle Köpfe gestreckt, rief er aus gewohnter Dienstbeflissenheit und mit winkenden Armen: Herr Hofkanzler! Ich kann Eurer Excellenz und Gnaden melden, daß Dero Gepäck und Bagagewagen eben wohl conditionirt die Rheinbrücke passirt haben. Vom Brückenzoll sind Excellenz frei! Eine Stille mit theilweisem Staunen entstand. Alles blickte nach dem Hofkanzler hinauf, aber der Hofkanzler blickte nicht herab."

Mag Albini immerhin rathsam gefunden haben, seine werthvollen Effecten in Sicherheit zu bringen, für seine Person hielt er aus bis zum letzten Augenblick, wie er denn bei Ausarbeitung der Capitulation vom 21. Oct. hülfreiche Hand leistete, ohne doch sie zu unterschreiben, wie behauptet worden. Nach Wiedereinnahme der Stadt wurde vorzugsweise von ihm die Wiederherstellung und verbesserte Organisation der kurfürstlichen Truppen geleitet; schweren Verlust hatten diese nämlich vor Speier gelitten. Die daselbst aufgehäuften Magazine zu decken, war die ganze Kriegsmacht des Mainzer Kurstaats zusammengezogen worden. Das hat besonders von Seiten der Stadt Erfurt seine Schwierigkeiten gefunden. Die Erfurter widersetzten sich den für die Completirung des Regiments gebotenen Aushebungen und dem Auszug, wollten sich auf die mit ihren Söhnen geschlossenen Capitulationen berufen. Ein Steinhagel traf die Fenster des Coadjutor-Statt-

halters, und versprach dieser in der Bestürzung, daß die Erfurter Kinder nur innerhalb der Feste Mainz als Besatzung verwendet werden sollten. Als man sie einmal in Mainz hatte, konnte freilich von dem Versprechen keine Rede mehr sein. Sie mußten weiter, die Grünen, so wenig ihnen das auch mundete, „aber der Teufel soll sie holen: sie müssen dran!“ wie die Blauen, die Rothen, die Gelben (Abth. I Bd. 4 S. 525), die samt den Husaren in und um Speier sich scharten. Von dort wurde nach Mainz geschrieben: „Unsere Lage wird mit jedem Tage bedenklicher. Den Franzosen würde es ein Leichtes sein, aus den benachbarten Festungen eine beträchtliche Anzahl Truppen zu vereinen, und noch durch Nationalgarden zu verstärken. Unser Oberst ist deshalb unbesorgt; er will sie, soviel ihrer auch sein mögen, erwarten und in offenem Felde schlagen. Die Ringmauern von Speier sind gut; es käme darauf an, die Thore durch einige Fleschen zu decken und die Gemeinschaft mit dem rechten Rheinufer zu sichern, und man würde hier Widerstand leisten, im äußersten Fall aber den Rückzug über den Fluß nehmen können. Der Obrist will von allem Dem nichts wissen, und begnügt sich, die Soldaten mit unnützen Dingen zu ermüden.“

Nicht lange, und Forster schrieb an seinen Schwiegervater Heyne nach Göttingen: „Speier ist denn wirklich von den Franzosen besetzt worden, nachdem sie die Mainzische Besatzung, mit welcher der Oberst von Winkelmann unbesonnener Weise 12,000 Franzosen entgegenging, in Stücke gehauen haben. Das große kaiserliche Magazin war die Hauptabsicht des Unternehmens; sie führten Alles weg unter die Kanonen von Landau, thun aber den Einwohnern kein Leids, und bezahlen Alles baar. Lang können sie dort nicht bleiben, da Prinz Esterhazy und der Prinz von Condé im Breisgau stehen und wohl auf die Nachricht anrücken werden, um sie zu vertreiben. Hier hat man viel Furcht, glaubt aber, daß sie nicht gegründet sei, weil die Franzosen sich schwerlich so weit herabwagen dürften, aus Besorgniß abgeschnitten zu werden. Indeß fahren jetzt die Pferde des Adels unsere Kanonen aus dem Zeughause auf die Wälle, und etliche Tausend Bauern werden zusammengetrieben, die an den Festungs-

werken arbeiten sollen. Die Nassauer, Fuldaer und Wormser Truppen, ein kleines buntscheckiges, unbedeutendes Häufchen, machen unsere Besatzung aus, neben welchen die Bürger einige Wache thun. Wir erwarten Hülfe aus Darmstadt, woher sie uns auch bei den frühern Handwerker- und Studentenunruhen gekommen ist (Abth. I Bd. 4 S. 526). Wir sind auf Alles gefaßt."

Jenes Gefecht wurde den 30. Sept. 1792 geliefert. Winkelmann, der neben seinen Mainzern nur einige hundert Kaiserliche, überhaupt etwa 3500 Mann hatte, verlor alsbald über dem Anblick der grenzenlosen gegen ihn heranziehenden Ueberlegenheit den Kopf, und wurden seiner Mainzer an die 700 erschlagen, eine ungleich größere Zahl gefangen. Wie wenig man aber noch von beiden Seiten in der Kunst zu schlagen bewandert, lehrt die Noth, in welche Custine, der französische General gerieth. Ein Mainzer Husar erfaßte seines Gaules Zügel, führte ihn als seinen Gefangenen von dannen. Wie scharf der Trab, fand Custine doch Gelegenheit, einige Worte anzubringen. „Ist es nicht traurig," sprach er zu seinem Hüter, „daß man nicht einmal Zeit hat, eine Prise zu nehmen." Ein Liebhaber von Schnupftabak ist ohne Zweifel der Husar gewesen. Hoffend von der besprochenen Näscherei sein Antheil zu empfangen, hielt er an, Custine zog die mächtige Dose hervor, warf aber, statt zu schnupfen, ihren ganzen Inhalt dem Husaren in die Augen. Während dieser beide Hände ansetzte, der Beize los zu werden, ergriff der General den Zügel von des Reiters Gaul und in voller Carrière jagte er den Seinen zu, sein Abenteuer zu erzählen, seinen Gefangenen vorzustellen. Dem erging es indessen, wie zu erachten, gar leidlich in seiner Gefangenschaft.

In dem letzten Staatskalender, 1797, wird Albini nach allen seinen Titeln, und zugleich als Sr. k. k. apost. Majestät wirkl. geheimer Rath aufgeführt. Am 17. Nov. n. J. fand er sich zu Rastadt bei dem Reichsfriedenscongreß ein, als seines Kurfürsten Gesandter. „Obgleich als die eigentlich handelnden Personen," schreibt der Ritter von Lang, „der in altväterlicher Form einer Reichsdeputation angeordneten Staatsaction, standen diese Stellvertreter der abgeordneten Stände doch nur in einem untergeordneten Range

gegen die Gesandten der drei größeren Höfe da, nicht viel besser als figurirende Schöffen bei einem hochpeinlichen Halsgericht oder als steife Statisten bei den Bravourarien, Duetten und Tercetten der drei größeren Höfe. Unter diesen machte Herr von Albini, der mainzische Kanzler, noch eine ziemlich heroische Pantomime; er sah übrigens aus wie ein altväterlicher Kapitelssyndicus (in Göthe fand v. Lang einen langen, alten, eiskalten, steifen Reichsstadtsyndicus) und machte Augen wie ein gebissener Dachs, der in seinem stillen Grimme gern noch einmal zugeschnappt hätte." Uebrigens hat auf jenem Congreß Albini ganz anders sich benommen, als die Anbeter des goldenen Kalbes, die Bewunderer der großen Republik, die Franzosenknechte, in deren Gesellschaft vorzüglich der Ritter von Lang sich zu gefallen schien. In der den französischen Gesandten übergebenen Note, worin Albini gegen die von den Franzosen in Gefolge der geheimen Stipulationen des Vertrags von Campoformio vorgenommene Occupation der Festung Mainz (30. Dec. 1797) protestirt, als gegen eine das Völkerrecht verletzende Handlung, drückt er ungemein energisch sich aus, dergleichen in dem zitternden Deutschland niemand mehr wagte, und wenn auch v. Lang sich darüber lustig macht, daß man ohne einen Archicancellarium imperii das liebe deutsche Vaterland verloren geglaubt habe, so ist es doch der Mainzischen Gesandtschaft gelungen, dieser Ansicht Geltung zu verschaffen.

Albini ließ es aber keineswegs bei diplomatischen Verhandlungen bewenden. Der Subsidienvertrag, welchen er 1799 Namens seines Kurfürsten mit England schloß, war lediglich die Einleitung einem Unternehmen, welches bei gehöriger Unterstützung der Weltgeschichte eine durchaus veränderte Richtung geben konnte. Albini wollte das gesamte südliche Deutschland, mit dem nördlichen war nichts anzufangen, für eine muthige Erhebung gegen seine Dränger bewaffnen, ließ es aber nicht, wie so viele Schreier von 1813—1814, bei tapfern Redensarten bewenden, sondern stellte sich persönlich an die Spitze des Mainzer Landsturms, der, obgleich nur aus in der Eile zusammengebrachten, meist ungeübten Leuten bestehend, den Franzosen durch seine unausgesetzte, mit Geschick geleitete Thätigkeit ungemein beschwerlich fiel.

„Der Landsturm besteht aus Cent- und Ausschußcompagnien, kleinen Jägercorps, Schützencompagnien und verschiedenen Corps Freiwilliger. Die Cent- und Ausschußmannschaft ist eingetheilt in den jungen und in den alten Ausschuß. Der junge Ausschuß ist zu dem gewöhnlichen activen Dienst bestimmt, der alte Ausschuß aber blos für den Dienst im Nothfall, bei näherer Gefahr, bei allgemeinem Aufgebot. Zum jungen Ausschuß wurden alle kurfürstliche Unterthanen, Beisassen und Tolerirte, welche dienstfähig, und nicht 50 Jahre alt sind, sodann die ledige, gediente oder ungediente, dispensirte oder nicht dispensirte Mannschaft gezogen. Zum alten Ausschuß kamen die minder Tauglichen, und jene, welche das 50te Jahr erreicht haben. Ganz dispensirt sind Schultheißen, Bürgermeister, Geschworne und Heimbürger, und jene, welche 40 Jahre Unterthanen sind. Jedem vom alten Ausschuß, und jedem Dispensirten war indessen frei, in den jungen Ausschuß überzutreten, wenn ein edler Eifer ihn dazu einlud.

„Jede Vogtei theilte den jungen und den alten Ausschuß in eine oder mehrere Compagnien, nach Verhältniß ihrer Männerzahl. Jede Compagnie ist rottenweis, bald in größere, bald kleinere Corporalschaften, gewöhnlich zwischen 15 und 24 Mann, eingetheilt. Jeder Corporal mußte ein gedienter Mann sein; er mußte seine Corporalschaft jeden Sonn- und Feiertag in den Waffen üben, und für den guten Stand seiner Mannschaft und ihrer Waffen sorgen. Jede Compagnie hat einen Hauptmann, einen Lieutenant, einen Fähndrich, einen Musterschreiber, einen Feldwebel, die nöthigen Corporale und Spielleute. Der Amtsvogt ist der Chef aller Compagnien seiner Vogtei, und der dirigirende Oberbeamte hat den Oberbefehl und Leitung aller Compagnien seines Ober- oder Amtes. Alle Officiers mußten gediente und unbescholtene Leute sein. Sie wurden nach dem Wunsche und Vertrauen der Compagnie von kurfürstlicher Landesregierung bestellt und bestätigt. Die Unterofficiere benennten die Beamten. Die Officiere genießen, nebst eines jährlichen fixen Geldauswurfs zu einer Ergötzlichkeit, die Freiheiten wie ein Schultheiß, die Musterschreiber, Feldwebels und Corporals die Kopf- und Personalfreiheit. Jeder hat den Dienst und die Ob-

liegenheiten wie bei dem regulirten Militär. Im Felde bekömmt der gemeine Mann aus der Cent- oder Gemeindscasse täglich 6 kr., der Corporal 10 kr., der Musterschreiber und Feldwebel 20 kr., ferner Brod und Fleisch auf Kosten des Aerariums. Was die Centen oder Gemeinden darüber geben wollen, muß von denenselben nach dem Schatzungsfuß beigeschossen werden.

„Jeder welcher es eist vermogte, muste sich selbst Ober- und Untergewehr stellen; für die Bewaffnung des ganz Unvermögenden sorgt der Staat. Der Dienst dieser sämtlichen Compagnien und Corps ist gänzlich nach militärischem Fuß. Die Munition wurde für das erste Erforderniß aus den Gemeinds- und Centcassen angeschafft, im Felde aber auf herrschaftliche Kosten, und die Corporäle haben die Sorge dafür zu wachen, daß solche nicht muthwillig verdorben und verschwendet werde. Auch ist bei dem Landsturm eine Ablösung nach folgendem Maasstabe festgesetzt. Ein Drittel vom jungen Ausschuß eines jeden dazu bestimmten Amts steht im Felde, und zwei Drittheile als Reserve, auf jeden Wink bereit, zu Hause. Diese drei Drittheile lösen sich periodisch alle 8 oder 14 Tage, nach ihrer bessern Convenienz, unter amtlicher Leitung, einverständlich mit dem Generalcommando, untereinander ab. Die Ablösungen geschehen, so viel möglich, durch die ledige Mannschaft; jede Ablösungscompagnie muß aber wenigstens 200 Köpfe stark sein. Die Einleitung und Ausführung ist der Einsicht der Beamten überlassen. Jeder darf durch Privatübereinkunft einen Andern stellen, jedoch muß der Eingestellte aus dem nämlichen Orte sein, und seinen eigenen Dienst thun, wenn ihn die Reihe trifft. Die Aerzte und Wundärzte sind unter schweren Strafen und bei genauer amtlicher Aufsicht angewiesen, keine Zeugnisse von Untauglichkeit auszustellen, als wo wirklich absolute Untauglichkeit vorhanden ist. Die Amtsvögte müssen bei ihren Compagnien im Felde bleiben, oder an ihre Stellen taugliche, thätige Amtspracticanten oder Amtsaccessisten delegiren. Sie sind mit einer eigenen Instruction, nach militärischen Grundsätzen, versehen. Dafür bekommen sie täglich 2 fl. und eine Pferdsration, wenn sie ein Pferd bei sich haben.

„Hieraus ergibt sich, mit welch vortrefflicher Umsicht das Ganze auf den Fall der Gefahr bereitet war, und es wird einleuchten, daß eben dadurch einzig die nachdrücklichste Hülfe in solcher Zeitkürze eintreten konnte, so wie daß es nicht das Landaufgebot in Masse ist, wie es viele aus der zahlreichen Menge glauben musten, sondern daß die Hauptmasse sich erst in größerem Nothfalle erhebt, daß das erste Aufgebot meistens ledige Mannschaft ist, und daß viele davon vorher schon in Mainzer Militärdiensten gestanden sind, wodurch die Bildung der Ungedienten bald reifen muß. In der Voraussetzung, daß es höchst wenige unbedingte Vollkommenheiten in dieser irdischen Welt gibt, ist es noch kein wesentliches Gebrechen, wenn jene Leute, die kein gewöhnliches Metier von dem Militärstand machen, nicht gerade das leisten, was man von regulirtem Militär erwarten kann. Allein von ihrem guten Willen ist das, was sie anfangs, oder in den ersten Actionen nicht vollständig leisten sollten, doch in der Folge bald vollkommen zu erwarten.“

Albini hatte aber nicht versäumt, dem Landsturm die Unterstützung einer geregelten Kriegsmacht beizugeben. Vorlängst war durch seine Sorgfalt der bei Speier erlittene Schaden ersetzt. Er hatte sich ein Jägercorps beigelegt, 300 Mann, die grün montirt, mit rothen Aufschlägen, bei jeder Gelegenheit bewiesen, daß sie würdig Albinis Jäger zu heißen. Denen fügte, auf seinen Betrieb, England ein zweites Jägercorps hinzu, das angeworben und befehligt von dem tapfern Scheither, 800 Schützen zählte, grün uniformirt mit schwarzen Aufschlägen. Zu einer dritten Schar von gleicher Beschaffenheit hatten die Söhne des zahlreichen Forstpersonals sich vereinigt, furchtbar nicht sowohl durch die Zahl, 70 Köpfe, als durch die Trefflichkeit der Waffen und die Meisterschaft in ihrer Behandlung. Absonderliche Erwähnung verdienen auch die Freiwilligen, deren erste gewesen sind drei Aschaffenburger Bürger, Paul Brand, Christoph Kittel und Peter Hauß. „Zu diesen gesellten sich sogleich bis 40 Junggesellen allerhand Standes dahier, diese waren also die ersten, welche den Landsturm gebildet und den Anfang gemacht

haben. Die haben sich nachher stark vermehrt und wurden das Freiwilligen-Corps genannt, waren auch überall voran."

Bedeutend hat auf solche Anstrengungen des Mainzer Oberlandes die Erinnerung an die Schrecknisse des Jahrs 1796, unter welchen nicht nur die Stadt Aschaffenburg, sondern auch der ganze Spessart zu leiden gehabt, eingewirkt. „Im Monat Jul. 1796 kam die französische Armee den Main herauf gegen Aschaffenburg angeruckt; jetzt war ein großer Schrecken dahier, viele Große und Reiche haben sich geflüchtet. Die Kaiserliche haben das große Magazin angepackt, und selbes an die Schiffleute und andere Bürger um einen gar geringen Preis verkauft." In der Nacht vom 17—18. Juli bewerkstelligten sie ihre Retirade. Zuerst kam Infanterie in langen Zügen, es folgte durch die verödeten Straßen — fest verschlossen waren Hausthüren und Fensterladen — die Cavalerie. Eine kurze Pause ergab sich, und ein Pferdegetrappel schwerer, feierlicher, denn alles, was ihm vorhergegangen, wurde vernehmbar. „Das sind die Coblenzer," sprach Regierungsrath N. der samt einem andern Freunde bei Forstrath Keck Zuflucht gesucht hatte. Es waren die herrlichen Grenadiere von Royal-Allemand, die Coblenzer genannt wurden, weil sie, gleich andern emigrirten Corps, zu Coblenz ihre Organisation wieder hergestellt hatten. Nicht im Flug, wie unlängst noch im Garten der Tuilerien, kamen sie herangesprengt, sondern in einer Haltung, welche der eisernen Nothwendigkeit weichend, doch immer fertig, eine übereilte Verfolgung zurückzuweisen, wälzten sie sich durch die engen Straßen. In etwas hat diese Haltung die ängstlich hinter den geschlossenen Laden Lauschenden beruhigt; aber nur vorübergehend war die Beruhigung: diese Grenadiere schienen der Abziehenden letzte zu sein.

„Weh, weh!" hieß es, „da kommen die Franzosen!" denn wiederum wurde Hufschlag vernommen, und ein dumpfes Gesumme, das sich doch allmälig in die Worte des Volksliedes, „Freut euch des Lebens," auflösete. Anstatt der erwarteten Franzosen prallten kaiserliche Husaren vorüber. In grimmigem Zorn, in seinem höchsten Discant jammerte Regierungsrath N.: „Da

kommen sie die Spitzbuben, die Schelme, haben das Reich zu Grund gerichtet, den Kaiser verrathen, uns arme Leut dem Moloch überliefert, und da singen sie noch, Freut euch des Lebens, hol euch der Teufel!" Ungehört blieben den Husaren, welche die äußerste Nachhut ausmachten, die verkleinerlichen Worte. Heller Morgen war es beinahe geworden, und noch kamen keine Franzosen, wohl aber drei Dragoner von la Tours Unbärtigen, die, wie es schien, den Durst mehr fürchteten, als den nachrückenden Feind. Denn sie hielten vor einer verschlossenen Hausthüre, klopften lange, schrien: „Bodder, Bodder, i hab Durst," und erreichten endlich durch ihre Beharrlichkeit, daß ein Laden geöffnet, jedem von ihnen ein Schoppen gereicht wurde. Der muß nach mehr geschmeckt haben, denn es wiederholte, verdoppelte sich das Rufen, noch einmal wollte sein Schenkenamt der Vater üben, und herangesprengt kam, athemlos schrie ein vierter Dragoner: „Franzus da sein!" Ungetrunken blieb der zweite Schoppen, fort waren die eben noch so eifrigen Zecher.

Es war die höchste Zeit, denn einen Augenblick darauf jagte in voller Carrière ein rother Husar heran, dem folgten in kurzem Abstand drei braune Husaren von Chamboran, dann Massen von Reitern und Fußvolk. General Klein, mein alter Bekannter vom Clemensplatz her, wiedergefunden zu Eschenau bei Nürnberg im Oct. 1805, occupirte das Schloß und schrieb eine Brandschatzung von 20,000 Gulden aus. Das war gewissermaßen ein Versprechen, der Privaten Eigenthum zu respectiren, und hat sich alsbald von Seiten der Einwohner ein gewisses Vertrauen eingestellt. General Jourdan wurde bei seinem Einzug, immer noch am 18. Jul. ehrerbietig empfangen, und dankte in der verbindlichsten Weise den ihn Begrüßenden. Aber eine ungeheuere Einquartierungslast folgte ihm auf dem Fuße: zwei Generale zugleich mit ihrem Gefolge hatte Forstrath Reck aufzunehmen und zu bewirthen, wofür zwar der eine bei seinem Abzuge am folgenden Tage Dankbarkeit zu beweisen nicht unterließ. Er nahm das Söhnlein in die Arme, und legte ihm ein goldenes Kettchen um den Hals. Solcher Beispiele gab es freilich nur wenige, viel hatten die Quartiergeber während eines Zeitraums von

sieben Wochen von den Anforderungen und Erpressungen Einzelner zu leiden, und die Gemeinde erlag beinahe der Last der Requisitionen. Viel trüber sah es auf dem Lande aus, denn von Disciplin wußte die Sambre-et-Meuse-Armee nicht viel. Gewaltthätigkeiten, Räubereien ohne Zahl wurden verübt, und ist namentlich den Franzosen oder ihren Helfershelfern das von dem vorsichtigen Pfarrer Butsch in den Spessart auf die Lichtenau geflüchtete Kirchensilber der Pfarrei zu U. Lieben Frauen in Aschaffenburg, 10,000 Gulden werthgeschätzt, in die Hände gefallen.

Bald folgte die Rache. Nach der Schlacht bei Würzburg suchte das Gros der französischen Armee über Hammelburg und Schlüchtern die Heerstraße von Leipzig-Frankfurt zu erreichen; theilweise nahm sie ihren Rückzug über Aschaffenburg; auf der Ferse folgten die Kaiserlichen, und bereits war der Sturm auf die von den Franzosen noch besetzte Stadt geboten, als ein Officier des Generalstabs, in der Absicht, seiner Vaterstadt die Schrecknisse einer gewaltsamen Einnahme zu ersparen, nicht ohne Mühe einen Aufschub von 1½ Stunde erhielt. Man rechnete, daß der Feind diese Pause zu einem friedlichen Abzug benutzen werde. Im Gegentheil traf er alle Anstalten der hartnäckigsten Vertheidigung. Die Stadt mußte beschossen werden, und namhaften Schaden hat man damit angerichtet, im übrigen nicht viel erreicht, bis eine Abtheilung Tyroler Scharfschützen, von dem Revierförster Peter Albert von Waldaschaff geführt, zur Stelle gelangte. Albert war den kaiserlichen Vortruppen entgegengeeilt, focht ihnen zur Seite bei Heibach, und hatte sodann sich erboten, eine Anzahl von Scharfschützen auf kürzern Seitenwegen zu den Thoren der Stadt zu bringen, auch ihnen den Eingang zu erleichtern. Willig wurde das Anerbieten angenommen, und während der fruchtlosen Anstrengungen gegen die Mauern, führte Albert seinen Haufen durch die Fasanerie und das Schönthal über den Agathakirchhof in die Stadt. Dergestalten von allen Seiten bedrängt, bestanden die Franzosen gleichwohl noch eine Reihe blutiger Straßengefechte, doch wurde ihnen zuletzt das Feuer der kaiserlichen und Spessarter Schützen, die hier gleichsam zu einem Wettstreit berufen, allzu überlegen, „sie nahmen Reißaus, theils durch

den Main, denn die Brücke war der großen Zahl der Fliehenden zu eng geworden, theils an der Capucinerfelse vorbei, allwo mancher noch ertappt ward. Auch über der Brücke und am Schönenbusch gab es noch viele Todte, Blessirte und Gefangne, dagegen wurde der Canonicus von Mayerhofen von einem Franzosen so schwer mit Säbelhieben verletzt, daß er bald darauf des Todes. Es gab auch noch einen ängstlichen Moment, als urplötzlich den Jubel des Volkes übertäubte der französische Marsch. Auseinander stäubte die fröhliche Menge, abermals eine Invasion befürchtend, und nicht bemerkend, daß die Trommeln die Retraite wirbelten. Es kamen an die 300 Grenadiere, die abgeschnitten und zu Gefangnen gemacht, auf dem Marktplatz das Gewehr strecken sollten. Der gewonnenen Stadt ritt Erzherzog Karl ein, und um ihn drängten sich bewaffnete Bauern ohne Zahl, alle mehr oder weniger beladen mit dem Feinde abgenommenen Trophäen, die einen französische Hüte aufgestülpt, die andern französische Kamaschen an den Beinen, die meisten französische Gewehre, Säbel, Patrontaschen führend. Sogar eine vollständige Musikbande, den Schellenbaum nicht vergessen, hatten diese Bauern sich zugelegt, also Zeugniß gebend von dem ungeheuern, dem Feinde beigebrachten Verlust. Zur Mitte der Stadt gelangt, betrachtete der Erzherzog mit Wohlgefallen die improvisirten Waffenbrüder, dann richtete er an sie Worte des feurigsten Dankes, mit der Ermahnung schließend, daß sie jetzt, nachdem erreicht das große Ziel, gesichert die Befreiung von Deutschland, zu ihren Feldarbeiten zurückkehren möchten. Und es nahm das Wort ein ältlicher Bauersmann des würdigsten Ansehens, sprechend: „Gnädiger Herr, damit ist es nicht genug, zu Ende muß gespielt werden das Spiel, auf daß wir Ruhe gewinnen für immerdar." Warum ist dem ehrlichen, verständigen Spessarter nicht geglaubt, den aufgelöseten Banden der Franzosen nicht nachgelaufen worden — unerläßlich ist, sind sie einmal zum Laufen gebracht, das Nachlaufen — über den Rhein, über die Maas, zu Oise und Seine? Warum mußte vor der Bicoque Kehl der glorreiche Feldzug ein Ende finden, gleichwie weiland der Tag von Höchstätt, deß Ziel in Versailles zu suchen, zu Landau unterging?

Dem bäuerischen Rathgeber wurde nicht geglaubt, unvermeidlich die Anstrengung des Jahres 1799. Davon schreibt der Chronist von Aschaffenburg, Franz Haus, Glöckner ad B. M. V.: „Anno 1798 am 1. Sept. sahe man dahier in der Luft eine unzählige Menge fremder Vögel, welche täglich zweimal über unsere Stadt geflogen kamen, und öfters die Sonne verfinstert hatten; ihr Aufenthalt war der Dieburger und Schmerlenbacher Wald gewesen, und dieses dauerte bei 7 Wochen lang. Die Größe der Vögel war wie der kleinste Spatz. Diese haben bedeutet den Landsturm, welcher im folgenden Jahre entstanden ist. Anno 1799 kamen die Franzosen wieder in großer Menge gegen unsere Landschaft angeruckt, welche sich auch schon bei Seligenstadt sehen ließen, allwo auch die Mainzer Husaren manches Gefecht mit denselben gehabt haben. Auf dieses hat der Kurfürst durch seinen Minister von Albini den allgemeinen Landsturm aufgerufen. Herr von Albini war oberster Kriegsbefehlshaber, Aschaffenburg der Sammelplatz. Am 29. August haben sich sämtliche Amtsvögte und andere Vorstände mit ihren Gemeinden dahier versammelt, und dem Kurfürsten geschworen, für das Vaterland zu streiten. Jetzt sahe man von allen Seiten Bauern und Landvölker, unter Anführung ihrer Vorgesetzten, in der Menge herbeikommen, und über die Bruck marschiren. Die Ansicht dieses Zugs war erschröcklich anzusehen, da sah man alle erdenkliche Instrumenten dabei, als Gewehre, Sabelen, Sensen, Schippen, Hacken, Heugabeln, Keltermesser, Spiese, Ketten, Stangen und dergleichen. Gewiß schröcklich und schauderhaft war solches anzuschauen. So zogen sie also über die Brucke dem Feind entgegen." Albini selbst hatte seit längerer Zeit das Sagum angelegt, die Mainzer Interimsuniform der Generale, grau, gleich jener der östreichischen Generalität, mit rothem Passepoil. Sie stimmte sehr gut zu der geistreichen, gebietenden Physionomie, und wurde der angehende General höchlich bewundert, wenn er Sonntags in Aschaffenburg zur Kirche kam, und andächtig dem Gesang der Menge einstimmte. Lange sollte seines Bleibens nicht mehr sein.

„Am 27. Aug. 1799 rückten die Franzosen aus Mainz mit einem Armeecorps, dessen Stärke man nicht genau kannte, die

aber allgemein auf 5—6000 Mann angegeben ward, auf der rechten und linken Mainseite bis gegen Frankfurt vor, wodurch die Stadt, so wie die ganze umliegende Gegend äußerst allarmirt wurde. Die Mainzischen Truppen, welche in und um Aschaffenburg ihre Standquartiere hatten, wurden sogleich zur Besetzung der Hauptpässe von Dettingen und Stockheim beordert und die erforderliche Artillerie abgeführt. Abtheilungen von den kurfürstlichen Regimentern von Gymnich, Rüdt, Faber, sodann 1 Bataillon Grenadiers, 2 Compagnien leichte Infanterie und 1 oberrheinische Kreiscompagnie eilten augenblicklich an ihren Bestimmungsort, und 2 Escadronen kurfürstlicher Husaren recognoscirten bis gegen Offenbach. Die französischen Truppen verbreiteten sich am 27. besonders auf der linken Mainseite, und man nahm sehr gut wahr, daß es auf das Vordringen in die obere Maingegend abgesehen war. Zugleich besetzten sie die Thore der Reichsstadt Frankfurt. Am 29. rückte die französische Cavalerie bis Froschhausen vor: die kurfürstlichen Husaren waren mit ihr verschiedenemal stark engagirt, wobei 4 Mann von Chamboran und mehrere Pferde gefangen und nach Aschaffenburg gebracht wurden. Der Kurfürst, welcher sich bei der immer mehr nähernden Gefahr zur Abreise bereitet hatte, ging in der Nacht am 29. mit einigem Gefolge von Aschaffenburg nach Würzburg ab. Nemlichen Tags erließ der Staatsminister von Albini folgenden Aufruf:

„In dem Augenblicke wo die Franzosen auf allen Seiten von den siegreichen kaiserlichen Armeen verfolgt werden, wollen sie es noch versuchen, in die hiesigen Gegenden vorzudringen, um, wenn sie keinen Widerstand finden, solche nach ihrer Art zu verwüsten. Allein die kurfürstlichen braven Truppen, die sich in diesem Kriege schon so oft gegen diese Feinde ausgezeichnet haben, werden nicht weichen, sondern diese Lande schützen: nur müssen sie gegen den übermächtigen Feind hinlänglich unterstützt werden. Es gilt hauptsächlich um die Landesinwohner selbst, und um alles, was ihnen heilig ist. Se. Kurfürstl. Gnaden dürfen demnach sicher erwarten, daß alle ihre bürgerliche Jäger-, Schützen-, Centcompagnien den kurfürstlichen Truppen gerne

Hilfe leisten, und sich mit diesen zum gemeinen Schutze enge verbinden, auch daß die gedienten und ungedienten ledigen Pursche den Corporalschaften ihrer Väter muthig folgen, und daß besonders die entfernten Spessarter, die den Franzosen schon eben so rühmlich als ihre Brüder, die Odenwälder, bekannt sind, an die Gränzen voreilen werden. Mit Gottes mächtigem Beistand wird alsdann der Vorsatz des Feindes vereitelt werden. Se. Kurfürstliche Gnaden aber werden jeden, der sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, eben so zu belohnen wissen, als Höchstdieselben für diejenigen, und ihre Familien, welche bei Vertheidigung des Vaterlandes verwundet werden oder umkommen sollten, väterlich zu sorgen entschlossen sind. Aschaffenburg den 29. August 1799. Freiherr von Albini.

„Bald strömte auf diesen Ruf von allen Seiten die bewaffnete Landmacht herbei. Am nemlichen 29. Aug. trafen schon Compagnien davon in Aschaffenburg ein, so daß an diesem Tage bereits über 6000 Mann, am 30. über 14,000, und bis zum 31. eine unzählige Mannschaft versammelt war. Aschaffenburg, der Hauptsammelplatz, war nun der Punkt der lebhaftesten Ereignisse geworden. Es war eine wahre Augen- und Herzensweide für den deutschen Patrioten, eine Compagnie des Landsturms nach der andern, von ächter Vaterlandsliebe und Muth entflammt, vorüberdefiliren zu sehen. Alle Compagnien schwenkten sich vor dem kurfürstlichen Schloße auf, salutirten den Herrn Staatsminister, welcher sich ihnen als ihren Chef und Anführer erklärt hatte, und wurden von ihm empfangen wie Söhne von ihrem Vater; sie marschirten sodann über die steinerne Brücke auf die linke Mainseite und lagerten allda bis zu dem Befehle des Abmarsches. Fast jede der Compagnien führte türkische Musik, oder Hoboisten wenigstens, die gewöhnliche militärische Musik, sowie ihre Fahnen und Zimmerleute mit sich.

„„Ihr tapfern Vertheidiger des Vaterlandes,““ also redet sie an des Mainzer Landsturms Almanach für die Freunde des deutschen Vaterlands auf das Jahr 1800, mit 3 Kupfern und Musik, Mainstrom, S. 75 in 16º, „„ihr tapfern Vertheidiger des Vaterlandes, die Europa anstaunt —

ihr vom deutschen Reiche die Ersten, die von der Vorsehung erkoren waren, das Muster zur Nachahmung eurer Brüder zu werden, hinterlaßt nicht bloß den Nachkommen große Begriffe von euch — eure Zeitgenossen haben sie auch. Jeder derselben staunte, als er euch durch ein Wort, durch einen Aufruf zum Gemeingeiste angefachet, nach wenig Stunden als Söhne eines Landesvaters, euch als Brüder an einem Punkte — aus euern so verschiedenen Wohnungen zu einem gemeinen und heilsamen Zweck versammelt sah. Ihr selbst stauntet.

„„Der Beobachter fand in euch jene edle Menschen, die mit ihrer eigenen Staatsverfassung zufrieden, den Werth einer guten Regierung zu schätzen wissen; er fand jene Männer, die die Bande der menschlichen Gesellschaft, zu der sich ihre Urväter bekannten, nicht zerreißen lassen wollten, und dadurch habt ihr von eurer Regierung in der Welt den Ruf mit Recht verbreitet, daß ihr durch sie glückliche Menschen seid, und daß sie durch euch groß ist. Man glaubte, die Deutschheit habe nur noch Trümmer ihrer ursprünglichen Güte, aber man fand sie bei euch wirklich ohne Verderbniß, ohne falsche Begriffe von wahrer Glückseligkeit und ohne widersinnige Richtung.

„„Die Franzosen und ihre Grundsätze, die ihr theils durch ihr räuberisches Betragen während des Krieges — theils durch ihre Arglist und Wortbrüchigkeit gegen fremde Staaten, sowohl als durch ihre eigne Intriguen unter sich selbst, durch so viele Thathandlungen in ihrer schwarzen Blöse entlarvet fandet, konnten euch durch keinen Trugschein blenden, ihr waret klüger als sie — von der Vorsehung geleitet, erhielt eure Menge nur einen Sinn. Ihr folgtet dem Rufe der Natur, um für eure uralte Verfassung, um die ihr beneidet seid, für Fürst und Vaterland, und alles was euch heilig ist, zu kämpfen. Nie wird euch der Himmel für die bereitwillige Ausführung seines Willens den wohlverdienten Sieg — den Lohn versagen. Er wird eure Bemühungen nicht ungekrönt lassen, da er euch bei dem Triebe zum gemeingeistigen Wesen Urkraft mittheilte, und zu ihrer Anwendung tapfere Führer gab.““

„Während der Landsturm sich näherte, waren bisher die kurfürstlichen Husaren schon immer mit Abhaltung der französi-

schen Cavalerie, die über Offenbach und Froschhausen herausbrach, beschäftiget. Alles was man nur von braven Truppen zu erwarten berechtiget ist, haben diese kurfürstlichen Husaren geleistet, sie haben unter Anführung des würdigen kurfürstlichen Rittmeisters Schröder nicht nur Schritt für Schritt jeden Strich Erde mit dem Schwerte vertheidiget, sondern mit einer wohl dreimal überlegenen Macht gestritten, und solche lange von weiterem Vordringen mit äußersten Kräften abgehalten. Am 30. Aug. zogen sie sich sodann über Seligenstadt auf Stockstadt zum Hauptcorps zurück, und an diesem nämlichen Tage kamen auch sogleich französische Patrouillen nach Seligenstadt.

„In dieser Lage brach nun die erste Colonne des Landsturms auf. Die Spessarter, die die kurze Ruhe nicht einmal liebten, deren sie, bis das Ganze zu seiner Reife gediehen war, genießen konnten, forderten mit Ungeduld gegen die Feinde des Vaterlandes vorgeführt zu werden, unter der Erklärung: daß sie nur da zu thun hätten wo Franzosen seien, und sie wurden nur durch den ohnehin bald erfolgten Abmarsch befriediget. Diese Colonne bestand aus ungefähr 120 kurfürstlichen Husaren, 150 Jägern, 300 Mann Infanterie, 4 bis 500 Scharfschützen, und mehrern tausend vom Landsturm, mit Kanonen und Haubitzen versehen.

„In der friedlich gesinnten Stadt Frankfurt, die eben im Begriffe war, sich zu der dem halben Europa interessanten Herbstmesse vorzubereiten, wurde die Ruhe der Einwohner sehr erschüttert, sie sollten abermals ihre Sicherheit, die der zahlreichen Meß-Handelsleuten und der dahin strömenden Fremden erst noch bezahlen, oder, was einerlei ist, ewig tributbar der Laune Frankreichs Gewalthabern sein. Der französische General Baraguay d'Hilliers war es, der die Ruhe des friedlichen Frankfurts, die es bishin ohnedieß schon theuer genug zu stehen kam, in neue Brandschatzung versetzte, und sich dafür 600,000 Livres zu erpressen wußte. Um der Messe, die in 8 Tagen zu beginnen hatte, nicht den größten Schlag zu versetzen, entrichtete Frankfurt, das sich die Annäherung des Mainzer Landsturms nicht so schnell — nicht in so großer Menge dachte, alsbald die convenirte 100,000 fran-

zösische Thaler, nach deren Entrichtung die französischen Truppen Frankfurts Mauern und Thore in der Art wieder verließen, daß sie durch Frankfurt über Sachsenhausen sich den Main hinaufzogen. Die kurfürstlichen Husaren und die braven Jäger, die den Vortrapp der ersten Colonne ausmachten, sowie die Colonne selbst, welche sich über Seligenstadt die Maingegenden weiter hinab senkte, fand nun die Franzosen in der Flucht, welche von dem Vorrücken des Mainzer Landsturms und seiner Stärke näher und augenscheinlich verlässiger unterrichtet, mit Vermeidung jeden Gefechts ihren gänzlichen Rückzug antraten.

„In der Nacht vom 31. August auf den 1. September brach auch die zwote Colonne auf, welche zwischen Leitern und Stockstatt gelagert hatte. Sie bestand aus der kurfürstlichen Leibgarde, 1 Bataillon Grenadiere, 3 Divisionen von den Regimentern Gymnich, Faber und Rüdt, 1 Compagnie Scharfschützen und viele tausend vom Landsturm, nebst gehöriger Artillerie. An der Spitze dieser Colonne befand sich Freiherr von Albini mit dem Generalstab," zu welchem namentlich gehörte unser alter Bekannter, der um die gegenwärtige Darstellung hochverdiente würdige Forstrath Franz Keck. Seine 70 Jahre, er war den 4. Oct. 1730 geboren, hielten ihn, vielleicht der älteste active Forstdiener im Reich, nicht ab, dem Ruf der Ehre zu folgen. Er starb zu Lohr, 21. Januar 1815.

„Am 4. Sept. 1799 defilirte ein Theil des Vortrappes durch Frankfurt, schickte Patrouillen über Höchst bis auf einige Stunden von Mainz, und fand die französischen Posten zurückweichen, der andere Theil der ersten Colonne avancirte auf der linken Mainseite und schickte Patrouillen bis Rüsselsheim. Freiherr von Albini nahm sein Hauptquartier mit dem Generalstabe vom 1. bis 3. September in Seligenstadt. Am 4. kam solches nach Niederrad, als an eben diesem Tage vorher die zweite Colonne zum Theil auf der linken, und auf der rechten Mainseite durch Frankfurt bereits vorgerückt war. Bei Niederrad war eine Schiffbrücke samt Hauptschanze angebracht. Während dieses Vorschreitens bildete sich zu Aschaffenburg die dritte Colonne, die mit regulärer Infanterie vermischt, sich auf mehrere tausend

belief, und nach und nach den beiden Ersteren folgte. Nur einige Compagnien Infanterie, einige Artillerie blieben als Corps de Reserve in Aschaffenburg. Der Kurfürst kam von Würzburg am 13. September wieder in seine Residenz zurück. Er wurde mit Jubel und Freude empfangen; und die noch in Aschaffenburg zurückgebliebene Bürgercompagnie paradirte mit fliegender Fahne und klingendem Spiele. Des anderen Tags am 14. traf auch auf wenige Stunden der kurfürstliche Staatsminister und des Landsturms Obergeneral, Freiherr von Albini, in Generalsuniform beim Kurfürsten zu einer mündlichen Besprechung ein, verließ aber um 7 Uhr Abends wieder die Residenz, um sich in das Hauptquartier nach Niederrad zurückzubegeben." Dergleichen Besprechungen waren jetzt zumal dem alten Herren Bedürfniß. Den Geschmack seines Fürsten kennend, pflegte Albini auch in wichtigen Angelegenheiten mit Scherz, Witz und Spöttereien ihn zu bedienen.

„Am 7. September lief im Mainzer Hauptquartier die Nachricht ein, daß der französische General Baraguay d'Hilliers drei bewaffnete Heppenheimer Bürger habe erschießen lassen. Freiherr von Albini schickte dieserhalb sogleich den kurfürstlichen Gardeofficier von Radenhausen mit einem Trompeter und einem Schreiben an den französischen Gouverneur von Mainz ab, worin Genugthuung für die von französischer Seite begangene Völker- und Kriegsrechtswidrige Handlung begehrt, auch zugleich bedeutet ward, daß man im Falle einer verweigerten Genugthuung an jedem ergriffenen französischen Conscribirten Repressalien gebrauchen werde, indem die zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, ihrer Familien und ihres Eigenthums sich bewaffneten Mainzer gewiß wenigstens die Rechte der gegen fremde Ruhe bewaffneten Franzosen in militärischer Rücksicht genießen müssen. Der abgesendete Freiherr von Radenhausen brachte die Antwort zurück: daß der französische Gouverneur das erhaltene Schreiben dem commandirenden Obergeneral zusenden werde. Die Greuelthat verfehlte die Wirkung, sie schreckte nicht, nein sie erbitterte nur den deutschen Muth, die deutsche Rache. Schon zeigte sich in der gebirgigten Gegend von Offenburg bis in das Badensche

gegen Baden hin, daß auch da der deutsche Muth zur Verthei- digung des Vaterlandes erwacht ist, indem unter dem Schutze Sr. Königlichen Hoheit des Erzherzogs Karl und unter Leitung des Herrn Generalmajors Görger der dasige Landsturm schon bis gegen 10,000 Mann angewachsen ist, als wovon der eigentliche Kern das tapfere Volk der Kappler Thäler samt ihren Nachbarn von Waldulm und Sasbachwalden. Bald wird von mehreren Seiten erschallen — daß Hermanns Geist Deutschland noch weiter umschwebet." Diesen Geist noch vollends herauf zu beschwören, gibt der Landsturm-Almanach eine gedrängte Uebersicht der Geschichte des Cheruskerfürsten, die man in keinem Falle, auch ohne Gänsfüßchen, dem Antiquarius zuschreiben würde, da sie den Namen der durchlauchtigsten Thusnelda nicht bringt. Größeres Verdienst hat jenes Büchlein sich vielleicht erworben durch das

Lied des Mainzer Landsturmes, bei dem Abmarsche mit Begeisterung gesungen.

Auf Brüder auf! zum Kampfe auf!
Es ruft uns heil'ge Pflicht.
Zum Kampfe auf! zum Siege auf!
Seid Deutsche, säumet nicht!

Auf, auf, die Pflicht für's Vaterland
Entflamme euren Muth.
Eilt, rettet es mit starker Hand
Und rächt der Brüder Blut.

O Vaterland! wir sind bereit,
Es zittre nun der Feind;
Denn gegen ihn zum Kampf und Streit
Hat uns dein Ruf vereint.

Zerstören soll kein Franke mehr
Der Deutschen schöne Flur,
Die Deutschen steh'n zur Gegenwehr
Und Deutsche siegen nur.

Der Deutsche schlägt den Uebermuth
Der Franken-Nation,
Am Deutschen scheitert ihre Wuth,
Der Deutsche kennt sie schon.

Bewaffnet steht er nun im Feld,
Für Gott und Vaterland,
War jeder nicht von je ein Held,
Der solchem Zwecke stand?

Wir stehen fest, unwandelbar,
Und schwören hier vereint
Voll Muth am Vaterlandsaltar
Den Untergang dem Feind.

Den Untergang dem Feind, der kühn
Der Menschheit Recht verletzt,
Tod und Verderben über ihn,
Sein Ziel sei ihm gesetzt.

Die Rache fordert Volk und Gott,
Und jedes Heiligthum,
Mit jedem trieb der Franke Spott;
Vertilgen ihn, bringt Ruhm.

Neig stolzes Frankreich! neige dich,
Wenn Deutschland sich erhebt,
Da Hermanns Geist ganz sichtbarlich
Nun über Deutschland schwebt.

Auf Brüder auf! zum Kampfe auf!
Es ruft uns heil'ge Pflicht
Zum Kampfe auf! zum Siege auf!
Seid Deutsche, säumet nicht.

Ungleich verdienstlicher noch wäre es indessen gewesen, wenn der Almanach eine vollständige Uebersicht der Leistungen der Albinischen Armee, die wohl 16,000 Mann zählte, hätte geben wollen, darauf läßt er sich leider nicht ein. „Von den verschiedenen Actionen, welche von Seiten des Landsturms bald offensiv, bald defensiv vorgingen, ließ sich vieles zum Ruhme der kurfürstl. regulirten Truppen sowohl, als der einzelnen Corps und Compagnien der Landsturms-Mannschaft sprechen, allein es ist schon im Vorbericht bemerkt, daß nur bis zur gänzlichen Bildung dieser Anstalt in gegenwärtigem Werkchen, nicht aber von den Unternehmungen des Landsturms gehandelt werden soll; indem bei dem zu Ende gehenden Jahr eines Theils dieser Almanach hierdurch verspätet würde, andern Theils die Thaten der Individuen noch nicht pünktlich bemerkt werden können, weshalb in folgendem Jahre über die Operationen des Landsturms ein eigener Almanach und Taschenbuch erfolgen soll. Stoff dazu wäre zwar hinlänglich vorhanden, indem bei dem Landsturm von seiner Position aus, welche sich von Eppstein, Königstein, an der Nidda hin über Höchst, durch zwei Brücken über den Main auf Schwan-

heim und bis in die Bergstraß erstreckte, verschiedene Affairen vorgingen, in welchen die kurfürstl. Infanterie, die Artillerie, die Husaren, die kurfürstl. Leibgarde, das Jägercorps, das Corps der Freiwilligen, sowie die Spessarter und Odenwälder sich sehr auszeichneten; eben so, als wie das mittlerweil eingetroffene k. k. Szekler Husarenregiment (eigentlich nur 150 Mann). — Diesen Stoff fände man gleich in der Affaire bei Limburg, in der Expedition ins Rheingau 2c., sowie in jener beträchtlichen Affaire bei Hattersheim, Höchst und an der Nidda, welche unwidersprechlich die Standhaftigkeit und den Muth der kurfürstl. regulirten Truppen und der Landsturms-Mannschaften bezeichnen. Von denen zur Leitung der Landsturms-Geschäfte unter der Oberdirection und dem Generalcommando des Freiherrn von Albini hierbei angestellten und mitarbeitenden geschickten Männern sowohl, als den im Felde Agirenden ließ sich wohl zur Verewigung ihrer angestrengten täg- und nächtlichen rastlosen Bestrebungen unter Benennung dieser vaterländischen unermüdeten Patrioten manches sagen. Die Behutsamkeit jedoch, keinem zu wenig zu thun, und keinen zu versehen, ist der Grund, daß sie nicht namentlich mit ihren Verdiensten erscheinen, indem der Herausgeber dieses Taschenbuchs bis itzt sie theils nicht alle kennt, theils in dem Detail ihrer Geschäfte noch nicht eingeweihet ist."

Alsolche Behutsamkeit habe ich um so mehr zu beklagen, da sie mich in die Nothwendigkeit versetzt, von Ereignissen zu handeln, die beinahe unbemerkt geblieben sind, weil die Schreiber, samt und sonders den Interessen der Revolution ergeben, am bequemsten fanden, sie zu secretiren. Glücklicherweise liegen mir vor einige Handzeichnungen, so aufgenommen von Wagner aus Höchst, und getreu copirt durch Blasius Lindenschmitt, Hr. Oberförster Keck die Güte hatte, mir behufs meiner Darstellung aus dem Bestand seiner reichen Sammlung mitzutheilen. Sie tragen sämtlich kein Datum, ich kann daher die Gefechte nur nach dem geographischen Zusammenhang ordnen. Das erste wäre die Action bei dem durch seinen Schwefelbrunnen bekannten Weilbach, wo zwar Mainzischer Seits nur Infanterie, von dem rothen Regiment, und Husaren vorkommen. Der Vortheil bleibt den Mainzern, sie bringen

Gefangne ein. Bei Epstein haben Mainzer Husaren und Jäger mit rothen französischen Husaren und einer starken Abtheilung Infanterie zu thun; sie sind im Weichen begriffen. Dagegen weisen die Mainzer Husaren, bei Kronberg von ihren Gegnern überfallen, diese nachdrücklich zurück. Wiederum sind bei Sindlingen, zwischen Höchst und Weilbach, die Husaren und Jäger in scharfem Gefecht mit dem weit überlegenen Feind.

Bei Sindlingen commandirte der tapfere Rittmeister Jacob Schröder, der Mainzer Achilles, hoch verdient auch um die Stadt Wetzlar. „Er war," wird aus Wetzlar geschrieben, „derjenige Officier, welcher am 4. Dec. 1799 auf einem Streifzuge mit einer kleinen Husarenabtheilung die französische Garnison dahier überfiele und in der Stadt zu Gefangenen machte; von welcher Zeit an die dahiesige Stadt von französischen Truppen und Contributionsforderungen befreit bliebe. Am 13. Aug. 1803 feierte die hiesige Garnison ein Leichenbegängniß für ihren, allen, die ihn kannten, zu frühe verstorbenen braven Cameraden, den kurf. Hrn. Rittmeister Jacob Schröder. Die Garnison versammelte sich Morgens um 9 Uhr, und marschirte nach der Franziscanerkirche, wo ein kleines Trauergerüste mit den militairischen Insignien geziert, aufgeschlagen war, an dessen Fuße sich ein Leichenstein mit folgender Inschrift befand: Wetzlar kennt den edlen braven Schröder aus seiner Thaten einer. Thaten reich und Jahre arm starb er, der der Feinde Wuth trotzte, den 9ten August 1803. Die Thränen seiner Cameraden folgen ihm nach, und im Tode wird er ewig leben. Ein großer Theil des kais. Reichskammergerichts, des kurfürstl. Commissariats- und Stadtrathspersonals, die bürgerl. Officiere, und ein beträchtlicher Theil der Bürgerschaft, wohnten der musikalischen Seelenmesse bei, und empfingen nach geendigtem Gottesdienste die innigste Danksagung des dahiesigen Officiercorps." Schröder, nur eben 30 Jahre alt, war zu Aschaffenburg an den Folgen eines Schlagflusses gestorben.

„Nach diesem," berichtet der Aschaffenburger Chronist, „hatte sich der Landsturm weit ausgedehnt; als nämlich das Freicorps kam bis an den Neckar, allwo auch bei Birkenau eines hiesigen Zollbeamten Sohn, Namens Leonhard Haus sein Leben verlor,

sodann bis ins Rheingau, allwo Hr. Hauptmann Jergens etliche französische Schiffe hinweggenommen. Weiter kreuzten sie in der Gegend von Mainz und andern Ortschaften herum, allwo auch viele Todte, Blessirte und Gefangene eingebracht wurden." Bereits dachten die Behörden zu Coblenz an ihren Abzug, und die Douane namentlich ließ den Schlagbaum, womit sie den Leinenpfad am Schloßgarten allem Fuhrwerk unzugänglich gemacht hatte, wegräumen. Lebhaft empfinde ich, nach beinahe 60 Jahren, die Freude, womit damals das Verschwinden des Mahlzeichens einer so verhaßten Einrichtung mich erfüllte. Nur zu vergänglich ergab sich diese Freude, indem die Volksbewegung doch mehrentheils auf das Mainzische Gebiet beschränkt blieb, und Albini bei seinen Operationen vornehmlich die Mainlinie verfolgte. Von allen Seiten strömten Verstärkungen den Franzosen zu, und bereits befand sich die ganze, von Augereau und Dumonceau befehligte gallo-batavische Armee im Anzug. Damit verglichen, waren die Verstärkungen, auf welche Albini noch Rechnung machen konnte, höchst unbedeutend. „Die dritte Abtheilung des Aschaffenburger Contingents unter Hr. Major Martzel kam zu spät zur Ablösung, und sind nicht weiter kommen als nach Hirschstein, zogen also am vierten Tage wieder nach Haus." Auch die Haltung der über Steinheim nachrückenden Colonne vom Landsturm, wie sie in einem gleichzeitigen Kupferstich ausgedrückt, zeigt nicht gerade von kriegerischem Geist, wie hoch auch des Zuges Anführer mit dem prächtigen Zopf den Degen schwingt, wie freudig im Winde das Banner mit dem Mainzer Rade flattert. Greif, Heugabel, geradgezogene Sense, eine Axt sogar, sind die vorherrschenden Waffengattungen, der Büchsen, Flinten und Musketen von der manichfaltigsten Art sind verhältnißmäßig nur wenige. Zierlich geflochten ist des einen Greifenmanns Cadogan; an seinem Hut prangt, wie an den mehrsten Pickeln, eine tellergroße Cocarde. Im Vordergrund nimmt ein Wehrmann den zärtlichsten Abschied von der Geliebten: er drückt ihr Händchen, er lacht mit vollem Gesicht, und seine Thränen fließen hinab in den weit geschlitzten, weit aufgesperrten Mund; sind sie der Ausdruck der Zärtlichkeit oder der Furcht, ich weiß

es nicht. Die Geliebte, nur von der Rückseite sichtbar, mit dem Mieder bekleidet, hoch aufgeschürzt des Hemdes Aermel, über dem nachlässig aufgeschlagenen Haar den ungraciösen Ulles, ist der Schuhe nicht nur, sondern auch der Strümpfe bar, was indessen wenig zu kümmern scheint die Freier. Denn während des Einen Augen die Thränen blenden, hat ein zweiter sich herangeschlichen, und vertraulich legt er die Hand auf der Schönen Schulter, eine Hand, die vollkommen paßt zu dem Siebenmeilen-Angesicht, auf welchem jedoch die zärtlichsten Empfindungen sich spiegeln, und während der eine wie der andere versunken in die Betrachtung des geliebten Gegenstandes und der ernsten Scheidestunde, hat ein dritter Freier zur Seite Posto gefaßt, verstohlner Weise der Schönen Rechte zu fassen. Fast sollte man glauben, es seien vorherrschend in der streitbaren Colonne die Gesinnungen jenes Königs von Aragon, welcher schönen Augen zu Ehren die Pyrenäen überschritt, um vor Muret Schlacht und Leben zu verlieren, oder des Polen Dwernicki, der mit den schönen Galizierinen beschäftigt, während Alles den Untergang seiner Heerschar verkündigte.

So nahe war aber der Landsturm seinem Ende noch nicht. „Die Franzosen kamen mit starker Macht von Mainz gegen Höchst angezogen, der Landsturm aber zog sich zurück über die Nied," und es kam zu einem scharfen Gefecht, das anhebend den 4. Oct. gegen 5 Uhr Abends, bis den 5. Mittags fortgesetzt wurde. Die Franzosen hatten eine vortheilhafte Stellung auf der Höhe an der Nidda eingenommen, von dannen sie zu vertreiben, wetteiferten Linienmilitair, Jäger, Artillerie, Landsturm, dieser geschart um das Banner mit dem silbernen Rad; mehre glänzende Chargen haben wieder ausgeführt die Mainzer wie die Szekler Husaren, denn dunkelblau gekleidet wie ihre aus dem fernen Siebenbürgen herangezogenen Waffenbrüder, haben die zwei Mainzer Schwadronen bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit bewiesen, daß sie solcher Waffenbrüder würdig. „Die hierauf genommene andere Position der Deutschen," schreibt der Landsturms-Almanach, „war weniger die Folge einer nachtheiligen Schlacht, als vielmehr die Folge verschiedener zu gleicher Zeit eingetretener Ereignisse, wo-

rüber die sehr zahlreiche Menge der französischen Blessirten, Todten und Gefangenen gegen die geringe Zahl der verwundeten und gebliebenen Deutschen von selbst die Schlußfolge gibt. Aus der Organisation ist ersichtlich, daß nur in größeren Nothfällen die ganze drei Drittheile der bewaffneten Landmacht aufstehen; diesemnach erhob sich anfänglich das aus neunzig Ortschaften bestehende kurfürstliche Oberamt Aschaffenburg in Masse, diese ging jedoch nach verschwundener Noth wieder auseinander, und hinterließ bloß die permanente Mannschaft, wie es die Organisation verordnet."

Anders stellt der Stadt Aschaffenburg Chronist die Sache dar, schreibend: „Nach diesem wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und der Landsturm hatte ein Ende, und zoge nach Haus, welches geschehen am 6. Oct. 1799. Es ist aber noch zu bemerken, von jenen 50 Mann, welche zu Epstein gelegen, und durch den Anmarsch der Franzosen von den übrigen sind abgeschnitten worden, welche nachhero hinter dem Königsteiner Gebürg, durch das Usinger- und Hessenland ihren Retirad nehmen musten. Weil dann nun alle Landstürmer, bis auf jene 50 Mann, zu Hause angelangt waren, so gab es einen großen Lärm in der Stadt, als müsten selbe ganz gewiß umkommen sein. Weil dann nun unter jenen 50 Mann acht junge Fischersöhne gewesen, welche Hr. Stadtschultheiß Leo mit Gewalt dazu genommen, und noch mit 7 fl. 30 kr. Strafe belegt hatte, so ging der Streit und Lärmen erst recht an. Die Weiber gingen sodann aufs Rathhaus, und schimpften außerordentlich über Hrn. Leo: er soll ihnen ihre Söhne herbeischaffen, die er ihnen gestohlen hätte, lästerten ihn übrigens noch mit allerhand Schmachreden. Leo konnte sich in diesem Augenblick nicht helfen, noch entreißen, mußte sich also der Weiber Gezänk gefallen lassen. Als es nun sechs Tage gewähret, daß man von denselben noch keine Nachricht erhalten hatte, wo sie wären, oder ob sie noch lebten, so dauerte halt das Geschrei in der Stadt immer fort, bis endlich am achten Tage, allwo sie alle gesund sind ankommen. Jenen obenbenannten acht Fischerssöhnen muste auf Befehl des Kurfürsten von Erthal das Strafgeld wieder zurückgezahlt werden. Dieser Weiberstreit ware also der Beschluß von dem Landsturm."

Es folgten indessen noch mehre Gefechte zwischen dem unter Waffen gebliebenen mobilen Theile des Landsturms und den fortwährend unter Albinis Befehlen stehenden regulairen Truppen und den Franzosen, dergleichen namentlich bei Offenbach vorfiel, einem meiner Bekannten zu gar kläglicher und lehrreicher Erinnerung. Die Neugierde um den Gang des Scharmützels hatte ihn an die Gartenthüre des Hauses, wo er in Condition, geführt, und im Augenblick rannten zwei französische Tirailleurs auf ihn zu. Von Pulver geschwärzt die Gesichter, halb niedergebrannt die Backenbärte, in Hemdsärmeln, um den Leib gewickelt ein Tuch, darin die Patronen zu bergen, riefen sie die Barmherzigkeit, den Schutz des Thürstehers an, und lediglich ihre Noth bedenkend, hat dieser sie aufgenommen in den Garten, hinter Reisbündeln in dem Gartenhause sie verborgen. Das war kaum gethan, und es wich Kolbenstößen die in Eile verschlossene Gartenthüre, ein Schwarm von Husaren ergießt sich über die Rabatten, strömt dem Pavillon zu, sucht, unter der admirabelsten Concordanz deutscher und ungrischer Flüche nach Franzosen, die hier versteckt sein möchten. Gefunden haben sie nichts, zogen unter abermaligem Fluchen ab, und mußten eine halbe Stunde später, Angesichts der dem Feinde zugekommenen Verstärkung, die Stadt verlassen. Aller Besorgniß ledig, zog der mitleidige Coblenzer seine Schützlinge, denen er ein Engel geworden, aus ihrem Versteck hervor, und reichlich haben sie drei ganzer Tage lang die ihnen erzeigte Wohlthat vergolten, den Engel und seinen Principal und das gesamte Hausgesinde torquirt in einer Weise die sinnreicher noch und fühlbarer als die Vorschriften des bekannten Buches, Die Kunst sinnreich zu quälen, dabei aber doch immer ihrem Erretter eine gewisse Deferenz bezeigt. So mußt er z. B. bei jeder Gelegenheit mit ihnen schnapsen aus dem gemeinschaftlichen Glase, das in Folge der vielfältigen Berührung durch schmutzige Lippen ganz eigentlich mit einem Fell sich überzogen hatte. Ich glaube kaum, daß der Mitleidige fernerhin bei Kriegshändeln sich betheiligt, auf das Schicksal einzuwirken versucht haben sollte.

Das that aber Albini in der preiswürdigsten Ausdauer und mehr denn einmal hat der Sieg ihm gelächelt, wie denn Augereau

dem Pariser Directorium in mehren Berichten die von dem Mainzer Kanzler seinem Volke beigebrachten Verluste klagt. Die unermeßliche Uebermacht gab indessen hier, wie allzeit die Entscheidung. Das schwache Mainzische Corps konnte nur mehr vertheidigungsweise verfahren. „Am 10. Sept. 1800, Abends 6 Uhr, seind die Franzosen ohne Gegenwehr in Aschaffenburg eingezogen, blieben aber nur 25 Tage in der Stadt, dann gab es Waffenstillstand. Die Franzosen zogen also wieder über die Brücke, und besetzten das ganze linke Mainufer"; es waren aber meist Holländer, von General Dumonceau befehligt. Jetzt blieb es ruhig bis den 24. November. Indem man für diesen Tag das Vorgehen der Franzosen auf der ganzen Linie erwartete, befanden sich die Mainzer im vollen Rückzug; mit jedem Augenblick glaubte man die Feinde über die Brücke debouchiren zu sehen. In tiefer Stille erwartete die Stadt das über sie verhängte Schicksal. Urplötzlich, Nachmittags 2 Uhr, wurde es lebendig in den verödeten Straßen, der Hörner Klang gesellte sich dem Geschmetter der Trompeten, und rasch stürmten Albinis Jäger und Husaren der Brücke zu, angetrunken alle und das Lied brüllend: Es gibt nichts Lustigeres auf der Welt, als wie der Husar im Feld! Die Holländer hatten ihre Vorposten auf der Brücke hinter spanischen Reitern, die scheinen aber nur betrunkene Bauern in der anziehenden Colonne, je zwei Husaren und zwei Jäger, gesehen zu haben. Der Irrthum wurde ihnen verderblich. Die Jäger übersprangen die Barriere, rissen sie um, die Wachtposten wurden zusammengehauen, bevor sie nur einen Schuß thun können, die übrige Mannschaft lief den Main hinunter, rasch verfolgt durch Husaren und Jäger. Bald warf sich Alles, was von Gallo-Batavern in des Flusses Nähe, in wilde Flucht, denn immer neue Scharen drängten sich auf der Brücke, zunächst mit Trommeln und Musik die Grenadiere, die Musketiere, Scheithers Jäger, Kanonen, Albini und sein Generalstab. Eine halbe Stunde weit wurde die Verfolgung ausgedehnt, dann gegen die Nacht der Rückzug angetreten, der ohne Aufenthalt dem Spessart zuging. Die Arrieregarde, beschäftigt an 70 Gefangne zu hüten, sollte den Beschluß machen, die gleiche Zahl hatte

der Feind an Todten zurückgelassen. Wichtiger noch war der Vortheil, den Albini in dieser verwegenen, vielfältig mißbilligten Demonstration errang; die unermeßliche numerische Ueberlegenheit der Feinde hatte sie in den Stand gesetzt, das schwache Häuflein der Mainzer vollständig zu überflügeln, beinahe einzuschließen. Aus der Falle rettete sich Albini durch die kühne Inspiration, welche eine Stockung in den Bewegungen der ihm entgegengesetzten Armee veranlaßt.

Aber der unschuldigen Stadt Aschaffenburg sollte das Manoeuvre theuer zu stehen kommen. Augereau, ganz eigentlich außer sich ob einer Verwegenheit, deren Folgen er im Augenblick nicht berechnen konnte, die zunächst ihn nöthigte, die vorhabende Expedition gegen Würzburg aufzuschieben, seine Colonnen, die bereits Amorbach erreicht hatten, zurückzurufen, war des Willens, an Aschaffenburg eine exemplarische Rache zu nehmen. „Die ganze französische Armee hatte sich gegen Aschaffenburg gezogen, das ganze Feld über der Brucke stunde voller Franzosen, alle Kanonen wurden langs den Main auf die Stadt gerichtet, dieselbige auf den ersten Wink zu zerstören: nichts geringeres hatte Augerau sich vorgesetzt. Jetzt stand Aschaffenburg in großer Gefahr, alle Einwohner waren voll Furcht und Schrecken. Aber auf einmal hat sich das Uebel gehoben. Die Sache hatte sich auf beiden Seiten gut beigelegt, und wurde sodann, mitten auf der Brucke, durch beiderseitigen Obersten der Accord geschlossen und entschieden.“ Wie D. Merkel berichtet, wurde der Obrist von Radenhausen dem französischen Obergeneral entgegengeschickt, und verdankte Aschaffenburg seiner Beredsamkeit, vorzüglich aber der Mitwirkung des Vicedomamtsdirectors Will und der persönlichen Achtung für denselben, daß bei dem Einrücken der Gallo-Batavcr in die Stadt keine Excesse irgend einer Art vorfielen. Nach einer Reihe höchst stürmischer Aeußerungen soll Augereau an der rothen Brücke am Schönbusch zu Hofrath Will gesagt haben: »C'est à l'égard de vous que j'épargnerai la ville.«

„Die Mainzer Truppen (die Arrieregarde),“ erzählt Haus weiter, „nahmen ihren Abmarsch nach dem Fuldischen, die Franzosen aber marschirten am 25. November, früh 9 Uhr, über die

Brucke und eilings durch die Stadt nach Würzburg: dieser Zug dauerte den ganzen Tag, denn die Armee war sehr stark. Auch wurde von hiesigem Magistrat befohlen, daß alle Einwohner sich verborgen, und Thüren und Fenster verschlossen halten sollten. General Augereau logirte im Schloß, und begehrte 20,000 Gulden Brandschatzung, samt noch andern Effecten an Schuhen und Kleidungsstücken." Wesentliches hat aber die Chronik vergessen. Laut der Capitulation mußten die 70 Gefangnen, die Trophäen des über Dumonceau erfochtenen Sieges, zurückgelassen werden; die Todten hatte man, auf Veranstaltung des Stadtrathes, während der Nacht auf dem Schlachtfelde eingescharrt, damit ihr Anblick die Cameraden nicht zur Rache fordere. Die befreiten Gefangnen wurden dem General vorgeführt, und vernahmen aus seinem Munde die Versicherung, daß die Stadt Alles, was im Moment der Gefangennehmung ihnen entrissen worden, zu ersetzen habe. Nach dieser erfreulichen Zusage wurden sie zum Rathhause geführt, und insgesamt um den Betrag ihres Verlustes zu Protokoll genommen. Es ergab sich, daß unglaublichen Reichthum an Kleidungsstücken, an der feinsten Wäsche, an barem Gelde, an Uhren, Preciosen, diese Opfer eines verrätherischen Ueberfalls, wie man es nannte, besessen hatten, und wurde Stück für Stück in der gewissenhaftesten Weise taxirt, auch der Betrag sofort den Beschädigten ausgezahlt.

„General Augereau ging nun weiter, aber eine französische Besatzung blieb dahier vom 25. Nov. 1800 bis 26. April 1801, ein Zeitraum von 21 Wochen, nach deren Verlauf am 26. April, Morgens 8 Uhr, der französische Commandant die Schlüssel der Stadt Aschaffenburg an den kurmainzischen Husarenrittmeister von Rüdt (den goldenen Rüdt, wie der Kurfürst ihn zu nennen pflegte, von wegen des Reichthums seiner Uniform) übergeben hat. Am 22. Mai kam Kurfürst von Erthal aus dem Eichsfelde wieder dahier an. Welchen 36 Junggesellen, hiesige Fischer und Metzger, schön gekleidet, vor dem Sandthor abgewartet, allwo die Pferde abgespannt, und sodann von denselben Junggesellen bis in das Fürstliche Schloß ist gezogen worden, wobei aller Orten Vivat und Friede gerufen wurde. Der Kurfürst gab

nachher diesen Junggesellen in dem Schönenbusch ein freies Tractament und Freudenfest zu genießen."

Während die französische Armee ihre Bewegung gegen Würzburg wieder aufnahm, setzte Albini seinen Rückzug fort, immer die Mainlinie einhaltend, und von Zeit zu Zeit durch einzelne Detachirungen, hauptsächlich von Reichstruppen, dergleichen namentlich die Trierer, verstärkt: ihm war geblieben alles, was an regulirten Truppen Mainz gehabt, was außerdem eine vollkommen militairische Organisation empfangen hatte. In Deutschland sollte aber Albini für seine Anstrengungen wenig Dank finden, um so wohlgefälliger machte sich dem Denkervolke sein Gegner Augereau, unstreitig unter den Verfechtern des Sansculotismus einer der widerwärtigsten, der verächtlichsten. Nannte sich doch, ihm zu Ehren, die eine Schützencompagnie zu Erlangen die Aucherauscompagnie. Bis dahin hatte den französischen General eine immense numerische Ueberlegenheit geführt. Weit ist es allerdings von den Ufern der Nidda zu jenen der Pegnitz, aber in dem mannhaft bestandenen, wenn auch hoffnungslosen Kampf hat der Federfuchser den Männern vom Fach die wichtigste Lehre gegeben. Statt des pedantischen Rückzugs die Donau hinab, der sie tagtäglich neuen Verlusten aussetzte, durfte die kaiserliche Armee nur den einen Flügel zur Verstärkung der bei Nürnberg beschäftigten Corps abgeben, die würden, nachdem in solcher Weise das Gleichgewicht hergestellt, die ihnen entgegengestellten Gallo-Bataver sehr bald gegen die Mündung des Mains zurückgedrängt, vielleicht gar einen Handstreich gegen Mainz ausgeführt haben. In jedem Falle hätte Moreaus verwegenes Vordringen über Inn und Enns unterbleiben müssen. In Frankreich selbst ist Albinis Geschick für Operationen, die ihrer Natur nach ihm wildfremd, höchlich bewundert worden; man wußte dort nicht, was Gouvion-Saint-Cyr erst später auszusprechen wagte, daß der Feldherr geboren wird, daß Urtheil und Verstand seine wesentlichsten Eigenschaften, die keine Routine, kein Schlendrian zu ersetzen vermag. Seines Kanzlers kriegerische Leistungen belohnte Kurfürst Friedrich Karl im Sept. 1801 mit einem kostbaren Degen, dessen goldner Griff, mit Diamanten

besetzt, die einfache Inschrift trug: Friedrich Karl Joseph seinem Albini. Die Gefechte an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof.

Formell wenigstens leitete Albini die Reichsdeputation, welche das berüchtigte Entschädigungswerk vorzunehmen berufen. Sie war noch lange nicht zum Schlusse gekommen, und es starb der hochbejahrte Kurfürst von Mainz den 25. Jul. 1802. Sofort nahm der Kanzler dem Militair und den Landesbehörden den Eid der Treue ab für den Nachfolger, den bisherigen Coadjutor, und dem geprüften Diener einen erweiterten Wirkungskreis anzuweisen, hat der neue Regent nicht verfehlt. Im J. 1805 wird Albini aufgeführt als Burgmann zu Dieburg, Herr zu Dürrenried und Messel, k. k. wirklicher Geheimrath und des St. Stephanordens Commandeur, Kanzler und Staatsminister für alle auswärtigen Angelegenheiten des gesamten Kurstaats, als Kriegsminister, Reichstagsdirectorialgesandter, dann Gouverneur und Minister der innern Angelegenheiten im Fürstenthum Regensburg. Burgmann zu Dieburg war er geworden durch das am 25. Mai 1799 erfolgte Ableben des kurmainzischen Staatsministers und weiland kön. französischen Gesandten am oberrheinischen Kreise, Freiherrn Friedrich Karl von Groschlag: auf dessen Lehen, wozu namentlich das Pfarrdorf Messel gehörig, hatte der Kurfürst seinem Kanzler im J. 1798 die Anwartschaft ertheilt, dem Geschenke auch die Burg in Dieburg, früher ein Königshof und letzlich in der von Groschlag Besitz, hinzugefügt. Die andere dicht bei Dieburg gelegene Burg Stockau, samt dem Dorfe Eppertshausen, erbte, als ein Allodium, des von Groschlag an den Grafen Maximilian von Lerchenfeld verheurathete Tochter. Seine Burg ließ nachmals Albini abreißen, um dafür sich eine neue schöne Wohnung, der geschmackvolle Gartenanlagen beigegeben, zu erbauen. Den häuslichen Sorgen unbeschadet, überwachte er in Treue und Sorgfalt die Verwaltung des neugebildeten erzkanzlerischen Staates, gleichwie ihm an dessen Erweiterung, an der Begründung des Großherzogthums Frankfurt der wesentlichste Antheil gebüren wird. Denn wie greuelhaft ihn auch fortwährend die Lage von Deutschland bedünkte, er verkannte niemals die Pflich-

ten gegen seinen gütigen Herren, die Rücksichten, durch dessen Situation ihm geboten. In gewohnter Umsicht leitete er die auswärtigen Angelegenheiten des Großherzogthums bis zum Nov. 1813. Es trat eine provisorische Verwaltung ein, und deren Präsidium wurde an Albini übertragen, sicherlich das ehrendste Anerkenntniß seiner unter allen Umständen bewährten und anerkannten deutschen Gesinnung. In der neuen Constituirung von Deutschland wurde er für den östreichischen Dienst gewonnen, zu der Stelle eines bevollmächtigten Ministers bei dem Bundestage ernannt 1815, bevor er aber sie antreten können, starb er zu Dieburg, 8. Januar 1816. Eine von ihm zu Würzburg gelegentlich des Doctorats geschriebene lateinische Inauguraldissertation, 1771, wurde 1772 ins Deutsche übersetzt, man hat auch von ihm einige Aufsätze in Hoschers Rechtsfällen. Drei Kinder hat Albini hinterlassen. Eine Tochter war an den von Uichteritz, die andere an den Hofgerichtspräsidenten von Preuschen in Dillenburg verheurathet. Der Sohn, Friedrich Karl Joseph, auf Dürrenried und Wasmuthhausen, beide unweit Seslach gelegen, geb. 10. März 1794, starb 19. Mai 1823. Ihm überlebt seine kinderlose Wittwe, Louise Marie Sophie von Gürtler, Tochter des Nicolaus Moriz Ferdinand Gürtler von Gürtlerein, fürstl. Nassau-Oranischen Geheimraths und Regierungspräsidenten. Geb. 28. Mai 1801, wurde sie den 17. Oct. 1822 vermählt.

Zu der Grafen von Katzenellenbogen Zeiten ist vielfältig in St. Goar Rede von den Burgsitzen adlicher Familien, dergleichen die Bis oder Biz, Mul, Knebel, Allendorf, Boos von Waldeck, Brand vom Wald, Stumpf von Waldeck, Calenberg, Nordeck, Dern, Baumbach, Rodenstein. An der Spitze dieser Geschlechter stehen die Bis, denen vorzugsweise das Prädicat von St. Goar angehörig. Henricus Bitz miles de Katzenellenbogen, 1262, ist ohne Zweifel eine Person mit jenem Henricus Rize de Rinefels, welcher in dem Abdruck einer Urkunde von 1252 vorkommt, und vielleicht auch mit dem 1292 genannten Henricus Biez. Herr Johann Biz von, sente Gewere unterfertigt die Urkunde vom 3. Aug. 1315, wodurch Graf Wilhelm von Katzenellenbogen das Dorf Berstatt erkauft. Sifrid Byze und sein Neffe, einerseits,

und Herr Henriche Byze auf der andern Seite, werden durch Graf Wilhelm von Katzenellenbogen verglichen der Zweiung um des Gerichts und der Mark wegen zu Zorn, Naurod und Hilgerod (Amts Hohenstein), 25. Jul. 1335. Herr Johann Bys von St. Gewer, Ritter, wird den 31. Dec. 1343, und nachmals 20. Jun. 1346 samt Henne Bys und Ude Bys genannt. Ude Bys, Ritter, unterfertigt die Urkunde vom 29. Juni 1352, und, als Herr Udenbizzis von sante Guwere, eine zweite vom 21. Febr. 1355. Anno 1359, Donnerstag nach der Octave von Drei Königen bekundet Graf Wilhelm von Katzenellenbogen, dieweilen Henrich Bys Ritter von Sente Gewere vor ihm gewesen und um eine rechte Theilung mit dem strengen Ritter Herrn Uden Byzen, beide Burgmänner zu Rheinfels, wegen des Dorfes Zorn gebeten, habe er ihnen rechten Tag beschieden zu Sente Gewere in seiner Hofstatt, und ihnen Wilderichen von Wylre, Burggrafen zu Rheinfels, in derselben Sache zum Richter gesetzt und ihm volle Macht ertheilt, des Grafen Manne zu heischen, Urtheil zu sprechen und denen Parteien Briefe darüber zu geben, wie er dieselben von Recht gescheidet hätte, und fort alle Dinge zu thun, gleicherweise als ob er Graf selber zu Gericht sitze.

Ungleich bedeutender ist das Geschlecht der Knebel, die regelmäßig mit dem Prädicat von Katzenellenbogen, mitunter auch mit jenem von St. Goar vorkommen, und, gleich vielen andern Geschlechtern, die von Allendorf z. B., die von Gerolstein, die von Braubach des einen Stammes, u. s. w., von einem Geschlecht von Katzenellenbogen schlechtweg herzuleiten sind. In dem Rheingräflichen Güterverzeichniß vom Anfang des 13. Jahrhunderts heißt es: »Cuno de Kazenhelenbugen comparabit predium valens 25 marcas, quas sibi dedit W(olframus) ringravius, et hoc ab ipso ringravio in feodo recipiet, ita quod assessor suus et castrensis in Rinberc, et quod sit suum castrense beneficium....« Heinrich von Katzenellenbogen, Domherr zu Mainz, 1196, stirbt 9. Januar 1213. Hartbertus von Katzenellenbogen und sein Sohn Theoderich, vielleicht derselbe, der noch 1259 vorkommt, werden 1219 genannt. Heinrich, des Grafen von Katzenellenbogen Truchseß, lebte 1259. Giselbert und Johann

erscheinen 1316; des einen oder des andern Söhne sind die Brüder Giselbert und Heinrich, 1350. Johann wird 1376, Vollmar 1424 genannt. Jutta von Katzenellenbogen kommt 1441 vor als des Otto von Schönberg ob Wesel Wittwe. Daß von diesen Rittern von Katzenellenbogen die verschiedenen den gleichen Namen oder das gleiche Wappen führenden Stämme herkommen, will Bodmann nicht unbedingt zugeben. „Daß dieses alte ungemein ausgebreitete Geschlecht seine Benennung von der uralten Burg Katzenellenbogen führt, ist unbestritten — desto ungewißer aber ob die vier, mit unterschiedenen Beinamen sich unterscheidende alte Katzenellenbogner wirklich von einem gemeinsamen Stammvater abstammen, und als wahre Aeste Ein und desselben Hauses zu betrachten, oder nur als Gemeiner und Ganerben jener Burg, oder endlich gar nur als Burgmänner derselben anzusehen seien? denn daß die bloße Gleichheit von Namen, Schilde und Helm auf Identität des Geschlechts nicht überall den bündigsten Schluß gewähre, läßt sich, wie bereits von andern geschehen, aus einer Menge von Beispielen darlegen. Lehenbriefe, Erbfolgsfälle, Theilungen 2c. geben allein die richtigsten Aufschlüsse."

Dagegen schreibt Helwich, Taphographia Nobilitatis rhenanae, Mst. p. 131: „Die Dritten haben den Namen gehabt: Kesselhut von Katzenellenbogen, aus welchen Markolff von Kesselhut zu Katzenellenbogen, dazumal Castrensis oder Burgmann zu Katzenellenbogen, der letzte dieses Geschlechts, 1387 ohne Mannserben gestorben, von welchen Geschlechtern weitläuftiger in den ausgestorbenen alten Geschlechtern des Rheinstrombs, so von mir colligirt und beschrieben, gehandelt wird. Die vierte seind nun die jetzt noch lebende Knebel von Katzenellenbogen, welche ich schätze, daß sie samptlich von Alters und Anfangs hero eines Herkommens, Stammes und Geblüts gewesen, welches dann aus der Gleichheit der Wappen erscheint, indem sie fast einerlei Wappen führen, nämlich ein roth Schildlein im weißen Feld, ausgenommen daß sie darneben unterschiedlich Beizeichen, wie auch Kleinoder haben. Es seind auch sonst noch viel andere adeliche ausgestorbene Geschlechter, welche sich mit diesen der

Schilden, wie auch etliche dem Helm nach ganz vergleichen, als nemblich die von Allendorff, die von Girstein (Gerolstein), Hohenstein, die Breder von Hohenstein, die v. Glunendal oder Glymendal ꝛc." Gleichsam Helwichs Ansicht zu bestätigen, gibt Bodmann die verschiedenen Beizeichen der sämtlichen von Katzenellenbogen benannten Familien. „Die Sure führen oben am rechten Ecke des rothen Schildleins eine goldene Krone; die von Katzenellenbogen alles rein, ohne Beizeichen (les armes pleines, wie es dem Hauptast zukommt); die Knebel oben am gedachten Ecke einen schwarzen Ring, zuweilen einen Vogel; jenes der Kesselhute ist mir unbekannt. Das Helmkleinod führen alle einförmig, nämlich zwei große Eselsohren, wovon das rechte weiß, das linke roth ist." Die Pyner von Katzenellenbogen, deren Bodmann nicht erwähnt, setzten über das rothe Schild einen blauen Turnierkragen, und ist bekanntlich der Turnierkragen (brisure de puiné) das ungezweifelte Abzeichen einer jüngern Linie, und eben dergleichen werden alle die verschiedenen dem Hauptwappen beigefügten Beizeichen sein, was Bodmann selbst, so viel die Sure von Katzenellenbogen betrifft, ausdrücklich anerkannt hat: „Ob dieses Geschlecht mit der im Surthale auf dem Heiligenberg in Ruinen liegenden Surburg (Sauerburg) einige Verbindung gehabt habe? ist Problem. In einer noch ungedruckten Urkunde vom J. 1369 und 1376 kommen vor Henn und Heinrich Sure Gebrüder, Else, ihre Schwester, Hrn. Heinrichs Sure Ritters sel. Kinder; — Johann von Katzenellenbogen, ihr Vetter, Hrn. Heinrichs ihres Vaters Bruder. Deutlich erhellet hieraus, daß zwischen den Brüdern Johann und Heinrich eine Gütertheilung vorgegangen sein müsse, wobei Johann, wahrscheinlich der älteste, den Stammnamen, Schild und Helm fernerhin ganz rein ohne Zusatz, Heinrich aber einen Beinamen, nebst Beizeichen im Schilde zum erstenmale auf und angenommen hat." Johann Sure zu Katzenellenbogen, Ritter, lebte 1381, Heinrich Sure war Ganerbe zu Reifenberg 1400. Marcolf Kesselhut von Katzenellenbogen wird 1364, Edelbrecht der Alte 1383, Marcolf der Junge 1383 genannt. Ihres Stammes war ohne Zweifel auch Konrad Kesselhut, des Deutschordens Treßler vom 14. Febr.

1327 bis 12. Jul. 1331, dann Großcomthur vom J. 1331 bis Juni 1334, auch vom 27. Juni 1333 bis 14. Aug. 1334 Landcomthur zu Kulm, endlich, seit 3. Febr. 1341 Comthur zu Papau.

Volmar Knebil von sente Gewere unterfertigt eine Urkunde vom 24. Febr. 1306 und ist ungezweifelt eines Herkommens mit jenem Heinemann Knebil, welchen die Gräfin Margaretha von Katzenellenbogen zum Bürgen bestellt der Eheberedung ihres Sohnes Wilhelm mit Irmgard von Isenburg, 1276 oder 1277. Hartbert und fr. Hartmannus de Cazzenelbogen zu Eberbach 1224, Dimo und Heinrich Knebel 1245, Dietrich, genannt Bischof, und sein Bruder Konrad, Söhne des Dietrich Knebel von Katzenellenbogen, Dietrich Knebel Burggraf auf Stahlberg 1329, Werner Fust und Knebel Gebrüder werden 1355 genannt, und ist jener wohl derselbe Werner Knebel, den Pfalzgraf Ruprecht 1360 seinen Burggrafen auf Stahlberg nennt, und der 1327 als Vitzthum zu Neustadt an der Hart, 1332 als Landvogt im Speiergau vorkommt. Unter mehren Söhnen hinterließ er einen Werner, der Burggraf auf Stahleck 1361, im J. 1397 das Zeitliche gesegnete, Vater von Dam und Dieter. Dam, Reichsschultheiß zu Oppenheim, starb 1410, sein Sohn und Nachfolger im Reichsschultheißenamt, der jüngere, Dam, den 28. Mai 1432; keiner von beiden kann demnach der Ritter Knebel von Katzenellenbogen sein, dessen Monument, eine Rittergestalt in ganzer Figur, die St. Katharinenkirche zu Oppenheim bewahrt. Dieser starb 1424. Des jüngern Dam einzige Tochter Guta, Erbin auf Grunau und an Heinrich von Handschuchsheim verheurathet, beschloß ihr Leben im Sept. 1454. Dieter Knebel von Katzenellenbogen, Burggraf auf Stahleck, starb 1400, mit Hinterlassung der Söhne Werner, Burggraf zu Stahlberg 1446, Gerhard und Dietrich, dieser Domherr zu Mainz und Propst zu U. Lieben Frauen in Geismar, † 9. Nov. 1457. Gerhard, kurpfälzischer Schultheiß zu Bacharach, erreichte das seltene Alter von 98 Jahren und gewann in zwei Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Sein Sohn Johann Knebel von Katzenellenbogen, genannt Faust, weltlicher Richter im Rheingau 1492, wurde der Vater Gerhards auf Nieder-Saulheim, gest.

1512, von dessen Söhnen der jüngste, Wilhelm, 1547 als Deutschordens Comthur zu Weissenburg vorkommt, die drei andern, Dam, Johann und Kaspar Nachkommenschaft hinterließen. Dam, kurpfälzischer Kammermeister, Amtmann zu Oppenheim, und demnächst der Kurfürstin Hofmeister, starb 1550, den 7. April 1559 sein Sohn Philipps zu Kiederich. Johann, gest. 1554, wurde in der Ehe mit Margaretha Gänsfleisch von Sorgenloch, der Erbin zu Bodenheim, gest. 1550, ein Vater von zwei Söhnen. Davon ist der jüngere, Johann ebenfalls genannt, auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem, der ältere, Dam, Kammergerichtsassessor zu Speier, den 25. April 1579 gestorben. Zwei von Adams Enkeln fielen im Krieg, 1625 und 1626, der älteste, Johann Philipp, geb. 5. Nov. 1588, war kurmainzischer Rath und Oberamtmann zu Höchst und Hofheim, des Rittercantons Oberrhein Hauptmann und starb 2. Febr. 1659.

Der ältere Sohn von Johann Philipps vierter Ehe mit Anna Maria Sidonia von Grarod, Johann Anton Knebel von Katzenellenbogen, geb. 19. Oct. 1646, absolvirte seine Studien 1666 zu Rom in dem Collegium ad S. Apollinarem; „er hatte sich aus seinem Vaterlande unter andern auch dessentwegen in Welschland und nach Rom begeben, weil er wuste, daß ein junger Cavalier sich in die Welt wagen müsse, und denen Corallen-Zincken gleiche, welche allererst in fremder Luft ihre Härte und Hochachtung erlangen. Es war ihm aber nicht genug, Rom gesehen zu haben; sondern es hieß bei ihm: Plus ultra. Dahero, als er zu Rom seine Studien geendiget, nahm er eine Reise nach Frankreich und Spanien vor, besahe alles Merkwürdige, und empfing an Königlichen und andern Fürstlichen Höfen viele Gnadens-Bezeugung.“ Domicellar zu Eichstädt 1667, dann auch des Fürstbischofs Marquard II Schenk von Castel Geheimrath, erhielt er zu Augsburg den 30. Sept. 1682 ein Domcanonicat, zusamt einer Geheimrathsstelle. Am 27. Jul. 1688 in Eichstädt zum Dombechant erwählt, resignirte er jedoch in kurzem, wogegen der Fürstbischof Johann Martin von Eyb ihn am 4. Febr. 1699 zum Domcantor ernannte. „Dieses war aber alles noch nicht genug, seine große Meriten zu belohnen. Denn

als Bischof Johann Anton An. 1725 den Weg alles Fleisches gieng, Heinrich Ferdinand von der Leyen aber die auf ihn ausgefallene Wahl nicht acceptirte (Falk. I Th. 2 S. [illegible]), so wurden seine Tugenden und sonderbaren Verdienste den 3. Febr. gedachten Jahrs 1725 mit der [illegible] Insul und Bischofsstab [illegible] und geehret. Gleichwie die Sonne um den Mittag die höchste und meiste Strahlen von sich wirft, also trug auch Bischof Johann Anton zu dem Mittag seines Lebens, da seine Glücksonne am schönsten gestiegen war, die meiste und kräftigste Strahlen aller fürstlichen Tugenden von sich blicken. Wir finden in ihm einen gerechten und frommen Fürsten, und daher einen [illegible] und vortrefflichen Hausvater. Die in das Zeichen des Widders eintretende Sonne kann nicht so genau Tag und Nacht in gleiche Theile eintheilen, als Johann Anton geflissen gewesen, die Gerechtigkeit jedermann, ohne Ansehen der Person, widerfahren zu lassen, und Recht und Billigkeit zu handhaben, hingegen das Böse zu bestrafen.

„Wie selig ist Bischof Johann Anton zu preisen, dessen Lippen ein beständiger Altar gewesen, auf welchem der Weihrauch eines inbrünstigen Gebets täglich als ein Opfer gegen Himmel loderte. Man sahe ihn alle Tage das ganze Jahr hindurch, meistentheils Morgens nach 6 Uhr, mit einer ungemeinen Devotion vor dem Altar Messe lesen, um bei GOtt dem Allmächtigen die Wohlfahrt seines Hochstifts, ja der ganzen Christenheit, insonderheit des Heil. Römischen Reichs zu erbitten. Alle Tage muste Nachmittags um 4 Uhr in der Schloßcapelle von seiner ganzen Hofstatt der Rosenkranz gebetet werden; welcher Andacht er jedesmal selbst beiwohnete. Wann gut Wetter einfiel, fuhr er zu seiner Gemüthsergötzung zwar aus, aber andershin nicht, als nur auf die Wachetten, zu der dasigen Loretanischen Capelle, und betete allda, mit seinen bei sich habenden Cavalieren, Hof-Caplan, und andern die mit ihm waren, die 7 Bußpsalmen, einige hierzu verordnete Gebeter, und theilte nach verrichteter Andacht, mit eigner Hand, an die anwesende Arme, die von allen Orten herbeiliefen, und zwar einem jeden absonderlich, Almosen aus. Ueberhaupt war er in seiner Reli-

gion sehr eifrig, welchen Eifer Pabst Clemens XI in zwei an ihn erlassenen Schreiben ungemein lobte. Die von Rom erhaltene Reliquien S. Johannis Martyris ließ er in einer öffentlichen Procession nach der Hospitalkirche bringen, und daselbst auf einen Altar setzen, allwo sie sich noch befinden. Denen PP. Franciscanis gab er Erlaubniß, ohnweit Spalt ein Hospitium mit einer Kirche aufzubauen, wozu er nicht wenig Geld, zur Bestreitung der Baukosten hergab. An die Domkirche ließ er gegen Westen ein vortreffliches Portal bauen. Weil er auch, als ein wachsamer Seelenhirt sahe, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts insgemein in der Jugend nicht allzu wohl besorget werde, war er auch dieses zu verbessern bedacht, und machte Anstalt, in der Osten-Vorstadt ein Frauenkloster, sub nomine Congregationis B. Mariae Virginis, aufzubauen: welchen Kloster- und Kirchenbau er nicht allein auf seine eigene Kosten recht nett und schön aufgeführt, sondern auch nach Nothdurft dotirt, und nach seinem Tode viele tausend Gulden darzu legirt. Man wird weit und breit keine dergleichen schöne Frauenkloster-Kirche antreffen, denn die Architectur und Symmetrie, Malerei al Fresco, fasonirliche Altäre, vornehmlich aber der schöne Kirchenornat ist etwas unvergleichliches. Es befinden sich in diesem Kloster, welches insgemein in Eichstett beim Englischen Fräulein genennet wird, bis 50, zuweilen auch mehr, allein Gräfliche, Freiherrliche und Adeliche Fräulein, ohne die Bürgerlichen Standes sind, darinnen in der Pension, welche die Klosterfrauen in der Französischen Sprache, Sticken und andern Handarbeiten instruiren, vornehmlich aber zur Gottesfurcht und guten Lebensart anführen. Die wohleingerichtete Lebensart und gedeihliche Anwachs dieses Klosters ist, nächst Gott, und unsers großen Fürsten Sorgfalt, allein dem sehr vernünftigen Guberno der ersten jetzmaligen révérende Mère, geborne Baronesse Knebel und Bruderstochter des Fürsten (Marie Anne, Philipp Christophs älteste Tochter), die eine Dame von ausnehmender klösterlicher Prudence, und ungemeiner Geschicklichkeit, gute Ordnung zu stiften und zu erhalten, zuzuschreiben.

„Seine Regierungsgeschäfte besorgte Johann Anton mit dem größten Eifer und Fleiß. Alle geist- und weltliche Regierungs-

als Bischof Johann Martin An. 1705 den Weg alles Fleisches ging, Heinrich Ferdinand von der Leyen aber die auf ihn ausgefallene Wahl nicht acceptirte (Abth. I Bd. 2 S. 575), so wurden seine Tugenden und sonderbaren Verdienste den 9. Febr. gedachten Jahrs 1705 mit der Eichstettischen Inful und Bischofsstab belohnt und beehret. Gleichwie die Sonne um den Mittag die stärkste und mehrste Stralen von sich wirft, also ließ auch Bischof Johann Anton in dem Mittag seines Lebens, da seine Glückssonne am höchsten gestiegen war, die meist- und kräftigste Stralen aller Fürstlichen Tugenden von sich blicken. Wir finden in ihm einen gerecht- und frommen Fürsten, und darbei einen sorgfältig- und vortrefflichen Haushalter. Die in das Zeichen des Widders eintretende Sonne kann nicht so genau Tag und Nacht in gleiche Theile eintheilen, als Johann Anton geflissen gewesen, die Gerechtigkeit jedermann, ohne Ansehen der Person, widerfahren zu lassen, und Recht und Billigkeit zu handhaben, hingegen das Böse zu bestrafen.

„Wie selig ist Bischof Johann Anton zu preisen, dessen Lippen ein beständiger Altar gewesen, auf welchem der Weihrauch eines inbrünstigen Gebets täglich als ein Opfer gegen Himmel loderte. Man sahe ihn alle Tage das ganze Jahr hindurch, meistentheils Morgens nach 6 Uhr, mit einer ungemeinen Devotion vor dem Altar Messe lesen, um bei GOtt dem Allmächtigen die Wohlfahrt seines Hochstifts, ja der ganzen Christenheit, insonderheit des Heil. Römischen Reichs zu erbitten. Alle Tage muste Nachmittags um 4 Uhr in der Schloßcapelle von seiner ganzen Hofstatt der Rosenkranz gebetet werden; welcher Andacht er jedesmal selbst beiwohnete. Wann gut Wetter einfiel, fuhr er zu seiner Gemüthsergötzung zwar aus, aber andershin nicht, als nur auf die Wachetten, zu der dasigen Loretanischen Capelle, und betete allda, mit seinen bei sich habenden Cavalieren, Hof-Caplan, und andern die mit ihm waren, die 7 Bußpsalmen, einige hierzu verordnete Gebeter, und theilte nach verrichteter Andacht, mit eigner Hand, an die anwesende Arme, die von allen Orten herbeiliefen, und zwar einem jeden absonderlich, Almosen aus. Ueberhaupt war er in seiner Reli-

gion sehr eifrig, welchen Eifer Pabst Clemens XI in zwei an ihn erlassenen Schreiben ungemein lobte. Die von Rom erhaltene Reliquien S. Johannis Martyris ließ er in einer öffentlichen Procession nach der Hospitalkirche bringen, und daselbst auf einen Altar setzen, allwo sie sich noch befinden. Denen PP. Franciscanis gab er Erlaubniß, ohnweit Spalt ein Hospitium mit einer Kirche aufzubauen, wozu er nicht wenig Geld, zur Bestreitung der Baukosten hergab. An die Domkirche ließ er gegen Westen ein vortreffliches Portal bauen. Weil er auch, als ein wachsamer Seelenhirt sahe, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts insgemein in der Jugend nicht allzu wohl besorget werde, war er auch dieses zu verbessern bedacht, und machte Anstalt, in der Osten-Vorstadt ein Frauenkloster, sub nomine Congregationis B. Mariae Virginis, aufzubauen: welchen Kloster- und Kirchenbau er nicht allein auf seine eigene Kosten recht nett und schön aufgeführt, sondern auch nach Nothdurft dotirt, und nach seinem Tode viele tausend Gulden darzu legirt. Man wird weit und breit keine dergleichen schöne Frauenkloster-Kirche antreffen, denn die Architectur und Symmetrie, Malerei al Fresco, fasonirliche Altäre, vornehmlich aber der schöne Kirchenornat ist etwas unvergleichliches. Es befinden sich in diesem Kloster, welches insgemein in Eichstett beim Englischen Fräulein genennet wird, bis 50, zuweilen auch mehr, allein Gräfliche, Freiherrliche und Adeliche Fräulein, ohne die Bürgerlichen Standes sind, darinnen in der Pension, welche die Klosterfrauen in der Französischen Sprache, Sticken und andern Handarbeiten instruiren, vornehmlich aber zur Gottesfurcht und guten Lebensart anführen. Die wohleingerichtete Lebensart und gedeihliche Anwachs dieses Klosters ist, nächst Gott, und unsers großen Fürsten Sorgfalt, allein dem sehr vernünftigen Guberno der ersten jetzmaligen révérende Mère, geborne Baronesse Knebel und Bruderstochter des Fürsten (Marie Anne, Philipp Christophs älteste Tochter), die eine Dame von ausnehmender klösterlicher Prudence, und ungemeiner Geschicklichkeit, gute Ordnung zu stiften und zu erhalten, zuzuschreiben.

„Seine Regierungsgeschäfte besorgte Johann Anton mit dem größten Eifer und Fleiß. Alle geist- und weltliche Regierungs-

wie auch Kammerprotocolla ließ er sich ohnausgesetzt vorlesen, und wann er bei denen Conclusis etwas zu erinnern oder auszustellen fande, fügte er seine Befehle eigenhändig bei. Dahero wird man bei den Protocollen, die Zeit seiner zwanzigjährigen Regierung in den geist- und weltlichen Dicasteriis verfasset worden, über tausend dergleichen eigenhändig- und bisweilen ziemlich lange Admarginata finden. Als ein guter Haushalter war er bedacht, das Cameral-Interesse möglichster Weise zu vermehren. Es ist ihme auch hierinen gelungen. Denn er hat über 150,000 fl. Schulden bezahlet, die in denen vorigen Kriegszeiten gemachet worden, ohne daß er seine Unterthanen mit Extrasteuren beschweret; ja, er hat die vorige ordinaire eher gemindert. Die Herrschaft Flügelsberg und Hofmark Mayrn hat er um 100,000 fl. gekauft und an das Hochstift gebracht; wie nicht weniger zu Ober-Eichstett und Hagenacker Schmelzöfen, und zu Titting ein sehr nutzbares Brauhaus auferbauet. Diesem allen aber ohngeachtet, war doch ein großer Vorrath am Gelde in der Fürstlichen Rentei vorhanden.

„Er war ein Herr von großer Klugheit und Verstand, welcher durch die lange Uebung sich eine ungemeine Geschicklichkeit in politischen Dingen zuwege gebracht. Er hatte Zeit seiner Regierung keinen Kanzler, weil er sein selbst eigener Kanzler war, und in den allerwichtigsten Geschäften die Aufsätze entweder selbst verfassete, oder seinem geheimen Secretario in die Feder dictirte. Er redete und schrieb vier Sprachen, als Lateinisch, Italiänisch, Französisch und Spanisch wie seine Muttersprache. Er liebte die Gelehrsamkeit und diejenige, bei welchen er sie fand. Die Musique verstund er in der Vollkommenheit; daher hielt er eine ziemliche Anzahl Virtuosen in seinen Diensten, die er alle Wochen dreimal auf dem Abend, und deren künstliche theils Vocal- theils Instrumental-Musique anhörete. Dieses war auch sein einziges zeitliches Vergnügen. Denn obwohl er die Jägerei vollkommen verstunde, hat er sich doch nicht ein einzigmal, so lange bei ihm in Diensten zu stehen die Gnade gehabt, damit divertiret. In dem Schloßgraben hielt er einige Hirsche und andere wilde Thiere, die seine Stimme kannten, und wenn er sie rufte, herzu liefen. Der Mäßigkeit war er insonderheit

ergeben, und seine Fürstliche Tafel, wann nicht öffentlich gespeiset wurde (welches doch selten und außer deme nicht, als nur wann fremde Herrschaften bei ihm zuſprachen, geschahe), war mit wenigen Schüsseln besetzt. Dabei hassete er die Schwelgerei und alles unnöthige Trinken. Er liebte die Wahrheit, und hassete hingegen die Lügner und Schmeichler. Denen Frommen war er gut, denen Bösen aber fürchterlich, und über seine Unterthanen herrschte er mit Furcht und Liebe.

„Von Antiquitäten, Naturalien, Jubelen und raren Gemälden war er ein großer Kenner und Liebhaber. Da er Domherr, und noch nicht Fürst war, hatte er von denselben einen großen Vorrath bereits angeschaffet, deren Werth sich über 100,000 fl. erstreckte, und wie er zum Fürsten erwählet wurde, vermehrte er jedes in seiner Art mit noch einer weit größern Anzahl. Er besaß einen großen Schatz von den kostbarsten Diamanten, Smaragden, Rubinen, Amethysten, Hyacinthen, Orientalischen Granaten, Chrysolithen, Saphiren, Chalcedoniern, Orientalischen und Spanischen Topasen, Türkissen, Jaspisen, Achaten, Carneolen, Lasursteinen, Onyxen, Sternsteinen oder Petris stellariis, Schlangenaugen und andern pretiosen Stücken mehr, worunter ein sehr kostbares Kreuz von vier gleichen sehr großen und zwei etwas kleinern Diamanten, welche an einem Oval-Coulant hingen, der noch größer, als die vier große Steine war, wobei das Ringlein, welches den Coulant mit denen 6 Diamanten schließt, mit kleinen Diamanten umsetzt. Ueber dieses besaß er sehr viele außerordentlich große und schöne Orientalische Perlen, unter welchen eine kostbare Collana, die aus 113 überaus vortrefflich- und extra großen und schönen Orientalischen Perlen bestunde, und zusammen 433 Carat am Gewichte hielten. Ferner viele kostbare Ringe, von allerhand Gattung pretioser Steine: weiter vortreffliche von Gold, Silber, Achat verfertigte Services, rare Gemälde, die er von denen berühmtesten Künstlern der Malerei um ein großes Geld zusammengekauft hatte, künstliche Statuen, alte Münzen, curieuse Naturalien, sowohl aus dem Meer, als auch von allerhand Thieren, Gewächsen, Steinen, Mineralien, Corallenzinken u. d. m., allerhand Antiquitäten, worunter eine,

die Davids Hirtenstab, der von außen etwas wurmstichig, inwendig aber so hart als Bein, und mit einigen Hebräischen Buchstaben bezeichnet war, sein sollte, welchen der Fürst in Spanien gekauft, und mit sich nach Teutschland gebracht hatte.

„Wenn man mich von des Fürsten Freigebigkeit und Milde, insonderheit was er denen Armen Gutes gethan, fragte, so könnte ich keine andere Antwort, als diese geben: ich wüßte es nicht, weil ich glaub der Fürst habe es in seinem Leben selbst nicht gewußt. Denn er war von der Art solcher Geber, deren linke Hand nicht weiß was die rechte thut. Wann ich sagte, es hätte der Fürst, Zeit seines ruhmvollen Lebens, und auf den Todesfall per Legata eine Million Gulden denen Dürftigen und Armen, wie auch denen Klöstern, Hospitälern und Kirchen zufließen lassen, so zweifle noch, ob ich das wahre Quantum errathen habe. Denn was hat nicht dieser Fürst vor große Summen Geldes ad pios Usus verwendet? Was hat er nicht vor die Dürftige und Arme, sowohl fremde als einheimische, abgegeben? Seine Brünnlein flossen so reichlich auf die Straßen, daß viele tausend daraus geschöpft und getrunken haben. Viele Fremde, worunter sich oftmals hohe Standespersonen fanden, oder bisweilen sich darvor ausgaben, suchten in ihrer Dürftigkeit bei ihm Hülfe, und fanden sie nicht allein in holdseligen Worten und gnädigsten Offerten, sondern auch in der That selbst. Er gleichte jenem Kaiser, welchem nachgerühmet wird, er habe niemand ungetröst und betrübt von sich gehen lassen. Dasjenige aber, was am bekanntesten, und seine Liebeswerke gegen die Armen am meisten zu erkennen gibt, ist, daß er all seinen vorgemeldten großen Schatz, an Jubelen, Pretiosis, Geld und Geldeswerth, mit einem Wort, was er durch seine sorgfältig geführte Oeconomie Zeitlebens angeschafft, durch Testament (vom 26. Febr. 1725) denen Armen vermacht, welches ein Exempel ist, dergleichen man wenig hat, und hiervon nichts als nur den zehenden Pfenning vor seine Familie, zur Dankbarkeit vor die genossene Wohlthaten, legiret."

Von einem Schlagflusse getroffen in der Nacht vom 24. März 1724, und auf der rechten Seite vollständig gelähmt, ertrug er in bewundernswürdiger Geduld die Leiden eines lang-

wierigen Krankenbettes. „Er hatte die Kräfte seiner Seele mit der ewigen dreieinigen Kraft vereinbaret, die ihn auch in den allergrößten Schmerzen dergestalt erquickte, daß ihme der Zucker aller andern Wollust wie ein Wermuth-bitteres Meerwasser, und der übrige Glanz der Eitelkeit, der so viele Herzen blendet, als ein Nebel-voller Dunst und Wolken-reicher Staub in seinem Geschmack und Gesicht vorkam. Denn die Flamme der Göttlichen Liebe hatte seine der Welt abgestorbene Seele dergestalt angefeuret, daß auch seine Andacht weder im Alter, noch im Tode selbst, erkaltete. Dahero, als er die düstre Todesnacht gegen sich anrücken, und den letzten Sturm auf ihn zukommen sahe, ließ er sich mit den Sacramenten der Christ-Catholischen Kirche versehen; schauete darauf diesem der Natur zwar fürchterlichen Anblick standhaft entgegen, weil er zwischen den Todeswelle das Bild der frohen Ewigkeit erblickte, und landete den 27. April 1725, Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhren mit dem Schiff seiner theuer erlöseten Seele in dem Port der seligen Ewigkeit an."

Des Fürstbischofs vollbürtiger Bruder, Philipp Christoph, kurmainzischer Rath und Hofmarschall, Vicedom zu Mainz, Oberamtmann zu Böckelheim, der freien Reichsritterschaft am Rhein, in Schweden und Franken Generaldirector, und des Rittercantons Oberrhein Hauptmann, wurde von K. Joseph I am 11. Aug. 1710, mit Beilegung des Grarodschen Wappenschildes, in den Freiherrenstand erhoben, vermählte sich den 16. Jul. 1684 mit Maria Franzisca Walbott von Bassenheim zu Olbrück und starb den 29. März 1714, nachdem er in seiner Ehe 15 Kinder gesehen. Der ältesten Tochter, Marianne, geb. 9. Mai 1685, ist Erwähnung geschehen. Bevor sie das Klosterleben erwählte, war sie zu Süstern Stiftsdame gewesen. Der älteste Sohn, Franz Gottfried Anton, Domherr zu Mainz und Eichstätt, geb. 11. Febr. 1689, starb 1734. Christoph Johann Franz starb in dem Jahre seiner Geburt. Ludwig Franz, geb. 18. Sept., setzte den Stamm fort. Charlotte Sophie Maria, geb. 24. Januar 1694, heurathete den Freiherrn Friedrich von Zehmen, aus Sachsen, der, Fürstl. Eichstättischer Geheimrath und Oberamtmann zu Herrieden, im J. 1730 verstarb, mit Hinterlassung von acht Söhnen, deren ältester, Johann

Anton Ernst, geb. 25. Nov. 1715, Domherr zu Eichstädt 1740, daselbst am 27. März 1781 zum Fürstbischof erwählt wurde und am 23. Juni 1790 das Zeitliche gesegnete. Teresa, geb. 8. April 1695, heurathete einen Freiherrn von Rollingen, Maria Johanna, geb. 9. Febr. 1697, einen Freiherrn von Löwenburg, Maria Antonetta, geb. 9. Febr. 1697, den Grafen von Werthern. „Georg Wilhelm Graf von Werthern, auf Bachra, Churfürstl. Trierischer wirkl. Geheimer-Rath und Ober-Cammerherr, auch Oberamtmann zu Montabaur, Großkreuz des Churcölnischen St. Michaelisordens, starb zu Coblenz, den 6. Aug. 1767, im 88sten Jahre seines Alters. Er war von der Wiehischen Linie, und hatte Johann Georgen von Werthern, auf Bachra, zum Vater, und Katharinen Sophien, geborne Marschallin von Herrn-Gosserstädt zur Mutter. Er wurde den 24. Nov. 1679 zur Welt geboren. Nachdem er zu Leipzig studirt, und seine Reisen vollendet, hielt er sich eine Zeitlang zu Bachra auf. Im J. 1715 nahm er die Römisch-Catholische Religion an, und vermählte sich den 25. Jul. 1716 zu Eichstädt mit Maria Antonia Knebelin, Freyin von Catzenelnbogen, worauf er Hochfürstl. Eichstädtischer Geheimer Rath und Oberamtmann zu Hirschberg wurde, nachdem er einige Zeit vorher in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Den 1. Sept. 1719 erhielt er den Character eines Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Kammerherren. Er trat nachgehends in Churtrierische Dienste, und ward 1728 Geheimer Rath und Comitial-Gesandter auf dem Reichstage zu Regenspurg. Im Jahr 1732 ward er Churtrierischer Ober-Hofmarschall und wirkl. Geheimer Rath, erhielt darauf den Cölnischen Ritterorden St. Michaelis, bei welchem er nachgehends Großkreuz worden, und ward endlich Ober-Kammerherr. Weil er ohne Kinder gestorben, ist das Gut Bachra, in dem Amt Eckartsberga, an seine Vettern zu Wiehe gefallen." In dem Hof-, Staats- und Stands-Calender des hohen Ertz-Stiffts und Churfürstenthums Trier auf das Jahr 1760 heißt es: „Tit. Hr. Georg Wilhelm des H. R. R. Graf von Werthern, der Röm. Kayserl. Majest. und des H. R. R. Erb-Cammer-Thür-Hüter, Herr der Herrschafft Wiehe, zu Bachra

und Allerstädt, Sr. Churfürstl. Gnaden zu Trier würcklicher Geheimer Rath, Obrist-Cämmerer und Amtmann zu Montabaur, auch des Churfürstlich-Cöllnischen hohen St. Michaels-Orden Groß-Creutz-Herr." In der Amtmannsstelle zu Montabaur, die er noch 1763 bekleidete, erscheint 1765 als sein Nachfolger Philipp Karl Freiherr von Walderdorf. Des Grafen von Werthern Religionswechsel ist um so auffallender, da sein Bruder, der Stammherr, Johann Friedrich, Doctor der Theologie, den 15. März 1729 als Sachsen-Weimarischer geheimer Oberkirchen- und Consistorialrath, auch Oberhofprediger gestorben ist, die Familie zudem in der Klosterschule, ehemaligen Cisterzienser Nonnenkloster zu Donndorf eine der Anstalten besitzt, welche man von jeher als die wesentlichsten Stützen der in Sachsen herrschenden Religion betrachtet.

Lothar Franz Knebel von Katzenellenbogen, geb. 9. Jul. 1700, Domherr zu Speier und Worms, Dechant des Ritterstifts zu Bruchsal seit 1738, starb den 29. Sept. 1749. Maria Eleonora Katharina, geb. 1702, wurde an den Freiherrn von Ried, Josepha Maria Anna, geb. 1705, an den Freiherrn von Hohenfeld verheurathet. Noch vier Kinder starben in zarter Jugend. Ludwig Franz endlich, herzoglich lothringischer und kurmainzischer Kammerherr, fürstl. Eichstädtischer Geheimrath, Oberforst- und Jägermeister, auch Pfleger der beiden Aemter Titting und Raitenbuch, geb. 18. Sept. 1692, hinterließ aus der ersten Ehe mit Anna Schenk von Castel, † 1727, eine einzige Tochter, aus der zweiten Ehe, 1729, mit Maria Sophia von Walderdorf, sieben Kinder. Johanna, die Tochter der ersten Ehe, heurathete einen Freiherrn von Mauchenheim genannt Bechtolsheim. Maria Anna starb ledig zu Würzburg 1812. Maria Katharina Elisabeth, vermählte Gräfin von Kesselstatt, starb zu Mainz, 17. Dec. 1814. Isabella heurathete den Freiherrn von Brabeck; Teresa, Stiftsdame zu Würzburg, starb 23. Januar 1824, Maria Charlotte, die an den Freiherrn von Hohenfeld verheurathet, zu Frankfurt, 2. Januar 1808. Philipp Christoph, Domherr zu Mainz, beschloß sein Leben um das J. 1769. Sein älterer Bruder, Philipp Franz, k. k. Kammerherr und Gesandter an den Höfen von Dresden und Parma, blieb unverehlicht und starb, der Letzte

seines Namens, zu Baden-Baden, den 25. Mai 1816. Er besaß, neben bedeutenden Gütern im Rheingau, das schöne Neuweier in der Ortenau, mit 14 leibeignen Unterthanen, und namentlich die Weinberge, welche den trefflichen Maurenwein tragen, in dessen Nachbarschaft ferner das vormals Fleckensteinische Schloß zu Bühl, das Rittergut Horbach, die Pflanzstätte des besten Affenthaler, und die Bannherrlichkeit und niedere Gerichtsbarkeit zu Unzhurst, die zwar der Gegenstand eines Prozesses mit Baden. Er ruhet zu Neuweier. Von seinem Gespräch mit Dumouriez, von seiner Mutter ist Abth. I Bd. 1 S. 762 Rede.

Die genauen Beziehungen der eben genannten Personen zu dem kurtrierischen Hofe bestimmen mich, hier ein Fragment, das anderswo nicht mehr anzubringen, indem das Kurfürstenthum Trier und zugleich das Gräflich Schönbornische Haus vollständig abgehandelt, des Grafen de Labasecque Relation von seiner Sendung an den Hof des Kurfürsten Franz Georg mitzutheilen.

Ambassade du maréchal-de-camp comte de Labasecque à Coblentz en qualité de ministre de S. M. Louis XV près son A. l'électeur de Trèves, François George de Schönborn. (1741—1744.)

(Extrait en résumé des mémoires manuscrits du comte.)

»En 1741 le comte de Labasecque, maréchal-de-camp, fut accrédité ministre du roi près l'électeur de Trèves, pour y surveiller les intérêts de la France, en ce qui concernait la prochaine élection d'un roi des Romains. L'empereur d'Allemagne, Charles VI, était mort le 20. octobre 1740; sa succession, garantie à sa fille Marie-Thérèse, en vertu des derniers traités, dépendait néanmoins, quant à la dignité impériale, de la diète de Francfort. D'accord avec ses alliés, la Prusse, la Bavière, la Saxe, la France se prononçait en faveur de Charles-Albert électeur de Bavière et dès-lors, toutes les préoccupations de la diplomatie française tendaient à amener les princes électeurs à donner leurs voix à son protégé, au détriment de la reine de Hongrie ou de son époux. Telle fut la mission du comte de Labasecque à Coblentz. Sa lettre de créance était conçue dans les termes suivants.

»»A mon cousin l'archevêque de Trèves, prince électeur du saint empire. Mon cousin, c'est avec bien du plaisir, que j'apprends par les dépêches du maréchal comte de Belle-Isle ([1]) que les assurances, que vous lui avez données de vos dispositions, relatives à la future élection d'un roi des Romains, confirment la juste opinion, que j'avais de votre sagesse et de votre zèle pour le bien de l'empire et pour le maintien de notre sainte religion. La lettre, que vous m'avez écrite le 17. de ce mois, en est un nouveau témoignage, et comme nos sentiments sont parfaitement conformes à ce que vous pouvez désirer, sur des objets si intéressants, j'ai jugé devoir autoriser, pour se rendre en qualité de ministre de ma part auprès de vous, le comte *de Labasecque,* maréchal-de-camp, dont vous connoissez le dévouement et l'attachement à votre personne. Il est parfaitement instruit de la volonté où je suis d'agir d'un parfait accord avec vous, dans ces circonstances aussi délicates. Mais je ne lui ai rien recommandé plus expressément, que de se rendre de plus en plus digne de votre confiance. Vous devez donc lui accorder une entière créance, et particulièrement lorsqu'il vous fera connoître combien je désire marquer l'estime parfaite et l'affection sincère que j'ai pour vous. Sur ce, je prie Dieu, mon cher

---

(1) »Le comte Allard, Albert-Imbert de Labasecque, originaire d'Artois (la terre de Labasecque est située entre Arras et Doulens), entra au service comme mousquetaire en 1700. En 1701 capitaine au régiment de Horn (plus tard Meuse), il fit la campagne de Flandres sous Boufflers et se distingua personnellement à la défaite des Hollandais sous Nimegue, assista (1703) au combat d'Eckeren en Flandre et à la bataille livrée dans les plaines de Spire au prince de Hesse et qui détermina la chute de Landau. En 1705 mestre-de-camp au régiment de Fontaines cavalerie, il fait les campagnes du Rhin 1710, 1711. Passé au regiment de Tarnau, il prend part à la mémorable affaire de Denain, aux siéges de Douai, Quesnoy, Bouchain; 1719 maréchal-de-camp. Guerre d'Espagne sous le maréchal de Berwick. Sous le maréchal de Belle-Isle fait les campagnes 1734, 1735, assiste à la prise de Trèves, de Trarbach, dont on lui donne le commandement, au combat de Clausen contre Seckendorf, et reste jusqu'à la paix de 1736 gouverneur du Hundsrück, passe à l'état-major de Metz et reçoit en 1741 l'ordre de se rendre à Coblentz.«

cousin, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde. Ecrit à Versailles le 30. mars 1741. Signé Louis.««

»Le choix de la personne du comte de Labasecque était motivé par l'accueil bienveillant que lui avait fait l'électeur en 1735, en reconnaissance de la bonne conduite qu'avait tenu un détachement sous ses ordres, dans une expédition militaire sur le Haut-Rhin. — Le comte était arrivé à Coblenz dès le 10. février 1741, se rendant à Francfort, et ayant choisi cette route, soi-disant pour faire sa cour à l'électeur, mais au fond, pour sonder ses dispositions relativement à l'élection du roi des Romains. Bien accueilli à Coblenz, il y resta, et reçut peu après la lettre de créance ci-dessus.

»Les premières dépèches du comte de Labasecque au ministre des affaires étrangères, rendent compte du cérémonial de sa réception, et de la remise de sa lettre de créance.

»»Le 12. avril 1741, écrit le comte, M. le baron de Kerpen, chambellan de son altesse électorale, est venu me prendre chez moi, avec un carrosse de l'électeur, attelé de six chevaux et un deuxième attelé de 2 chevaux. Je me suis placé dans le fond du premier, et ayant proposé au chambellan de se mettre à mon côté, il n'en voulut rien faire, et se mit sur le devant. — Le fourrier de la cour marchait à pied, avec plusieurs domestiques à la tête des chevaux, et un heiduque à chaque portière.

»»Quand je fus arrivé au pied du grand escalier, M. le baron de Wiltberg, maréchal de la cour, avec plusieurs gentilshommes, me reçurent à la descente du carrosse, et m'accompagnèrent jusqu'au haut de l'escalier, où M. le comte de Werthern, grand-maréchal de la cour, me reçut, et me conduisit le long de la gallerie, où les gardes-du-corps se mirent en haie sous les armes. En arrivant à la première antichambre, le grand-chambellan me reçut avec plusieurs chambellans et officiers de la cour. Il me conduisit jusqu'à la porte de l'audience, dont en ouvrit peu après les deux battans. L'électeur fit un pas en avant, j'entrais en le saluant, et lui présentant la lettre du roi. — Il se tint debout pen-

dant toute l'audience, après quoi je me suis retiré dans le grand cabinet, avec les grands officiers et les cavaliers de la cour.

»»Une demi-heure après le baron de Wiltberg, maréchal de la cour, s'avança et me vint dire, que le dîner était servi. J'ai traversé le grand appartement de l'électeur, le grand-chambellan marchant à mon côté gauche; au bout duquel appartement est la chambre à manger distinguée et particulière à ce prince. Un gentilhomme vint me présenter la serviette; un gentilhomme s'offrit pour me prendre mon chapeau; je les remerciais tous deux, et m'étant apperçu qu'on avait placé un fauteuil sous le dais, je priais un domestique de le retirer et de me donner une chaise. Il y avait un couvert distingué par un cadenas, que j'ai gardé pendant le repas. Je fus servi pendant le dîner par deux pages de l'électeur, et après avoir tenu table pendant trois heures, je fis le premier mouvement pour la quitter. Alors un chambellan vint une seconde fois me présenter la serviette, un gentilhomme mon chapeau; je les remerciais tous deux. L'on retraversa ensuite l'appartement de l'électeur, pour retourner au grand cabinet où l'on prit le café, après quoi je fus reconduit chez moi avec le même cérémonial qu'on avait observé le matin en venant me prendre.

»»Il convient d'observer que S. A. électorale était très-incommodée, ne mangeait avec personne, et n'avait pu manger avec le maréchal comte de Belle-Isle, ni avec l'abbé Doria, nonce du pape.««

»Aussitôt installé, le comte de Labasecque s'applique à connoître l'esprit de la cour, les dispositions de l'électeur, de ses ministres et leur caractère. Quant à l'esprit public, »»il n'est nulle part plus difficile à saisir, dit le comte, que dans un pays ecclésiastique, habitué par les électeurs capitulaires à des subterfuges sans nombre.«« La mission du comte n'était pas sans difficulté, accrédité qu'il était auprès d'un prince instruit, éloquent même, mais en même temps l'homme le plus méfiant de l'univers entier, surtout envers ses ministres,

caractère ombrageux et aigri par le mauvais état de santé qui le forçait à garder ses appartemens.

»Une correspondance journalière s'établit entre le comte, le maréchal de Belle-Isle, les ministres de la guerre et des relations étrangères à Paris, et les généraux commandants les armées françaises. — Souvent le comte revient sur le mauvais caractère de son électeur qu'il compare à un fagot d'épines herissées. »»Retranché dans ses appartemens, ajoute-t-il, comme un sanglier dans sa bauge, et n'en sortant que pour tendre des embuches à tout le monde. C'est une honte de voir un curé de si mauvaise humeur. Il ne fait rien de bonne grâce. Il me fera mourir dix ans plutôt. Soyez d'ailleurs persuadé, M. le maréchal, que je travaille jour et nuit, et que je ne néglige rien de ce qui peut déterminer ce prince en notre faveur, et si je n'y parviens pas, dit-il, dans un moment de mauvaise humeur, j'aurais du moins l'avantage d'avoir troublé sa tranquillité, ce qui ne fera pas beaucoup de bien au rétablissement de sa santé. Si je le presse de donner sa voix à l'électeur de Bavière, il me répond qu'il ne fera jamais rien qui puisse déplaire à Sa Majesté, qu'il a pour elle infiniment d'attachement et de respect; mais qu'il espère qu'elle ne trouvera pas mauvais qu'il conserve son suffrage jusqu'au moment de l'élection, et qu'il ne fera jamais la guerre au roi.

»»Il est triste pour moi, continue le comte, d'avoir affaire à un prince qu'on ne voït que par ressort et toujours retranché dans ses discours et dans son cabinet. Je vous observerai, Monseigneur, que depuis quatre mois, que je suis ici et que je sollicite son altesse électorale de s'entendre avec le roi, elle ne m'a pas encore témoigné de me comprendre et ne m'a jamais répondu autre chose: qu'il fallait qu'il fût à Francfort avec les autres électeurs, pour se mettre en état de constater sa résolution. Or, il y a tout lieu de croire que sa santé ne lui permettra pas de faire ce voyage, quoique son amour-propre l'y engageât, enchanté qu'il serait de faire briller son talent et son éloquence par devant ladite assemblée.««

»Le comte de Labasecque ne laissait pas d'être inquiet sur le résultat de sa mission, aussi résolut-il de faire jouer tous les ressorts et les finesses de la diplomatie, et pour parvenir à ses fins, il s'attacha de gagner l'entourage du prince. Les deux hommes les plus influents près de sa personne étaient M. de Coll, son chancelier, et M. de Spangenberg, son ministre à la diète de Francfort. Le comte se lia avec le premier au point même de songer à une union entre leurs enfants. »»Je n'ai qu'un fils, âgé de 16 ans, bien fait, bien élevé, M. de Coll a une fille du même âge qu'il aime tendrement. Nous en ferons un mariage (1).«« — Il obtint le concours de M. de Spangenberg et même celui de Madame, douée de beaucoup d'esprit et de finesse. Comme il importait de connoître ce qui se disait, s'écrivait dans le cabinet du prince, le sécretaire particulier reçut 50 carolins, et 100 carolins furent distribuées entre les valets de garde-robe, la livrée, les fourriers &c. Il y eut même tel personnage dont la coopération fut acquise à la France en somme fort ronde.

»Le comte avait de fréquentes audiences de son altesse, qui aimait la discussion, spirituel, doué d'une grande perspicacité; il entretenait souvent le comte des grands intérêts de l'empire, ne lui cachant pas l'inquiétude que lui donnaient les princes protestants et l'agrandissement de l'électorat de Brandebourg. Le comte de Labasecque saisissant l'occasion, représentait à l'électeur, combien il importait à sa famille, à la tranquillité de ses sujets, d'unir ses soins à ceux du roi de France dans la prochaine élection de Francfort, d'où dé-

(1) »Ce mariage n'eut pas lieu — le fils du comte épousa dame de Massiet de Rhenegels, d'une noble et ancienne famille de Flandre, et alliée à l'illustre maison de St. Omer. Ce fut même à titre de cette parenté avec les St. Omer, que le fils issu de ce mariage, le dernier comte de Labasecque, hérita du dernier prince de Montmorency-Robecque cette terre de Morbecque en Flandre, à laquelle s'attache le souvenir historique de Sire Denis de Morbecque, qui fit prisonnier à la bataille de Poitiers le roi Jean de France; terre que posséde aujourd'hui l'arrière petit-neveu de notre ambassadeur, le chevalier Felix de Beauval.« Die dem Sohne des Gesandten bestimmte Braut wurde die Großmutter des Antiquarius.

pendait la paix générale. L'électeur revenait alors à sa formule habituelle, qu'il ne se déciderait qu'à Francfort, qu'il avait sa conscience pour guide et son ame à sauver; à quoi le comte repliquait que le roi ne lui demanderait jamais rien qu'il ne put faire en conscience. Finalement l'électeur commença à laisser entrevoir qu'il n'aimait pas à être pressé de la sorte, ce qui força le comte à user de quelques ménagemens.

»»Je ne vous ennuirai pas, écrit-il au maréchal de Belle-Isle, de tous les propos d'inquiétude, que m'oppose l'électeur, sur les évènemens de l'avenir, et le chapitre des accidents; cela vous donnerait de la mauvaise humeur, c'est assez que je l'éprouve depuis 10 mois que je suis ici, souffrant tout ce que l'on ne peut exprimer, condamné à entendre toutes les nouvelles apocryphes envoyées de Vienne et accueillies ici avec empressement. Aussi ais-je à vous prier, monsieur le maréchal, de m'informer des succès et opérations des troupes du roi, ce sont des armes que je vous demande, pour me défendre contre toutes les faussetés, que des personnes mal intentionées continuent à repandre dans le public. — L'occupation de Linz, la prise de Prague, la victoire remportée à Molwitz par notre allié le roi de Prusse, tout cela fait merveille. C'est comme si je donnais un coup d'éperon à mon électeur, mais le lendemain, les faux bruits recommencent.««

»Depuis plusieurs mois la diète de Francfort était réunie et poursuivait paisiblement le cours de ses travaux, tous les électeurs étaient à leur poste, excepté celui de Trèves. Retenu à Coblenz par le mauvais état de sa santé, il s'était fait représenter à Francfort par le chanoine comte d'Ingelheim, M. de Spangenberg et un autre. — Le comte d'Ingelheim convoitait l'abbaye de Stavelo, aspirait à l'électorat de Trèves ou de Mayence, de plus il était dévoué à l'Autriche; aussi le comte de Labasecque l'avait-il surveillé de près, sa correspondance en témoigne, néanmoins la France n'eut qu'à se louer de ces deux ambassadeurs à la diète. On sait que l'électeur de Bavière fut nommé empereur d'Allemagne roi des Romains le 24 fév. 1742.

»Le comte de Labasecque avait réussi dans sa mission, il resta accrédité à Coblenz pour consolider son oeuvre, car tout décisif qu'avait été le vote de la diète, le nouvel empereur avait encore besoin du concours des électeurs pour consolider sa puissance. Il importait que l'électeur de Trèves aidât de tout son pouvoir celui auquel il avait donné sa voix. La nouvelle tâche du comte n'était guère moins ardue que la première, l'électeur, après tout, inclinant pour l'Autriche. Pendant l'élection ses relations diplomatiques avaient été favorisées par les succès des armées françaises, maintenant les revers pouvaient les compromettre.

»La première question à debattre fut celle des subsides à accorder au nouvel empereur, sous la dénomination de *mois romains*. Un mois romain était évalué pour l'électeur à 800 écus d'Allemagne, environ 2400 livres de France.

»La négociation fut longue et difficile, l'argument du comte de Labasecque roulait sur l'obligation que souscrivaient les électeurs envers un empereur de leur choix. — On lui objectait, que cette demande n'avait d'autre but que de pourvoir au payement du conseil aulique, ce qui rendrait l'imposition permanente. Définitivement l'électeur déclara, que son évêché était trop pauvre pour supporter cette charge, et que sa conscience lui défendait de la lui imposer. — Mais que pour faire sa cour à S. M. Impériale, il voterait *pour* à la diète, sous condition qu'il ne paierait pas. La chose fut ainsi convenue, on lui donna quittance de ses mois romains et il les vota. — Les électeurs se faisaient tirer l'oreille pour accorder quelques subsides à leur empereur, et pendant ce temps, c'était par cent mille livres Sterling que la duchesse de Marlborough venait en aide à la reine de Hongrie, et la Hollande lui faisait l'offre d'un emprunt de 300,000 ducats.

»Les secours en hommes éprouvèrent également une grande opposition de la part de l'électeur de Trèves, qui venait pourtant d'augmenter ses forces militaires, portées de 1100 hommes à 2300, formant deux régiments. — Mais il observait, que les 2000 et quelques cents hommes ne suffi-

saient pas à la défense d'Ehrenbreitstein et de Coblentz, s'il survenait une guerre. Le fait est que le voisinage d'un corps auxiliaire de la reine de Hongrie, stationné en Belgique, lui faisait craindre un coup de patte, s'il agissait trop ouvertement contre Marie-Thérèse, delà son système de neutralité absolue.

»Il y eut ensuite discussion sur l'affaire de recrutement, le comte de Labasecque voulant s'opposer à ce que la reine de Hongrie fit des enrôlemens dans l'évêché. Le prince répondait ne vouloir se brouiller avec personne, partant que les troupes de la reine avaient la permission de recruter dans l'évêché sur la rive gauche du Rhin et l'empereur sur la rive droite. »»Au surplus, écrivait le comte à Versailles, j'ai vu passer de ces enrôlés, qui ne valent pas un coup de poing. Il n'y en a pas un qui ait la force de porter l'équipage d'un soldat.««

»Parfois il s'agissait d'apaiser des différents avec les états voisins; ainsi des difficultes avaient surgi entre l'électeur et le comte de Neuwied, au sujet de l'établissement d'un pont volant devant Weissenthurm. Ces démêlés de peu d'importance prirent une certaine gravité, par suite de la protection que le roi de Prusse parut accorder au comte de Neuwied, et du bruit répandu, que le dit comte lui cédait son territoire; or l'électeur se disait très-peu soucieux d'avoir le roi de Prusse pour voisin. Le comte de Labasecque reçut l'instruction de chercher à arranger l'affaire à l'amiable. — »»Le comté de Neuwied, dit le comte de Labasecque, est partagé en deux parties appartenant à deux cousins, le comte de Wied et le comte de Neuwied, qui se prêtent assistance dans l'occasion. A cet effet, le comte de Neuwied entretient 50 petits chevaux qui servent à la poste, à la charrue, à la chasse, à ses gens, et de plus servent de monture à pareil nombre de paysans, que l'on habille et équipe en hussards, lorsqu'on veut les employer à quelque expédition. Après quoi, cette petite troupe revient à la maison du seigneur; on remet les chevaux à la poste, au travail, et on renvoie les paysans hussards à la charrue.««

»Une affaire plus sérieuse fut celle relative à un corps auxiliaire de la reine de Hongrie, composé d'Anglais, d'Hannovriens, de Hessois, stationné en Flandre. Les gazettes parlaient sans cesse de ce corps, annonçant son départ pour l'Allemagne, et sa marche à travers l'évêché de Trèves. Ces nouvelles contredites, renouvelées, préoccupaient le comte de Labasecque et il représentait à l'électeur, que son Altesse devait s'opposer par un manifeste, ou par une plainte à la diète germanique, à la violation de son territoire, *territoire de l'empire*. Retranché dans son système de neutralité, l'Altesse se refusait à toute démarche »»n'ajoutant pas foi, disait-elle, au passage de ces troupes.«« Mais bientôt le corps auxiliaire cantonné dans l'électorat de Cologne, s'ébranla sur Weissenthurm et passa le Rhin à Neuwied. C'est alors que redouble l'activité du comte de Labasecque, des espions envoyés sur les lieux l'informent à point nommé, et journellement il adresse des rapports minutieusement détaillés aux ministres et aux généraux commandant les armées, ce dont exemple:

»»Rien n'a encore passé la Lahn aujourd'hui; la totalité des troupes auxiliaires qui sont dans les environs, se compose de deux régimens de dragons et de 18 bataillons d'infanterie qui ne sont pas nombreux. C'est à savoir: *Oneilly* 2, *Wolfenbuttel* 2, *d'Aremberg* 2, *de Prié* 2, *Los Rios* 2, *Ligne* 2, *Salm* 1, *Rextes* 1, *Lorrain Wallon* 4, total 18. — L'artillerie de campagne hollandaise composeé de 20 petites pièces attelées de 3 chevaux, a passé aujourd'hui le Rhin à Neuwied. — Le détachement de la garnison de Luxembourg, qui a traversé l'électorat de Trèves comprend 3 compagnies de 100 hommes chacune, la moitié a déserté en route.««

»A cette époque les affaires de l'empereur prenaient une assez mauvaise tournure. L'échec de Scharding, écrivait-on au comte, a amené la chute de Linz, M. de Segur ramène la garnison en France. Le maréchal de Belle-Isle se retire sur Prague. »»Ces nouvelles affligent le comte, qui écrit au maréchal: Je ne puis me consoler des mauvaises dispositions prises pendant votre absence, pour conserver Linz et couvrir

la Bavière; il ne me convient pas de vous ennuyer de raisons, que vous savez mieux que moi. Je vous prie de ne pas me laisser ignorer nos succès; je n'ai plus un moment de repos dans ma cour, où tous sont passionés pour la reine de Hongrie.«« Il y avait longtemps, que le comte, excellent homme de guerre, avait donné l'avis, qu'avant de quitter le camp de Wels pour se porter en Bohême, les généraux devaient se fortifier sur la Traun et sur l'Inn, ce qui n'avait pas été fait.

»On sait quelles péripéties politiques achevèrent de compromettre la cause impériale et amenèrent le blocus de Prague. La garnison devait s'attendre au sort de celle de Linz, mais la fermeté, l'énergie du maréchal de Belle-Isle lui épargna cet affront. La retraite de Prague est dans les fastes militaires un fait d'armes justement admiré, le maréchal en fait lui-même le récit au comte de Labasecque, dans une lettre datée d'Egra, le 30. décembre 1742.

»*Lettre du maréchal de Belle-Isle.* — »»M. de Broglie m'a remis le commandement de l'armée de Bohême le 27. octobre, n'ayant affaire qu'a 3 ou 4000 hussards, Croates, pandours et par conséquent libre d'exécuter tout ce que je lui avais conseillé de faire depuis six mois. Mais je n'ai pas joui longtemps de cette liberté, car le prince de Lobkowitz est arrivé devant Prague le 2. novembre avec 13 régiments d'infanterie, huit de cuirassiers et dragons, des hussards, des Croates; ce qui joint à ce qui m'environnait déjà, a formé un corps de 20,000 hommes. J'ai été obligé de replier tous mes quartiers et d'abandonner mes communications avec les Saxons. J'avais mis à profit mes six jours de liberté, ayant remonté près de 2000 cavaliers, dragons ou hussards dans ce petit espace de temps, ce qui m'a mis en état de tenir la campagne, de faire des fourrages et d'amasser des subsistances. M. de Broglie n'ayant vécu qu'au jour le jour, ne m'avait laissé des fourrages que pour deux jours, et de l'avoine, de la viande, du pain jusqu'à la fin de novembre. Je me suis formé des attelages d'artillerie et de caissons pour les vivres, l'ordre du roi étant que je profiterai de la première diversion, que ferait

en ma faveur M. de Broglie, dès qu'il aurait pris le commandement de l'armée du Danube, pour ramener ici l'armée de Prague. J'ai donc travaillé à me mettre en état de marcher d'un moment à l'autre, et que, si par des contretemps cette retraite devenait impossible, je pusse faire subsister toute l'armée dans Prague jusqu'au printemps, afin de donner tout le loisir à la cour pour la négociation, et aux armées par des coups de vigueur de me dégager du mauvais pas, où l'on a à deux reprises si mal à propos enfermé cette armée. Cependant tout le mois de novembre se passa sans activité ni nerf de votre part. J'ai enfin reçu des lettres consécutives de M. de Broglie qui m'a mandé, que l'intention du roi était que je fisse l'impossible pour sauver son armée, qu'on en connoissait toutes les difficultés, mais que je ne devais plus compter sur une diversion, ni secours étrangers, que je ne devais tirer des ressources que de mon propre fond, avec des compliments &c. &c. &c. — Imaginez-vous ce que c'est, monsieur, que de sortir une armée par deux portes d'une ville aussi immense que Prague, avec 5 à 6000 chevaux d'équipages, des caissons, et du pain pour 2 jours, 30 pièces de canon et tout l'attirail et toute la poudre et les balles, outils &c. &c. y ayant autant d'espions que d'habitans, le prince de Lobkowitz, n'ayant d'autre projet que de m'affamer, d'une part, et de m'empêcher de rejoindre nos autres armées et places, de l'autre; et ce qu'il y a de pis, me trouvant actuellement perclus de mon maudit rhumatisme et dans l'impossibilité absolue de monter à cheval.

»»Voyant néanmoins que tout était perdu, que cette armée, dont le fond est de 50 bataillons et 89 escadrons, se trouvait réduite à l'extrémité par la disette générale de toutes les choses nécessaires à la vie, et forcée par conséquent de subir une capitulation humiliante et honteuse à jamais pour la nation, j'ai mis en oeuvre toutes les ruses, précautions, et industries dont je suis capable, et suis parvenu à sortir de Prague comme si j'allais faire une expédition, et ai dérobé 24 heures pleins au prince de Lobkowitz, qui n'était qu'à cinq

lieues de moi. J'ai percé ses quartiers, et ai traversé des plaines, ayant avec tout les *Hariots,* dont je viens de vous parler, pour toutes troupes onze mille hommes d'infanterie et 3250 chevaux, M. de Lobkowitz ayant 8000 chevaux et 10 à 12,000 d'infanterie. J'ai donc fait une telle diligence que je suis arrivé aux défilés avant qu'il ait pu m'atteindre, et ce qui a achevé le succès de mon entreprise, est que je lui ai caché le chemin que j'avais résolu de prendre. Car en effet, il m'attendait et avait fait occuper tous les défilés, et rompu tous les ponts des deux chemins ordinaires les plus fréquentés, dont l'un va passer la rivière d'Egra à Carlsbad et delà à Elenbogen, et l'autre plus à gauche va passer à Rakonitz et tombe à côté de Pilsen et delà sur Egra. Mes deux premières marches ont semblé prendre ce second chemin, mais j'en ai pris un qui perce entre les deux autres, où je n'ai trouvé que les obstacles naturels, et je suis enfin arrivé le douzième jour ici sans échec, quoique j'ai-été continuellement harcelé de hussards en tête et en queue et sur mes flancs: je n'ai perdu que ce qui n'a pu supporter la fatigue et la rigueur du froid, qui ont été l'une et l'autre au-dessus de toute expression. Je crois même qu'il n'y a pas d'exemple qu'une armée française ait essayé rien de pareil. Je compte à vue de pays qu'il y a eu de 7 à 800 hommes morts dans les neiges, ou restés sans force de pouvoir suivre. Depuis que je suis ici, en voici près de 500, qu'on porte à l'hôpital avec des pieds et des membres gelés. Il a fallu marcher de nuit autant que de jour, et comme le froid et la fatigue ont été communs, les officiers généraux et autres n'ont pas été épargnés, les plus heureux sont ceux qui en sont quittes pour de gros rhumes. Je suis de ce nombre avec la fièvre, qui ne m'a pas quitté depuis six jours, ce qui joint à mes autres infirmités et à l'état d'épuisement excessif où je suis de longue main, m'a mis totalement à bout. Le courage de l'esprit a poussé ma machine au delà de ses forces, et je me trouve bien récompensé par le succès d'une entreprise, la plus difficile et la plus périlleuse, et vu les circonstances, la plus importante pour le service du roi et la cause commune.

»»Je n'ai été entamé nulle part, je n'ai laissé que ce qui est mort ou n'a pu suivre, j'ai brûlé les voitures de vivres à mesure qu'elles ont brisé, et fait distribuer les charges; mais mes 30 pièces de canon sont ici, ainsi que tous les corps de l'armée. Je les laisse ici reposer quelques jours, après quoi je vais m'alonger dans le Palatinat, pour porter ma droite vers le Danube, où j'attendrai les ordres du roi, en réponse au courrier que j'ai dépêché à la cour, pour apprendre mon arrivée.

»»Le parti que vient de prendre M. de Broglie, de séparer son armée dans des cantonnemens en Bavière, me fait voir que j'ai bien fait de ne pas différer, car bien loin de retirer des troupes a M. de Lobkowitz, pour renforcer l'armée du prince Charles, la séparation de M. de Broglie l'eût mis en état de renforcer le blocus de Prague, et eût rendu ma sortie physiquement impossible.

»»Je dois ajouter que pour assurer le succès de mon départ, faciliter mes premières marches, et pourvoir en même temps à la conservation de bon nombre de malades qui étaient à Prague, dans mes hôpitaux, j'y ai laissé une garnison composée en officiers et soldats de tout ce qu'il y avait de convalescènts, de malingres et infirmes, qui n'auraient pas pu supporter les fatigues de la marche, avec instruction à celui que j'y ai laissé pour commander (Chevert) de ce qu'il aurait à faire pour obtenir la meilleure capitulation qu'il lui fût possible, huit ou dix jours après mon départ. C'est ce qui a été exécuté, j'apprends par un officier qu'il vient de me dépêcher, qu'il a capitulé le 26. et obtenu tous les honneurs de la guerre, qu'il sera conduit ici avec tout ce qui sera en état de marcher, aux frais de la reine de Hongrie, jusqu'à cette place &c.

»»P. S. Je vous écrirai plus au long, mon cher Labasecque, et vous enverrai une relation plus detaillée de ma marche; vous en serez étonné. Je crois pouvoir dire, qu'il ne s'est jamais exécuté une opération militaire avec armée, plus difficile, plus pénible, et plus périlleuse et qui doit faire plus d'honneur

à la nation; mais ma santé est à bout, et j'ai un besoin indispensable d'un long repos. Je compte que d'ici à un mois il me sera permis d'aller en France, je passerai par Francfort où je vous donnerai rendez-vous, ayant grande envie de vous embrasser.««

»Le maréchal comte de Belle-Isle fut ultérieurement nommé duc de Belle-Isle; en faisant part de cette faveur au comte de Labasecque, il ajoute »»la circonstance des mauvais propos que tenaient ici mes envieux, rend cette faveur d'autant plus flatteuse««. Effectivement les Parisiens chansonnaient le maréchal, et affichaient à sa porte:

Qand Belle-Isle sortit
De Prague la nuit,
A petit bruit;
Il dit à la lune:
Astre de mes jours,
Compagnon de ma fortune,
Sois avec moi toujours!

»Le maréchal duc fut remplacé à Francfort par M. le marquis de Lautrec, ayant sous ses ordres M. de la Noue. — La correspondance du comte de Labasecque s'établit avec ces messieurs et le duc de Noailles, qui s'avançait avec une armée vers le Haut-Rhin, pour secourir celle de Danube.

»Sur ces entrefaites, c'est-a-dire, en septembre 1743 l'électeur de Trèves qui depuis des années se tenait renfermé dans ses appartemens pour cause de santé, se crut en état d'aller respirer l'air de la campagne, et s'en fut habiter son château de Kärlich, où il vécut dans la retraite, ne s'étant fait accompagner que de quelques domestiques. Cette retraite rendit momentanément les relations du comte avec son électeur assez rares, et comme cet amour soudain de solitude lui donnait à penser, il chercha à en deviner les motifs.

»L'électeur venait de perdre son frère, le comte de Schönborn, évêque de Würzbourg, et en avait hérité la bagatelle de deux millions d'écus d'Allemagne, argent comptant. Le comte apprit sous main que son altesse se donnait beaucoup de mouvement, pour obtenir l'évêché de Spire, sans perdre

de vue celui de Constance, auxquels était attaché la direction des cercles de Souabe et du Haut-Rhin. Cacher ses demarches au public, tel parut être au comte le vrai motif de la retraite de ce prince, il écrivit donc au ministre des affaires extérieures, M. Amelot: »»je ne sais pas, monseigneur, s'il serait avantageux au service du roi et à celui de l'empereur, que la maison de Schönborn continuât à prendre tant de dignités, de biens et de crédit dans l'empire; ayant remarqué que depuis trois ans, Mrs. de Schönborn sont tout devoués à la maison d'Autriche, et que leurs suffrages ne nous sont pas souvent favorables. Cette raison me parait suffisante pour qu'il soit à propos de faire travailler près du chapitre de Spire, pour en éloigner tous les suffrages qui pourraient se disposer eu faveur de l'électeur«« ..... Cette élection échoua.

»Le maréchal de Noailles avait passé le Rhin, à la recherche de cette armée auxiliaire de la reine de Hongrie, qu'il rencontra aux environs de Dettingen. On en vint aux mains, l'action fut chaude, et fatale aux armes françaises. »»Demain, écrit-on de Mayence au comte de Labasecque, les ennemis chanteront le *tedeum,* ce n'est point pour la victoire qu'ils publient avoir remporté, puisqu'ils n'ont eu d'autre avantage que de rester six heures maîtres du champ de bataille, qu'ils nous ont abandonné le lendemain avec tous leurs blessés. Ils ont perdu plus que nous, nous leur avons pris une pièce de canon, ils n'en ont point à nous. Nous avons 5 de leurs étendarts, ils en ont 4 des notres, et M. le maréchal de Noailles a conservé la même position &c.««

»Marie-Thérèse l'emportait décidément sur son rival, l'électeur de Bavière. Un accord secret du maréchal Seckendorf avec les Autrichiens détermina la rentrée des troupes françaises, qui repassèrent le Rhin. Les affaires de l'Allemagne changeant alors totalement de face, l'ambassade de Coblentz perdant toute son importance, le comte de Labasecque reçut sa lettre de rappel, datée du 5. décembre 1743. L'électeur répondit au roi: »»Voyant par celle dont votre Majesté vient de m'honorer ces jours-ci, qu'il lui a plu de déférer aux instances du comte

de Labasecque, pour qu'il put reprendre et continuer ses services militaires, je n'oserai pas arrêter l'exécution de ses souhaits, de peur de mettre mal à propos un obstacle aux grâces, lesquelles votre Majesté parait destiner à son mérite. Au moins pendant qu'il fit son séjour ici, il remplit ses fonctions de ministre non seulement avec prudence, mais aussi avec un zèle et conduite qui fut admiré d'un chacun. Votre Majesté agréera donc dans la circonstance que je me serve de lui, pour l'assurer de rechef de la sincérité la plus respectueuse avec laquelle, j'ai l'honneur d'être, signé: François George.««

»Le comte quitta Coblentz, en 1744 et se retira dans son gouvernement de la citadelle de Lille en Flandre, dont il était investi depuis 1740. Par une lettre flatteuse de l'électeur nous voyons, que ce prince lui avait envoyé en présent un cheval harnaché. — La Flandre étant devenu le théâtre de la guerre, le comte fut nommé commandant de Menin. Promu au grade de Lieutenant-général à la paix de 1748, il rentra à la citadelle de Lille et y mourut le 21. janvier 1755, âgé de 78 ans et comptant 55 ans de service.

»Le nom de Labasecque s'est éteint en la personne de son petit-fils, le comte Albert-Imbert de Labasecque, chevalier de St. Louis, l'un des quatres nobles vassaux de la châtellenie d'Ypres, membre des états d'Artois, ancien colonel de cavalerie (chevauxlégers), sous la restauration membre de la chambre des députés, décédé le 6. janvier 1840.«

Um auch von den übrigen Rittergeschlechtern in St. Goar zu handeln, so wird ein Ritter Dietrich Mul von Herberod zum Schiedsrichter etwa vorkommender Streitigkeiten zwischen Graf Gerlach von Nassau und Graf Wilhelm von Katzenellenbogen bestellt, 5. Dec. 1329, und könnte er wohl eine Person sein mit dem Edelknecht Thiderich Mul, 3. Aug. 1315, und dem ehrsamen Knecht Mule von Sant Gewer, 4. Dec. 1330. Ein Ritter Henne Mul von St. Goar wird 1331 und 1350 genannt. Die Boos von Waldeck waren 1306—1545 in St. Goar ansässig. Dietrich Templer von Waldeck, Edelknecht, bewohnte 1383 einen Burgsitz

in der Neustadt. Die Brand vom Wald, Bd. 4 S. 717 und 719, bezogen im J. 1409 einen in der Heiligengasse belegenen Burgsitz, als dessen Bewohner sie noch 1494 vorkommen. Die von Baumbach besaßen 1611 das Haus, so zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Stumpf von Waldeck Eigenthum gewesen. Die von Nordeck, ganz verschieden zwar in Ursprung und Wappen von denen von Nordeck zur Rabenau, besaßen außer dem Burgsitz, welchen Landgraf Philipp II seinem Pathen, dem Sohn des Kanzlers von Nordeck schenkte, 4 Häuser in der Oberstraße und in der Hauptstraße das nachmalige Wirthshaus zum Grünen Wald. Den Burgsitz selbst überließ Graf Philipp von Katzenellenbogen am 10. Aug. 1286 tauschweise an Henne von Allendorf. Seine spätern Bewohner, die von Rodenstein, verließen St. Goar bei Ankunft der Franzosen. Des Hauses letztes Ueberbleibsel, ein starker Thurm, wurde 1820 abgebrochen. Derer von Weisenstein Burgsitz, das alte Gebäude mit dem Thurm in der Oberstraße, neben der Dechanei, ist noch ziemlich wohl erhalten. Von denen von Weisenstein an die Grafen gefallen, wurde er verschiedentlich zu Lehen ausgethan. Henne Mul bewohnte ihn 1350, Johann Pyner von Werlau, Ritter, 1372, 1375 der Schenk von Liebenstein, 1418 Peter von Rodenhausen, 1447 Mefried von Brambach, 1568 Engelbrecht von Krengell. Ueber dem Abbrechen einer Mauer des mittlern Stocks, zwischen 1750 und 1755, fand man durch ein eisernes Halsband und ein dergleichen Band um die Lende der Mauer angeheftet ein männliches Gerippe, welches von der Luft berührt, alsbald in Staub verfiel.

Alle diese Burgsitze waren ursprünglich nur Dependenzen einer Burg, welche der Grafen von Arnstein Eigenthum, und in noch ältern Zeiten vermuthlich eine königliche Pfalz, durch Erbschaft an die Grafen von Katzenellenbogen gelangte. Daher konnte Graf Dieter II, als er für seinen Kreuzzug gerüstet, dem Kloster Eberbach eine Zollbefreiung ertheilte, 1219, von demjenigen handeln, »quicquid solvere debuerunt apud *castellum* et jurisdictionem meam S. Goaris.« Nach der Erbauung von Rheinfels wurden nicht selten Burgmänner mit dieser entbehrlich gewordenen Burg oder, wie sie meist

genannt wird, mit dem Pfalzhause belehnt, z. B. die Boos von Waldeck 1306, die von Wylre 1331, die von Borberg 1360, die von Hasseloch 1410, und zuletzt, 1594, die von Klingelbach. Starke Mauern und Gewölbe, weite Gemächer und dicht vergitterte Fenster erinnern an des Baues vormalige Bestimmung, auf dessen großen Umfang die Ausdehnung der Gemächer, ein Thurm und ein Theil der Ringmauer schließen lassen. Er liegt hinter der Stiftskirche, an dem Biebernheimer Pfad.

Des Zollhauses, am Rhein gelegen, wie das durch seine Bestimmung bedingt, geschieht zum erstenmal 1370 Erwähnung, indem die Eheleute Levicken und Katharina bekunden, daß sie den Platz, worauf das Zollhaus gesetzt, um 25 Mark Pfennige St. Goarischer Währung verkauft haben. Neu erbaut im J. 1782 mit einem Aufwand von 7117 Gulden, brannte es 1789 ganz ab, wurde aber schon im f. J. durch einen Neubau ersetzt. Der mußte 1806 der Kunststraße weichen, das Material aber wurde für die Erbauung des Schulhauses in Biebernheim verwendet. Der hohe Zollthurm, neben dem Kranen, wurde 1770 abgebrochen, nachdem die von ihm ausgehende, bis zum rechten Ufer reichende, den Rhein vollständig sperrende Kette nicht weiter im Gebrauch. Den Zoll selbst, dessen die Urkunde von 1219 erwähnt, möchte wohl Graf Dieter I angelegt haben; er gab Veranlassung zu dem Krieg mit den rheinischen Städten 1255. Graf Wilhelm wurde am 6. Jun. 1326 von Kaiser Ludwig mit dem Zoll belehnt, „als ihn seine Altvatern und er gehabt zu Lehen von dem Reich.“ Am 26. Jul. 1330 verschrieb der nämliche Kaiser dem Grafen Wilhelm 2000 Pfund Heller, zu erheben aus dem Zoll zu St. Goar in einem neuen Turnos, der jedoch abzuschaffen, sobald die 2000 Pfund erlöset, wo dann der alte Satz von 2½ Turnos wieder eintreten sollte. Durch Philipps des Großmüthigen Testament kam der Zoll an seinen Sohn Philipp II, und da dieser unbeerbt verstarb, behielten seine Brüder Wilhelm, Ludwig und Georg den Zoll in Gemeinschaft. Der Vertrag von 1627 wies ²/₃ davon dem Hause Darmstadt zu, der Hauptvertrag von 1648 stellte jedoch die gleiche Betheilung für Cassel und Darmstadt her. Die Angaben um den Ertrag des Zolles variiren bedeu-

tend, 9000 Rthlr., 12,000 Rthlr., 30,000 Gulden. Frei waren davon der Kaiser, die Kurfürsten, die Mitglieder des Reichskammergerichts, die Abtei Eberbach, des Deutschordens Comthurei Coblenz, Stadt und Amt Oberwesel. Nur hatte Oberwesel auf den Grund dieser Befreiung jährlich 100 Goldgulden in die Rentei St. Goar zu entrichten.

Neben dem Rheinzoll bestand der Gulden-Weinzoll, also genannt von dem für jedes Fuder Wein zu entrichtenden Gulden: zwei Gulden versteuerte das Fuder Branntwein, Bier ging frei durch. Der jährliche Betrag belief sich, alle Ausgaben abgerechnet, auf 4000 Rthlr., in welche ebenfalls Cassel und Darmstadt sich theilten. Die Befreiungen waren dieselben wie für den Rheinzoll. Den Guldenzoll hat Landgraf Wilhelm II von Hessen sich verdient, indem er dem Reichsheer, so den römischen König aus der Gefangenschaft in Brügge zu befreien bestimmt, im J. 1488, ein Geschwader von 500 Reisigen zuführte, und mit tausend Reitern dem König in den Zug nach Ungern 1490 folgte. Das Privilegium für die Erhebung des Guldenzolls ließ Kaiser Maximilian am 23. Juni 1505 ausfertigen.

Gleich beim Zollhause, unweit des Rheinthors „ist das so berufene und berühmte Halsband, von Winkelmann das Burschband genannt, fest gemacht, welches vom Kaiser Carl V oder, nach Anderer Bericht, von Carls des Großen beiden Prinzen, Carl und Pipin dahin, als an den Ort ihrer Versöhnung und ihres brüderlichen Vertrags, soll sein gestiftet worden. Anfänglich soll es von Eisen gewesen sein; als aber Churfürst Friedrich V zu Pfalz seine Gemahlin aus Engelland geholet, hat er zwar ein silbernes Band oder Ring dahin verehren wollen, aus Beisorge eines Diebstahls aber ein messingnes machen lassen, welches noch allda ist.“ Es war dieses messingne Halsband, so jedoch in den Unruhen des Revolutionskriegs verschwand, das Malzeichen eines Ordens, der an Knoch (S. 194) seinen eigenen Historiographen gefunden hat. Knoch schreibt: „Es ist allen Auf- und Abreisenden des Rhein-Strohms eine sehr bekannte Sache, daß ein jeder zum ersten bey der Stadt S. Goar Vorüberreisender von der in dem Schiff mitreisenden Gesellschaft an

das nahe bey dem Zollhaus und Hauptwache befindliche meßingne Halsband geführet wird; wovon einige Begleitere, welche die besondere Taufhandlung verrichten, Patten und Gothen genennet werden; diese legen demselben das Band um den Hals, und fragen: ob er mit Wasser oder Wein getauft seyn wolle? Nun wird zwar insgemein die Weintaufe erwehlet, und mit dem Wasser eingehalten, sodann für die Arme in die dabey hangende Büchse, aber nicht für die Wacht, eine freywillige Beysteuer eingeleget; jedoch diese Taufhandlung erstlich in dem Wirthshaus zur Vollständigkeit gebracht. Hier wird sodann dem Gehänseten eine meßingne Crone aufgesetzet; von dem Gasthalter der grosse Hanße-Becher mit gutem Wein dargereichet, ihme die kurzweilige Gesetze des Hanße-Ordens fürgelesen, welche dem Gehänseten die Fischerey in der Lorley und die Jagd in der Werb zueignen, darauf derselbe den Becher zu dreyenmalen auf den Kaiser (Napoleon, in der neuesten Ausgabe der Knochschen Schrift, von 1805), des Herrn Landgrafens zu Hessen, und sämmtlicher Gesellschaft auszutrinken verbunden ist. Welches die Herren Pathen reciprociren; und sodann zum Beschluß ihre Namen unter Jahr und Tag, nebst Beydruckung der Petschaffte, in das Matricul- oder Hanße-Buch einzuschreiben, und für die Arme abermahls ein Allmosen mitzutheilen pflegen. Diejenigen aber, welche sich desfalls säumig stellen, Unkostens wegen des Tractaments oder der Zeche fürchtend, die erwählen denn lieber mit Wasser getauft zu werden; da hält sich dann gemeiniglich einer aus der Gesellschaft mit einem Eimer Wasser bereit, und wenn er höret, daß er will mit Wasser getauft seyn, so stürzet er ihm plötzlich den ganzen Eimer voll Wasser über das Haupt."

Um den Ursprung besagten Ordens geben seine ältesten Matrikelbücher Folgendes: „Als Kaiser Karl der Große das Königreich seinen beiden Söhnen Karl und Pipin theilen wollte, womit der jüngere, Pipin, gar nicht zufrieden gewesen, sei er über seinen ältern Bruder so ergrimmt gewesen, daß er ihn drei Jahre zu verfolgen gesucht. Als hierauf der Vater, Karl der Große, eine Reise den Rhein hinunter gethan, und seinen Sohn Karl zur Verrichtung des Gebets nach der Capelle des h. Goars

abgeschickt hätte, sei der nachfolgende Bruder Pipin ebenfalls in die Capelle getreten, und seines betenden Bruders mit solchem Grimme ansichtig worden, daß er ihn auf der Stelle entleiben wollte. Da hätte Gott und der h. Goar diesen großen Haß der Brüder auf einmal in große Liebe und Freundschaft verwandelt, daß sie sich mit Freuden umhalset und vereiniget, von da zu ihrem Vater den Rhein hinunter glücklich gelanget und von selbigem mit vieler Freude empfangen worden. Deswegen Letzterer zum Andenken dieser Vereinigung seiner Söhne zum Besten des Hospitals und der armen Reisenden nicht nur eine reiche Stiftung, sondern auch ein silbernes Hanseband zu gegenwärtigem Gebrauche, an diesem Orte angeordnet, welches von dieser Zeit an in Ausübung geblieben ist."

Daß der Orden nicht von Kaiser Karl V herrühre, ergibt sich aus dem Umstand, daß bei der Aufnahme des ersten hessischen Hauptmanns auf Rheinfels, des Volpert Schenk von Schweinsberg, 1480, das Hänseln als ein uralter Gebrauch bezeichnet wird. Demselben haben sich fast alle Durchreisende ohne Unterschied des Standes, auch die Commandanten auf Rheinfels und die Officiere der Garnison unterworfen. Das Matrikelbuch enthält tausende von Namen der in den Orden aufgenommenen Personen, darunter Kaiser Karl V, Landgraf Philipp der Großmüthige, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen. Die Landgrafen von Hessen-Cassel und Hessen-Rheinfels ließen sich gewöhnlich durch Bevollmächtigte aufnehmen. Kurfürst Friedrich V von der Pfalz und seine Gemahlin, die englische Prinzessin, wurden bei ihrer Durchreise im J. 1595 in den Orden aufgenommen, und schenkte der Kurfürst einen kostbaren Becher, der die Wappen sämtlicher Grafen von Friedrichs Gefolge und die folgende Inschrift trägt:

Zu Ehren St. Goar am Rhein,
Ist gar wohl und fein,
Der landgräflichen Vorhanse Stadt
Diß Trinkgeschier gemacht.

Besagter Becher war in der neuesten Zeit an den bekannten Numismatiker Bohl gekommen, dessen Cabinet verfiel nach seinem

Tode dem gewöhnlichen Schicksal der von Privaten gemachten Sammlungen: der heutige Besitzer des Bechers ist mir unbekannt. Einen ähnlichen Becher schenkte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels bei seiner Aufnahme. Es heißt darauf: Ex munificentia Seren. D. D. Ernesti Hassiae Landgravii Rhenofelsensis anno 1683. Dieser Becher hat in unsern Tagen eine große Spaltung im Orden, ähnlich derjenigen, welche mit dem Tode K. Karls II von Spanien über den Vliesorden gekommen, veranlaßt. Nachdem das Gasthaus zum Grünen Wald eingegangen, wurde unter dem Eindrucke drückender Zeitverhältnisse, einzig in der Lilie, schläfrig und selten, gehänselt. Urplötzlich trat ein kühner Neuerer auf, der Wirth zum Rheinischen Hof, als welcher, geschmückt mit einer der wesentlichsten Insignien des Ordens, mit dem von Landgraf Ernst gestifteten Becher, nichts Geringeres beabsichtigte, als den legitimen Großmeister, in der Lilie, seiner Würde zu entsetzen. Und, wie es sich häufig in der argen Welt zutragt, Alles eilte der aufgehenden Sonne zu: sehr bald konnte die neu angelegte Matrikel berühmte Namen aufweisen. Er ist aber nicht mehr, der revolutionaire Großmeister, ich vermag es auch nicht zu sagen, in welchem Zustand seine Schöpfung sich befindet. Der in der Lilie aufbewahrte, „älteste und schönste Hansebecher, von der Tradition für ein Geschenk Karls des Großen ausgegeben," zeigt die Bildnisse des großen Karl und seiner Söhne Karl und Pipin, samt der Inschrift

Ex fundatione Div. Aug. Imper.
Caroli Magni, in memoriam
reconciliationis filiorum suorum
Caroli et Pipini.

Nicht nur auf den Halsbandorden, auch auf die Stadt St. Goar ist Blainville übel zu sprechen. „Ein Unterofficier von der Besatzung forderte uns unsere Pässe ab, um sie zu dem Oberbefehlshaber auf der Festung zu bringen, brachte sie uns auch in einer halben Stunde wieder, wir musten ihm aber ein Trinkgeld geben. Ich muß hiebei sagen, daß diese Gewohnheit durch ganz Deutschland zu nicht geringer Beschwerde der Reisenden herrsche. Denn in diesem Lande verlangen nicht allein alle Bediente und Mägde in den Wirthshäusern ein Trinkgeld mit

einer vermessenen Miene, als wenn es eine Schuldigkeit wäre, auch sogar wenn uns ihre Herren schon grausam genug geschunden haben: sondern auch sogar die Bootsjungen, die Kutscher, die Senftenträger und anderes solches Lumpengesindel erpressen es über den bedungenen Lohn auf die übermüthigste Weise. Denn kaum kann ein ehrlicher Reisender in einem Städtchen ankommen, worin drei oder vier schäbigte Kahlköpfe zur Besatzung liegen, so wird wenigstens einer von diesen Schurken nicht ermangeln, ihn in seiner Herberge zu besuchen. Und warum? Um ein Compliment zu bestellen? Nein! sondern ihn um seinen Namen zu fragen, und denselben dem Kriegsoberbefehlshaber zu melden, und dann um ein Trinkgeld zu fordern. Kurz, man kann schwerlich einen Schritt thun, ohne um ein Trinkgeld angesprochen zu werden. Aber wie soll man sich helfen? Der beste Weg ist, sich darüber in keinen Streit einzulassen, denn es würde verlorne Arbeit sein. Es bleibt ein Misbrauch, und das ist einmal gewiß. Aber es ist auch einer von den Misbräuchen, die der allgemeinen gesunden Vernunft zum Verdruß ersonnen sind, und denen ein Reisender abzuhelfen nicht vermögend ist."

Gegen diese Aeußerung erhebt sich mit Macht der deutsche Uebersetzer. „Es ist doch wunderbar, daß der Verfasser, der sich als ein Engländer aufführt, sich über die Trinkgelder der Deutschen beschweren mag. Es ist zwar wahr, daß sie in Deutschland sehr lästig sind. Aber es ist wiederum gewiß, daß sie nirgends beschwerlicher sind, als in England, und von den Bedienten nirgends ungestümmer angefordert werden, als daselbst, wo man sogar keinen großen Herrn sprechen, oder bei ihm speisen kann, ohne das Gehör und die Mahlzeit theurer als im Wirthshause zu bezahlen." Blainville fahret fort: „Ich muß noch einer andern hiesigen lächerlichen Gewohnheit erwähnen. In dieser Stadt St. Goar am Rheinstrom ist ein eisernes oder metallenes Halsband mit einer Kette an die Mauer befestiget, dessen sich die Einwohner bedienen, die Fremden auf eine sehr abgeschmackte Art um Geld zu schneuzen. Man fragt sie auf eine verschmitzte Weise, ob sie schon vormals hier gewesen? Und wenn sie antworten, nein, dieses wäre das erstemal, so saget man ihnen

gleich, K. Carl V habe der Stadt dieses Halsband mit der seltsamen Freiheit gegeben, es allen Fremden, welche zum erstenmal hieher kämen, an den Hals zu legen und sie zu taufen. Nach diesem artigen Antrage fragt man die Fremden, ob sie mit Wein oder Wasser getauft sein wollten? Antwortet man mit Wein, so kommt man mit einem Trinkgeld ab, womit sich die Vollzieher dieses Gesetzes befriedigen lassen, wenn aber einer lieber wacker genetzt sein, als sich von einem Stücklein Geld scheiden will, so legen sie ihm das Halsband um, und einer gießet ihm einen Eimer Wasser über den Kopf, daß er vom Haupt bis zu den Füßen eingeweichet wird. Nach dieser artigen Ceremonie überreichen sie dem Getauften einen silbernen Becher mit Wein, von dem sie erzählen, daß ihn die Königin Christina von Schweden als ein Lösegeld für ihre Taufe geschenket. Diese Art von Taufe ist ohne Zweifel eine Nachahmung von der auf der See unter verschiedenen Himmelsstrichen, besonders unter der Mittagslinie gewöhnlichen," könnte aber auch aus dem Drange, der in der Bank überstandenen Gefahr sich zu freuen, oder gegen die noch zu bestehende sich zu stählen, ihren Ursprung erhalten haben. In vorigen Zeiten, wo die Sache ernstlicher genommen wurde, betrug das Opfer für die Armen Jahr aus Jahr ein 50, auch 100 Gulden.

Landgraf Georg II von Hessen-Darmstadt ließ die Statuten des Halsbandordens durch den Oberamtmann Johann Wolf von Weitolshausen erneuern und bestätigen, in folgender Weise: „Des Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Georgen Landgrafen zu Hessen, Grafen zu Catzenelnbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda rc. Rath und Oberamtmann Sr. Fürstl. Gn. Niederngrafschaft Catzenelnbogen rc. Ich Johann Wolf von Weitolshausen genannt von Schrautenbach, Ritter und Röm. Kais. Maj. Cämmerer rc. Thun kund hieran offentlich bekennende, als mir die Vorsteher des gemeinen Burschbandts der Stadt St. Goar vor sich und ihre mitgenannten, dienstlichen zu erkennen gegeben, wasmaßen vor undenklichen Jahren hero billig gewesen und noch ist, daß die vorüberreisende Hohn und Niedern Stands Personen, und darunter meistentheils die Kauf- und Handelsleute,

an deme darzu sonderlich verordneten Halsband beim Zoll sich verhansen und über das keinem Kaufmann oder Krämer, welcher die Jahr- und Wochenmärkte aldar besuchte, niemals gestattet worden, einige Waaren feil zu haben und zu verkaufen, Er habe sich dann zuvorderst dem Herkommen gemäß verhanset und mit dem Burschbande auch sich verpflichtet, ihren bishero gebrauchten Ordnung und Statuten Folge zu leisten, und zu dem Ende hernachfolgende Articul überreichen lassen, mit Bitt solche nit allein Oberamtswegen zu confirmiren, sondern auch zugleich meinen Löblichen Vorfahren am Oberambt sie darbei also zu handhaben.... Daß ich demnach diese des Burschbandts zimbliche Bitt angesehen, und die mir überreichte Articul allerdings gemäß verhalten sollen und mögen, doch in allem sowohl Hochgedachtem meinem gnädigsten Fürsten und Herrn als dem Landsfürsten, und mir Oberambtswegen offtberürte Articul und Burschbandts Ordnung zu mehren, zu mindern oder gar abzuthun ohne Gefährde, und seind die Articul wie folget:

„Vors Erste, Wer in diesem Burschbandt sein will, soll sich guten Wandels befleißigen, auch eher und zuvor man ihm etwas feil zu haben verstattet, sich zuvorderst verhansen und dem Burschbandt 27 Alb. und 3 Alb. an die Zollbüchse vor die Armen erlegen.

„Vors Ander, Wann das Burschbandt beisammen ist, so soll er bescheiden und züchtig sein, Gott dem Allmächtigen mit Fluchen oder schweren Lästern nit schmähen, oder aber andern mit bößen Worten übergeben, sondern so oft er das thäte, nach Gelegenheit der Verwirkung darumb gestraft werden, doch solle solche Straf sich nicht über 2 fl. erstrecken, und höhere Straf der Obrigkeit uffzulegen, heimgewiesen werden, und deren in allem vorbehalten sein.

„Vors Dritte, Wann von dieß Burschbandts Schultheißen und Hansenmeistern ein Gebot gemacht wird, und einer über ihres Dieners zweimaln Vorgebot nicht alsbald folgt, der soll 1 Alb. Straf geben.

„Vors Vierte, Wann einem Hansenmeister zum zweiten mal geboten würd, und er nicht sobald folgt, der soll 2 Alb. zu Straf geben.

„Vors Fünfte, Wann Einem ufm Markt Stangen oder etwas anders, so er zu Uffbauung seines Krams bedürftig, borget, und seinem Lehner nicht wiederumb liefert, daß derwegen Klage vorkompt, der soll so oft es geschehet, mit 12 Alb. gestraft werden, und sich mit demjenigen, bei dem er die Stangen geborget hat, nach des Burschbandes Ermäßigung vergleichen.

„Vors Sechste, Soll Keiner dem andren nach seinem Stand stehen, oder ihme denselben ablaufen, sondern es demjenigen, welcher zu solchen Stands befugt ist, zuvorderst anzeigen, und welcher solches übertritt und einem andren seinen Stand zur Ungebür ablauft, und daß er überführt wird, der soll mit 2 fl. gestraft werden.

„Vors Siebente, soll keiner kein falsch Gewicht oder Ehle brauchen, sondern ein jeder im Burschbandt der es weiß oder merkt, solches dem Schultheißen und Hansenmeister anzeigen, welche es förderst der Obrigkeit kund thun sollen, damit der Verbrecher zur Straf gezogen werden möge, und wann er sich mit der Obrigkeit also abgefunden, so soll er sich auch mit dem Burschbandt abzufinden schuldig sein.

„Vors Achte, Wann sich zween im Burschbandt schelten und mit Schmähwort angreifen, die sollen sich mit dem Burschbandt vertragen, wann sie sich aber dessen verweigern und mit demselben nicht vertragen wollen, so soll Keiner bei ihnen feil haben, sondern es der Obrigkeit angezeiget, und der Verbrecher so lang aus dem Burschbandt geschlossen werden, bis sie sich verglichen haben.

„Vors Neunte, Wann Einer seiner Uebertretung halber gestraft wird, und die Straf nicht erlegen will, so soll er des Burschbandts sich äußern, und nicht feil haben, und es der Obrigkeit angezeigt werden, sintemal die Krämergesellschaft unter sich eine Ordnung haben, deren sich billig ein jeder, der im Burschbandt sein will, unterwerfen muß.

„Vors Zehnte, Soll keiner in dem Burschbandt geduldet, oder ihme neben ihnen feil zu haben gestattet werden, welcher mit einer Dirne umbher zeugt.

„Vors Eilfte, Wann ein Schultheiß, Hansenmeister, Caplan, Schreiber oder Burschbandts Diener abkompt oder verstirbt, und

derjenige, welchen das Burschbandt erwählet, sich verweigert, dem Burschbandt zu dienen, soll 2 fl. zur Straf erlegen, und doch wiederumb in der Kür sein.

„Vors Zwölfte, So soll keiner Einem seinen Kaufmann, der ihme etwas abkaufen will, vom Kram abrufen oder winken; wann er aber von ihme oder seinem Krame ginge, alsdann mag er ihn anreden. Und welcher Einem also abriefe oder winkte, der soll, so oft es geschieht, 6 Alb. zur Straf geben.

„Vors Dreizehnte, Wann Einer oder mehr des Burschbandts Ordnung verbrochen hätte, und der Schultheiß mit den Hansenmeistern ein Gebot schleust, und den Verbrechern eine Straf ufferlegt wird, darbei es bleiben soll. Dafern aber einer oder mehr von den Hansenmeistern umb Linderung der Straf bitten wollten, so sollen nicht ein Hansenmeister oder zween, viel weniger der Schultheiß allein, ihres Gefallens die Strafen lindern, sondern wann einer oder mehr mit dem Verbrochenen Mitleidniß hätten, der soll eher dann er öffentlich vor ihnen bittet, solches dem Schultheißen und Hansenmeistern anzeigen, wann die alle willigen, so soll dem Verbrochenen die Straf gelindert werden, wofern aber der Schultheiß oder einer oder zween Hansenmeister allein diesem zu entgegen bitten und lindern würden, die sollen mit einem halben Viertel Weins gestraft werden.

„Folget nun mit was Gewicht eine jede Waar soll gewogen werden. Mit schwer Gewicht wird gewogen: Hanf, Käs, Stockfisch, Butter, Straßburger Seifen, Oly, Hirsen, Lein, Blei, Eisen, Stahl, und dergleichen Sachen. Mit Silbergewicht wird gewogen: Allerlei Gewürz, was in einen Würzkram gehöret, auch Pulver, Reis, Garn, Seiden Schnür und Venedische Seifen.

„Samenkrämer sollen ihre gerechte Büchse haben, daß ein jede ihr recht Gewicht halte, und wofern einer unrecht befinden würde, der diesem zugegen handelt, der solle nach Erkenntniß der Hansenmeistern gestrafet werden. Dessen zu wahrer Urkund und vester Sicherheit habe Ich mit eigenen Handen underschrieben, und mein angeboren Adelich Insiegel vordrücken lassen. Geschehen St. Goar uff Cantate Anno 1627. Johann Schrauttenbach, Ritter.“

Im J. 1665 ließ der Amtmann Hermann Cappius eine leichtfertige straffällige Dirne dem Halseisen am Rathhause anschließen, womit er aber den Stadtrath veranlaßte, bei der Justizkanzlei Beschwerde zu führen, ihr vorzustellen, wie unschicklich es, daß in St. Goar, wo Kaiser Karl V und so viele andere Fürsten am Halsband gestanden hätten, ein solches zu einer entehrenden Bestrafung gebraucht werden sollte. Das leuchtete denn auch der Justizkanzlei ein, und sie verordnete durch Decret vom 29. März 1665, daß inskünftige leichtfertige Dirnen statt am Halse, an den Füßen angeschlossen, und also ausgestellt werden sollten.

Die erste Anlage der fliegenden Brücke verdankte die Stadt 1622 dem Commandanten auf Rheinfels, Johann von Uffeln, dessen Hauptaugenmerk jedoch die Bequemlichkeit der Besatzung, welche unterhalb St. Goarshausen ihren Exercierplatz hatte. Im J. 1664 wurde die Brücke vergrößert, im J. 1692 aber, gelegentlich der großen Belagerung, eine ganz neue gezimmert: sie kostete 5280 Gulden. Im J. 1748 wurde abermals eine neue Brücke erbaut und am 7. Sept. mit großen Feierlichkeiten eingeweiht, dabei „gut getrunken, getanzt und viel geschossen wurde". Für die freie Ueberfahrt der Einwohner zahlte, da die Brücke herrschaftlich, St. Goar jährlich 110, St. Goarshausen 80 Gulden in die fürstliche Rentei. Außerdem mußte jeder Einwohner zu Ostern dem Brückenpersonal 6 Ostereier geben. Durchschnittlich warf der Brückenzoll, nach den Rechnungen von 1700—1750, jährlich 850 Rthlr. bruto, oder im Reinertrag 300 Rthlr. ab, so in die Casse des Amtes Rheinfels flossen. Im J. 1796 wurde die Brücke durch die Franzosen entführt, um dem Rheinübergang bei Neuwied zu dienen, und ist bis heute der für den Wohlstand von St. Goar sehr empfindliche Verlust, trotz allem Suppliciren nicht ersetzt. Den natürlichen Hafen auf der Nordseite konnte der Stadt niemand nehmen. Er faßt einige 30 Schiffe, die bei dem heftigsten Eisgang sicher liegen, könnte aber mit geringen Kosten zur Aufnahme von hundert Schiffen eingerichtet werden, zu welchem Ende die Arbeiten an einem Molo im Kleinen bereits in Angriff genommen sind. Das Marktschiff, im J. 1510 eines Privaten,

späterhin der Stadt Eigenthum, war dahin privilegirt, daß es sich den besten Stand im Hafen auswählen, und falls es den Hafen ganz besetzt fand, das zuletzt angekommene Schiff nöthigen konnte, ihm seinen Platz abzutreten.

Von dem Salmenfang, der hier so wichtig, ist Bd. 5 S. 86 ff. gehandelt. Gegenwärtig bestehen auf der linken Rheinseite, zwischen St. Goar und Oberwesel, sieben Salmenfänge, Werb, Lützelstein, Klott, Entenpfuhl, Wellerwag, Lückersörtchen und Kammerwag, auf der rechten Rheinseite, zwischen St. Goarshausen und Oberwesel, drei Fänge, Longen, Sann und Lichern. Jene des rechten Rheinufers sind von Nassau zu Erbpacht ausgethan, gegen die Abgabe des Drittels der Fische. Auf der linken Seite ist die Werb für die Hälfte, der Lützelstein für ein Viertel des Reinertrags zu Erbpacht ausgethan; von den übrigen fünf Fängen, sämtlich Krongut, sind Klott und Entenpfuhl um die Hälfte der Fische, Wellerwag zu 45, Lückersörtchen und Kammerwag zusammen für 145 Rthlr. verpachtet. Die Fischer, welche den Pacht in Natura liefern, erhalten als Entschädigung für die Geräthschaften, vom Fang unter 12 Pfund ein Pfund, beträgt er über 12 Pfund, zwei vorab. Der stärkste Salmen, der von 1840—1850 bei St. Goar gefangen worden, wog 45 Pfund, 16—18 Pfund sind das Mittelgewicht. Nach Ausweis der Rheinfelser Amtsrechnungen betrug der herrschaftliche Antheil in den J. 1520—1688 durchschnittlich 350 Gulden. Gegenwärtig beläuft sich der herrschaftliche Antheil aus der Naturalabgabe von den Fängen der linken Rheinseite zwischen St. Goar und Oberwesel im Durchschnitt auf 900 Rthlr. jährlich, hierzu der Antheil der Fischer und die Geldpächte gerechnet, ergibt sich eine Samteinnahme von ungefähr 3000 Rthlr. Während der französischen Occupation war der Ertrag sehr gering: einer der bedeutendsten Fänge, der Klott, war zu 30 Franken verpachtet: im J. 1817 trug er dem Pächter 8000 Gulden ein. In ähnlichen, ungewöhnlich günstigen Jahren haben einzelne geringere Fänge dem Pächter 1500 bis 2000 Rthlr. abgeworfen. In Gefolge des starken Besuchs der Bäder des Rheinthals, des überhaupt so sehr erleichterten Verkehrs ist eine außerordentliche Steigerung der

Preise eingetreten, wie denn selbst bei sehr reichem Fang das Pfund mit 15—20 Sgr. und während der Badsaison mit 1 Rthlr. 10 Sgr. bezahlt wird. Die am 8. März 1764 von der Justizkanzlei zu St. Goar erlassene Verordnung in Betreff der Verpflichtungen der Salmenfischer ist noch heute maasgebend.

Das gegenwärtige schöne Rathhaus, dem Rhein Fronte machend, erkaufte die Stadt im J. 1825 von den Erben des Majors Bruère um 4000 Gulden, nachdem in demselben Jahre das am 1. Dec. 1762 eingeweihte Rathhaus wegen Baufälligkeit abgebrochen worden. Eine Urkunde vom J. 1332 erwähnt bereits des Rathhauses an der Wocherbach, welches sich dem Abteigebäude anschloß. Sehr geräumig an sich, hatte das Gebäude einen hohen Thurm samt Glocke. Der untere Raum diente als Spritzenhaus und Mehlwage, darüber war der Rathssaal angebracht. Das Ganze, durch die Explosion von 1759 vollständig zerstört, wurde im f. J. nach dem alten Plan wieder aufgebaut, man war jedoch kaum damit zu Stande gekommen, und der große Brand von 1761 vernichtete die kostspielige Schöpfung. Ueber die Weise, wie der Verlust zu ersetzen, verfiel der Magistrat zu schwerer Zerwürfniß mit der Bürgerschaft, welche doch durch des Landgrafen Constantin Rescript vom 22. Febr. 1762 beseitigt wurde. Am 1. Dec. 1762 erfolgte die feierliche Einweihung des neu erbauten Rathhauses, verherrlicht durch ein Banket, der Versöhnung von Rath und Bürgerschaft Pfand.

Des Stadtrathes Vorstand, der Bürgermeister, wurde, nach dem Stadtweisthum, von dem Rath aus seiner Mitte erwählt, und, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, von dem Landesherren bestätigt. Nach vollbrachter Wahl, alljährlich auf Ostermontag vorzunehmen, begab sich die ganze Versammlung in die Kirche, einem feierlichen Gottesdienst beizuwohnen. Hierauf wurde die Gesamtheit der Bürgerschaft in das Rathhaus berufen, ihr durch den Amtmann der Erwählte vorgestellt, derselbe in Eid und Pflichten genommen. Solchergestalten installirt hatte der Bürgermeister sofort eine der wesentlichsten Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Er gab dem Stadtrath und sämtlichen Beamten, die Frauen eingeschlossen, ein Essen, behufs dessen er aus der Stadt-

casse 18 Rthlr. erhielt. Ein Ball auf dem Rathhause beschloß die Feier. Der Stadtrath bestand seit den ältesten Zeiten aus eilf Mitgliedern, wovon sieben zugleich Raths- und Gerichtsscheffen, die vier andern lediglich Rathspersonen. Beim Abgang eines Gerichts- und Rathsscheffen trat an seine Stelle die älteste Rathsperson, welche indessen wenigstens seit zwei Jahren im Rath gesessen haben mußte. Den solchergestalten Beförderten zu ersetzen, präsentirte der Rath zwei Individuen aus der Bürgerschaft, unter welchen sodann der Landesherr wählte.

Jeder angehende Rathsherr mußte nach altem Herkommen den ersten Tag die Gerichtsscheffen und Rathsfreunde nebst ihren Frauen „ehrlich gastiren", und den zweiten Tag abermals alle Rathsmitglieder, jedoch ohne Frauen, „ehrlich tractiren". Durch Vergleich zwischen Gericht und Rath vom 14. Oct. 1686 wurde jedoch die Mahlzeit in eine Abgabe von 10 Rthlr., unter die Rathsherren zu vertheilen, umgewandelt, und „ist dieses also einmüthig beliebet worden darumb, weilen die Imbser denen, welche selbige dem Herkommen gemäß zu geben schuldig, merkliche Ohngelegenheiten verursachen, und ein mehrers dann dies an Geld gesetzte jura kosten." Bei der Einführung des neuen Mitglieds in den Stadtrath reichte der Bürgermeister aus städtischen Mitteln dem Rathe Wein mit Bretzeln, „so zwar, daß jedoch der Unkosten halber nicht mehr denn vier Maas uff ein ehrbares Rathsglied fallen sollen." Die sogenannten Rathsämter wurden jährlich an Mitglieder des Raths vergeben, und hatte demnach die Stadt einen Fleisch-, Mehl- und Weinschätzer, Feuer- und Baumeister, Maas- und Gewichtvisitator, Holz- und Marktmeister. Neben der Handhabung der Polizei und einer polizeirichterlichen Strafgewalt in Bezug auf Feld- und Waldfrevel und Uebertretung der Maas- und Gewichtordnung, übte der Rath auch eine Disciplinargewalt über seine eigenen Mitglieder. So wurde durch Beschluß vom 9. Oct. 1653 der Rathsherr Georg Ewald „wegen unmenschlichen Betrinkens", in 20 Rthlr. Strafe verurtheilt, und derselbe den 11. März 1663 seines Amtes entsetzt, „wegen übermäßigen unersättlichen Weintrinkens und dahero entspringenden höchst ärgerlichen Lebens, wie nicht weniger,

daß selbiger uff Naſtätter Kirb sich dermaßen mit Sauffen übernommen, daß er gleich einer Bestie herüber geführt wurde."

Dem Rathsbürgermeister stand gegenüber der Gemeindebürgermeister, jährlich auf Ostermontag durch den Rath aus der Bürgerschaft zu erwählen. Alssolches Amt hatte die Bürgerschaft sich erstritten in den frühern Kämpfen mit dem Adel und Rath, und in allen folgenden Streitigkeiten mit dem Rath zeigte sich der Gemeindebürgermeister stets gerüstet, in Gemeinschaft mit den Nachbarschaftmeistern die Rechte der Bürgerschaft zu vertreten. Zugleich städtischer Rechnungsbeamter, hatte er eine um so einflußreichere Stellung gewonnen. Eines solchen Tribuns hätte gar gern der Stadtrath sich entledigt, indem das aber nicht zu erreichen, unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit sein Mißfallen an dem Institut durch mehr oder minder unschuldige Neckereien zu offenbaren. So wollte er im J. 1774 dem Gemeindebürgermeister Wahler auferlegen, daß er Namens des Magistrats den Erben des verstorbenen Rathsherrn Brück eine Condolenzvisite abstatte, was aber der Mann verweigerte, indem dergleichen nicht sein, sondern des Rathsdieners Amt sei. Den Widerspenstigen verklagte der Magistrat bei dem Landgrafen Karl Emanuel, welcher indessen zu Gunsten des Rathsbürgermeisters entschied. Außer dem Rathsbürgermeister hatte die Bürgerschaft den alten Geschlechtern und dem Rath gegenüber sich noch andere Vertreter erstritten, die sogenannten Zehner, von welchen es ungewiß, ob sie von den zehn Zünften oder den fünf Nachbarschaften sich herschreiben. Noch jetzt wählt jede Nachbarschaft zwei Nachbarschaftmeister, der Regel nach die beiden jüngsten Bürger, es ist aber ihre vormalige Wichtigkeit ganz und gar verschwunden. Bis zum J. 1748 war das Scheffengericht für die ganze Niedergrafschaft alleiniges Criminalgericht, es wurde dasselbe aber von dem an mehr und mehr in seinem Wirkungskreise beschränkt, bis Landgraf Wilhelm durch Verordnung vom 7. Sept. 1723 die peinliche Rechtspflege der Justizkanzlei in St. Goar übertrug, als welche seitdem in erster und letzter Instanz über alle Verbrechen urtheilte, häufig aber, gleichwie früher das Scheffengericht, die Acten an eine Universität versendete. Die Thätigkeit des

peinlichen Halsgerichts war vom 15. bis 18. Jahrhundert groß: durchschnittlich wurden jährlich zwei Individuen hingerichtet, obgleich der Gerichtssprengel, die Niedergrafschaft Katzenellenbogen, im 14.—15. Jahrhundert nur ungefähr 12,000, gegen Ende des 18. Jahrhunderts 20,000 Einwohner zählte.

Die beiden Jahrmärkte, deren in ältern Zeiten gedacht wird, und die ohne Zweifel der Wallfahrt zum Grabe des h. Goars ihr Dasein verdankten, waren in Gefolge der Reformation gar sehr in Abnahme gerathen. Auf den Mittwoch nach Simon und Juda und den Mittwoch nach Cantate fallend, währten sie jedesmal 8 Tage. Landgraf Ernst vergönnte der Stadt einen dritten Markt, zugleich Viehmarkt, am Festtage des h. Goars zu halten. Samt und sonders gingen sie ein über den Unruhen des siebenjährigen Kriegs. Am 11. Juni 1788 bewilligte Landgraf Emanuel neuerdings, auf Ansuchen des Stadtraths, drei Jahrmärkte, für den ersten Dienstag im Mai, den ersten Dienstag im August und den zweiten Mittwoch nach Martini. Die erste Probe, damit am 5. Mai 1789 gemacht, fiel ungemein günstig aus; es wurden 139 Buden aufgerichtet, unabhängig von dem in Menge beigetriebenen Vieh, und mehr denn 7000 Fremde besuchten den Markt. Die folgenden Jahre erbrachten noch günstigere Resultate, aber der Revolutionskrieg beeinträchtigte gar sehr diesen Marktverkehr, und gingen die Märkte vollends ein im J. 1797. Ohne Zweifel hatten sich dabei, wie anderwärts, vorzüglich die Juden betheiligt. Deren leben gegenwärtig (1848) in St. Goar sieben Familien, 36 Köpfe stark. Im J. 1789 zählte die Niedergrafschaft 520 Juden, bei einer Bevölkerung von 19,871 Einwohnern.

Eine Eigenthümlichkeit des ältern St. Goar war der Eselritt böser Frauen. Bis zum J. 1604 bezog der Besitzer der ersten Gröndelbacher Mühle jährlich aus dem Stadtwald 2 Klafter Holz, wogegen er verpflichtet, auf Requisition des Stadtrathes, den Esel zu stellen, welchen besteigen sollte die Frau, so mit Schlägen an ihrem Herren sich vergangen hatte. Die Straffällige wurde durch die ganze Stadt geführt, und mußte dazu an mehren Stellen, auf dem Markt, vor dem Rathhaus 2c. halten,

während der sie begleitende Amtsdiener das Strafurtheil ablas. Das Mailehen war hier wie an mehren Orten der Eifel, des Ahrthals, des Niederrheins, zu Heddesdorf u. s. w. hergebracht. Auf Ostermontag wurden alle Jungfrauen öffentlich auf dem Rathhause an die jungen Männer versteigert, und floß der Erlös der Versteigerung, 20—30 Rthlr. jährlich, in die städtische Casse. Eine solche versteigerte Jungfrau durfte das ganze Jahr hindurch nur mit dem Meistbietenden tanzen, „und dies hatte sodann wieder die weitere Folge, daß aus der lieblichen Tänzerin sehr häufig die geliebte Gattin wurde. Welche enorme Summe würde heut zu Tage eine solche Versteigerung der städtischen Kasse einbringen? !" Also Hr. Grebel.

Nach der Rheinseite hin offen, hat die Stadt auf der westlichen Seite noch die alten Mauern mit mehren Thürmen und Blockhäusern, aber keine Thore mehr. Die Eintheilung in die Altstadt, der ursprüngliche, innerhalb der Stadtmauern gelegene Theil, und die Neustadt, außerhalb der Mauern, nördlich gelegen, besteht noch jetzt. Offene Plätze sind der Markt, der Lindenplatz, der alte Kirchhof, der Purzel. Drei parallel laufende Straßen, die Haupt-, Ober- und Rheinstraße durchschneiden die Stadt, und werden durch 18 Nebenstraßen verbunden; eine dieser Straßen, die Burgstraße, heißt im gemeinen Leben ausschließlich die Fraubasengasse, eine Benennung, welche in Fürstenstraße zu verwandeln, Landgraf Wilhelm IX gebot, ohne doch gegen den eigensinnigen Tyrannen Gewohnheit aufkommen zu können. Der Häuser fanden sich 1847 in der Zählung 195, Feuerstätten 298, Bürger 283, Einwohner 1452, darunter 915 Evangelische, 502 Katholiken und 35 Juden. Gegenwärtig werden der Einwohner an die 1600 gezählt, daß demnach die Bevölkerung von dem Minimum, von 1108 Köpfen, zu welchem sie im J. 1815 herabgesunken war, um beinahe die Hälfte gestiegen ist. Daß mit der Abnahme der Bevölkerung die Abnahme der Gewerbe gleichen Schritt hielt, ist begreiflich. Hr. Grebel gibt ein vergleichendes amtliches Verzeichniß der Fabrikanten und Gewerbtreibenden aus den Jahren 1782 und 1846. „Man wird daraus ersehen, daß viele Gewerbe, z. B. das der Hutmacher, Nagelschmiede, Papiermacher, Büchsenmacher,

Tabakspinner, Branntweinbrenner und Perükenmacher, ganz eingegangen sind, und die meisten andern Gewerbe sich sehr vermindert haben; so zählte St. Goar im Jahr 1782 18 Faßbender, jetzt 3; 8 Maurer, jetzt 3; 16 Bäcker, jetzt 6; 8 Bierbrauer, jetzt 1; 13 Schneider, jetzt 8; 2 Apotheken, jetzt 1 u. s. w Die Bevölkerung von St. Goar, ohne die Garnison, betrug aber auch im Jahr 1780 1785 Einwohner und jetzt bloß 1394." Die Markung umfaßt Ackerland 24, Wiesen 20, Gärten 6, Weinberge 92, Berghecken 70 Morgen, dann den Stadtwald von 2624 Morgen, nachdem bedeutende Strecken davon an die Dörfer Biebernheim, Badenhard und Utzenhain, gegen Verzicht auf ihre Holzberechtigungen abgetreten worden. Von dergleichen Berechtigungen war der Abtei Prüm bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Schatten übrig geblieben. In der Stadt St. Goar Weisthum vom J. 1544 heißt es: „Zum Zwölften erkennt man den Abt von Prüm, ob es Sach wäre, daß er käme geritten durch St. Goarens Wälder, so möchte sein Säumerknecht eine Ruthe hauen, die weder Eichen noch Buchen wäre und seinen Säumer damit treiben." Der Wald gibt einen jährlichen Ertrag von 4—500 Klafter Holz und 25,000 Wellen, zusammen 3500—4000 Rthlr. Die Weinberge mögen in guten Jahren 200 Fuder bringen. Der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs ist das Casino, 1815 gestiftet. Die Armbrustschützen-Compagnie, um das J. 1344 genannt, könnte wohl der nachmaligen Schützengesellschaft Anfang geworden sein. Diese Gesellschaft hielt seit uralten Zeiten am dritten Pfingsttag ein Gesellen- und Freischießen auf dem untern Wasen, die große unterhalb St. Goarshausen belegene, bis in die neueste Zeit der Stadt St. Goar gebliebene Wiese. Durch Verordnung vom 4. Juni 1773 wurden in Hessen alle Freischießen, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Cassel, untersagt. Die Bürgerschaft von St. Goar supplicirte in Betreff dieses Verbots, und machte zugleich geltend die Verdienste, welche sie und ihr Hauptmann Kretsch in der Belagerung von 1692 sich erworben, und Landgraf Friedrich II wurde bestimmt, eine Ausnahme zu Gunsten von St. Goar zu machen, hier das Freischießen wieder zu gestatten, also, nach den Worten des Rescripts vom 28. April

1775, in den Urenkeln die Tapferkeit der Altvordern zu belohnen. Zu solchem, drei Tage hindurch fortgesetzten Volksfest fanden sich gewöhnlich 2—300 Schützen und 6—8000 Schaulustige zusammen. Für die Vertheidigung von Rheinfels im J. 1794 hatte, wie 1692, die Schützencompagnie, 80 Mann, sich bewaffnet, mit dem Einzug der Franzosen ging sie zu Grabe. Im J. 1658 bestanden in St. Goar 34 Wirthshäuser; von den alten Schilden sind noch vorhanden die Lilie, der Grüne Wald, die Goldene Kette. Der Grüne Wald wird 1537 genannt, die Lilie ist vielleicht das älteste Wirthshaus zwischen Mainz und Cöln, denn in dem Vertrag, errichtet am 15. Mai 1346 von den Grafen von Nassau und von Katzenellenbogen, heißt es: „Käme der Bruch von unser wegen Graf Johann von Katzenellenbogen, so sollen wir zu St. Gewehr inreiten in das Haus zur Lilie, das gelegen ist an dem Rhein, und sollen da liegen als lange bis daß wir es gerichtet haben."

Von einem Monument, welches die Stadt St. Goar seit 1845 besitzt, von der Pfalzfelder Säule, ist umständlich, Bd. 6 S. 8—9 gehandelt worden. Der Stadt Wappen ist quer oder zwerg getheilt: in der obern Hälfte, in goldnen Felde ein rother wachsender Löwe, darunter im blauen Felde mit goldnen Lilien bestreut, ein goldnes Gitter. Poetisch wird von Winkelmann solches Wappen beschrieben:

Stant clathri, miscentur iis sua lilia passim
Et Leo consurgit, tanta Goarus habet.
Die Stadt Sanct Goar führt viel Lilien im Gegitter,
Drauf ein gekrönter Löw, der ist ein ädler Ritter,
Der fromm, keusch, ehrbar lebt nach reiner Lilien Weiß,
So wird er auch gekrönt nach Göttlichem Geheiß.

In der Sprache des gemeinen Lebens heißt die Stadt nicht St. Goar, sondern Sank Kwer, gleichwie auch der hier nicht seltne Rufnamen Goar in Kwer sich verwandelt. Es ist das die Veranlassung zu der mehrmals versuchten Ableitung des Namens von einem Gewerr oder Gewirr von Sand, das hier im Rheine Bank und Werb verursachen sollen.

Von den nächsten, in Gestalt eines Dreiecks zwischen St. Goar und Oberwesel sich ausdehnenden Dörfern Biebernheim, Urbar, Niederburg, Damscheid ist so wenig zu berichten, daß eine

eigene Rubrik für sie überflüssig. Biebernheim, das, vermöge seiner hohen Lage vielmehr dem Rheinthal, als dem Hundsrücken angehörig, war vordem in St. Goar verbürgert, von dannen es nur eine starke Viertelstunde entlegen. „Die catholischen Einwohner in Bieberheim werden als nach St. Goar eingepfarrte angesehen. Sie haben auf dem dortigen catholischen Kirchhofe ihr Begräbniß, und lassen die geistlichen Handlungen durch den Geistlichen ihrer Religion aus St. Goar verrichten. Aus diesen Gründen wurden sie durch die Gnädigste Resolution vom 18. Febr. 1744 von der Concurrenz zum Bau der lutherischen Kirche in Bieberheim freygesprochen." In der Nähe des Dorfes befand sich der herrschaftliche Thiergarten, welchem 1688 des französischen Brigadier Grafen von Tressan Freibeuter einbrachen, und über 50 Edelhirsche in den Wald sprengten. Die Partisane schleppten zugleich den Bürgermeister von Biebernheim nach Oberwesel. In Bezug auf diese Ereignisse schreibt der Commandant zu Rheinfels, Obrist von Ufflingen, 11. Dec. 1688: „Ob die Franzosen die Intention gehabt, uns hier ernstlich zu attacquiren, oder vielleicht vermeint, unsere Guarnison herauszulocken, weiß ich nicht; da sie aber den Wald und die Mauer des Thiergartens zu ihrem Vortheil haben, so müßten wir hier tölpische Kerls sein, wenn wir hinausgingen; unterdessen hat man nicht unterlassen, uf diejenige, so sich zu nahe begeben, Feuer aus den Stücken zu geben; die französische Infanterie hat sich in Biebernheim postirt, ihre Cavallerie konnte sie gleich souteniren, im Fall unsere Guarnison wie Tölpel hinausgegangen wäre, und also vermeinen wir sicherer in unsern Löchern zu sein, als uns aus temerität in Gefahr zu setzen." Dem Rheine näher, auf einem sanften Abhang, steht das Dorf Urbar, dessen Namen schon die größere Milde und Fruchtbarkeit des Bodens andeutet. Vordem, gleichwie Niederburg, in das Trierische Amt Oberwesel gehörig, beherrscht es vermöge seiner erhöhten Lage eine weite Aussicht. Die Kirche, gegenwärtig Filial von St. Goar, ist dem h. Einsiedler Antonius (17. Januar) geweihet. Tiefer landwärts gelegen, von fruchtbaren Aeckern und Weinbergen umgeben, ist Niederburg ebenfalls ein sehr reizender Punkt, auch ungezweifelt, dem nichtssagenden

Namen zu Trotz, gleichwie Niederberg am Fuße des Ehrenbreitsteins, eine der ältesten Niederlassungen der Gegend. Darauf deuten die zahlreichen Reste vormaliger Befestigungen, die wohl auch die Erzbischöfe von Trier bestimmt haben mögen, sich hier, für ihre öftern Fehden mit der Stadt Wesel einen Waffenplatz zu begründen. In des Kaisers Siegmund Bestätigung der Besitzungen der Trierischen Kirche, gegeben zu Coblenz 12. Aug. 1414, wird genannt unter deren Erwerbungen, seit dem J. 1376 gemacht, opidum Nydernberg prope dictam Wesaliam. Von der Burg ist außer einer mächtigen Mauer mit zwei Eckthürmen nichts mehr übrig; der nördliche Thurm hat noch, gleich der Mauer, eine Höhe von 30—40 Fuß, der südliche ragt kaum mehr über die Erde hervor. „Vor zwei Jahren," schreibt Hr. Pastor Thibaut, dessen Gefälligkeit ich die schätzbarsten Mittheilungen über Niederburg und die Umgebung verdanke, „vor zwei Jahren wurde noch ein mächtiger Klotz, welcher in dem Burggraben lag, aus Gußwerk bestehend, von dem niemand wußte, wo er gestanden und wozu er gedient hatte, zerschlagen, um als Material für Wegbau verwendet zu werden. Die Burg soll Erzbischof Kuno, während er den Bau des Schlosses Thurnberg ob Welmich betrieb, längere Zeit bewohnt haben; in spätern Zeiten kam sie an die Grafen von Schönberg.

„Während seines Aufenthaltes in Niederburg hat Erzbischof Kuno sich namhaftes Verdienst um das Pfarrwitthum erworben, demselben den Stephansberg, ein Ackerfeld von 36 Morgen, hinzugefügt. Bezüglich unserer Kirche, dem h. Stephan, Erzmärtyrer, geweiht, ist zu bemerken, daß der Thurm ein mächtig massives Bauwerk in romanischem Style ist. Der Chor ist in rein gothischem Style mit schönem Steingewölbe erbaut, das Schiff dagegen ein armseliges Machwerk mit einem Scheingewölbe, wovon die Mauern nicht einmal mit Kalk, sondern mit Lehmmörtel gebaut sind, was somit auf eine arme Zeit der Erbauung desselben schließen läßt und die Volkssage zu bestätigen scheint, die Schweden hätten mit dem Dorfe auch die Kirche abgebrannt. Wirklich ist der Helm des Thurmes aus neuerer Zeit und der innere Bau und das Gebälke zeigen noch deutlich Brandspuren.

„Noch haben wir zwei prachtvolle, große Glocken, welche wohl zu den ältesten am Rheine zählen mögen und folgende Inschrift tragen. Die nördlich hängende:

Stephanus heyschen ich
Alle bossen wedder verdreyben ich
Maria gedynk daran
das du uns Moder bis.
M : CCCCLXVII.

„Die südliche trägt folgende Inschrift:

Maria heyschen ich
in erre Goddes luden ich
Alle bossen wedder vertreyben ich
Anno Domini milesimo
quadragesimo dusente
CCCLXXVII.

„An dieser letztern wird ganz besonders die Schmiedearbeit bewundert, namentlich der Klöppel. Die dritte, mittlere, fehlt, und soll, nach Aussage der Leute, durch die Schweden entführt, in dem protestantischen Dorfe Bornich, jenseits des Rheines, hängen. So oft wir dieselbe läuten hören, was immer bei Ostwind geschieht, dann sagen die Leute: das ist unsere Glocke. Es möge übrigens nicht ohne Bedeutung sein, daß auf der einen Glocke, beide sind reich verziert mit Bildern, worunter auch ein Ritter mit Schwert, der h. Rock geprägt ist. Ob vielleicht zur Zeit des Gusses derselben der h. Rock ausgestellt gewesen?

„Bei der neuen Circumscription verlor Niederburg seine alte Filiale Birkheim, auf dem Hundsrücken gelegen, 1 Stunde von Niederburg, 1/2 Stunde von Norath entfernt. Lingerhahn, eine alte Filiale von Bickenbach, wurde zur Pfarrei erhoben, und Braunshorn, bis dahin Filiale der alten Pfarrei Norath, Lingerhahn zugetheilt. Norath wurde mit Birkheim entschädigt, Niederburg mit Urbar, der alten Filiale von Oberwesel. Mein dritter Vorfahr, Herr Bayer, durch 34 Jahre Pastor in Niederburg, konnte aber die alte Filiale Birkheim nicht verschmerzen und ruhete nicht, bis Urbar wieder von Niederburg getrennt und nach St. Goar eingepfarrt wurde. Dafür erhielt Niederburg zwei protestantische Orte auf dem Hundsrücken, jedes 1 1/4 Stunde von hier entfernt, Uzenhain und Badenhard, dieses mit Einer,

jenes mit 47 Seelen. So ist es gekommen, daß Niederburg eine der kleinsten und schlechtest dotirten Pfarreien ist.

„Von Niederburg sind es kaum 10 Minuten zu dem merkwürdigen Felsen Spitzenstein. Von demselben hat man eine sehr schöne Fernsicht und kann bei heiterm Himmel mit bloßem Auge 8 Burgen und 36 Dörfer zählen.“

Das dem Rhein parallel von Biebernheim ausgehende Dreieck wird durch das Dorf Damscheid geschlossen, welches beinahe auf gleicher Höhe mit Oberwesel, das durch seinen Wein so berühmte Engehell zum Nachbarn hat, auch selbst einen Wein erzeugt, der in heißen Jahren jenem der Engehell wenigstens zu vergleichen. Mehr von Damscheid zu sprechen, werde ich abermals durch die zuvorkommende Güte des dortigen Pfarrherren enthoben. Er schreibt: „Von Oberwesel aus gelangt man auf gut chaussirtem Wege, welcher in seiner Fortsetzung über Braunshorn Oberwesel mit der Boppard-Simmerner Chaussee verbindet, in $^3/_4$ Stunde nach dem Pfarrorte Damscheid, dessen in Urkunde vom 12. Dec. 1303 (Hontheim, Tom. 2 S. 23) Erwähnung geschieht. Das Dorf soll im 30jährigen Kriege ganz abgebrannt worden sein, und mag wohl einzig die Sacristei an der Pfarrkirche mit ihrem Netzgewölbe aus früherer Zeit noch herstammen. Die Kirche selbst hat sich (ebenso wenig als die Pfarrkirche in Niederburg) von diesen Brandwunden bis jetzt nicht zu erholen vermocht, was die arme flache Bretterdecke, die das Schiff abgrenzt, zu beweisen scheint. In Damscheid besaßen die Jesuiten vordem ein Acker- und Weingut; auch hatte der Graf von der Leyen dort ein Hofgut, und bezog der Kurfürst von Trier von einem Theile der Weinberge das Drittel. Die Säcularisation brachte diese Güter zumeist in die Hände der Juden, welche die Weinberge, noch kenntlich an den mit + und JHS bezeichneten Grenzsteinen, noch besitzen, das Ackerland dagegen öffentlich versteigerten. Weil das Dorf vom Ackerbau lebt, konnte es und hat es in den Weinbergen den Bau der Riesling-Trauben beibehalten, und sind die dasigen Weine, ihrer Blume wegen, besonders beliebt.

„Gehst du von Damscheid auf demselben chaussirten Wege noch $^1/_2$ Stunde weiter in den Oberweseler Stadtwald hinein,

und ist es eben ein freundlicher Sonntag Nachmittag, so kann es dir leicht begegnen, daß du dicht am Wege, von Oberwesel wie von Niederburg 1 Wegstunde entfernt, auf einer lichtern Stelle des Waldes einige Landleute im hohen Grase knieend findest, die da laut beten. Es ist aber kein Kreuz da aufgerichtet, noch sonst ein heilig Zeichen; du siehst nur dicke Buchen und einen sehr gewöhnlichen schwarz-weißen Wegweiser. Fragst du etwa eine aus dem Stadtwalde kommende Holztragende, oder einen auf seinem Handkarren Waldstreu Abfahrenden, was da für ein Platz sei, so wirst du schwerlich eine andere Antwort erhalten, als es sei der Aldegunder Marktplatz, wo jährlich am ersten Montag nach Jacobi ein famoser Kram- und Viehmarkt abgehalten werde, mit Tanzmusik und zuweilen Schlägerei-Vergnügen. Die Beter aber, die sehen den Platz noch für etwas Anderes an. Die werden dir sagen, daß sie auf geheiligtem Boden und auf den Gräbern von ehrwürdigen Eremiten knien; denn hier habe die Kirche der h. Aldegundis mit zugehöriger Eremitage gestanden; hier seien, in ihrem ehemaligen Gärtchen, die frommen Eremiten begraben.

„Von Kirche und Eremitage ist keine Spur mehr vorhanden, nur das Brünnlein der Eremiten besteht noch in seiner armen Fassung. Alles Uebrige verschlang die Säcularisation. Die Gebäude, von denen noch vor 4—5 Jahren einige Rudera, die Grundmauern der Kirche und des Wohnhauses zu sehen, wurden auf den Abbruch versteigert, der Platz, wo sie gestanden, mußte verebnet werden; nur von den Möbeln der Kirche kam eine kleine Glocke, welche die Inschrift trägt: »Gegossen in Mainz 1719,« ferner die Statue der h. Aldegundis und ein Meßgewand in die Filialkirche des nahen Wiebelsheim, wo diese Gegenstände noch sind. Früher war am Sonntage nach Jacobi große Wallfahrt nach der Waldcapelle, jetzt ist am Montage nach demselben Tage großer Viehmarkt auf der Stelle, wo sie gestanden; die ältern Landleute der Umgegend wallen aber noch gerne betend zu dem stillen Orte, oder veranstalten unter sich größere oder kleinere Züge dahin, um durch die Fürbitte der h. Aldegundis gedeihliche Witterung und gesegnete Erndte zu erhalten.“ Von

den Lebensumständen der h. Adelgundis von Maubeuge ist unter der Rubrik Arzheim, Bd. 2 S. 420—431 gehandelt worden.

Das linke Rheinufer
von Oberwesel bis zur Nahe.

Fortwährend durch mächtige Höhen eingeengt, führt Rheinaufwärts die Straße durch ein wildes schauerliches, mehr und mehr sich verengendes Thal; die Ufer sind ohne Anbau, ohne menschliche Wohnungen, rechts und links steigen kahle Felsenwände aus den düstern Fluthen, und breiten ihre Schatten über den Strom. Trotzend wirft dem Strom die Lurley (Abth. II Bd. 5 S. 90—95) sich entgegen. Ihr beinahe gegenüber, an der schauerlichsten Stelle wohl des ganzen Trechirgaues, halbwegs Wesel, heiligt die fromme Sage eine Klippe als des h. Goars Bett und Kanzel, als den Punkt, von dem aus er seine ersten Ermahnungen an die Vorüberwallenden richtete. Dort findet sich noch jetzt eine von Menschenhänden in den Felsen gebrochene Höhle, so wie auf einer Felsenplatte am Rhein, welche doch nur bei niedrigem Wasserstand sichtbar wird, eine aus den ältesten Zeiten stammende Abbildung des Heiligen, in Lebensgröße. Sie bezeichnet, was die Andacht St. Goars Bett nennt.

Es folgen die sieben Schwestern, so viele Felsen, deren Spitzen bei seichtem Wasserstand über den Rhein sich erheben, und von denen in Büchern die folgende Sage zu lesen. Es lebten in alten Zeiten auf der Burg Schönberg sieben Schwestern, weit und breit bekannt als die sieben schönen Gräfinen. Die gepriesenen Schönheiten zu bewundern, strömten aus Nähe und Ferne edle Jünglinge herbei. Wer sie aber schaute, die Huldinen, der mußte einer von ihnen sein Herz lassen, und so kam es, daß auf Schönberg die Freier aus- und einzogen, scharenweise, wie

an gastlichen großen Höfen die irrenden Ritter zu thun gewohnt. Die sieben Schwestern fanden ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen stattlichen Herren, denn es ward darüber so heiter und lustig auf der Burg, daß sie kein herrlicheres Leben sich wünschen mochten. Die halben Nächte hatten sie einander zu erzählen, was den Tag über ihnen begegnet war, denn jede hatte ihre eigenen neckischen Einfälle, die Liebhaber zu versuchen. So trieben sie es einige Jahre lang, ohne daß ihre spröden und stolzen Herzen sich der Liebe geöffnet hätten, und wenn auch mancher Freier des losen Spiels überdrüssig wurde und sich zurückzog, so kamen doch gleich statt des einen dutzendweise die neuen Anbeter, die sichs wohl verhießen, die listigen Korbflechterinen am Ende doch noch zu bestricken. In der That sahen diese zuletzt sich in ihren eigenen Schlingen verwickelt, denn die Freier wollten nicht länger mehr geäffet sein, und gaben sich das Wort, samt und sonders und auf immerdar die Burg zu meiden, falls die sieben schönen Schwestern sich nicht entschließen würden, binnen längstens vier Wochen eine gleiche Zahl ihrer Verehrer mit der Zusage von Herz und Hand zu beglücken. Zugleich verpflichteten sie sich durch Ritterschwur, jeden andern Freier, den es in der Folge belüsten möchte, nach Schönberg seine Blicke zu erheben, statt des gehofften Minnesoldes das kalte Eisen fühlen zu lassen.

Die Botschaft von alsolchen Beschlüssen vernahmen die Schwestern in unverkennbarer Bestürzung, erholten sich aber alsbald, gingen unter sich zu Rath, und war das Ergebniß ein Schlimmstreich, bestimmt zu ahnden, was den Damen eine Beschimpfung däuchte. Zuerst wurde eine schöne Zofe abgeordnet, den Freiern die Nachricht zu bringen, die gnädigen Gräfinen hätten sich entschlossen, die blanken stolzen Nacken unter das Ehejoch zu beugen, weil ihnen aber unter den vielen Freiern die Wahl schwer, wollten sie durch das Loos sich bestimmen lassen. Also hat vor nicht gar langer Zeit in der Schwesterstadt Wetzlar ein Vater an das Loos appellirt. Von ihm verlangt eine seiner Töchter zur Ehe ein gar bekannter Diplomat, ungestalt und krüppelhaft, aber, quoique musicien oder parce que musicien,

wohlbesoldeter Diplomat. Der Töchter waren zwei, hinkend und reizlos die ältere, eine schlanke, leichtfüßige Juno die andere. Die zu verlangen, sie ausdrücklich zu begehren, hat der gebrechliche Diplomat nicht das Herz gehabt, sondern vielmehr, nach aller Diplomaten Weise, in ein vorsichtiges Dunkel sich gehüllt, die Entscheidung dem Geschick überlassend, während von alsolcher Dunkelheit zum Vortheil der von der Natur nicht begünstigten Tochter Gebrauch zu machen, Papa sich verhieß. In verwandter Weise hat vor beinahe drei Jahrhunderten in dem fernen Schotland eine speculative Mutter für eine auch von dem anspruchlosesten Freier verschmähte Tochter einen Mann zu finden gewußt. Ein junger Edelmann, dessen Familie unter den Grenzclans ausgezeichnet, überzog, entweder aus angeborner Beutelust oder von wegen einer empfangenen Beleidigung, die Besitzungen von Sir Gideon Murray von Elibark, nachmalen Deputirter-Schatzmeister von Schotland und besonderer Günstling K. Jacobs VI. Der Laird von Elibark rief seine Hintersassen zu den Waffen, ging den Wegelagerern entgegen, traf sie, die mit Beute beladen, und gab ihnen eine blutige Lehre. Der Anführer selbst wurde zum Gefangnen gemacht und nach der Burg seines Ueberwinders gebracht. Des Sieges froh, fragte die Burgfrau ihren Herren, was er mit dem Gefangnen vorzunehmen gedenke, und es antwortete der Junker: „Hängen lassen will ich ihn, den auf frischer That ergriffenen Räuber.“ — „Das entspräche keineswegs, Sir Gideon, Eurer Weisheit,“ entgegnete die besonnenere Hausfrau. „Laßt Ihr den jungen Mann schlachten, so gerathet Ihr mit seiner zahlreichen und mächtigen Clan zu unsterblichem Streit. Ihr müßt Euch zu etwas Vernünftigerm entschließen. Wir wollen, statt ihn hängen zu lassen, lieber versuchen, ihm unsere jüngste Tochter, die großmäulige, ohne irgend eine Mitgift aufzuhängen.“

Nicht übel fand der Laird solchen Rath, denn diese Meg with the meikle mouth (diese großmäulige Maid) war dermaßen häßlich, daß sie auf anderm Wege kaum würde an den Mann zu bringen gewesen sein, und selbst der Gefangne, als ihm die trübselige Wahl geboten, zwischen solcher Ehe und dem Strick,

blieb längere Zeit zu diesem entschlossen, und konnte nicht ohne Mühe dahin gebracht werden, daß er durch die Heurath mit dem Großmaul sein Leben rette. Er wich endlich der eisernen Nothwendigkeit, und wird erzählt, daß die ihm also aufgezwungene Braut eine vortreffliche, ihm sehr werthe Frau geworden ist, daß jedoch der ungebürliche Schnitt ihres Mundes mehre Generationen hindurch in ihrer Familie erblich blieb. In Wetzlar brachte der Vater, des Freiers Wahl zu entscheiden, weder Galgen noch Lotterie, sondern einen Wettlauf in Vorschlag. Diejenige der beiden Jungfrauen, welche zuerst der Ehestandscandidat erhaschen würde, sollte seine Lebensgefährtin bleiben. Den Vorschlag ließ der Diplomat sich gefallen, wie wenig Hoffnung auch er, der Schnellläufer, nach der Coblenzer Ausdruck, sich machen durfte, die Juno zu ereilen. Gerade die aber hat das Schicksal ihm überliefert, sie, unvorsichtig, weil ihrer Ueberlegenheit im Lauf bewußt, stürzte, die Einfassung einer Rabatte überhüpfend, und Venus wurde die Beute eines geistigen und körperlichen Vulcans.

Auf Burg Schönberg wurden Tag und Stunde für die große Ziehung festgesetzt, und richtig eingehalten durch die dem Rittersaal zuströmenden Theilnehmer der Lotterie. Wiederum trat die Zofe unter sie, in der Hand den silbernen Teller mit den zwanzig Loosen, denn zwanzig waren der da versammelten Freier. Die Loose, zusammengerollte Pergamentstreifen, waren mit den verschiedenen Farben der Brautwerber, die sieben Gewinne jeder mit dem Namen einer der Schwestern bezeichnet. Es ergab sich, was die schelmischen Fräulein vorausgesehen. Einer wie der andere der Freier langte nach der Rolle mit seiner Farbe, und dem folgerecht fielen die Gewinne, die Namen der sieben Schwestern den mißgestalteteſten unter den Rittern. Alsbald erfüllten Freude und Gelächter, Spott und Aerger in lauten Ausbrüchen den Saal. Den Glücklichen verkündigte die Zofe, es harrten ihrer im Gartensaal die Bräute. Sie eilten, die herrlichen Preise, durch das Glück ihnen beschieden, in Empfang zu nehmen, fanden aber zu ihrer schmerzlichen Beschämung, die freundliche Rotunde betretend, lediglich die lebensgroßen Bildnisse der schönen Schwestern. Verdutzt schaute einer den andern an,

und ein Gelächter schallte vom Rheinufer herauf. Die losen Jungfrauen bestiegen eben den mit grünen Laubgewinden aufgeputzten Nachen, und dahin flogen sie über den Strom. Maulthiere erwarteten ihrer an dem andern Ufer, und trugen die Exulanten nach der väterlichen Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (seit Menschengedenken zum erstenmal) die sieben Felsenspitzen sichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Wesel, bei seichtem Wasser aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken sothaner Begebenheit, diese Felsen die sieben Jungfrauen, und der Name hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Also die jedenfalls von Nic. Vogt oder Aloys Schreiber componirte Volkssage, denn wie häufig ich auch in Wesel mich aufhielt, wie andächtig im Herbst ich den Erzählungen und Gesängen der zahlreichen und emsigen Leserinen lauschte, nie habe ich von den sieben Jungfrauen auch nur ein Sterbenswörtchen gehört. Gleich über jenen Klippen taucht das Taubenwerth auf, für jetzt nur mehr einige Weiden kümmerlich nährend, in der Mitte des 17. Jahrhunderts aber noch eine bedeutende Insel, die laut eines Güterverzeichnisses, 60 tragbare Obstbäume enthielt. Es ist das mehr oder weniger die Geschichte aller Rheininseln. Eine kleine Strecke noch, und die Stelle ist erreicht, wo bei der vorlängst (1672) eingegangenen Capelle des h. Goars, zu schürfen, der Bamberger Weidelich von Kurfürst Richard ermächtigt wurde den 3. Jul. 1516. Es folgen unmittelbar

Oberwesel und Schönberg,

die durch eine Burg beherrschte Stadt, ein Umstand, der mich bestimmt, zunächst mit dieser Burg, mit Schönberg mich zu beschäftigen. In Beziehung auf ihre Entstehung kann nur muthmaßlich angenommen werden, daß sie gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts erbauet worden, gelegentlich der zwischen dem königlichen Burggrafen und den Bürgern der Stadt schwebenden Streitigkeiten. Von Kaiser Friedrich II wurde sie im J. 1220 belagert, in dem dreißigjährigen Kriege abwechselnd durch Spanier, Schweden

und Franzosen erobert. Im J. 1632 nahm der Rheingraf Otto Ludwig Schönberg und Oberwesel, beide von den Spaniern besetzt, mit Accord ein. In den Memoiren von Turenne heißt es, Jahr 1646: »M. de Turenne remit l'électeur à Trèves, et y séjourna sept ou huit jours; il fit faire un réduit auprès du pont où il laissa cinq cens hommes; donna des quartiers le long de la Moselle, et retourna sur le Rhin au château d'Oberwesel, devant lequel il avoit laissé M. du Tot, maréchal-de-camp; après un assez long blocus, ce château se rendit; toute l'armée ayant été distribuée le long du Rhin et de la Moselle, et quelque cavalerie envoyée en Lorraine, M. de Turenne retourna au commencement de février à la cour.« Von demselben Datum ist die von Merian gegebene Ansicht von Schönberg und Oberwesel. Da steht noch der neue Bau in bewohnbarem Zustand, der alte, der Stadt näher gelegen, befindet sich schon im Verfall. Jener zeigt einen hohen runden Thurm auf der Südseite, mit zwei davorstehenden kleinen ebenfalls runden Thürmen. An den hohen Thurm schließt sich nördlich ein kleines Nebengebäude. Dahinter erhebt sich die hohe Ringmauer mit darauf emporragendem schweren viereckigen Thurme. Der mächtige Spitzgiebel des Hauptgebäudes, mit zwei gegen Süd und West gerichteten hohen runden Thürmen, erhebt sich daneben. Auf dem äußersten Punkt gegen Norden steht ein starker viereckiger Thurm mit schöner Zinne. Vor dem Hauptgebäude befinden sich zwei niedrige Häuser. Alle runden Thürme haben Spitz- oder Giebeldächer; die viereckigen sind dachlos. Auch das große Haus ist theilweise schon ohne Dachstuhl. Eine gemauerte Brücke von vier Bogen, mit zwei ziemlich hohen Pfeilern verbindet den Burgberg mit dem Hofhaus. Einige vierzig Jahre später, 1689, wurde in der allgemeinen über das Rheinthal verhängten Verwüstung auch das Schloß Schönberg heimgesucht, die kleine daselbst verwahrte Artillerie weggeführt, geplündert Vorrath und Hausgeräthe, Feuer angelegt, und was das Feuer verschonte, sollten die Mauern und Thürmen angelegten Minen vollends zerstören. So vollständig, wie auf andern Burgen der Nachbarschaft, ist das Werk der Vernichtung

gleichwohl nicht durchgeführt worden. Ich erinnere mich, noch im J. 1797 oder 1798 in der Schloßcapelle den Altar und zwei darauf eingemauerte eiserne Leuchter gesehen zu haben. Die vollständigste Beschreibung der Burg nach ihrem jetzigen Zustande entlehne ich den Aufzeichnungen meines werthen Freundes, des Hrn. Assessor Eltester.

„Hat man den Graben auf der Zugbrücke überschritten, so passirt man die Mantelmauer durch ein enges Pförtchen, 1391 erwähnt, und gelangt dann zu einer 80 Fuß hohen viereckten Warte (Orstein?), durch welche ein Thorweg in den inneren Schloßhof führt. Rechts liegt auf einer Kuppe die Hauptburg, 1386 die alte Burg, 1391 Otto Feists Kemnade genannt, bestehend in einem viereckten thurmartigen Pallas von 4 Stockwerken, woran sich eine kleine spitzbogige Capelle lehnt, 1358 zuerst erwähnt, zwei 60—70 Fuß hohen runden Wartthürmen und einem zwischen diesen Gebäuden liegenden Pallas mit hohem Treppengiebel, der wider den einen Rundthurm gesunken ist und diese malerische Lage standhaft behauptet. Dieser Hauptthеil der Burg war der Sitz des Stammes mit den 6 Schilden. Gerade aus vom Thorweg und durch einen Hof von der Hauptburg getrennt, liegt auf der nördlichen Spitze des Felsens ein schmaler Pallas von 4 Balkenetagen mit Spuren einer Zinnenbekrönung, woran sich ein fünfeckiger, etwa 30 Fuß hoher Thurm lehnt, 1386 „der Stein" genannt. Wahrscheinlich war dieser Theil der Sitz des Stammes mit dem Scepterrad, der allmählig durch Aussterben der übrigen Ganerben die sämtlichen Theile erwarb. Architektonisch interessant ist namentlich die sehr massive, 7 Fuß dicke und 50 Fuß hohe Mantelmauer, welche die Burg von Süden und Westen her von der Angrifsseite schützt, indem sie alle dahinter liegenden Höfe und Gebäude, mit Ausnahme der Thürme, der Einsicht und Beschießung entzieht. Auf ihrer Höhe lauft ein Mauergang mit zahlreichen Zinnen, Schießscharten und Wächterhäuschen. Inwendig lehnten sich an ihre Spitzbogenarkaden die Stallungen. Das Ganze mag, wie die Capelle, ein Werk des 14. Jahrhunderts sein. Die sogenannte alte Burg auf der vorderen Felskuppe ist nach allen

Merkmalen der älteste, wohl ins 12. Jahrhundert hinaufreichende Theil des Ganzen. Alle äußeren Mauern, namentlich die äußere Fläche der Mantelmauer, zeigen starke Beschädigungen durch Schüsse, auch sieht man deutlich, daß die unteren Schießscharten der letzteren zu Geschützpositionen benutzt worden sind — offenbar von den Belagerungen des 30jährigen Krieges her, da 1688 Schönberg ohne weitere Belagerung oder Vertheidigung niedergebrannt wurde. Gemeinschaftlich allen Stämmen war blos die sehr hohe und starke Mantelmauer auf der Südseite, 1358 und 1386 erwähnt, mit den daranstoßenden Ringmauern, welche das Ganze umgeben, und die Capelle."

Auf Ableben des letzten Schönberg, 1719, wurde die Burg zusamt mehren Gütern, als vermanntes Lehen von Kurtrier eingezogen, mit Widerspruch zwar der Allodialerben, der Grafen von Degenfeld. Der darum erhobene Proceß ist, so viel ich weiß, nicht zur Entscheidung gekommen, Trier behauptete sich im Besitze, der im Gefolge der politischen Ereignisse auf die französische Domainenverwaltung überging. Von dieser erkaufte die Ruine und das davon abhängende Hofgut der von Brenner zu Lahnstein, in dessen Familie die Amtmannsstelle auf Reichenberg seit 1722 erblich, und dessen Nachfolger ist, ebenfalls durch Kauf, Se. Kön. Hoheit Prinz Albrecht von Preussen geworden.

Als eine Reichsburg von Bedeutung hatte Schönberg von seinem Entstehen an eine zahlreiche Besatzung von Reichsministerialen oder Burgmännern, verschiedenen Familien entnommen, ein Umstand, der mehre Familien veranlassen konnte, in diesem Schönberg ihr Stammhaus zu suchen. An deren Spitze ist das fürstliche Haus Schönburg zu stellen, welches Spangenberg von einem an der Mosel in Ruinen liegenden Schlosse Schönburg, ursprünglich die Semnonenburg genannt, herleitet: er meint, Karl der Große habe dessen Herren 810 mit gegen die Thüringer geführt, und ihnen zum Dank die Pflege an der obern Mulde als ein feudum militare übergeben; hier hätten sie eine zweite Semnonenburg gegründet, die dann Schönburg, jetzt aber, wie die Stadt, Glauchau genannt würde; in ihrem Gefolge wären auch die von der Mosel gewesen, die das Schloß Mosel gebaut,

unter den Schönburgen als Lehnleute gedient, und einen Theil des Schönburgischen Wappens angenommen hätten. Weiter heißt es, der älteste, „wenigstens hypothetisch-bekannte Stammvater habe zu Karls des Großen Zeiten auf dem rheinischen Schlosse Schonenburg gehauset; aber ihn und seine vermeintlichen (denn wie will man die Abstammung erweisen, da es wahrscheinlich schon mehrere Linien gab) Nachfolger Magwitz (der ums J. 920 Crimnitzschau zur Stadt gemacht haben soll), Alban (kaiserl. Oberrichter zu Zwickau seit 936, aus Bayern gebürtig), Friedrich (einen Rheinländer), Wernher, Florian (der Gottfried von Bouillon in Jerusalem mit krönen half), Ernst zu Glauchau, 1119, und Friedrich (1135 zu Hassenstein) kennt man großentheils aus höchst unzuverlässigen Quellen.“ Die Herleitung des Fürstlichen Hauses Schönburg von unserer Burg Schönberg ist demnach im geringsten nicht gerechtfertigt, wichtiger beinahe, denn Alles, was dafür vorgebracht worden, die Sage von dem Junker von Oberwesel, von dem Grafen von Belmont, wie Frühmesser Göbel sie erzählte, Bd. 2 S. 341—347.

Von Herren von Belmont, welche, „als sie ihren Namen verdeutscht, und sich von Schönberg angefangen zu nennen, in Hessen und in den benachbarten Rheinlanden sich niedergelassen,“ will man auch das dem Wappen und allen übrigen Umständen nach von dem fürstlichen Hause von Schönburg durchaus verschiedene Geschlecht derer von Schönberg in Meissen ableiten. Diese führen im goldenen Schilde einen zum Grimm geschickten, quer getheilten Löwen, dessen Obertheil roth, die untere Hälfte grün, und sind von allen meißnischen Geschlechtern dasjenige, so die mehrsten Güter besessen, in die mehrsten Linien sich vertheilt hat. Die Hauptlinie, seit dem J. 1369 Roth-Schönberg, welches, so viel Sachsen betrifft, das Stammhaus, besitzend, hat durch ihren Namen schon bedeutenden Einfluß geübt auf die Geschicke jenes Schönberg, der die Zierde des rheinischen Geschlechtes geworden, es schreibt auch dessen Biograph, Kazner: „Diese (rheinischen) Schönberge und die Meißnischen nannten sich nicht nur von jeher Vettern, sondern es unterschrieben auch noch im Jahr 1669, bei der zweiten in Paris vollzogenen Ver-

mählung des von den Rheinländern abstammenden Marschalls Friederich von Schomberg, alle Personen, welche von den vorgenannten Meißnischen Schombergen in Frankreich übrig waren, dessen Ehepacten, als Anverwandte von seiner Seite. Allein die eigentliche Abkunft von einem und dem nemlichen Stamme kann, wenigstens aus den Ueberbleibseln des Archivs der Rheinländischen Familie, nicht mit Zuverlässigkeit dargethan werden. — Wahrscheinlicher Weise war dieser anerkannte gemeinschaftliche Ursprung die Ursache, daß die Meißnischen Schönberge auf den Turnieren der Franken, Rheinländer, Schwaben und Bayern zugelassen wurden, welches, als eine sonst ungewöhnliche Sache, in dem Meuselischen historisch-litterarischen Magazin (1. Th. S. 4 in der Note) bemerkt wird. Eine in den Archiven der Meißnischen Familie im Manuscript liegende Abhandlung, welche ich einzusehen keine Gelegenheit hatte, soll auch behaupten, daß beide Familien in ältern Zeiten einerlei Wappenbild gehabt hätten."

Von den Meißnischen Schönberg überhaupt zu handeln, kann hier die Rede nicht sein, nur die Linie, welche nach Frankreich verzogen, dort zuerst den Namen Schomberg empfing, und deshalb so häufig zu Irrthümern und Verwechslung in Bezug auf den spätern rheinländischen Schomberg Veranlassung gab, zugleich aber ihm den Weg zu den höchsten Ehren erleichterte, mag in Betracht kommen. Wolf von Schönberg, auf Schönau, wurde in drei Ehen ein Vater von drei Söhnen, Kaspar, Hans Wolf und Georg. Gleichwie sein ältester Bruder, hat Georg in Frankreich Glück gesucht, statt dessen aber einen frühen Tod im Duell gefunden. Karl von Balsac-Entragues Herr von Dunes und Graf von Graville, im gemeinen Leben, wegen seiner Jugend, Entraguet oder le bel Entragues genannt, wurde durch die Königin Margaretha von Navarra, als welche sich ihrem Bruder, dem Herzog von Anjou gefällig erzeigen wollte, mittels einer Reihe von Klatschereien in Zwist mit des Königs Liebling, mit Jacob von Levis Graf von Caylus verwickelt. Nicht anders denn mit dem Degen wußten die beiden Jünglinge sich zu verständigen, und gefiel es ihnen, für ihren Zweikampf von Freunden sich begleiten

zu lassen, die dessen nicht müßige Zeugen, sondern Theilnehmer sein sollten: eine neue Mode, die seitdem vielfältig in Frankreich nachgeahmt und erweitert worden ist. Des Entragues Waffenbrüder waren Franz d'Aydie de Riberac und Georg von Schomberg, mit Caylus kamen zur Wahlstätte Franz von Maugiron und Johann Darces de Rivarot. »Le dimanche 27. avril 1578, pour démêler une querelle née pour fort légère occasion le jour précédant, en la cour du Louvre, ils se trouvèrent, dès cinq heures du matin, au Marché-aux-Chevaux (anciennement les Tournelles, près la Bastille Saint-Antoine), et là combattirent si furieusement que le beau Maugiron et le jeune Schomberg demeurèrent morts sur la place, Riberac, des coups qu'il y reçut, mourut le lendemain à midi; Livarot, d'un grand coup qu'il eut sur la tête, fut six semaines malade et enfin réchappa; Entraguet s'en alla sain et sauf avec un petit coup, qui n'étoit qu'une égratignure au bras; Caylus, auteur et agresseur de la noise, de dix-neuf coups qu'il y reçut, languit trente-trois jours. Le roi fit tendre des chaînes dans la grande rue Saint-Antoine, de peur qu'il ne fût importuné du bruit des charrettes et des chevaux. Il aidoit à le panser et le servoit de ses propres mains. Néanmoins il mourut le 29. mai, en l'hôtel de Boisi, où il fut porté du champ du combat comme lieu plus ami et plus voisin. Et ne lui profita la grande faveur du roi, qui l'alloit tous les jours voir, et ne bougeoit du chevet de son lit, et qui avoit promis aux chirurgiens qui le pansoient, cent mille francs, au cas qu'il revint en convalescence, et à ce beau mignon cent mille écus pour lui faire avoir bon courage de guérir. Nonobstant lesquelles promesses, il passa de ce monde en l'autre, ayant toujours en la bouche ces mots, même entre ses derniers soupirs qu'il jetoit avec grande force et grand regret: Ah! mon roi, mon roi! sans parler autrement de Dieu ni de sa Mère. A la vérité le roi portoit à Maugiron et à lui une merveilleuse amitié, car il les baisa tous deux morts, fit tondre leurs têtes et emporter et serrer leurs blonds cheveux, ôta à Caylus les pendants de ses oreilles que lui-même lui avoit auparavant

donnés et attachés de sa propre main, tant il avoit l'amour de ces beaux fils enraciné au coeur.

»Grand nombre d'épitaphes, tombeaux, vaudevilles et de toutes sortes de poésies latines et françoises, pour et contre ces mignons, selon l'humeur des esprits, furent semés et divulgués à Paris et à la cour, tant sur leur beau combat que sur leur mort, entre lesquelles j'ai recueilli celles qui s'ensuivent:

Vaudeville sur le combat des mignons.

Antraguet de coeur vaillant,
A combattu bravement,
Et fait renverser par terre
Les mignons du roi, qui guerre
Avoient envie lui mener
Et son honneur ruiner.
Mais maintenant bien les empêche,
Fruit de Corbeil, belle depêche.
L'Antraguet et ses compagnons,
Ont bien étrillé les mignons,
Chacun dit que c'est grand dommage
Qu'il n'y en est mort davantage.

Hic situs est Quelus, superas revocatus ad auras,
Primus ut assideat cum Ganimede Jovi.

»D'autres vers, semés incontinent après ce beau combat, tels que ceux-ci:

Seigneur, reçois en ton giron
Schomberg, Quelus et Maugiron,

furent titrés du nom de courtizans, c'est-à-dire peu honnêtes, sales et vilains, à la mode de la cour, même en ce qu'ils touchent l'honneur du roi, duquel il n'y a que les fous et les méchans qui en médisent. Maugiron, le beau mignon, mourut sur le champ du combat et expira en reniant Dieu, car sa dernière parole (que notre maître Poncet appeloit son testament) fut: je renie Dieu; de quoi les prédicateurs de Paris, grandement offensés et non sans cause, crioient tout haut publiquement en leurs chaires, qu'il le falloit déterrer et traîner, lui et ses compagnons, à la voirie: nonobstant lesquelles remonstrances le roi l'honora, lui et les autres, en ordonnant

que leurs corps seroient exposés sur un lit de parade comme ceux des princes, en voulant que les plus grands de sa cour assistassent à leur enterrement et service, ce que la plupart firent par contrainte et à regret. Il y eut de superbes convois, services et sépultures de princes. Le roi garda la chambre quelques jours sans se laisser voir. Leurs corps à tous reposent à Saint-Paul, sérail des mignons.«

Solcher Ruhe haben die Todten nicht lange genossen. »Auprès du maître-autel de l'église paroissiale de Saint-Paul ont été inhumés trois favoris du roi Henri III, Louis de Maugiron, Jacques de Levis, comte de Quélus, et Paul d'Estuer de la Caussade. Ce roi leur avoit fait élever des tombeaux en marbre noir, avec des épitaphes très-galantes que M. de Saint-Foix a conservées. Quand on apprit à Paris, dit cet auteur, la mort des Guises, tués à Blois le 27. décembre 1588, par l'ordre de Henri III, le peuple que les prédications des moines avoient rendu furieux, courut à Saint-Paul et détruisit les tombeaux que ce prince avoit fait élever à Quélus, à Maugiron et à Saint-Mégrin, disant qu'il n'appartenoit pas à ces méchans, morts en reniant Dieu, et mignons du tyran, d'avoir si beaux monumens dans l'Eglise.«

Wolfs von Schönberg erstgeborner Sohn, aus der Ehe mit Anna von Minkwitz, Kaspar, „ward in seiner Jugend zum Studiren gehalten und dergestalt angeführet, daß er fremde Lande besuchen sollte, um deswillen er denn mit seinen Brüdern bei der Universität Straßburg eine Zeitlang gelebet, und daselbst der französischen Sprache in etwas kundig worden, von dannen er sich in Frankreich begeben, und zu Angiers sowohl die Studia als die Erlernung der Sprache fortgesetzet, da sich denn anno 1562 begeben, daß solche Stadt, deren sich zuvor im Namen des Prinzen von Condé die Protestirenden bemächtiget, bald hernach durch die Guisische Partei wieder übermeistert worden, bei welchem Ueberfall der von Schomberg, als der Protestirenden Anführer, sich wohl verhalten, und das Gegentheil anfänglich zurückgetrieben, nachgehends aber der mehrern andringenden Macht Raum geben müssen.“ Sattsam durch dieses Ereigniß empfohlen, wurde der

junge Mann an den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken entsendet, um ihm des Prinzen von Condé Schreiben vom 31. Jul. 1562 einzuhändigen, ihm zugleich mündlich die traurige Lage seiner Glaubensgenossen in Frankreich vorzustellen, und den Anzug der versprochenen Hülfsvölker zu beschleunigen. Eine ähnliche Sendung hatte gleich darauf Kaspar bei dem Landgrafen von Hessen auszurichten, und wurde ihm nicht nur Erlaubniß für fernere Werbungen in Deutschland, sondern auch eine bare Unterstützung von hunderttausenden Goldgulden, welche aufzubringen, die sämtlichen protestantischen Fürsten sich besteuerten. Herangezogen zu den Friedenshandlungen in Orléans, kam Kaspar in nähere Berührung mit dem Connétable von Montmorency, und dieser gewann ihn, etwa 1563, für den königlichen Dienst.

Einige Jahre später, 1566, begleitete Schomberg den jungen Herzog von Guise in den Zug nach Ungern, und bildete sich zwischen den beiden ein Freundschaftsverhältniß, das noch in des Herzogs letzten Augenblicken sich bewähren sollte. „Anno 1568 hat Prinz Wilhelm von Uranien auf Anhalten derer Protestirenden einen Einbruch in Frankreich zu thun getrachtet, dem der König Herrn Kaspar von Schönberg als einen Gesandten entgegengeschickt, sich dessen zu beschweren, dem aber der Prinz zur Antwort gegeben, daß er um seiner Religionsverwandten willen solches nicht ändern könne. Sintemal nun der von Schönberg wahrgenommen, daß bei demselben nichts auszurichten, hat er die Sache auf einem andern Weg angegriffen, dergestalt, daß er die unter gedachtem Prinzen dienende fürnehme Befehlshaber, mit denen er gute Kundschaft gehabt, auf Abstattung einigen Soldes vertröstet, daher denn unter ihnen sich Mißverstand ereignet, und endlich das Fürhaben hintertrieben worden, welcher Verrichtung der Geschichtsschreiber Thuanus lib. 40 et 41 zu zweienmalen gedenkt, und des von Schönberg hierunter erwiesene Sagacitatem ingenii nicht wenig rühmet." Am 5. Febr. 1569 erhielt Schomberg Bestallung für die Anwerbung von 2000 deutschen Reitern, und am 3. Oct. n. J. half er die Schlacht bei Moncontour schlagen. Verwundet am Schenkel, brachte er gleichwohl die Nacht auf der Wahlstatt zu, wo er auch das Com-

mando über sämtliche deutsche Söldner, welches bis dahin der ältere Rheingraf geführt, verdiente. Im J. 1570 wurde er in Frankreich naturalisirt, vielleicht in Folge seiner um dieselbe Zeit vorgenommenen Religionsänderung.

Im J. 1572 nach Deutschland entsendet, um mit den protestantischen Fürsten ein Schutz- und Trutzbündniß zu unterhandeln, war Kaspar kaum von dannen zurückgekehrt, als er Ausgang Febr. 1573 schon wieder nach Heidelberg verschickt wurde, um an dem so einflußreichen Hofe die Eindrücke, durch die sogenannte Bluthochzeit hervorgerufen, zu tilgen, und in der Frage um die polnische Königswahl, wo nicht die Zusage einer wirksamen Unterstützung, doch wenigstens eine vollkommene Neutralität zu erlangen. Zu dem nämlichen Zwecke unterhandelte Schomberg auch in Frankfurt, in Cassel, Wolfenbüttel, Dresden, aller Orten mit solchem Fortgang, daß die Erhebung des Herzogs von Anjou zum Throne der Jagellonen großentheils seinen Bemühungen zuzuschreiben, wie dieses der französische Hof anerkannte, indem er am 5. Dec. 1573 dem glücklichen Unterhändler das Gouvernement der Provinz la Marche und die Aemter eines Intendant des finances und conseiller d'état verlieh. Er mußte auch im Auftrag der Königin-Regentin ihrem Sohne Heinrich III, der auf seiner Eilfahrt aus Polen bereits den Isonzo überschritten hatte, entgegenreisen, und traf mit demselben in Sacile zusammen. Eine Erwerbung von Belang scheint dem Fremdling l'Estoile zu mißgönnen. Er schreibt: »Le lundi 15. septembre 1578 Schomberg, qui dix ans auparavant étoit un simple soldat allemand, prit possession de la terre et comté de Nanteuil-le-Haudouin, qu'il avoit achetée du duc de Guise 380,000 livres, et que l'on disoit avoir été vendue par ledit de Guise, pour acquitter une partie de ses dettes, qui ne montoient guères moins qu'à un million.« Die bedeutende Summe aufzubringen, wird Schomberg theils die Ersparnisse aus seinen vielfältigen Capitulationen für die Gestellung deutscher Söldner, theils das Eingebrachte seiner Frau verwendet haben; seit dem 15. Jul. 1573 war er mit Maria de Châteignier, Wittwe Clutin, verheurathet.

Im J. 1585 sollte er abermals für des Königs Rechnung ein Reitergeschwader in den Rheingegenden anwerben. »Il s'étoit d'abord rendu à Sedan, où il fut fort bien reçu du duc de Bouillon. De-là continuant sa route, il passoit en poste par la Lorraine, ne s'attendant à rien moins qu'à la supercherie qu'on lui préparoit, lorsqu'il fut arrêté à Briey par le jeune Lenoncourt et quelques autres, que le duc de Lorraine par le conseil de Bassompierre, avoit chargé de s'en assurer. Ensuite il fut conduit à Verdun, où on le retint pour donner le temps au duc de Guise d'obliger le roi, qui se voyoit sans défense, à en passer avec lui par les conditions les plus déraisonnables et les plus honteuses. Ce retardement fit d'autant plus de peine à ce seigneur, qu'il étoit parfaitement honnête-homme, qu'il avoit toujours eu fort à coeur la gloire de la France, et que comme, l'intérêt de l'Etat à part, il étoit d'ailleurs fort lié avec les princes lorrains et Bassompierre, il appréhendoit qu'on ne prit ce prétexte pour le soupçonner d'avoir lui-même donné lieu à sa détention.« Der Freiheit zeitig wiedergegeben, hatte Schomberg mit den Ligisten zu unterhandeln, was jedoch bei dem Stand der Dinge eine allzu schwere Aufgabe, vollständig hingegen glückte ihm zu derselben Zeit, 1588, die Verständigung mit Entragues, wodurch die Stadt Orléans dem König zurückgegeben, die Familie Balsac ausgesöhnt wurde.

Hatte Schomberg vergeblich gesucht, auf die Masse der Ligisten zu wirken, so hoffte er gleichwohl noch immer, durch seine Vorstellungen den Herzog von Guise zum Einlenken von der gefährlichen Bahn bestimmen zu können. Er gab ihm zu bedenken, daß seine Macht lediglich auf der Gunst eines beweglichen Volkes, dem jedes Lüftchen eine Gesinnungsänderung zu bringen pflege, beruhe, daß höchlich gefährdet die Interessen seiner Familie. Jetzt schon von einer schweren Schuldenlast gedrückt, würde er, falls ein plötzliches unerwartetes Schicksal ihn ereilen sollte, seine Herzogin und ihre unerzogenen Kinder in der traurigsten Lage, umgeben von den mächtigsten und gefährlichsten Feinden, zurücklassen. Er möge doch, wenn er auch für seine Person der Gefahr Verächter,

dieser ihm so theuern Wesen eingedenk sein, auf sie nicht durch fortgesetzte Beleidigung den vollen Zorn des Königs lenken. Dem entgegnete der Herzog: »Elevé dès l'enfance au milieu des armées, l'image de la mort s'est souvent présentée devant moi, sans m'épouvanter: pourquoi suis-je sur la terre, si ce n'est pour chercher la gloire au péril même de ma vie. Il est vrai cependant que je n'avois jamais encore envisagé le danger auquel ma famille seroit exposée en me perdant; et maintenant que vous m'y faites penser, j'avoue que j'y suis d'autant plus sensible, que je vois le roi tellement aigri contre moi, que s'il m'arrivoit quelqu'accident, il y a de l'apparence que ma femme et mes enfans deviendroient la victime d'une haine, dont il n'aurait pû me faire sentir les effets. Ne croyez cependant pas que cela soit capable de me faire changer de résolution. Abandonné dans un âge encore plus tendre que celui qu'ils ont atteint, d'un père qu'un coup parti de la main perfide des hérétiques venoit de m'enlever, resté seul avec mes frères en butte à tous les traits des ennemis de ma maison, ai-je laissé pour cela de m'élever, de rassembler les débris de la fortune d'un père si grand, et même de venger sa mort? Je laisse à Dieu, qui m'a toujours protégé, le soin de ce qu'ils doivent devenir. Je ne les ai pas mis au monde pour qu'ils vinssent troubler mes projets. Si la mort m'enlève avant qu'ils soient arrivés à un certain âge, qu'ils se fassent eux-mêmes les ouvriers de leur fortune, comme je l'ai été de la mienne, qu'ils se montrent par leur conduite les dignes héritiers de ceux qui leur ont donné le jour. Quant à ce que vous dites, qu'il est à craindre que, poussée à bôut, la patience du roi ne se change en fureur, je crois ce prince trop instruit de la situation de ses affaires et des miennes, pour risquer sa personne et son état, en cherchant sur de simples bruits et sans aucun sujet raisonnable, à satisfaire un ressentiment personnel. Il n'ignore pas que mes intérêts, qui sont les intérêts mêmes de la religion, se trouvent tellement liés avec ceux de toutes les villes, de toutes les provinces, et par conséquent de tout le royaume, qu'il ne sauroit

attenter à ma personne, sans s'exposer à voir bien-tôt après la France entière l'abandonner, et même se soulever contre lui. Ce qui m'affermit donc dans ma résolution et me console en même-temps, c'est que je prévois que ma mort ne manquera pas de vengeurs, et que le roi lui-même, s'il prend quelque parti violent contre moi, dépouillé de tous ses états, mourra plus misérablement qu'aucun de ses prédécesseurs. Après tout, je ne vois pas qu'il soit si aisé de me surprendre. Je ne connois point d'homme sur la terre, qui seul à seul avec moi, n'éprouve pas la moitié de la peur; d'ailleurs je marche si bien accompagné, qu'il ne sera guère possible à une troupe un peu nombreuse de m'assaillir, sans que l'on me trouve sur mes gardes. Ma suite arrive régulièrement avec moi jusqu'à la porte de l'appartement du roi, et si elle entendoit le moindre bruit, il n'y a ni garde ni huissier qui puissent l'empêcher de voler à mon secours.« Es ist das beiläufig der Sinn der Worte, deren bei einer andern Gelegenheit der Herzog sich gebrauchte, »ils n'oseront pas.« Sie haben aber dennoch gewagt, was sieben Monate später Heinrich III, vielleicht auch nach langen Jahren Heinrich IV mit seinem Leben bezahlen mußte.

Der erste soll Schomberg dem König den Rath gegeben haben, sich mit dem König von Navarra gegen ihre gemeinsamen Feinde zu verbinden, worüber ihm zwar ins Angesicht gesagt wurde, daß kein guter Katholik einen so ketzerischen Rath geben könne. Dann wurde er nach Italien verschickt, um die von dem Großherzog verheißenen hunderttausend Goldgulden, den in Deutschland vorzunehmenden Werbungen bestimmt, in Empfang zu nehmen. Er weilte noch in Italien, und la Fère wurde den 16. Oct. von den Ligisten erstiegen und das viele dorthin geflüchtete Gut geplündert. Das widerfuhr namentlich der kostbaren Einrichtung des Schlosses Nanteuil-le-Haudouin, die Schomberg in jener Festung am sichersten verwahrt geglaubt hatte, es geriethen auch daselbst seine beiden Knaben in Gefangenschaft. Der ältere fand nach einiger Zeit Gelegenheit zu entkommen, der jüngere wurde festgehalten, bis der Herzog von Mayenne befahl, das Kind, kaum zehn Jahre zählend, freizugeben. Während dem hatte

Schomberg, dessen Aufträge in Italien erledigt, sich auf den Weg nach Deutschland begeben, um dem Werbgeschäft vorzustehen. Er fand dabei jedoch ungewöhnliche Schwierigkeiten, »et parce que Gaspard de Schomberg comte de Nanteuil, et Nicolas de Harlay de Sancy, qui étoient déjà depuis long-temps en Allemagne par ordre du roi, paroissoient pour différentes raisons peu propres dans les circonstances à cette négociation, Henri en chargea le vicomte de Turenne, qui, outre l'avantage que lui donnoit sa naissance distinguée et son habileté pour la guerre, possédoit encore celui de savoir parfaitement manier les esprits« (1590). Statt hierum Empfindlichkeit zu bezeigen, suchte Schomberg den Kurfürsten Christian von Sachsen zu bewegen, daß er das Commando der nach Frankreich bestimmten Hülfsarmee übernehme. Die Künste des Kanzler Crell und der Ehrgeiz des Pfalzgrafen Johann Kasimir traten ihm hindernd entgegen, und K. Heinrich IV ließ den allzu eifrigen Diener fallen. Schomberg wurde angewiesen, auf sein eigentliches Geschäft sich zu beschränken, worauf er dann etliche 700 Reiter, darunter zwei Fürsten von Anhalt, viele Grafen und Herren, zusammenbrachte. Damit zog er die Bergstraße hinauf nach Mömpelgard (1591) und weiter nach Burgund, „und hat er unsern Langres ein festes Schloß durch einen Anschlag eingenommen, sodann neben dem von Aumont und der Eidgenossen Volk sich vor Dijon gelegt."

Zu den Conferenzen in Surêne, worin ein Vergleich mit den Ligisten zu Stande kommen sollte (Mai 1593), gab er den ersten Anstoß, gleichwie er unter den königlichen Commissarien einer der thätigsten gewesen, das hier begonnene Werk zu vollführen. Zu dem gleichen Ende unterhandelte er unmittelbar mit dem Herzog von Mayenne, er wurde auch ab Seiten der in Surêne versammelten königlichen Deputirten an Heinrich IV abgesendet, um ihm von dem Stand der Unterhandlung zu berichten, »et lui représenter qu'il étoit temps de déclarer à ses sujets ses sentimens sur la religion, et renverser par ce moyen tous les desseins des rebelles.« Die am 16. Mai zu Mantes ausgestellte Versicherung, daß der König sich durch Bischöfe und Doctoren den nöthigen Unterricht in der katholischen Religion

ertheilen lassen werde, trugen Schomberg und Revol am folgenden Tage in die Conferenz zu Surêne. Auch zu den Unterhandlungen, welche die Unterwerfung von Paris herbeiführten, hat Schomberg gewirkt. „Allermaßen denn hernach der Herzog von Lothringen im gesamten Namen des Guisischen Hauses, und darunter insonderheit des Herzogs von Mayenne, mit dem von Schönberg und dem von Villeroy anderweitige Pacificationshandlung fürgenommen, und anno 1595 zu allerseits Contento geschlossen, darauf in nachfolgendem Jahre mit dem Herzog von Mercoeur, welcher vermittels spanischer Hülfe das Herzogthum Bretagne vor sich zu behalten, Fug zu haben vermeinte, durch den Grafen von Schönberg und den Präsidenten Thuanum, »»la prudenza de' quali il re giudicava sufficiente a schernire contra l'arti e contra l'inconstanza del duca,«« wie Davila lib. XV schreibt, ebenfalls Tractaten gepflogen worden, wiewohl vergeblich, nachdem ernannter Herzog erst anno 1598 bei annahender Kriegsmacht des Königs sich zum Vertrag eingelassen."

Mitglied des Conseil d'état et des finances seit 1594, trat Schomberg aus im J. 1597, wogegen er, zugleich mit de Thou, Jeannin und Calignon die Abfassung des berühmten Edictes von Nantes übernehmen sollte. Bittern Verdruß hat diese Arbeit ihm gebracht. Um ihrentwillen wurde er von der Assemblée du clergé 1599 für einen falschen Katholiken, für einen Lutheraner erklärt, und der König gab ihm einen scharfen Verweis wegen eines den Reformirten eingeräumten, ihren Gegnern allzu vortheilhaft scheinenden Artikels, auch mußte diese mühsame Arbeit großentheils umgemodelt werden, eine Begebenheit, die Sully mit sichtlichem Vergnügen, hierin seine Eifersucht auf Schomberg bekundend, bespricht. Deß Tage waren indessen gezählt. »En revenant sur le soir, 17. mars 1599, de Conflans, Schomberg, qui le matin s'y étoit rendu avec de Thou, mourut subitement à la porte Saint-Antoine, dans son carrosse, et avant qu'on pût le transporter dans une auberge voisine. Il avoit depuis longtemps une grande difficulté de respirer, et ressentoit par intervalles une douleur très-aiguë dans les entrailles. Pendant l'accès de ce mal, il lui prenoit une sueur qui couloit de

tout son corps, et il en étoit si affoibli, qu'il sembloit rendre le dernier soupir; mais comme il souffroit avec beaucoup de fermeté la violence de ces douleurs, et que, sans discontinuer les occupations qu'il avoit à la cour, il s'étoit comme familiarisé avec sa maladie, sa famille n'appréhendoit presque pas les suites qu'elle pouvoit avoir. Il étoit robuste et très-gros. On ouvrit son corps, et médecins et chirurgiens furent étonnés de voir, que la membrane et la partie charnue qui couvre le côté gauche du coeur, et qui en se dilatant et se comprimant, forme le mouvement de la respiration, s'étoit durcie comme un os, par une trop grande chaleur et par trop de nourriture, ensorte qu'elle avoit empêché la respiration, et causé, comme on le crut, la suffocation subite.

»Le génie heureux de Schomberg et sa prudence le firent admirer; et il joignit à la science de l'art militaire les connoissances d'un habile négociateur et une éloquence persuasive à laquelle on ne pouvoit résister. Affable et prévenant, il se distingua toujours par sa probité, et sa libéralité pouvoit être appelée magnificence. Il fit toujours régulièrement sa cour, mais peu semblable aux autres courtisans, il aima à rendre service à tous ceux qui eurent besoin de son crédit et de sa protection. De si rares vertus, jointes à l'attachement qu'il fit paroître pour la France et pour son roi, le rendirent cher au prince, et le firent estimer par tous les seigneurs. Sa table et sa maison furent ouvertes à presque tous les malheureux, souvent à des inconnus et particulièrement aux savans, dont il fut toujours le protecteur. Il les recommandoit au roi, leur rendoit tous les services possibles, et malgré ses grandes occupations, il prévenoit tous leurs besoins. Il servit trois de nos rois pendant trente-six ans. Il s'acquitta avec gloire de la charge de premier maréchal-de-camp dans les grandes armées d'Allemagne. On lui confia les plus épineuses négociations, et pendant toute sa vie il remplit des emplois considérables dans la paix et dans la guerre. Plutôt né pour les autres que pour lui-même, il travailloit plus pour la véritable gloire et les intérêts de ses amis, que pour sa propre

utilité. En effet, il laissa en mourant des dettes considérables qu'il avoit contractées, tant au service de l'Etat, qu'en cautionnant ses amis; et il fallut que Jeanne de Châteignier de la Rochepozai, son illustre épouse, observât pendant plusieurs années la plus étroite économie pour les acquitter, car soit par le malheur des temps, soit par ingratitude, le trésor royal ne fut point ouvert pour payer des dettes faites pour le service du roi.« Noch derber drückt über diese Angelegenheit Tallemant sich aus: »Schomberg s'établit en France et à la cour; il se mêla de beaucoup de choses; mais il laissa à sa mort ses affaires si embrouillées que sa femme fut longtemps sans oser sortir de chez elle, de peur qu'on ne l'arrêtât. Enfin M. de Neubourg, qui étoit un homme intelligent et secourable, par amitié, prit soin des affaires de cette maison, et la mit en état de se pouvoir maintenir.«

Schomberg hatte fünf Kinder. Der jüngere Sohn, Hannibal, nachdem er den Feldzug von 1603 in Ungern gemacht, wurde zu Prag in einer Rencontre getödtet. Der ältere, Heinrich Graf von Nanteuil, geb. im Jul. 1575, wurde des Vaters Nachfolger in dem Gouvernement von la Marche und in der Stelle eines Maréchal-de-camp général der deutschen Söldner, gleichwie er seit 25. März 1599 Obrist eines Regiments deutscher Reiter und eines Regiments Landsknechte war. Am 23. Nov. 1598 hatte er sich mit Franzisca von Epinay, der Schwester und Erbin von Karl Marquis von Epinay und Barbezieux, Graf von Duretal verheurathet, und mit ihr ein Einkommen von 40,000 Livres gewonnen. Lieutenant de roi in Limosin seit 1608, wurde er 1609 zum Gesandten bei den Höfen von Sachsen, Bayern, Brandenburg, Braunschweig ernannt, um sie für das Project des ewigen Friedens nach französischem Zuschnitt zu gewinnen. Im andern Jahre befand er sich schon wieder in Paris, wie das aus einem von Sully berichteten Ereigniß hervorgeht. »Schomberg, qui vivoit avec moi dans une familiarité, qui auroit presque pû le faire regarder comme de la maison, y étant un jour à dîner, un page vint lui apporter un billet, que je remarquai qu'il lui glissoit par dessous son bras, avec un fort grand

mystère. J'en badinai avec lui, comme si ce billet le convainquoit d'une intrigue galante. Il me répondit que sans l'avoir lû, il croyoit pouvoir m'assurer que ce n'étoit pas ce que je pensois: mais qu'il me promettoit que de quelque secret dont il y fut question, il ne m'en cacheroit rien. Le billet ne contenoit que deux mots. Lorsqu'au sortir de table, il se fut approché d'une fenêtre pour le lire, il me le mit entre les mains, en me disant qu'il étoit de mademoiselle de Gournai: nom, qui devoit d'abord m'ôter tout soupçon de galanterie, si je la connoissois; et qu'elle le prioit qu'elle pût parler à lui tout présentement, pour affaire de grande conséquence. Il me promit de revenir incontinent me dire de quoi il s'agissoit; et il étoit en effet de retour au bout d'une demi-heure.

»Mademoiselle de Gournai avoit appris d'une femme, qui avoit appartenu à madame de Verneuil, qu'il y avoit actuellement une conspiration formée contre la personne du roi. Ayant demandé à cette femme le nom des personnes qui y entroient, celle-ci lui avoit nommé la marquise de Verneuil même, monsieur N. et quelques autres: ce qui fit prendre le parti à cette demoiselle, de faire passer cet avis jusqu'au roi, en le faisant dire à la reine, par celle de ses femmes de chambre, qu'on appeloit Catherine. Mademoiselle de Gournai, en y faisant plus de réflexion, craignit que ce qu'elle faisoit, ne suffît pas, et elle jeta les yeux sur M. de Schomberg comme sur un homme qui pouvoit en entretenir directement Sa Majesté. Schomberg, après m'avoir fait tout ce récit, me fit part de l'embarras où il se trouvoit, et me demanda mon conseil pour en sortir. La chose étoit trop de conséquence, pour la mépriser et la tenir sous le silence: d'un autre côté, la révéler à Sa Majesté, c'étoit s'exposer à se faire autant d'ennemis implacables de tous ceux sur qui tomboit l'accusation, que ce prince n'auroit pas manqué de nommer. Ma femme seule étoit présente à cette délibération.

»Nous convinmes que Schomberg en parleroit au roi, avec le plus de circonspection que faire se pourroit; et que si Sa

Majesté demandoit à connoître les complices, il lui indiqueroit les deux femmes qui viennent d'être nommées, comme celles qui étoient le plus en état de l'en instruire. Ce que personne n'a ignoré de la suite de cette affaire, c'est que la femme, dont mademoiselle de Gournai tenoit ce qu'elle a dit à M. de Schomberg, a été interrogée; qu'elle a soutenu hautement sa déposition, et qu'elle est morte en y persistant. Voilà une anecdote qui ne sera pas oubliée de ceux qui cherchent à tirer des conséquences de l'affectation qu'on a remarquée à supprimer des pièces, par lesquelles le procès du détestable parricide se trouvoit instruit.«

Zeitig nach des Königs Ermordung wurde Schomberg nach Nanteuil verwiesen. »On lui fit commandement de se retirer à Nanteuil tant que l'assemblée de ceux de la religion dureroit. Il étoit lors brouillé avec sa maîtresse, dont M. de Reims étoit lors favorisé. Je le cachai chez moi, où il demeura quatre jours, et le rappointai avec sa maîtresse« (Bassompierre). Ob dieses vorübergehende Exil eine Folge der von Sully besprochenen Mittheilungen, oder des Mißtrauens, welches man immer noch in die Rechtgläubigkeit des Sohnes eines Convertiten setzte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das Exil ein Kennzeichen, wie sehr durch den Tod des Königs Sullys Einfluß erschüttert. Oben bespricht dieser das lebhafte Interesse, so er an Schomberg nahm, ohne doch den Grund dieser Vorliebe zu erörtern. Das thut Tallemant des Réaux, in seiner Unbarmherzigkeit gewohnt, jede Art von Nimbus zu zerstreuen. »Madame de Sully, dont le mari étoit surintendant des finances, devint amoureuse de M. de Schomberg, père de madame de Liancourt, qui étoit encore tout jeune, et il s'en prévalut si bien, que pour une fois elle lui fit rétablir trente mille livres de rente sur le roi, qui avoient été supprimées. Cette amourette dura long-temps, et ensuite il se sut si bien maintenir auprès d'elle, qu'elle fit résoudre M. de Sully à marier son fils aîné du deuxième lit, le feu comte d'Orval, avec mademoiselle de Schomberg, aujourd'hui madame de Liancourt. Ce garçon, quoique du deuxième lit, n'eût pas laissé d'être fort riche,

s'il eût vécu; car celui qui lui a succédé, son cadet, le comte d'Orval d'aujourd'hui, a eu beaucoup de bien; mais il l'a mangé le plus ridiculement du monde, sans avoir jamais paru.

»Ce mariage, quoique entre des personnes de différentes religions, s'alloit pourtant achever, sans la mort de Henri IV; mais M. de Schomberg, ayant vu M. de Sully disgracié, ne voulut plus y entendre. Il eut l'ambition de voir sa fille duchesse, et l'accorda avec le fils aîné du duc de Brissac; mais il fut puni de son infidélité et de son ingratitude, qui étoit d'autant plus grande, que si sa fille n'eût été accordée avec le fils d'un duc, jamais il n'eût pu prétendre à Brissac.« Im J. 1614 erhielt Schomberg eine Compagnie von 100 maîtres. Als außerordentlicher Gesandter nach England verschickt 1615, wurde ihm im Sept. 1616 das Patent eines maréchal-de-camp, und im Dec. n. J. die Stelle eines maréchal-de-camp général über die deutschen Söldner. Im J. 1617 hatte er abermals eine Gesandtschaft an verschiedenen deutschen Höfen auszurichten, und von dannen nur eben zurückgekehrt, erhielt er ein Commando bei der Armee, welche der Marschall von Lesdiguieres dem Herzog von Savoyen zu Hülfe führte. Der Pariser Frieden, 6. Sept. 1617, beendigte den kurzen Krieg.

„Es war der König auf erlangte Mündigkeit mit der Königin-Mutter nach und nach in beschwerlichen Unwillen gerathen, dergestalt, daß auf vorhergehende Hinrichtung des Marquis d'Ancre, dieselbe vom königlichen Hofe an einen andern Ort, und zwar nach Blois weggeschafft worden, so ihr allzu beschwerlich fürkam, und dahero auf Mittel gedachte, zu voriger Freiheit zu gelangen, darzu sich denn der Herzog von Epernon gebrauchen ließ, darüber er beim Könige in Ungnade gerieth, er aber auf Seiten der königlichen Mutter mit ziemlichem Anhang des seinen unterhabenden Provinzien zugehörigen Adels sich in Verfassung stellete. Diesem Unheil zu begegnen, ward unter andern hohen Kriegshäuptern Herr Heinrich von Schönberg in die Landschaft Limosin und Angoulême, allwo dem Herzog von Epernon das Gouvernement zustand, geschickt, welcher denn Stadt und Schloß Uzerche sobald übermeisterte, und dadurch die Provinz Limosin zum

Gehorsam brachte, mit großen Unwillen mehrgedachten Herzogs, »»cui superba indoles, aemuli incapax ferendi, praecipue Schoenbergii, quem oderat.«« Es gabe zu selbiger Zeit, nemlich anno 1619, am königlichen Hofe unterschiedliche Veränderungen, insonderheit ward der alte wohlverdiente Oberaufseher der Finanzen, Petrus Fanin, mit Enthebung dieses Amtes, in andere Wege recompensiret, und Herr Heinrich von Schönberg an dessen Stelle verordnet, welcher hohen Function er in das 4te Jahr löblich und nützlich fürgestanden, wie ihme denn Gramondus das Zeugniß giebt, »»quod insolitae integritatis exemplum fuerit, ut dici haud immerito possit, eum strenue tractasse militiam et perite, aerarium innocenter et sancte, quod raro accidat.«« Er diente 1620 bei der Occupation von Rouen, Caen, la Flèche, Pont-de-Cé, Navarrins 1621, bei der Einnahme von Saint-Jean-d'Angely und Clerac, bei der Belagerung von Montauban, wo er eben dazukam, um durch seinen Zuspruch das Ausreißen der Truppen zu verhindern, so sehr hatte der Schuß, welcher dem Herzog von Mayenne das Leben nahm, sie entmuthigt. Vor Clerac, und auch in der Belagerung von Montpellier, das nach hartnäckiger Vertheidigung am 19. Oct. 1622 fiel, übte Schomberg das Amt eines Großmeisters der Artillerie, gleichwie er in demselben Jahr das Gouvernement von Limosin, Saintonge und Angoumois erhielt.

Am 15. Dec. 1621 starb der Connétable von Luynes, und das Ruder des Staats befand sich von dem an in den Händen des Heinrich von Gondi, Cardinal-Erzbischof von Paris, und des Surintendant des finances Schomberg. Nicht viel über ein Jahr hat solches Ministerium bestanden, nachdem es durch den Tod des Cardinals, 13. Aug. 1622, einen tödtlichen Stoß erlitten. »Il n'est hors de propos,« äußert Bassompierre, »de dire ici quelque chose sur le sujet de M. de Schomberg, lequel avoit toujours eu une forte liaison avec M. le Prince, M. le cardinal de Retz et M. le garde des sceaux de Vic, et aversion à M. de Puisieux. J'ai dit ci-devant comme je fus pressé à Moissac d'abandonner l'amitié de M. de Puisieux que ces messieurs vouloient perdre. Mais il se tenoit ferme, tant par

sa propre industrie que par l'inclination du roi, comme aussi par le secret de la paix qu'il avoit, à l'exclusion des autres. M. de Schomberg se racommoda aucunement avec lui à Mauricoux, voyant qu'il ne le pouvoit abattre, et le pria d'avoir du roi la permission de traiter de la charge de grand-maître de l'artillerie; ce qu'il obtint par son moyen. M. de Puisieux aussi lui fit office quand le roi promit à lui et à moi deux bâtons de maréchaux de France; mais après la mort de M. le cardinal de Retz, qui avoit suivi d'assez près celle du garde des sceaux de Vic, il se jeta entièrement avec M. le Prince pour faire d'Aligre garde des sceaux, bien que M. de Puisieux l'eût servi à obtenir les gouvernemens d'Angoumois et Limousin. Alors M. de Puisieux se porta entièrement contre lui. Il avint peu après, au commencement du siége de Montpellier, que M. de Schomberg tomba extrêmement malade, et que pendant ce temps-là M. de Caumartin fut fait garde des sceaux, lequel étoit son ennemi déclaré de longue main, et encore de nouveau pour l'exclusion qu'il lui avoit faite aux sceaux. Ils se joignirent lors, M. de Puisieux et lui, pour donner sur la malle de M. de Schomberg; dirent au roi que pendant qu'il faisoit la charge de l'artillerie, il négligeoit celle des finances, et qu'il laissoit dérober impunément les trésoriers; qu'il ne l'entendoit pas bien, et que les affaires du roi dépérissoient entre ses mains. Le roi est de son naturel susceptible aux mauvais offices que l'on veut faire aux autres vers lui, et singulièrement quand son intérêt y est engagé, et est bon ménager, jusqu'à pencher vers l'avarice en petites choses; et cependant il n'y eut jamais roi en France qui ait tant donné, tand dépensé, et par conséquent tant tiré de son royaume que lui; mais comme il croit extrêmement le conseil, et se fie à ceux qu'il a une fois choisis pour lui en donner, cela dépend du conseil que l'on lui donne. Le roi donc s'imprimoit facilement les rapports que l'on faisoit de lui, contre lequel il s'anima jusqu'à ce point de dire que s'il réchappoit de sa maladie, qu'il lui falloit ôter les finances.« Schombergs Gegner hatten bereits Verabredung getroffen, wie

sein Amt inskünftige zu besetzen, indem es unmöglich schien, daß er vom Krankenbett sich erhebe, was jedoch gegen die allgemeine Erwartung erfolgte.

»Mais M. le garde des sceaux, qui vouloit mal à M. de Schomberg, le sapa de telle sorte, que le roi pensoit à l'ôter quand il fut guéri, et n'étoit retenu que par M. le Prince qui le soutenoit, lequel s'en alla dès qu'il vit la paix résolue. Il arriva de surcroît, pour hâter sa ruine, que le bâtard du comte Peter Ernest de Mansfeld, mon grand-oncle, qui dans la révolte de Bohême étoit venu avec mille chevaux, qu'il avoit précédemment eus au service de M. de Savoye qui les avoit licenciés, s'en vint au service du Palatin qui s'étoit fait couronner roi, qui le mit dans Pilsen, ville de Bohême, où il ramassa les reliques de la bataille de Prague, et en ayant fait un assez grand corps, s'étoit venu saisir de Haguenau, ville impériale sur le Rhin, où il amassa une armée contre laquelle le duc de Bavière ayant envoyé la sienne, commandée par le baron d'Anholt, il le chassa d'Allemagne et le contraignit de se retirer dans les terres de Sedan: ce qui donna une telle alarme aux Parisiens, voyant le roi occupé au siége de Montpellier, que l'on leva en diligence une armée pour s'opposer à lui, en cas qu'il voulût se jeter en France, commandée par M. de Nevers. Mais comme lui prit sa route dans la Flandre, et que le siége de Montpellier continuoit, que le roi ne vouloit point tomber en l'inconvénient de l'année précédente, que la faute d'hommes l'avoit contraint de lever le siége de devant Montauban, il commanda que de ces gens déjà levés on lui envoyât dix mille hommes de pied et huit cents chevaux, pour renouveler son armée ou pour aller en Italie, en cas que le traité de Madrid ne s'effectuait. Et M. le chancelier, qui avoit la superintendance des affaires à Paris, en fit donner la charge à M. d'Angoulême, et celle de maréchal-de-camp à la Vieuville, qui les amenèrent jusque proche de Lyon, d'où la Vieuville fut envoyé à Montpellier pour avoir les ordres du roi de ce que cette armée devoit faire.

»La Vieuville étoit ennemi juré de M. de Schomberg, parce qu'il lui avoit rayé sur l'état de Champagne deux mille écus par an, qu'il s'étoit fait donner de récompense du gouvernement de Mézières, qu'il avoit perdu aux premiers troubles; et sachant que M. de Schomberg chanceloit, prit occasion de le ruiner tout-à-fait. Il passa en Bresse, conduisant l'armée, et proposa à M. le Grand d'aspirer aux finances, lui disant qu'il avoit des moyens infaillibles de détrôner Schomberg, lequel s'étoit guéri, mais non pas des plaies que l'on lui avoit faites dans l'esprit du roi; en sorte que la Vieuville fut écouté, quand il supplia très-humblement le roi, dans Montpellier, de dispenser Beaumarchais, son beau-père, d'entrer au jour de l'an prochainement venant dans l'exercice de sa charge de trésorier de l'épargne, attendu que, sans son évidente ruine, il ne le pouvoit faire, vu que M. de Schomberg avoit dépensé, par anticipation, tout le revenu de Sa Majesté de l'année prochaine jusqu'au dernier quartier. Il dit au roi que s'il n'étoit question que de l'avance d'un million d'or pour faire subsister les affaires de Sa Majesté, que Beaumarchais les trouveroit sur son crédit et sur celui de ses amis; mais que ses épaules n'étoient pas assez fortes pour soutenir le faix entier de la dépense de l'année de son exercice, et qu'il le supplioit à mains jointes de l'en décharger; ce qu'il ne feroit s'il y pouvoit voir quelque subsistance, et que ce lui eût été un signalé profit, mais qu'il y voyoit son assurée ruine. Ces propos étonnèrent le roi de telle sorte qu'il crut être ruiné, qu'il n'auroit pas à vivre l'année prochaine, et qu'il y falloit promptement remédier. Il envoya quérir à l'heure le garde des sceaux, Puisieux et moi, et fit redire à la Vieuville tout ce qu'il lui avoit proposé, puis dit ensuite: »»Il faut dès aujourd'hui ôter les finances à Schomberg.«« Le garde des sceaux lui applaudisoit, la Vieuville le fomentoit, Puisieux parloit ambigument, mois seul je dis alors au roi: »»Sire, vous n'oyez qu'une partie. Peut-être M. de Schomberg fera-t-il voir que vos affaires ne sont pas en l'état que l'on vous dit. Nul n'en sait le fond que celui qui les manie.

Et puis, Sire, quand vous les ôteriez des mains de M. de Schomberg, cela vous donnera-t-il plus grand fonds qu'il y en a? Celui qui les prendra vous prêtera quatre ou cinq millions d'or, que M. de la Vieuville dit qui vous font besoin. Au pis aller, vous trouverez toujours plus de crédit sur la parole d'un chef de finances invétéré, que dessus un nouveau venu, qui fera, à son arrivée, fermer les bourses des partisans, jusqu'à ce qu'ils aient reconnu de quel bois il se chauffe. Finalement, Sire, je conseille à V. M. d'attendre jusqu'à ce vous soyez à Lyon, et là vous en délibérerez avec la reine-mère, et vous aurez là présent le marquis de Senecey pour les tirer d'une main et les mettre en l'autre. — Oui, dit le garde des sceaux, mais cependant les chiens mangent le lièvre. La nouvelle année approche, et il faut un trésorier de l'épargne pour la faire. — Je n'ai jamais ouï dire, lui répondis-je, que pour trouver un trésorier de l'épargne, il faille chasser un surintendant, et que pour le chasser à Montpellier vous le trouviez à Paris. Donnez-vous patience, éclaircissez-vous de ce que M. de la Vieuville vous dit, et vous mettez en lieu où vous puissiez exécuter les résolutions que vous aurez prises.««

»Ils me crurent enfin, mais avec beaucoup de peine. Et quand ils eurent quitté le roi, je considérai que l'on n'amendoit jamais pour changer, et que M. de Schomberg avoit bien entretenu les armées; que l'argent n'avoit pas manqué, qu'il étoit aimé des financiers qui se fioient en sa parole, et que le garde des sceaux, mon bon ami, avoit plus d'animosité et d'intérêt particulier que de réflexion sur le bien des affaires; que l'on n'accusoit point M. de Schomberg de larcin, mais de négligence, et que cette négligence n'étoit point apparente, mais seulement dans le discours de ceux qui lui vouloient mal; et me sembloit que les finances alloient assez bien, et que changeant de mains, elles pourroient peut-être changer en pis. Comme j'étois sur cette considération, Puisieux rentra, qui dit au roi comme il venoit d'avoir nouvelles que le marquis de Senecey étoit mort de la blessure qu'il avoit

reçue à Royan; dont j'eus certes un grand déplaisir, comme le roi le témoigna aussi de son côté. Et comme c'étoit celui à qui on avoit destiné les finances, et que nous n'en avions pas d'autres à la main qui les pussent mieux exercer que M. de Schomberg, M. le chancelier donnant exclusion formelle à M. de Sully, qui étoit autorisée auprès du roi à cause de sa religion, je me confirmai de plus en plus de maintenir les choses en l'état qu'elles étoient, sans y rien changer.«

Für den Augenblick wurde Schomberg durch Bassompierres eifrige und anhaltende Verwendung gerettet. »Cependant je parlai en Avignon à M. de Schomberg et lui demandai en quel état étoient les finances du roi, si l'année prochaine étoit mangée, et s'il n'avoit aucun fonds pour ce dernier quartier; mais lui, avec une grande assurance, me dit qu'il avoit de quoi achever cette année sans toucher sur l'autre, et qu'il avoit 8,000,000 de livres de moyens extraordinaires, outre le revenu du roi, lesquels n'étoient à la foule du peuple, ni des particuliers, ni à la diminution du revenu de Sa Majesté, pour lui faire grassement passer l'année prochaine. Je lui demandai s'il pourroit faire voir cela au roi, et lui en donner un état. Il me dit qu'oui, et dans trois jours si je voulois. Alors je lui dis, sans nommer personne, que l'on faisoit bien entendre le contraire au roi, et qu'il étoit nécessaire qu'il l'en éclaircît; ce qu'il m'assura qu'il feroit, et me remercia de l'avis que je lui en donnois.

»Je dis ensuite au roi ce que Schomberg m'avoit dit, qui fut fort réjoui, et me commanda d'avérer si cela étoit, et qu'en ce cas il ne le changeroit point et qu'il le tenoit bon homme et point larron; ce sont ses mots. Schomberg lui parla deux heures après, dont il demeura satisfait, et m'assura que s'il lui faisoit voir ce qu'il lui avoit dit, qu'il le maintiendroit, et que je n'en fisse point semblant à mes amis. Je tombai malade là-dessus. Je ne revis le roi qu'à Vienne, où il me dit que M. de Schomberg lui avoit fait voir ce qu'il disoit, et qu'il ne le vouloit point changer. Je lui dis que, cela étant, il les falloit remettre bien ensemble, M.

de Puisieux et lui premièrement, et ensuite le garde des sceaux et lui: ce qu'il approuva et me commanda d'y travailler.« Die Aussöhnung wurde zu Stande gebracht.

»Le jeudi 29. de décembre 1622, ayant laissé proche de Berny M. de Puisieux, qui fit beaucoup de protestations d'amitié à M. de Schomberg en se séparant, nous arrivâmes à Paris. J'ai dit comme M. de Schomberg avoit su la mort de sa mère (sie starb den 23. Dec. 1622); ce qui l'obligea de ne se montrer à personne en arrivant à Paris, pour n'être encore vêtu de deuil, et n'y faire séjour que d'une nuit. Etant arrivé en son hôtel, il envoya M. Mallier trouver M. le chancelier, qui étoit logé vis-à-vis, pour le supplier de l'excuser s'il ne l'alloit pas voir, attendu son accident qui l'empêchoit de sortir en l'état qu'il étoit, et qu'il le verroit à son retour de Nanteuil. Il envoya en même temps en diligence vers M. le cardinal de la Rochefoucault, qui, par le décès de celui de Retz, avoit été fait ministre, lui faire le même compliment, et moyenner une entrevue aux Récollets avec lui pour le lendemain: ce que M. le chancelier ayant su, crut fermement que M. de Schomberg n'étoit porté de bonne volonté pour lui, l'ayant dédaigné de cette sorte; et me voyant le lendemain, me pria de retirer la parole dont j'étois le dépositaire, entre son fils et lui, et qu'il ne vouloit aucune particularité avec M. de Schomberg.«

Der vernachlässigte Besuch wurde für Schomberg entscheidend, »parce que Beaumarchais dit absolument au roi qu'il ne pouvoit faire les avances nécessaires s'il n'étoit assuré de son remboursement, et que le fonds ordinaire manquoit pour cet effet par le mauvais état auquel M. de Schomberg avoit mis ses finances; sur quoi le chancelier intervenant, mit le roi en résolution déterminée de les lui ôter. Et afin que le roi ne fût capable d'en être détournée par moi, ils lui firent donner un avis par dessous main que M. de Schomberg me devoit faire payer mes dettes par les financiers, s'il étoit maintenu.

»Je dis à M. de Schomberg à son retour de Nanteuil, ce que le chancelier m'avoit dit sur son sujet, et lui, croyant

de remédier à cette affaire, dit qu'il lui diroit les causes qui l'avoient mû de ne vouloir l'aller voir alors, et se sentit plus assuré sur la mort qui arriva de M. le garde des sceaux, qui obligea le chancelier d'en poursuivre la restitution, qu'il obtint, et ne se mit pas en peine de songer qui auroit les finances, s'imaginant que quiconque les auroit dépendroit toujours de lui, à cause de sa suffisance et grande autorité. Ainsi Beaumarchais ayant dit au roi qu'il feroit les avances s'il mettoit quelque surintendant dont il fût assuré pour son remboursement, et la Vieuville lui ayant ouvertement demandé la surintendance, à condition que si dans deux ou trois mois il ne s'en acquittoit bien, que l'on en mît un autre à sa place, avec les brigues qu'il fit à cette fin, furent cause que le roi la lui donna, et chassa M. de Schomberg, et en même temps M. de Castille, contrôleur-général.« Das ereignete sich kurz vor dem 29. Januar 1623, und wurde unmittelbar darauf Schomberg von dem Grafen von Candale, der die Anwartschaft auf das Gouvernement von Angoumois gehabt, gefordert. Der Ueberbringer des Cartels, der zugleich des Candale Secundant, Michael von Sadaigne, blieb auf dem Platze.

Nach Angoulême relegirt, wurde Schomberg, in Gefolge von des la Vieuville Sturz, zurückgerufen, auch seine Stelle im Conseil étroit ihm wiedergegeben (Aug. 1624). Marschall von Frankreich 16. Juni 1625, stand er bei der Armee, so vom Aug. 1627 an Rochelle belagerte, „und hat bei erfolgter Ankunft des Königs, auf dero ertheilte Ordre, unerachtet des vom feindlichen Geschütz geschehenen heftigen Widerstandes, Schomberg mit einer Anzahl Volks sich in die Insel Ré übersetzen lassen (8. Nov.), und daselbst nach aufgehobener Belagerung des Castells St. Martin ein namhaftes Treffen erhalten, darinen auf engelländischer Seiten an die 1800 geblieben, deren ein gut Theil gefangen, und 44 Fahnen mit der Cornette blanche erobert, auch hierdurch der merkwürdigen Belagerung und Gewinnung der in voriger Zeit durch die königlichen Waffen so oft angegriffenen, aber niemals gedemüthigten Stadt Rochelle der Weg gebahnet worden, welcher Belagerung der von Schönberg ebenfalls beigewohnet und mit

dem Könige den Einzug gehalten." Wegen der Action auf der Insel Ré hat der Papst ein Dankschreiben an den siegenden Feldherren erlassen. In dem Mantuanischen Kriege diente Schomberg bei der Einnahme des Passes von Susa, 6. März 1629, wo er eine Schußwunde erhielt, er nahm auch Briqueras, gleichwie er in dem Feldzug von 1630, dessen wichtigstes Resultat die Eroberung von Pignerol, mit den Marschallen von Créqui und Bassompierre, unter des Cardinals von Richelieu Oberbefehl die Armee führte. Im J. 1632 wurde ihm der Oberbefehl der einen gegen Montmorency ausgesendeten Armee übertragen, und hat er in der Rencontre von Castelnaudary dem Kriege ein plötzliches Ende gegeben (Abth. III Bd. 5 S. 137). Die Belohnung für den wichtigen, hiermit dem Cardinal geleisteten Dienst war das Gouvernement von Languedoc und von Pont-Saint-Esprit, deren der Glückliche jedoch nicht zwei Monate sich freuen sollte. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende, zu Bordeaux, 17. Nov. 1632.

Wittwer seit 6. Januar 1602, ließ Schomberg sich am 21. Febr. 1631 die zweite Frau, Anna von la Guiche antrauen, als welche bei seinem Ableben hohen Leibs. Das Kind, zur Taufe gebracht 5. März 1633, empfing den Namen Johanna Armanda, wurde den 10. Januar 1653 an Karl von Rohan Herzog von Montbazon verheurathet und starb 10. Jul. 1706. Aus Schombergs erster Ehe kamen zwei Kinder, Karl und Johanna. Diese heurathete, nachdem die projectirte Vermählung mit dem Sohne des Herzogs von Sully nicht zu Stande gekommen, den Grafen von Brissac, Franz von Cossé. »Le comte de Brissac n'étoit point agréable: au contraire il étoit stupide et mal fait. Pour elle, elle étoit fort brune, mais fort agréable, fort spirituelle et fort gaie. Elle trouva cet homme si dégoûtant, qu'elle conçut une aversion étrange pour lui. Dès lors elle avoit jeté les yeux sur M. de Liancourt, comme sur un parti sortable: il étoit bien fait et assez galant; mais il n'y avoit rien entre eux, et elle ne lui avoit jamais parlé. Quand elle vit l'affaire avancée, elle s'alla jeter aux pieds de madame de Schomberg, sa grand'mère, auprès de laquelle elle

avoit été élevée, pour la supplier de fléchir son père; qu'elle aimoit bien mieux mourir que d'épouser un homme qu'elle ne pourroit aimer. Elle pleura tant, que la bonne femme en fut émue. Mais le père, qui voyoit que cette alliance lui étoit avantageuse, et qui croyoit que c'étoit une vision de sa fille, voulut que l'affaire s'achevât.

»Elle se laissa coucher, mais avec résolution de ne lui rien accorder. Toute la nuit, elle ne voulut point joindre, et le lendemain elle protesta de ne coucher jamais avec lui. Ensuite, on les démaria sous prétexte d'impuissance. Madame de Liancourt jure qu'elle l'a pu faire en conscience, parce qu'elle n'y a jamais consenti; cependant elle a toujours eu tellement devant les yeux cette espèce de tache, que cela l'a toujours fait aller bride en main. Elle épousa ensuite M. de Liancourt (Roger du Plessis de Liancourt, duc de la Rocheguyon), qui étoit fort riche; elle n'en eut qu'un fils pour tous enfants. Elle avoit avant la mort de ce garçon tout sujet de contentement; cependant, soit que ce fût à cause des deux fils de duc avec qui elle avoit été fiancée, ou que naturellement elle fût ambitieuse, elle ne goûtoit pas autrement sa félicité, parce qu'elle n'avoit pas le tabouret. Par une rencontre bizarre, elle fut démariée, et son frère, feu M. de Schomberg, épousa une personne démariée d'avec M. de Candale.

»J'oi ouï dire que M. de Liancourt, un matin, en voyant habiller une dame, s'amusa à jouer à sa chatte, et lui mit en badinant son collier de perles au col. Le collier étoit de grand prix; la chatte ne fit que mettre le nez hors la porte, on n'en eut jamais de nouvelles depuis. M. de Liancourt en donna un autre. Jamais il ne s'est joué si chèrement avec personne qu'avec cette chatte. — Jeanne de Schomberg, duchesse de la Rocheguyon, morte le 14. juin 1674, a fait de Liancourt un des plus beaux lieux de France. On a de cette dame un petit livre qu'on ne peut assez estimer. Il est intitulé: *Réglement donné par une dame de haute qualité à M...., sa petite fille.* Cet ouvrage, publié en 1698 par l'abbé Boileau, et réimprimé en 1779, fut composé par madame de

la Rocheguyon pour la duchesse de la Rochefoucauld, sa petite-fille.« Johanna von Schomberg wurde die Erbin ihres Bruders, namentlich der Grafschaft Duretal, und starb 14. Juni 1674. Karl von Schomberg, geb. 1601, Herzog von Hallwin, Graf von Nanteuil und Duretal, Marquis von Epinay, Marschall von Frankreich, Ritter des h. Geistordens, Colonel général der Schweizer und Graubündner, Gouverneur von Stadt und Citadelle Metz, auch der Landschaften Messin und Verdunois, wurde als Ludwigs XIII enfant d'honneur erzogen. Stets von dem Monarchen werthgehalten, verdiente er sich die Sporen zusamt einer Wunde bei der Belagerung von Sommieres 1622. Er befand sich bei der Erstürmung des Passes von Susa, bei der Einnahme von Privas 1629, folgte, als Capitain-Lieutenant der Chevauxlegers von der Garde, dem König in den Zug nach Savoyen, 1630, und trug in dem Gefecht bei Rouvroy in Barrois, 19. Juni 1632, eine Wunde davon. Im f. J. erhielt er den h. Geistorden, auch das Gouvernement von Languedoc und der Citadelle von Montpellier, und war es darum seine Aufgabe, die Provinz gegen den Angriff der Spanier im J. 1637 zu vertheidigen.

Serbelloni, nachdem er mit einer Armee von 13,000 Mann die Grenzen von Roussillon überschritten, belagerte Leucate vom 5. Sept. an, und hatte die schwache Besatzung beinahe zu Fall gebracht. Ihrer tapfern Vertheidigung verdankte Schomberg die Möglichkeit, ein Heer von 16,000 Mann zusammenzubringen, und damit den Entsatz zu versuchen. So dringend für Leucate die Gefahr, so dringende Bedenklichkeiten ergaben sich in Betracht eines Angriffs auf die feste Position der Spanier. Nach vielen Berathungen wurde er auf den 28. Sept. gegen den Einbruch der Nacht festgesetzt. Eigentlich sollte es ein Ueberfall sein, dessen Serbelloni sich nicht versah, weil er, wo nicht in der Zahl, doch nach den Eigenschaften der Truppen, seiner Ueberlegenheit bewußt. Unversehens durchbrach Schomberg der Spanier Linien. „Alles gerieth in Unordnung, bis sich die Spanier erholten, und bis gegen den anbrechenden Morgen tapfer fochten. Als aber Serbelloni sah, daß er den auf ihn mit der den Franzosen eigen-

thümlichen Hitze eindringenden Feind nicht abtreiben würde, so benutzte er den Vortheil der noch anhaltenden Dämmerung und zog sich in der besten Ordnung zurück. Die französischen Nachrichten vergrößern, wie ihnen gewöhnlich, den Sieg, und anstatt daß vorhero die spanische Armee eine geringe Anzahl zusammengelaufener und schlecht geübter Soldaten waren, so hieß sie nun eine fürchterliche und sehr zahlreiche Armee. Es sollen 3500 Spanier auf dem Platze geblieben, mehr denn 500 in den Seen ersoffen, und 500 gefangen sein. Von 70 neu gegossenen Kanonen sollten 45 Stück in feindliche Hände gerathen, und die übrigen in die See bei Salces geworfen worden sein. Vier Mörser, alle Kriegsbedürfnisse, 12 Fahnen, 4 Standarten, ohne die zerrissen worden, alles Gepäck war nach der französischen Erzählung verloren, und diese so ansehnlichen Vortheile waren mit Verlust von 400 Mann erlangt worden. Die wahre Einbuße war ohnstreitig geringer. Denn Schomberg selbst berechnet der Spanier Verlust an Todten nur zu 2000 Mann, und es ist kein Zweifel, daß er so gut wie andere Feldherren die Kunst Berichte zu erstatten gewußt und ausgeübt haben wird. Die Kriegsbedürfnisse und ohngefähr 40 Kanonen waren wirklich zurückgelassen worden. Hingegen hatte Schomberg über 1200, statt der angegebenen 400 Mann eingebüßt. Der wahre Vortheil, welchen Frankreich von diesem Treffen hatte, war, daß zugleich die Belagerung von Leucate aufgehoben ward und Serbelloni sich nach den spanischen Grenzen zurückziehen mußte, ohne weiter etwas von dieser Seite gegen Frankreich zu unternehmen."

Schomberg hat mit seinem Siege den Marschallsstab sich verdient, 26. Oct. 1637, wie er denn auch in den folgenden Jahren die Spanier mit Vortheil bestritt. Salces wurde 1639 gewonnen, aber gleich wieder verloren, hingegen verschaffte der Aufruhr in Catalonien den Franzosen das entschiedenste Uebergewicht. Perpignan und Salces wurden von Schomberg, welchem der Marschall von la Meilleraye beigegeben, eingenommen, aber das Gouvernement von Languedoc mußte Schomberg 1644 dem Herzog von Orléans überlassen, wogegen er als Entschädigung die Lieutenance générale der besagten Provinz und das

Gouvernement von Metz und Messin empfing. Colonel général der Schweizer und Graubündner wurde er den 1. Mai 1647; als Vicekönig von Catalonien bewerkstelligte er den Entsatz von Flix, 12. Mai 1648, worauf er ungesäumt am 4. Juni Tortosa berennte. Don Franzisco de Mello rückte zum Entsatze heran, verschwand aber, als Schomberg ihm entgegentrat, ohne einen Schwertstreich gewagt zu haben. In seine Linien zurückgekehrt, gebot dieser einen Generalsturm, der nach verzweifelter Gegenwehr siegreich, mit dem Abschlachten nicht nur der Besatzung, sondern auch der gesamten männlichen Bevölkerung endigte (Juli 1648). Den Bischof fand man todt auf der Bresche, in der geballten Faust den blutigen Sponton, um ihn herum lagen seine Cleriker, in der Ordnung, in welcher sie gestritten. Die Metzelei feierte Scarron in einer Anrufung der Musen:

C'est Schomberg, et c'est tout vous dire
Qui même est de vos nourrissons,
Qui, quand il veut, fait des chansons
Que tout votre Parnasse admire.

Am Stein erkrankt, starb Schomberg zu Paris, 6. Juni 1656. Verheurathet hatte er sich im J. 1621 mit Anna von Hallwyn, zu deren Gunsten, bei ihrer Vermählung mit Heinrich von Nogaret de la Valette Graf von Candale, des Herzogs von Epernon Sohn, das von ihrem Bruder auf sie vererbte Marquisat Maignelais zu einem Herzogthum des Namens Hallwyn erhoben wurde 1611. Diese Ehe mußte jedoch gar bald aufgelöset werden, und Anna fand in Schomberg den zweiten Gemahl 1620. Gleichzeitig erfolgte eine Reconstituirung des Herzogthums Hallwyn. »Aux fiançailles et mariage de M. Gaston avec mademoiselle de Montpensier (1626), princes ni grands n'eurent point de rang, marchèrent entre eux en confusion, et se placèrent comme ils purent. Les dames ne furent pas d'avis de faire de même, et voulurent marcher en rang. C'était à Nantes, et le cardinal de Richelieu faisait la cérémonie. La duchesse de Rohan, qui suivait la duchesse d'Halluyn, qu'on a aussi quelquefois appelée la maréchale de Schomberg, voulut la précéder. L'autre s'en défendit, la contestation s'échauffa, des paroles elles en vinrent aux poussades et aux égratignures. Le scandale ne

fut pas long, et sur-le-champ la dispute fut jugée et décidée en faveur de madame d'Halluyn, comme l'ancienne de madame de Rohan, qui subit le jugement.« Die Herzogin von Halluyn starb im Nov. 1641 kinderlos, gleichwie Karls von Schomberg andere Frau, Maria von Hautefort, verm. 24. Sept. 1646, gest. 1. Aug. 1695, um welche ich zwar auf Bd. 1 S. 520–523 verweisen muß. „Sie unterzeichnete am 14. April 1669 die Ehepacten der zweiten Vermählung des letzten Marschalls, Friedrich von Schomberg, als gegenwärtige Anverwandtin von seiner Seite." Auch von Karls von Schomberg Liebschaften weiß man zu erzählen. »Il s'attacha à madame le Page. Bautru disoit: »»Je ne m'étonne pas qu'il l'aime, son nom même a des charmes pour lui; elle s'appele madame *le Page*.«« On a un peu accusé M. de Schomberg d'aimer les ragoûts de delà les monts.«

Indem mit ihm die in Frankreich heimisch gewordene Linie der meißnischen Schönberg erloschen, gehe ich über zu ihren rheinischen Namensvettern, zu einer in Bezug auf Genealogie über allen Begriff schwierigen Arbeit. Grausenhaft ist hier die Verwirrung, welche zu lösen, ich zunächst Hrn. Assessors Eltester mit Bienenfleiß und Scharfsinn aufgestellte Uebersicht sämtlicher zur Geschichte der Schönberg gehörigen Urkunden mittheile. Am 25. Aug. 966 schenkt K. Otto den königlichen Fiscalhof Wesel, nachdem er sich ihn durch ein Urtheil fränkischer Großen, den Ansprüchen der Grafen Konrad und Eberhard gegenüber, hatte zusprechen lassen, mit allem Zubehör, hierzu durch seiner Gemahlin Adelheid und des Erzbischofs Wilhelm von Mainz Bitten bewogen, dem St. Mauritiusstift zu Magdeburg und dem dort von ihm einzusetzenden Erzbischof. Am 16. Juli 1112 bekundet K. Heinrich II, daß Albert, Erzbischof von Mainz, und Adelgot, Erzbischof von Magdeburg, unter sich folgende Orte vertauschen: Der Erzbischof von Mainz tritt an den Erzbischof von Magdeburg ab: Bennungen in Thüringen, Adelgot von Magdeburg gibt dagegen: Curiam Wesela dictam in pago Trechera in comitatu Adelberti, tradente aduocato suo Hermanno cum omnibus pertinentiis, Gugenheim (Jugenheim),

Huffelesheim (Hüffelsheim), Trissa (Traisen bei Kreuznach) in pago Nachgowe in comitatu Emichonis.

Erzbischof Friedrich von Magdeburg vertauscht am 31. Dec. 1144 Wesel mit Gugenheim an den Domherren Hartwich (Graf von Stade) und dessen Mutter Richardis, gegen Jericho und andere Orte in der Mark. Brandenburg. K. Konrad bestätigt dies 31. Dec. Otto von Schonenburg, ministerialis regis, erscheint am 9. März 1159 als Zeuge in der Urkunde, worin das Schloß Nassau als Trierisches Lehen erkannt wird. Kaiser Friedrich I vertauscht am 8. März 1166 mit dem Erzbischof von Magdeburg die Abtei Nienburg an der Saale und Burg Frankleben im Merseburgischen gegen die Burg Schonenburg, Oberwesel (villa Wesele) und den Hof Jugenheim. Im nämlichen Jahre, 20. Aug., überläßt K. Friedrich I dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg das Castellum Freckleben und die Abtei Nienburg an der Saale und empfängt dagegen von demselben Schloß Schönberg, dabei rühmend, daß das Reich keinen Schaden leide. Im J. 1184 erscheint Otto von Schonenburg als Scholasticus zu Mainz. Humbertus de Sconenburg kommt vor 1189 oder 1190. Am 5. Juli 1191 tritt Fridericus de Schoninburg, Domherr zu Mainz, als Zeuge auf. Otto von Sconenburch kommt vor am 3. Febr. 1200 unter Reichsministerialen. Im J. 1201 wird Otto de Schonenburch, ministerialis regis, als Urkundenzeuge genannt. Otto burgravius de Sconenberc ertheilt 1213 dem Kloster Schönau bei Nastetten die Abgabenfreiheit für alle Allodien, welche es in des Burggrafen Gerichtsbarkeit bei Wesel besitzt. Er siegelt mit den 6 Schilden. Humbertus scultetus de Wesele erscheint hierbei als Zeuge.

Am 14. Mai 1216 restituirt K. Friedrich II dem Erzstift Magdeburg Schonenburg und Oberwesel, vorbehaltlich der Wiedereinlösung gegen 2000 Mark. Derselbe Kaiser verordnet am 21. Juli 1220, daß bei der Verheurathung von Ministerialen der Burg Schonenburg mit Reichsministerialen die Kinder getheilt werden. Am 13. Juni 1255 überweiset Erzbischof Konrad von Cöln seine sämtlichen Besitzungen zu Rhens dilecto fideli nostro Friderico de Schonenburg für 530 Mark in Pfandnutzung.

Im Jahre 1256 erscheinen Otto Burggraf, Hombert, Friedrich und Merbodo, Herren von Schonenberg, und Friedrich Vinie von Sconenberg als Zeugen in einer Ehrenberger Urkunde. Im Lager vor Boppard, 15. Juli 1257, bestätigt König Richard die Privilegien der Stadt Oberwesel und heißt es in dieser Urkunde, daß Kaiser Friedrich II den Gebrüdern Otto und Otto de Sconenburg mit 300 Mark Silber die Vogtei über Wesel abgekauft habe, unter der Bedingung, für dieses Geld andere Güter zu kaufen und sie vom Reiche als Lehen zu tragen. Die Stadt soll ferner keinen Vogt mehr erhalten. Von 1252—1264 kommt vor Johann von Schönberg als Abt zu Sponheim, wo er früher Sänger war. »Ego Benigna filia Humberti senioris militis in Sconenburg« schenkt am 10. Juni 1264 dem Allerheiligenkloster zu Oberwesel eine Geldrente, haftend auf einer Mühle zu Wazmannesrod. Besiegelt mit dem sigillo communi dominorum in Sconenburg (ein leerer Schild). Am nämlichen Tage schenken »Emmelricus filius Humberti senioris militis in Sconenburg et uxor eius Greta« demselben Kloster eine Geldrente aus ihrem Hause in der Holzgasse zu Oberwesel. »Nos Humbertus miles de Sconenburg et Benigna legitima uxor eius« bestimmen d. d. Wesel 31. Aug. 1265 über das Erbtheil ihrer beiden Enkelinen Agnes und Lysa, Töchter ihrer mit Graho miles de Dunen verheurathet gewesenen Tochter Agnes. Ihre Söhne sind: Humbertus et Humbertus clerici, Fridericus et Emelricus milites. Humbert der Ritter und Humbertus plebanus Scti. Martini besiegeln dies mit dem Scepterkreuz.

Otto de Sconenburgh bezeugt 12**, quod Rudegerus filius fratris Craft de Eberbach einen Weinberg, genannt Obriesshusen, der Kirche zu Eberbach übergeben hat coram judicibus in Weselo: Margaretha vidua Humberti hat davon einen ferconem jährlich zu geben, »quam legaverat Herdegen de Weselo pater Humberti ecclesie Eberbacensi. Huius rei testes sunt milites de Schonenburgh: Humbertus, Fridericus, Carl, Udo, Heinzo, Karl Holzaffel, Humbertus scultetus, Conradus advocatus, Scabini, Heinricus, Heinricus Herbogi, Randolfus, Embicho, Hartlibus &c.« Otto, Heinrich, Philipp, Dilemann, Söhne weiland des Burggrafen Otto; Friedrich, Otto und

Friedrich, Söhne weiland Friedrichs; Phyllemann, Eminchrich, Söhne Humberts; Humbert der Jüngere und Otto, Söhne Merbodos, Merbodo genannt von Argenthal, sämtlich castellani in Schonenburc, erlassen am 11. Nov. 1266 der Abtei Eberbach allen Zoll von ihren Schiffen. Friedrich von Schonenburg, Ministerial des Erzbischofs von Mainz, erscheint am 27. Nov. 1268 als Zeuge. Im J. 1272 kommt vor Friedrich von Schonenburg, Ritter, als Treuhalter in dem Ehevertrag Robins von Covern mit Elisabeth von Epstein. Am 2. Juni 1281 vermittelt Emelrich Ritter von Schonenburg einen Vergleich zwischen Propst und Capitel zu Ravengirsburg und Johann von Heinzenberg über streitige Vogteirechte. Werner von Bolanden übertragt am 30. August 1282 zwei Antheile am Zehnten und die Hälfte des Patronatrechtes zu Laubersheim, »quod Hubertus junior miles in Schonenburg a nobis tenebit in feudum,« als Lehen dem »Emilricho miles in Schonenburg dilecto fideli nostro cum consensu ipsius Huberti et Merbodonis filii fratris sui Ottonis quondam.« Am 17. Oct. 1283 kommt vor Friedrich von Schonenburg, Ministerial Gottfrieds von Epstein. Seine Gemahlin Margaretha wird 1293 als Wittwe genannt.

»Vir honestus Henricus dominus de Schoninburch miles« besiegelt am 6. April 1285 den Vergleich zwischen Wilhelm und Udo von Waldeck über Waldeck auf dem Hundsrück. »Ego Humbertus de Sconemburg miles et Luccardis mea conjux« vermachen am 1. März 1286 ihr Haus zu Wesel, das sie neben der Stadtmauer auf dem Platze der Nonnen vom Allerheiligenkloster neu erbaut haben, mit ihrem Weinberg unter dem Castrum Sconemburg dem Kloster Allerheiligen zu Oberwesel. Im Jahre 1286 verkaufen Friedrich von Schonenburg und seine Söhne Friedrich und Richard, Ritter, dem Deutschordenshause zu Coblenz Renten von ihrem Hofe Heppinhefte zu Oberlahnstein für 24 Mark. Otto von Schonenburg ist deß Zeuge. Margaretha, Wittwe Friedrichs von Schönenberg, verspricht 1293 dem Kloster Rumbd keinen Markt zwischen Kültz und dem Simmerbach zu halten. Am 7. Januar 1295 schenken »Billungus miles de Ingelnheim et Gertrudis collateralis« ihre Güter zu

Lonisheim (Langenlonsheim) et Münzechen (Monzingen), die ihnen von Alters her angefallen sind, dem Udo von Waldecken, Sohn des verstorbenen Ritters Udo, dem Otto von Dalburg und seiner Frau, und dem Fridericus de Schonenburg dicto de Bolzindal und seiner zukünftigen Frau. Was die Errungenschaft betrifft, so sollen $^2/_3$ davon an Billungs, $^1/_3$ an Gertruds Erben fallen. Im J. 1297 erscheint Hermann von Schonenberg, miles, als Zeuge in einer Ravengirsburger Urkunde. Heinrich von Schonenburg, ein Predigermönch, verkauft 1302 dem Deutschordenshause in Coblenz einen Wingert zu Braubach.

Erzbischof Diether von Trier bestimmt im J. 1303 mit Genehmigung des Archidiacons und der Patronen der St. Martinskirche zu Oberwesel, nämlich Merbodo, Ritter, Sohn von weiland Tillmann Ritter von Schonenburg, und der Brüder Emelrich, Johann und Georg, Edelknechte von Schönenburg, daß künftig eine Propstei, eine Dechanei und fünf Präbenden bei dieser Kirche sein sollen. Das Präsentationsrecht wird so geregelt, daß die Brüder Emelrich, Johann und Georg und ihre Erben die Propstei und zwei Präbenden, Merbodo und seine Erben die Dechanei und zwei Präbenden zu conferiren haben, die fünfte Präbende soll alterniren. Merbodo, Emelrich, Johann und Georg besiegeln dies mit dem Siegel des Burggrafen Heinrich, Ritters von Schonenberg. Johann und Lamprecht von Schonenburg, Edelknechte, werden im Jahre 1315 als Zeugen in einer Waldecker Urkunde, Merbodo, Merbodos Sohn von Schonenburg, als Pastor zu Horn auf dem Hundsrück genannt. Am 23. März 1316 erscheint Herr Lampret von Schoninburg, Ritter, als des Wildgrafen Heinrich von Schmidtburg Burgmann zu Schmidtburg. Friedrich von Schoneberg wird 1317 Burgmann des Grafen von Katzenellenbogen zu Rheinfels. „Wir Heren von Schonenburg alle Gemeyne die deil hant an dem Huse zu Schonenburg und Her Ebirhart Brenner" schließen am 18. Dec. 1317 einen Vertrag mit Wilhelm Graf von Katzenellenbogen, über Stellung von 25 Mann Ritter und Knechte. Schiedsrichter in Streitigkeiten sollen sein: Johan Herrn Heinrichs Sohn von Schonenburg und Johan Boys, Burgmann des Grafen.

Im J. 1313 werden genannt Diderich Herrn Richards Sun von Schonenburch und Her Richart von Schonenburg, 1315 Richard von Schonenburg und Friedrich, sein Enkel, Burggraf in Lahnstein, um 1320 filius Th. de Schoneberg, Burgmann zu Sternberg bei Boppard. „Wir Herren von Schonenburch" öffnen am 21. Aug. 1318 ihre Burg dem Erzbischof Balduin von Trier, welche Oeffnung 1329 erneuert wird. Am 25. Oct. 1320 wird Humbert Wepeling von Schonenburg von Erzbischof Balduin mit einem Fuder Wein zu Oberwesel belehnt, desgleichen Wilhelm von Schonenburg am 2. Febr. 1321. Gysilbrech von Schonenberg und Lyse, seine Hausfrau, verleihen im J. 1321 Aecker in der Arzheimer Gemarkung gegen Zins. Am 3. Januar 1325 erklärt Lamprecht von Schonenburg, Burgmann zu Schmidtburg rc., daß Erzbischof Balduin von Trier diese Feste dem Wildgrafen Heinrich von Schmidtburg wieder als Lehen eingeräumt habe. Im n. J. erscheint Fridericus miles de Schoninburgh, Burgravius in Laineche, der im J. 1324 und 1325 bei dem Kirchensatz zu Rübenach betheiligt. Friedrich von Schoninburg der Alte und der Andere werden am 23. Juni 1328 Bürgen für den Ritter Hertwin von Winningen. Am 7. Juli 1328 wird Ritter Lamprecht von Schonenburg Schiedsrichter in der Streitsache des Erzbischofs Balduin mit der Gräfin Lorette von Sponheim. »Nos Thilmannus de Schonemburg miles et Mechtela conjuges« übertragen am 10. Oct. 1330 dem Erzbischof Balduin von Trier für 120 Pfd. Heller oder 12 Pfd. jährlicher Rente 3 Weingärten zu Oberlahnstein, welche Thilmann als Burglehen von Stolzenfels zurückerhält. »Ego Otto de Schonenberg, praepositus ecclesiae B. Pauli Wormatiensis, canonicus Treverensis, Wormatiensis et Spirensis ecclesiarum,« schwört am 28. Mai 1331 dem Erzbischof Balduin von Trier als Provisoren der Mainzer und Speierer Kirche Treue. Er nennt honorabilem dominum Deytherum de Ulmena, scolasticum eccl. Trevir., der mitbesiegelt, seinen avunculus (Mutterbruder). Otto war demnach ein Sohn des Otto von Schönenburg, der mit Agnes von Ulmen, Diethers Schwester, verheurathet gewesen. Am 15. Juni n. J. kommt vor Johann von Schonin-

burg von der Nyderburg von Sconecke, Gemeiner und Herr zu Waldeck, in dem Bündniß von Waldeck, Schöneck, Ehrenberg und Eltz. Die Gemeiner zu Schonenburg besiegeln am 15. Aug. 1331 den Revers der Thäler Bacharach, Diebach, Mannebach und Steeg, worin diese versprechen, bei entstehendem Kriege zwischen Erzbischof Balduin und dem Pfalzgrafen sich neutral zu verhalten. »Ego Otto dictus pinguis (Feist) de Schonemburg miles« bekennt am 25. Sept. n. J., von Erzbischof Balduin von Trier belehnt zu sein mit einem Weinberg „an der ruwen Kaberechten retro insulam sitam in districto opidi Wesaliensis". Besiegelt von »strenuus miles dominus Johannes de Schonemburg.« Gerlach, Herr zu Lymburg, bekennt am 5. Juni 1333, daß der strenge Man Johan von Schoninburg genant von Waldeck, ein Edelknecht, zwei Bürgern zu Kreuznach eine Wein- und Kornrente zu Norheim und Wilre verkauft hat. Herr Humbrecht von Schonenburg, Ritter, wird am 10. Jan. n. J. in einer Sponheimer Urkunde genannt.

Im J. 1335 befreit Rudolf, Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, die Gemeynere von Schonenburg von den Zöllen zu Bacharach und Caub. Am 10. Januar d. J. erscheint Wilhelm von Schonberg von der Niederburg zu Waldeck in der Sühne mit Erzbischof Balduin von Trier und den Gemeinern zu Waldeck. Die Gemeiner von Schonenburg besiegeln am 26. März 1337 den Revers der Stadt Oberwesel gegen Erzbischof Balduin wegen der Judenschlacht daselbst. Am 16. Oct. n. J. kommt vor Ritter Humbrecht von Schonenburg als Zeuge in einer Eltzer Urkunde. Johann, der Schreiber des Grafen Johann von Sponheim, vergleicht sich am 29. Juni 1338 mit Ritter Humbrecht von Schonenberg, dessen Stiefsöhnen Johann, Zymar, Ludwig und Wilhelm wegen der Kirche zu Mannendal (Mandel bei Kreuznach). Lamprecht von Schonenburg, miles, ist am 12. Dec. nämlichen Jahrs Bürge des Grafen von Katzenellenbogen, und am 31. Aug. 1339 Zeuge. Am 10. Febr. 1339 geloben die Herren und Gemeiner zu Schonenburg dem Erzbischof Balduin, keinen Kaufmann zu Lande oder auf dem Rhein zu beschädigen. „Wir Werner eyn Ritter zu Schonenborch genant

von Randekke und vrauwe Agnes von me Steyne, die da was eliche huyßfrauwe Hern Friderichs syns Brudir eyn ritter zu Schonenborch genannt die alde," versprechen am 26. März 1340 den edlen Herren und Frauen, Johann, Graf von Sponheim, Herrn zu Starkenburch, Frau Mechtild, seiner Hausfrau, Schwester des Herzogen von Bayern, Pfalzgrafen am Rhein, Frau Loretta, des Grafen Johann Mutter, Junker Henrich und Gottfried, seinem Bruder, das Haus Herstein und das Dorf Wersbach für 1100 Pfd. Heller wieder zu verkaufen. Besiegelt von Werner, Agnesen Sohn, Edelknecht von Schonenberch.

Im J. 1341 kommen vor Werner von Schonenburg, Werners des Alten Sohn, Werner von Schonberg genannt von Randeck, Wilhelm von Schoneberg genannt von Argenthal, wolgeborner Knecht. Lamprecht von Schonenburg erscheint 1341 und 1350 als Vasall des Grafen von Nassau wegen Weingärten zu Schönburg. „Wir Herren und Gemeynere zu Schonenburg" verbinden sich am 19. Oct. 1342 dem Erzbischof Balduin von Trier, mit dem sie in Fehde gelegen haben, und öffnen ihm ihre Burg. Lamprecht von Schonenburg, Ritter, insbesondere verzichtet auf seine Lehen und Burglehen, die er vom Erzstift Trier zu Lehen trägt. „Wir Wernher Hern Fryderichs sel. Son genant des Alden, Ulrich sin Bruder, Johan Hern Thilmanns sel. Sun von Schonenburg, Johan genant von Ortenberg und alle unse nakumelinge die deyl hant an deme Huse zu Schonenberg, wir Lamprecht und Lamprecht sin sun ritter, Heinrich gnant Zorne, Johan gnant Smydeburg, Otto Philipps und Eberalt Hern Lamprechts Sune Gebrudere, Heinrich Hern Johans sel. Sun, Heinrich, Thielman, Johann Lemmechin und Symon Gebrudere, Otto gnant Wyſſeman eyn Ritter, Hermann Hern Reyden sel. sun, Otte und Sybode gebrüdere, Johan Hern Otten Feysten sel. Sun und Otte syn Bruder und alle unse nakomelinge dy theyl zu Schonenburg hain am Huse, wir Wilhelm von Argendail, Rudolff Hern Emelrichs sel. Sun eyns Ritters, Humbrecht Hern Humbrecht sel. sun eyns Ritters und alle unse nakomelinge dy deil am Huse han zu Schonenburg," beschwören am 19. Oct. 1342 einen Burgfrieden zu Schonenburg, also weit das Weseler

Gericht geht. Als Schiedsmänner für Streitigkeiten werden gekoren „usser ye deme dritteil einen" Wernher Fryderichs des Alden sel. Son, Herr Lamprecht der Alde und Wilhelm von Argendail. Im J. 1344 erscheint Otto von Schonenburg, Schulmeister des Stiftes zu Speier, als Zeuge.

Unterm 1. Oct. 1344 einigen sich die Gemeiner zu Schönburg für die Verproviantirung der Burg. Jeder Gemeiner hat jährlich 6 Malter Korn auf das Haus zu schaffen und den drei Rechtern daselbst zu übergeben. Sie versprechen den Wächtern, dem Portener und dem Pfaffen jährlich richtig ihren Lohn zu zahlen rc. Am 24. Dec. 1344 werden der wohlgeborne Knecht Heinrich Herrn Johanns von Schonenburg sel. Sohn und sein Bruder auf Klage des Erzbischofs Balduin, weil sie einen armen Mann, Gnayl von Volkenbach, Bürger zu Wesel, gefangen und mißhandelt haben, vor das Manngericht nach Trier geladen. »Ego Humbertus armiger de Schonenburg filius quondam Humberti militis« bekennt unterm 21. Oct. 1344 von Erzbischof Balduin von Trier belehnt zu sein mit einem Fuder Wein zu Oberwesel. Sein sororius Henricus dictus Zorns armiger besiegelt die Urkunde. Als Trierische Vasallen wegen je 1 Carrate Wein aus der Kellnerei Wesel kommen in dem nämlichen Jahre noch vor Wilhelm von Sconenburg Wepeling und Humbert von Sconenburg Wepeling. »Discretus vir Humbertus filius quondam domini Humberti militis de Sconenborch armiger et uxor sua« übertragen d. d. 20. Oct. 1345 einen Zins von einem Wingert „ofme Eldige sub castro Schoninborch iuxta vineam Johannis filii quondam domini Ottonis dicti Veyste militis de Sconinborch," den der Marienaltar im Allerheiligenkloster zu Oberwesel bezieht, auf andere Güter daselbst. »Praesentibus — Johanne dicto Smidtborch, Henrico dicto Zorne, Ottone fratribus filiis olim domini Lamberti de Schoninborch, armigeris.« Unter demselben Datum reversiren sich wegen eines ähnlichen Zinses »Nos Humbertus filius quondam Humberti militis de Sconinborch armiger et Petrissa eius uxor legitima.«. Als Trierische Vasallen beziehen 1345 aus der Kellnerei Wesel: Wilhelm von Schonenberg 1 Carrate Wein, Hum-

bert, Humberts Sohn weil. Ritters von Schonimburg, 1 Carrate Wein, die Capelle des heil. Nicolaus auf Schoninburg nichts.

Im J. 1348 siegelt Heinrich Johanns Sohn von Schönenburg mit den 6 Schilden. In demselben Jahre, 10. Mai, sühnt sich Dederich von Milwalt, ein wolgeborn Knecht, mit Erzbischof Balduin von Trier wegen des Todtschlags von Antonius, Hern Otten Wissemans Son von Schonenberg in der Stadt Wesel und Kirchenfrevel zu Sabershausen und Morsdorf. Er verspricht selbander „wolgerieden und erzuget" 5 Jahre dem Erzbischof zu dienen. Lamprecht Ritter und Henrich Hern Johans Son sel. von Schonenberg besiegeln dies. Unterm 5. Oct. 1348 kommt als Zeuge vor Ritter Lampert von Schonenburg. Im J. 1349 siegelt mit 6 Schilden Werner von Schonenburg gestrenger Ritter. Im März desselben Jahres bestimmen Werner von Schonenburg des Alten von Schonenburg Sohn, Johann von Schonenburg Herrn Tilmanns Sohn einerseits und die von Eltz andererseits, daß die Kirchengift zu Rübenach Friedrich von Schonenburg, einem Bruder Werners, verbleiben soll. Henrich von Schonenburg Ritter stellt am 29. Dec. 1349 einen Dienstrevers aus gegen Erzbischof Balduin von Trier für 100 Pfund Heller. Am 4. Dec. 1350 bekennen die Gemeiner „zu Stein uber Kaldenvels", daß ihre Mitgemeiner daselbst und zu Wyßkirchen, Rodolph und Johann Herrn Thilmanns Sone von Schonenburg wolgeborne Knechte, von Erzbischof Balduin die Burg Wyßkirchen zu Lehen empfangen haben. Am 4. Oct. 1351 wird Lamprecht von Schonenburg Ritter von Erzbischof Balduin mit einer Geldrente zu Wesel belehnt. Lamprecht von Schonenburg Ritter stellt im J. 1352 einen Dienstrevers aus als Amtmann und Burggraf zu Sternberg. Heinrich Zorn und Philipp sein Bruder besiegeln. Lambrecht von Schonenburg Ritter reversirt sich am 18. April 1355 als des Erzbischofs Boemund von Trier Amtmann und Burggraf zu Wesel und Sternberg 5 Jahre lang. Er diente als solcher dem Erzbischof selb 12 gewappnet 12 Tage zu Trarbach, selb 6/10 Tage zu Welmich, und lag 9 Wochen zu Kriege gegen Friedrich von Waldeck, wobei er einen Hengst verlor. Im J. 1352 unterzeichnet Humbert Wepeling von Schonenburg, Sohn des verstorbenen

Ritters Humbert, einen Revers über ein Faß Franzwein zu Oberwesel. Zeuge war sein Schwestersohn, der Wepeling Johann Zorn.

Am 13. Juli 1355 ward ein Vertrag geschlossen über die Theilung der Schonenburgischen Güter zwischen „Humbert von Schonenburgh Ritter Hern Merboden sel. Son und synen leynserben und vrunden einerseits und Petersyn Hern Lamperz doghter sel. dye da was Huysfrauwe Humberts Hern Humberts sel. Son, Ritters von Schonenburgh ꝛc. andererseits.“ Her Humbert soll haben den Antheil an Argendal den er bisher besessen hat seit seines Bruders Wilhelm von Schonenburgh Tode. Ebenso Peterse wie ihr Mann Humbert besessen hat, ausgenommen das Gericht, Wald, Wasser und Weide. „Daran soll Humbert vorgen. haben ½, Peterse, ihre Brüder ꝛc. ½. Von den 2 Fuder Weingulden fallend von des Königs Kelterhaus zu Oberwesel, davon fällt 1 auf Humbert, 1 auf Petersen.“ Das Lehen „zu Engelhelden“ erhält Peterse allein. Humbert vorg. behält „sin Huys zu Schoneburg“ welches seinem Bruder Wilhelm gehörte. Her Lamprecht und seine Brüder (Geschwister der Peterse) behalten „das gehuse daz synz neben Humbert selighen was, usghenoymen den torn, daran sul Her Humbert und syne leynserben eyn funfte deyl han und Her Lamprecht syne brudere veyr deyl.“ Jeder Theil soll aber den Thurm bauen dürfen. Der Hof der an dem Berge liegt unter der Burg, davon soll haben Humbert ½, Lamprecht ꝛc. ½. Tilmann von Schonenburgh, Scheffe zu Wesel, Her Henrich von Schonenburgh und Johann von Schonenburgh, den man nennet von Ortenburg, Ritter, besiegeln den Vertrag.

Lamprecht von Schonenburg Ritter quittirt unterm 28. März 1355 dem Erzbischof Balduin von Trier den Empfang von 230 Florenzer Gulden als Ersatz von 2 Hengsten, die er vor Liesheim (in der Eifel) verloren (der eine kostete 65 Gulden, der andere 40), und sonstigem Schaden, den er für den Erzbischof Boemund und seine Vorfahren mit seinen Dienern erlitten hat. Heinrich Zorn sein Bruder besiegelt den Brief. Henrich Zorn von Schonenburg, eyn Edelknecht, erhält am 21. Sept. 1356 die Anwartschaft auf die Lehen von Clais von Mielen zu Wesel.

Sein Bruder Her Lamprecht von Schonenburg besiegelt. Im J. 1357 bestellen „die Gemeynre zu Schonenburg" zwei Baumeister daselbst, „alle Jair zu besehen umb unße Burghude, is si an paffen, porteneren, wechtern und Mankel." In demselben Jahre versetzt Johann von Schonenburg Tilmanns Sohn, Ritter, seinen Antheil an Rübenach an Johann Mohr von Kesselstadt und tragt dafür dem Grafen von Dietz sein Gut zu Winterau zu Lehen auf. Lamprecht Ritter von Schonenburg und Burgraue zu Sterrinberg quittirt unterm 31. März 1358 dem Friedrich Kelner zu Boppard 35 Mark und 30 Malter Korn für die sieben Knechte „dy zu Sterrinberg hudint". Im nämlichen Jahre verkaufen „Folmar von Dusingen enkeln seligen und Kathryne myne elich Huisfrauwe Burgere zu Wesel den erbern luden, den gemeynern zu Schonenburg 18 Schilling Gülde zu Wesel zu ihrer Capellen uff irme vorgenanten Huse." Im J. 1359 erscheint Johann von Schonenburg Ritter. In demselben Jahre quittirt Lamprecht von Schonenburg Ritter dem Erzbischof Boemund von Trier Verlust und Kosten wegen des Amts zu Wesel. Im J. 1360 ward Hedwig von Schonenburg, Diedrichs von Kempenich Wittwe, mit der Vogtei Hatzenport bewitthumt. Im nämlichen Jahre kommt Otto von Schonenburg als Canonicus am Dome zu Mainz vor. 1362 erscheint Johann von Schonenburg miles, Neffe Friedrichs Huß, Herrn zu Ulmen.

Im J. 1364 bekennt „Peterse von Schonenburch Husfrauwe Hern Henrich Schetzels Ritters von Loirche" ihr Witthum von ihrem Hauswirth erhalten zu haben. Am 22. Mai 1365 schulden Ritter Johann von Schonenburg und Hermann von Brandenburg dem Wepeling Johann Meyward von Andernach 110 Gulden, versprechen Zurückzahlung und Einlager. Am 28. Dec. n. J. reicht „Carl von Gots Gnaden Romischer Keiser unsern lieben getrewen Heinrichs gnant Tzorn von Schonenburg als dem eltsten" von seinem Stamme und Geschlechte von Schonenburg alle Lehen, die ihm und seinem Bruder Philipp sowie dem Kinde des Johann Smydeburg von seinen Brüdern Lamprecht und Johann (von Schmidtburg), die in kurzer Frist verstorben, anerfallen sind, nämlich ein Theil an der Veste Schönenburg, ein

Theil an derselben Veste, das ihrem Schwager Humbrecht gehörte, zwei Theile am Dorf und Gericht zu Argendal, alles Reichslehen." Otto von Schonenburg kommt von 1365—1381 als Scholasticus zu Mainz vor. Im J. 1366 bekennen »Nos Gertrudis uxor domini Johannis Smyedeburg quondam militis, Rost eius filius miles, Henricus Zurn et Philippus eius frater, Johannes Reide, omnes de Schonenburg« dem Konrad Asmar, einem lombardischen Kaufmann aus Aß (Asti) und seinen sociis Bürgern zu Oberwesel, 68 Goldgulden und 16 Schilling Heller schuldig zu sein. »Otto de Schonenburg decanus ecclesie beate Marie extra muros Wesalienses« investirt 1367 einen Priester daselbst. »Nos Gertrudis uxor quondam domini Johannis Smiedeburg, Johannes Rost miles, Henricus eius frater, Henricus Zurn, Philippus eius frater armigeri de Schonenburg, Johannes Reide de Schonenburg &c.« bekennen am 11. Juli 1368 dem Asmar und Consorten 116 Goldgulden 12 Schilling, in einer folgenden Urkunde 442 Goldgulden 18 Schilling, zuletzt 73 Goldgulden 2 Schilling ꝛc. schuldig zu sein. Am 21. Sept. n. J. übertragt Friedrich von Schonenburg Ritter seine Güter in der Gemarkung von Nassau dem Ritter Daniel von Langenau.

Am 11. Dec. 1371 bestätigt K. Karl IV die Witthumsverschreibung Humbrechts von Schonenburg für seine Hausfrau Erlyende, Gebart Gallen Tochter von Delkelhenheim auf sein Drittel an Argendal unter Zustimmung der andern Gemeiner daselbst: Heinrich Zoren und Philips Gebruder von Schonenburg, Johann Rostes Ritter, Heinrich genannt Smyedeburg, Siefried, Johann und Lamprecht von Schonenburg, Gebrüder des Johann Rostes von Schonenburg Ritter. Im J. 1372 kaufen Johann genannt Schonburg von Schonenberg Ritter und seine Gemahlin Else von Emmerich von Waldeck dessen Antheil an den Dietzischen Lehen zu Rübenach. Wynant von Schonenborg bekennt im n. J. vom Grafen von Sponheim mit Gütern zu Waldlaubersheim belehnt zu sein. Im f. J. tritt Heinrich Zorn von Schonenburg als Zeuge auf. Zwischen 1373—1388 erhält Ritter Friedrich von Schonenburg von der Grafschaft Sponheim jährlich 6 Mark Pfenninge Manngeld. Am 10. Nov. 1374

verkaufen Merbodo und Wilhelm Gebruder von Schonenbergh, Edelknechte, dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jungen ihre Rechte an der Vogtei und Herrschaft an und in dem Dorfe Argendal, nämlich ein Drittel daran, für 850 Goldgulden. Unter den Zeugen wird genannt Heinrich von Schonenborch Edelknecht. K. Karl IV überträgt am 11. Nov. 1374 dem Erzbischof Cuno von Trier die Lehensherrlichkeit über Schonenburg, welches am 8. Juli 1376 K. Wenzel bestätigt. Ein Grabstein in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel mit der Aufschrift Johannes miles trägt die Jahrzahl 1378 sowie zwei Wappen von Schönenburg, die Wappen derer von Waldeck und der Stumpf von Waldeck. Johann Rost von Schoneburg Ritter verpfändet dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jungen seinen Antheil an Argendal, mit Bewilligung seiner Brüder Heinrich und Johann und seines Vetters Heinrich Zurne der Alde von Schonenburg, für 100 Goldgulden, 1. Oct. 1378. In demselben Jahre, 8. Nov. verpfänden Heinrich Smedeburg und Johan sin Bruder von Schonenborg ihren Antheil an Argendal an den nämlichen für 200 Goldgulden, mit Bewilligung ihres Bruders Johann Rost.

Im J. 1379 verzichten Dyle von Husen, Burger zu Bacharach, und Heinrich von Schonenberg, desselben Eydam, auf ihre Ansprüche gegen das Kloster Eberbach. Im n. J., 9. Juni verkaufen Henrich Zurne der Alde, Henrich und Henne sine Sone, Johann Rost Ritter, Henrich, Johann und Lamprecht, Edelknechte, Gebrüder alle von Schonburg, dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jungen ihre zwei Theile am Dorfe zu Argendal, „daz an uns erstorben ist von vnser Süster und Wasen (Basen) wegen Frauwen Petersen von Schönburg," für 2100 Goldgulden. Henrich Zurne, sine sone Henrich vnd Henne, Johan Rost Ritter, Henrich, Johan vnd Lamprecht Gebruder Alle von Schonburg besiegeln dies. Merbode von Schonenburg, Edelknecht, bezieht einen Jahreszins aus einem Garten zu Wesel, 17. April 1380. Im f. J. versetzen Johann Schonburg von Schonenburg, Gem. Rye, und seine Söhne Johann und Friedrich das Lehen zu Rübenach an Konrad von Linden. Am 11. Juli 1382 verkaufen Johann Rost, Ritter, Henrich vnd Johan Gebrudere, edelknechte von Schoneburg, für

350 Goldgulden ihre Besitzungen zu Eller an den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz und quittiren den Kaufpreis. Ihr Vetter Dylman von Schoneburg und Henrich Zurn der alte besiegeln. Otto Feist von Schonenburg, Edelknecht, besitzt 1383 eine Wiese im Rauradersyfen bei Wesel. Im n. J. stirbt Otto von Schonenburg als Domscholaster zu Mainz. Zorn und Simon von Schonenburg, Edelknechte, besitzen 1384 Weinberge unter der Burg Schonenburg. In demselben Jahre besitzt Heinrich von Schoneberg Zorn, Katzenellenbogischer Burgmann zu Rheinfels, ein Haus zu St. Goar und Güter in der Gründelbach.

Am 26. Dec. 1386 bestellen die Gemeiner von Schoneburg „dry gemeine Wachten uff unserm Huiß zu Schonenburg" in folgender Weise: „1) Her Schonenburg und Her Friedrich Rittere die sullent lonen zwyn wechtere die nachtis uff dem Steyne von yrme drittel. 2) Her Humbrecht und Her Emelrich und alle die uff daz Dritteil horent die sullent zweyn wechtere lonen die uff dem Mantel nachtis wachen sullent und die tage hude sullent die gemeyner gemeinlichen bezalen uff dem Mantel. 3) Die uff Hern Johans, Hern Lamprechts, Hern Otte Wißmans, Hern Otte Feisten, Hern Herman Reyden die zu dem dritteil horent die sullent zweyn wechtere lonen in der aldenburg uff der wachten die da wachen sullent nachtis." Die 6 Wächter werden gelohnt auf Johannistag und Neujahr. Jeder Gemeiner zahlt jährlich einen Gulden zum Bau. Wer den Wächtern und Pförtnern sein Theil nicht bezahlt, räumt die Burg. Untersiegelt von Johan Schonenburg, Friedrich, Johan Rost Ritter, Dylmann und Symon Gebrüder, Wynant und Johann Reide Gebrüder, Johann Reide und Otto Reide Gebrüder, Otte Feiste, Henrich Zurn und Johann Smydeburg Gebrüder, Friedrich und Merbodo und Henrich Hennen Son.

„Wylheym von Schonenburg (wohl Schönberg auf dem Hundsrücken) Edilknecht und Ide min eliche Husfrowe" verkaufen im J. 1388 dem Johann von Schonenberg Edilknecht alle Güter, die Wilhelm angefallen sind von seiner Mutter sel. Jungfrau Grede von Schonenberg, nämlich die Schafftwiese, die Bergwiese, die Wiesen zu Gyßmannshusen, für 100 Gulden

Mainzer Währung. Er verpfändet dafür seine Güter zu Schonenberg und Hedewilre. Eberhard von Spanheim Edelknecht und Her Johan Pastor zu Schonenberg untersiegeln. Johann Here zu Schonenborch, Onkel, und Emberich von Waldeck, Schwager der Brüder Simon und Johann Herrn zu Kempenich, beurkunden mit Johann von Schonenburg und andern Rittern den Kempenicher Burgfrieden, 10. Mai 1389. Heinrich Zorn von Schonenburg quittirt im n. J. über 80 Gulden aus den Zöllen von Caub und Bacharach. Johannes von Schönenburg, canonic. eccl. Mogunt. scolasticus 1388, stirbt 1414. Frederich von Schonenburg edilknecht, Frederich vnd Eberhart sine sone verkaufen am 24. Juni 1389 dem Dechant, Canonichen und Vicarien des Stifts zu unsern lieben Frauen zu Wesel eine jährliche Rente von 20 Gulden für 200 Gulden. Sie verpfänden zur Sicherheit derselben: einen Weingart in der Engellinhelden, einen Weingart zu Hanbuch, termt Hennen selig Son von Schonenburg, Weingarten by der Burg, den man nennt der Guyf. Am 27. Aug. n. J. sühnt sich Heynrich Smydeburg von Schonenburg, Edelknecht, wegen Mißhelligkeiten, die er mit Symon Graven zu Spanheym und zu Vyanden Herren zu Cruzenach gehabt hat, in Folge des Enthalts von Johan Ulner von Spanheim Ritter, auf Schonenburg, den er diesem aufzusagen verspricht.

Am 15. März 1390 bekennen Friedrich von Schonenburg, Ritter, Otto Reiste, Henrich Zurne, Henrich Smydeburg, Henne Smydeburg, Henrich von Schonenburg und Henne Reyde, Gemeynre und Huißgenossen der Burg zu Schonenburg by Wesel, daß Henrich Smydeburg von Schonenburg den Herrn Wernher Erzbischof von Trier in der Burg zu Schonenburg „wider syne burgere und Stat von Wesel deren vyand er itzunt ist, hat enthalten, so lange der Krieg dauren wird.“ Friedrich von Schonenburg Ritter tritt diesem Enthalt bei für seine Magen Friedrich von Schonenburg und Johann Schonenburg Ritter, die außer Landes sind. Wernher Erzbischof von Trier gelobet unter demselben Datum in dem Kriege mit Wesel den Burgfrieden zu Schoneburg unverbrüchlich zu halten, und verspricht den Gemeinern daselbst, Friedrich und Johan von Schonenburg Rittere,

Otte Feyste, Friederich von Schonenburg, Henrich Zurne, Henne Smydeburg von Schonenburg, Henrich von Schonenburg und Henne Reyde von Schonenburg, allen Schaden zu ersetzen, den sie in dem Kriege mit Wesel erleiden sollten, sowie nach beendigtem Kriege „die porten, werren und Lantgewer der Dorfer Pertscheid und Dilnhoven" abzubrechen und die Gräben um die Dörfer zu füllen, insofern sie denen von Schonenburg hinderlich sind. Henne Reyde von Schonenburg, Edelknecht, erscheint 1391. In demselben Jahre, 17. April, erkauft Erzbischof Werner von Trier um 300 Gulden von Ritter Friedrich dem Alten und Friedrich dem Jungen von Schonenburg ihren Weinwachs aus Weseler Gemarkung.

Am 25. Nov. 1391 bekennen die Gemeiner der Veste Schonenburg, mit Namen Johann Schönenburg, Friedrich der Alte, Rost, Friedrich der Junge, Rittere, Merbodo, Heinrich und Johann Smydeburg, Gebrudere, Henne Reide, Johann Reide, Heinrich und Otto Feiste, Edelknechte, alle von Schonenburg, daß sie Ruprecht dem ältern und Ruprecht dem jüngern, Vater und Sohn, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogen in Bayern, ihre Veste Schonenburg zu ewigen Tagen geöffnet haben gegen jeden, ausgenommen den römischen Kaiser und König und die Stadt Wesel. Sie schenken demselben „einen Flecken und Begriff in der Burg Schönenburg mit Namen die alte Kemmynate die Hern Rosts obgenannt und siner Brudere gewesen ist und gelegen ist by der Capellen und Cisterne off derselben Vestin, daruff sie und ire erben buwen mogent einen mogelichen buw funfe und funfftzig Schuhe hoe, und haben yn auch geben einen Flecken zu erbe mit namen von der Mantelporten an mit an den Stein, daz sie und ire erben stallungen daruff buwen und haben mogen." Die Schlüssel zu dem Hause sollen, wenn sie nicht bedurft werden, bei dem Theil aufbewahrt werden, wozu die Kemnate gehört. Wollen die Pfalzgrafen die Stallung nicht behalten, so dürfen die Gemeiner sich ihrer bedienen. Sollen dieselben einen Hauptmann oder Amtmann auf die Burg setzen, so muß dieser den Burgfrieden beschwören. Die Gemeiner verpflichten sich auch, die Burg von Niemanden anders zu Lehen zu nehmen, als von

dem römischen Reiche. Sollte Jemand die Veste nöthigen (belagern), so soll der pfälzische Amtmann zu Bacharach auf Anfordern der Burgleute 10, 12 oder 15 Gewappnete nach Schönenburg schicken. Entstehen Streitigkeiten, so entscheiden diese 5 gewählte Schiedsrichter, Ritter und Knechte (Herrn sind ausdrücklich verbeten).

Ritter Friedrich von Schonenburg der Alte (Siegel, 6 Schilde) erhält 1391—1398 sechs Mark Pfennige Manngeld von den Grafen von Sponheim zu Castellaun. Unterm 9. Januar 1392 quittirt Henne Smydeburg von Schonenburg über 450 Goldgulden, welche Erzbischof Werner von Trier ihm, Hern Johann Dechanten zu St. Martin zu Wesel, Hern Johan Rost, Ritter, und Henrich, mynen gebruderen, bezahlt hat. Er verzichtet dafür auf allen Schadenersatz, der ihm und seinem Neffen Henrich Zurn seligen in dem Kriege zwischen dem Erzbischof von Trier und den Bürgern von Wesel an Höfen, Häusern, Hausrath und Weingärten angerichtet worden, und auf den Ersatz von 120 Stück Zimmerholz, welche Heinrich Zorn dem Erzbischof auf der Burg Schönenburg geliehen hat. Dagegen verzichten unter dem nämlichen Datum auf Schadenersatz, wegen desselben Ereignisses, Friedrich von Schonenburg der alde, Ritter, gegen 450 Goldgulden, und Henne Reyde von Schonenburg der alde, gegen 50 Goldgulden. Rost von Schonenburg erhält 6 Mark Pfennige jährliches Manngeld von dem Grafen von Sponheim zu Kirchberg, 1393. Im n. J., 12. Aug. verkaufen Dylmann, Dylmanns von Schonenburg sel. son und Meckele seine Hausfrau eine Rente von einem Weinberg zu Oberwesel. Am 13. Juli 1395 verkaufen Dilmann, Dilmanns von Schonenburg Edelknechten sel. Son und Meckele seine Hausfrau eine Rente von einem Hause in der Neustadt zu Oberwesel. Im n. J. wird Cröne (Corona) von Schönenburg als Präsenzmeisterin im Kloster Rupertsberg bei Bingen genannt. Am 13. Januar 1396 kommt Dyelmann, Dyelmanns Son von Schonenburg, als Burger zu Wesel vor. Im selbigen Jahr, 12. Febr. bekennen Friederich von Schonenburg, Ritter, der Junge, und Otte Feißte von Schonenburg, Edelknecht, Gemeynre zu Schonenburg, daß die Pfalzgrafen ihnen gegenüber eine Rente von 150 Gulden

mit 1900 Gulden abgelöst haben. Ebendaselbst 1396, 3. Juni, bekennen die beiden Enkel des Ritters Johann von Schonenburg, Johann von Schonenburg der Junge und Greta von Schonenburg, Gemahlin Wynants von Waldeck, wie es nach dem Tode Friedrichs Herren von Ehrenberg mit der Erbfolge in der Herrschaft Ehrenberg gehalten werden soll. Friedrich von Schonenburg ist Zeuge. Im n. J., 24. Aug. beschwört Henne von Schonenburg Hennen sel. Sohn von Schonenburg den Burgfrieden zu Schonenburg gegenüber dem Pfalzgrafen. 1396 und 1397 erscheint Johann von Schonenburg als Domscholaster zu Mainz.

Am 6. Juni 1397 verleiht Johan Schonenburg von Schonenburg Ritter für sich und Johan seinen Enkel einen Weingarten genannt „der Ortenberg", gelegen in der Aberbach (Oberbach), Trierisches Lehen, dem Clas von Bacharach, Bürger zu Wesel, gegen die halben Trauben, doch sollen dieselben erst nach 7 Jahren entrichtet werden, bis wohin der Wingert in Bau zu setzen ist. „Ich Johan von Schonburg der Junge und ich Wynant von Waldecke" bekennen am 21. Jan. 1400 von dem Pfalzgrafen Ruprecht einen Turnos am Zoll zu Bacharach und einen Turnos am Zoll zu Caub bis zur Bezahlung von 1940 Gulden Mainzer Währung erhalten zu haben. Am 14. Sept. n. J. bewilligt Erzbischof Friedrich von Cöln, daß Kuno, Heinrichs Herrn zu Pirmont Sohn, seine Frau Greta von Schonenburg (Wittwe Winands von Waldeck) mit der Hälfte des Schlosses Lösenich bewitthume. Am 14. Sept. 1401 verzichtet Humbrecht von Schonenburg auf seine Forderungen an Graf Johann von Sponheim und erhält 6 fl. Manngeld aus der Herbstbede zu Enkirch. Johann und Greta von Schonenburg, Geschwister und Enkel des Ritters Johann von Schonenburg sel., letztere Wittwe Wynants von Waldeck und Hausfrau Kunos Herren von Pirmont, erhalten von Pfalzgraf Ruprecht 5000 fl. zu ihrem Erbtheil an Ehrenberg, 16. Febr. 1405. Am 27. April n. J. bekennt Johann von Schonenburg der Junge zu einem Gemeiner des Schlosses Rimberg (Rheinberg im Wispertthal) angenommen worden zu sein und beschwört den Burgfrieden daselbst. Am 7. Januar 1408 wird Wilhelm von Schonenburg Gemeiner zu Schonenburg und beschwört den

Vertrag mit dem Pfalzgrafen. Zwei Jahre später geschieht das Gleiche durch Eberhard von Schonenburg. „Henrich von Schonenburg, den man nennet von Smedeburg," bekennt am 30. Sept. 1410 belehnt zu sein mit 2 Fuder Wein jährlicher Rente vom Kelterhaus zu Wesel, die dem Stift angefallen sind von Symon Grauße von Cube. Heinrich von Schonenburg stirbt als Cantor und Canonicus zu Mainz 1412. Im n. J., 24. Mai werden Eberhard, Friedrichs von Schonenburg sel. Sohn, und Endres Reide von Schonenburg Gemeiner und beschwören den Burgfrieden.

Johann Roste von Schonenburg, Johann Smydeburg von Schonenburg, Rittere, Heinrich Smydeburg von Schonenburg, Gebrüdere, Johann von Schonenburg der Junge, Otte Feißt von Schonenburg, Eberhard von Schonenburg, Heinrich von Schonenburg, Johann Schonenburg der Junge, Wilhelm von Schonenburg, Henne Smydeburg von Schonenburg der Junge und Endres Reyde von Schonenburg, „alle Gemeinere der vesten Schonenburg nytwendig der Stad Bacherach gelegen," versprechen am 17. Oct. 1413 dem Pfalzgrafen bei Rhein, Ruprecht dem Aeltern gegenüber, die in der Urkunde von 1391 ausgedrückten Verbindlichkeiten zu halten. Am 11. und 13. April 1413 schließen Johann von Schonenburg der Junge und Kuno von Pirmont nebst seiner Hausfrau Grete mit dem Pfalzgrafen Stephan einen Burgfrieden zu Ehrenberg und theilen dann die Herrschaft. Johan Schonenborg der Junge wird am 6. Febr. 1414 von Johann von Lewensteyn Ritter der Jonge, Clais und Syfried Gebrüder von Obirsteyne Schwager genannt. Johann von Schonenburg stirbt am 9. Juli 1414 als Dompropst zu Mainz. Im n. J., 12. Aug. bestätigt K. Sigismund dem Erzbischof Werner von Trier den Besitz von Schonenburg. Gleichfalls 1414, 25. Oct. bekennt Johan Smedeburg von Schonenburg Ritter mit seinem Bruder Rost auf das ihnen zugehörige Dorf Richenrait 30 Gulden von Richard von Eltz aufgenommen zu haben.

Am 11. Nov. 1415 verzichtet Henrich genannt von Schonenberg „vur dem Sone gelegen" auf alle Ansprüche „an das Gehuse und Gude zu Seenheim und anderswo, die wilne Hen-

rich Clyngelbachs waren und dem Stifte Trier vur langen Jaren ledich wurden," nachdem er in einer Fehde niedergeworfen und gefangen ist. Er bekennt auch des Erzstifts Trier „loßledich Man" geworden zu sein und aus seinem Theil an der Beste Schonenburg nichts gegen dasselbe unternehmen zu wollen. Gutte Milwalt, seine Mutter, Contzgen und Peter von Schonenburg, seine Magen, besiegeln dies. In demselben Jahre bekennt Wilhelm von Spanheim „den man nennet von Bacherach" mit Heinrich von Schonenburg, der als Feind des Erzbischofs Werner von Trier gefangen genommen worden ist, des Erzstifts Trier „loßledich" Mann geworden zu sein. Johann von Schonenburg Ritter beschwört 1417, daß der Wald „die Strudt" seit Menschengedenken der Stadt Bacharach gehört. Im f. J. belehnt K. Sigismund den Johann von Schonenburg den Jungen von Ehrenberg mit einem Theil au zwei Salmenwassern zwischen St. Goar und Wesel, welche früher Friedrich von Schonenburg der Alte und danach dessen Wittwe Grete besaßen.

Am 10. Febr. 1419 bekennt Henrich Smydeburg von Schonenburg, von Erzbischof Otto von Trier folgende Lehen empfangen zu haben: 1) 2 Fuder Wein jährlich aus dem Kelterhause zu Wesel, 2) 20 Pfund Geld, die er und sein Bruder Johann von Schonenberg zu Lehen hat von der Bede zu Wesel, 3) die Viertheils-Weingarten hinter der Hart in der Weseler Mark „daz forder Lehen" genannt, 4) die Drittels-Weingarten an dem großen Stück, 5) den Weingarten in der Engelhelden ꝛc. In demselben Jahre, 2. Mai wird Johann von Schonenburg von Erenberg von Erzbischof Theoderich von Cöln mit 2½ Fuder Weinrente zu Rhens belehnt (gevierter Schild, 1 und 4 Schönberg mit dem einen Schild, 2 und 3 Ehrenberg). Wilhelm von Schonenburg bekennt am 26. Aug. n. J. vom Erzstift Trier belehnt zu sein mit den Burglehen, die vormals Her Thomas von Schauwenburg Ritter zu Mannlehen und Burglehen des Slosses zu St. Wendeline hatte, nämlich 6 Hofstetten zu Merpedingen, eine Hofstatt zu Tholey, ehemals Lehen Michels von Merpedingen Ritter, 3 Hofstetten zu Heideswilre, ein Theil des Zehnten des Kirchspiels der Pfarre Tholey mit den Feldern genannt „die Achten" bei Schauenburg

und 5 Pfund Heller zu Winterbach, die ein Burglehen zu St. Wendelin sind.

Im J. 1420 verpachten Johann Schonenburg und sein Schwager Kuno von Pirmont den Hof zu Kalles. Im n. J. erscheint Otto Feyst von Schonenburg. Johann von Schonenburg der Junge versetzt am 2. Juli 1421 sein Drittel des Gerichts und der Lute zu Ruchenrod und zu Schonenburg uff dem Berge ꝛc. dem Herzog Steffan, Pfalzgraf bei Rhein ꝛc., für 15 Mainzer Gulden. In demselben J. kommt vor Johann von Schoneburg, Herre zu Ernberg. Erzbischof Otto von Trier bewilligt unterm 2. April 1422, daß der Edelknecht Otto Feist von Schonenburg seine Hausfrau Gutta von Katzenellenbogen auf einen Wingert in der Weseler Gemarkung „hinter dem Werde" bewitthume. Johann von Schönenburg, vermählt mit Agnes von Erenberg, macht 1424 Ansprüche auf das von Trier ihm vorenthaltene Schloß Treis, als Erbe seiner Gemahlin, Tochter des Friedrich von Erenberg und der Agnes von Treis. Anniversarien für beide im Necrolog zu Engelport, 15. März. Deren Kinder waren: Johann, verm. mit Else von Oberstein, und Margaretha. Am 29. Mai 1425 verzichtet Pätze von Schönenburg, Wittwe Johann Husers von Homberg, auf ihre vermeintlichen Witthumsrechte. Erzbischof Dietrich von Cöln verpfändet am 4. Nov. 1426 an Else von Oberstein, Wittwe Johanns von Schonenberg, Alken und Thuron um 2700 Goldgulden. Im n. J. erscheint Gilbrecht von Schonenburg, Ritter, als Zeuge in einer Elkerhauser Urkunde. Pätz, Johann Husers von Homburg von Schonemburg Wittwe, tragt unterm 30. Januar 1429 dem Erzstift Trier auf alles Erbe, was ihr anerstorben ist von ihrem Bruder Johann von Schonenberg. Am 13. März 1430 wurde ein Vertrag geschlossen zwischen Kuno Herrn von Pirmont und Eberhard von Schonenburg, wonach Ersterer die Dechanei von St. Martin zu Wesel mit zwei Präbenden, welche Johann von Schonenburg zu vergeben hatte, Eberhard aber die Propstei und dazu gehörigen Präbenden vergeben soll. Letzterer soll auch das Gericht Schonenburg und das Dorf Richenrod mit Gericht ꝛc. von Kuno zu Lehen empfangen. Ulrich, Erwählter von Trier,

gibt am 11. Nov. n. J. dem Wilhelm Humbrecht von Schonemburg und dessen Erben zu Mannlehen 6 Felder zu Merpedingen, eine Hofstatt zu Tholey, 3 Hofstätten zu Heidesweiler, einen Theil am Zehnten im Kirchspiel Tholey mit den Aeckern, genannt „die Achten", bei Schauenburg gelegen, 5 Pfd. Heller zu Winterbach, früher St. Wendeler Burglehen, ein Burglehen zu Schmidtburg (Smydeburg), das früher Heinrich von Tholey besaß.

Wilhelm Humbrecht von Schonenburg erhält unterm 19. Oct. 1433 von dem Zollschreiber zu Bacharach 41 Gulden für den Erzbischof von Trier. Im n. J. verkaufen Kuno Herr von Pirmont und seine Frau Greta von Schonenburg der Pfarrkirche zu Bassenheim 40 Malter Korngülte. Am 30. Aug. 1438 erlaubt Heinrich von Schonenburg, daß der Erzbischof von Mainz die Pfarrkirche zu Waldlaubersheim dem Refectorio der Abtei Rodenkirchen incorporire. Wilhelm Hombrecht von Schonenberg und Else, seine Hausfrau, verkaufen am 26. März 1440 ihren Zehnten zu Loyrzburen, ausgenommen den kleinen Zehnten, an die Kirchenmeister zu Loyrzburen für 200 Goldgulden. Sein Schwager Johann Schilling von Laynstein besiegelt. Dessen Gemahlin war Elisabeth von Schönenburg. Am 17. Mai 1441 bekennt Wilhelm von Lewenstein, daß Otto von Schonenberg Jutten von Katzenellenbogen, seine eheliche Hausfrau, bewitthumt hat mit einem Wingert in der Weseler Mark „hinter dem werde", daß er nun diese Jutta geehlicht hat und den Weingarten als Trierisches Lehen seiner Frau anerkennt. Dietherich von Schonemberg, Scheffe zu Bonn, wird am 6. Aug. 1442 von Erzbischof Jacob von Trier mit einem Hofe zu Entenich (bei Bonn) belehnt. In demselben Jahre belehnt Kaiser Friedrich (III) den vesten Friedrich von Schönberg mit dem Schlosse Schönberg und dem Felde Aspen für sich und seine Mitgemeiner. Am 30. Mai 1443 wird Friedrich von Schonenberg von Kuno Herrn von Pirmont vor ein Manngericht im Saale zu Erenberg geladen. Johann von Schonenberg, Diethrichs sel. Sohn, wird unterm 6. Januar 1444 von Erzbischof Jacob von Trier mit dem Dunischen Hofe bei Brem belehnt. „Reinme König von Jerusalem und zu Sicilien, Hertzog von Anjoy, zu Bare und Loth-

ringen, Grave von Provincien, Folcarlien und zu Pymont,“ erlaubt am 29. Nov. n. J. dem Wilhelm Humbrecht von Schonenberg, seine Hausfrau Else von Erffartzhusen mit dem Burgsaß zu „Schauwenburg in unserm Schlosse“ von des Herzogthums Lothringen wegen zu bewitthumen. Im J. 1445 erhält Johann von Schoneberg, Burgmann zu Rheinfels, den dritten Trauben in der Haimbach. »Abatissa et conventus monasterii ad omnes Sanctos extra muros Wesalienses ordinis Cisterciensis« präsentiren am 2. Mai 1452 dem Wilhelm Humbrecht von Schonenberg, armiger, Patron des Klosters, den Johann Cochem, Canonicus der St. Martinskirche zu Oberwesel, zum Altardienst. Am 17. Juni n. J. beschwören Friedrich, Wilhelm Humbrecht, Wilhelms Sohn, und Otto Feist von Schönenburg, Gemeiner zu Schönburg, den Burgfrieden von 1391.

Wilhelm Humbrecht und Friedrich von Schonenburg wirken am 10. Mai 1456 bei der Trierischen Landesvereinigung. Am 21. Nov. 1457 reversirt sich Otto Feyst von Schonemberg über ein Trierisches Lehen eines Wingerts zu Oberwesel. Wilhelm Hombrecht von Schonemberg thut ein Gleiches am 25. Nov. n. J. gegen den Erzbischof von Trier über das Burglehen zu St. Wendel, das sein Vater Wilhelm früher besaß. Am 6. Juni 1458 zeigt Kaiser Friedrich den Gemeinern des Schlosses Schonemberg oben Wesel an, daß die Vorfahren im Reiche vor langen Jahren „den eygentumb vnd ordentlichen Herschaft, die des heilig Reich an der vesten von Schonemberg an den Ertzbischove und den Stift von Trier“ gewandt hat. Er weiset daher die Gemeiner an, das Schloß von dem Erzbischof von Trier und nicht vom Reiche zu Lehen zu nehmen. Wilhelm Hombrecht von Schonemberg reversirt sich unterm 21. Oct. 1459 gegen den Erzbischof von Trier über den Kirchensatz u. s. w. zu Conz. Am 18. April 1463 erlaubt Erzbischof Johann von Trier dem Wilhelm Humbrecht von Schonenberg, Elsen von Erffartzhusen, seine eheliche Hausfrau, auf die erzstiftischen Lehen desselben zu bewitthumen, nämlich: den Antheil an dem Zehnten zu Tholey und die Hofstadt daselbst, den Antheil an Merpedingen, Heideswilre, die Acht bei Schauenburg, 5 Pfd. Heller

zu jährlicher Rente zu Winterbach, Theil an dem Frucht- und Weinzehnten zu Conz, einem Theil des Kirchensatzes daselbst rc. Otto Feyst von Schonenburg kommt vor am 3. Sept. 1464 beim Geding zu Biebern. Johann Hombrecht von Schonenburg beschwört am 10. Apr. 1472 bei seiner Aufnahme als Gemeiner der Veste Schonenburg den Burgfrieden von 1391. Sein Momper und Stiefvater war Wilhelm von Baden. Unterm 26. April 1474 belehnt Erzbischof Johann von Trier den Johann Humbrecht von Schonemberg mit den Lehen, welche sein Anich Wilhelm 1430 erhalten hatte, desgleichen mit dem Kirchensatz, Frucht- und Weinzehnten zu Conz.

Am 18. Mai 1475 benachrichtigt Kurfürst Friedrich von der Pfalz den Adam und Wilhelm Humbrecht von Schonberg, daß er den Johann Emich zu seinem Burgfaut „unseres teils und geseß zu Schonburg" gemacht hat, und befiehlt, ihn ein und aus zu lassen. Adam und Johann Hombrecht von Schonberg beschwören am 20. Febr. 1478 den Burgfrieden von 1391. Im n. J. erscheinen Johann Hombrecht und sein Bruder Wilhelm Humbrecht von Schonberg. Zur Ausgleichung der Myssele und Spenne zwischen dem Pfalzgrafen Friedrich und Adam von Schonenburg über Rucheroit erkennen die vier Schiedsrichter unterm 2. Aug. 1480, daß Adam von Schonenburg kein rechter Erbe ist von Johann Smedburg von Schonenburg. Am 27. April 1481 erhält Wilhelm Hombrecht von Schonemberg die Lehen, die sein Anich Wilhelm von Schonenburg und danach sein Vater und Bruder hatte. Philipp von Schönenburg kommt vor am 27. Mai 1482 unter den Mannen der vordern Grafschaft Sponheim, ebenso zu Conz. Arnolt Here zu Vinstingen bekennt am 12. Nov. 1492 dem Wilhelm Hombrecht von Schonenburg 60 rheinische Goldgulden schuldig zu sein und räumt ihm dafür die Kornrente zu Wiltingen und Kanzem an der Saar ein. Im J. 1495 stirbt Friedrich von Schönenberg, Dechant zu Münstermaifeld. Friedrich von Schonenburg, Lyse von Geroltsteyn, syn hußfrauwe, altern und Kynder, Rese und Hedwig, erscheinen im J. 14** unter den Stiftern und Gutthätern der Kirche zu U. L. Frauen in Oberwesel, ebenso Domicella Nesa de Fleckenstein, uxor Everhardi de Schonenburg.

Im J. 1502 präsentirt Adam von Schönberg den Mainzer Domherrn Johann Boiß von Waldeck als Propst zu St. Martin in Oberwesel. Diethrich Hombrecht von Schönenburg, ältester Sohn Wilhelm Hombrechts, wird 1504 von Erzbischof Jacob von Trier belehnt 1) mit einem Haus zu Saarburg, 3 Malter Korn und 3 Gulden Rente, 2) mit einem Hof zu Monzingen im Amte Saarburg, 3) mit einem Burgseß zu Hunolstein, 4) mit dem Burglehen zu St. Wendel, wie sein Oberanch Wilhelm von Schönenburg von Erzbischof Otto belehnt worden, 5) mit dem Zehnten zu Conz. Kurfürst Philipp von der Pfalz ernennt am 25. Dec. 1505 Philipp von Schönberg, welcher ihm 2000 fl. geliehen, zum Amtmann in seinem Antheile von Stromberg. Otto Hombrecht von Schönenberg wird im J. 1506 nach dem Tode seines Vaters Johann Wilhelm Hombrecht von Schönenburg beliehen 1) mit einem Hofe zu Monzingen, 2) dem Burglehen zu St. Wendel, 3) einem Haus zu Saarburg, 4) einem Burglehen zu Hunolstein, 5) dem Kirchensatz und Zehnten zu Conz. Das Lehen sub 2) ging 1538 nach Ottos ohne Leibeserben erfolgtem Tode auf Ludwig von Sötern über. Johann und Diether von Schönenberg, Herrn Philipps sel. Söhne, haben einen Rechtsstreit mit Melchior von Daun, Herrn zu Falkenstein und Oberstein, wegen des Bretzenheimer Waldes, der im J. 1509 entschieden wurde. Im n. J. vergleicht sich Wilhelm Hombrecht von Schonenburg mit N. Moer von Walde über die Zehnten zu Lotzbeuren, Kleinich, Widderab, Eppenhausen und Utzbach, nachdem schon mit Wilhelms ältestem Sohn Diether und nach dessen Tode mit Otto Hombrecht von Schonenburg darüber Streit entstanden. Am 20. Oct. 1510 belehnt der Herzog von Lothringen den Otto Hombrecht von Schonenburg mit dem Burglehen zu Schauenberg, wie solches sein Vater besessen.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz ernennt 1512 den Johann von Schönberg zum Amtmann in Kreuznach mit Anweisung seines Wohnsitzes auf dem Kauzenberg. Im n. J. wird Otto Hombrecht von Schonemburg genannt in einem Lehnrevers gegen Erzbischof Richard von Trier über Haus und Hofstatt zu Saarburg, 3 Malter Korn und 3 fl. Rente aus Krochtwilre. Die

Gebrüder Friedrich und Johann von Schönberg berufen sich im n. J. wegen Richenrod auf den Spruch von 1480, den der Pfalzgraf Johann bestreitet. Friedrich von Schönberg wird 1514 von Johann Herrn zu Pirmont und Ehrenberg mit den Lehen von der Herrschaft Ehrenberg belehnt, die seine Voreltern besaßen, d. h. der Propstei St. Martin zu Wesel, vier Präbenden daselbst, Dorf und Gericht Richenrod, einer Mühle zu Beilstein, Renten daselbst und dem Gericht auf dem Schönenberg. Im J. 1519 erscheint Johann von Schönberg als Amtmann zu Stromberg. Michael, Friedrich, Johann und Otto Humbrecht von Schönenburgh, Gebrüder und Vettern, beschwören 1520 den Burgfrieden zu Schönenburg von 1391. Johann von Schönberg wird 1520 von Pfalzgraf Ludwig bevollmächtigt, in seinem Namen den Burgfrieden zu Schönberg zu beschwören. Im Jahre 1524 bekennt Friedrich von Schönburg, daß Kurfürst Ludwig von der Pfalz, dessen Diener Einen er tödtlich verwundet, nachdem er sich mit dessen Wittwe verglichen und die Verpflichtung übernommen, mit seinem Vetter „Otto von Schonburg genannt Imel" dahin zu wirken, daß sie das Theil an Schonburg wieder an sich bringen, ihn wieder zu Gnaden aufgenommen hat. Friedrich und Johann von Schönburg, Gebrüder, und Ott Hombrecht von Schonburg beschwören 1525 den Burgfrieden zu Schönburg von 1391. Im J. 15** gestattet Erzbischof Johann von Trier wegen der ihm für empfangene 2000 fl. von dem Otto Hombrecht von Schönenberg und dessen Frau Adelheit von Lebenstein mit Consens des K. Ferdinand als obersten Lehensherren verpfändeten Hälfte des Schlosses Schönenberg, einen Ausbau der baufälligen Theile.

Johann von Hansmannshausen, Kellner zu Wesel, klagt 1530 dem Erzbischof Richard von Trier, daß die Junker auf Schönberg das Fuder Wein, welches der Caplan der Capelle St. Katharinä auf Schönberg beziehe, für sich genommen hätten, worauf der Erzbischof befiehlt, statt des Weines die entsprechende Geldsumme an den Caplan zu zahlen. Im J. 1531 wird ein Abkommen getroffen zwischen der Stadt Wesel und Friedrich von Schönberg nebst den Baumeistern und Gemeinern zu Schönburg über den

Umfang des Burgfriedens, wobei die Urkunde von 1442 zum Grunde gelegt. Von 1531—1551 erscheint Friedrich von Schonebergk, hessischer Burggraf, Oberamtmann und Commandant zu Rheinfels. Agnes von Schönberg heurathet 15** Wilhelm von Schwalbach zu Niederhofheim. Im J. 1531 bewitthumt Heinrich Cratz von Scharfenstein seines Bruders Philipp Frau Anna, Tochter Johanns von Schönenberg, auf dem Hause Schmidtburg. Otto Humbrecht von Schönburg wird 1532 mit dem Burgseß und Gehäuse zu Hunolstein als Trierischem Burglehen belehnt. Im n. J. bekennt Otto Hombrecht von Schonberg, Hofmeister des Pfalzgrafen Johann, von besagtem Pfalzgrafen eine Behausung an St. Peters Pforte zu Kreuznach mit der Bedingung geschenkt erhalten zu haben, daß er dieselbe verkaufe und den Erlös in der Grafschaft Sponheim anlege. Er bekennt, die erlösten 500 fl. abgegeben und dafür 25 fl. Manngeld aus der Landschreiberei Simmern erhalten zu haben. Im J. 1533 erhebt sich ein Prozeß zwischen den Brüdern Friedrich und Johann von Schönberg und der Abtei Eberbach über einen Weinberg, der letzterer gehört. Friedrich und Johann von Schönberg streiten im J. 1538 mit der Stadt Wesel über einen von den Erstern angelegten Weg nach Perscheid. Erzbischof Johann von Trier und Kurfürst Ludwig von der Pfalz vergleicht sie.

Friedrich von Schönberg wird 1541 für sich und seinen Bruder Johann mit den Isenburgischen Lehen belehnt. Friedrich von Schönburg stirbt 1550. Sein Grabmal in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel tragt unter seiner geharnischten Statue folgende Inschrift: »Nobili singularique prudentia et animi magnitudine conspicuo viro Friderico a Schoenburgk, qui vivens arcem Scoenburgk prope Wesaliam partim defunctis partim cedentibus omnibus eius possessoribus, quod multis ab hinc annis nemini contigit solus possedit atque posteris transmisit filii Fridericus et Meynhardus pietate movente F. F. a. 1550, die 21. Februar. aetatis 66.« Friedrich von Schönberg kommt 1553 vor als Amtmann von Simmern, derselbe wird 1555 zum Oberamtmann von Trarbach ernannt. Vom 11. Nov. 1557 ist datirt Johanns von Schonenberg Lehenrevers gegen

Pfalzgraf Friedrich über Dorf und Gericht zu Ruchenroth, eine Mühle zu Beilstein und Geldrenten daselbst, wie sie sein Vater Adam dort besessen hat, das Gericht auf dem Schönenberg und 12 fl. Manngeld aus der Landschreiberei Simmern. Zum Empfang der Lehen bevollmächtigt Johann wegen Krankheit seinen Sohn Hans Engelhardt von Schoneberg. Dietz von Schönberg vergleicht sich am 14. April 1564 mit der Stadt Wesel wegen des Holzhauens im Weseler Walde. Im J. 1568 kommt vor Meinhard von Schönberg als Marschall von Kurpfalz, und 1571 derselbe Meinhard von und zu Schönberg als Amtmann zu Bacharach. Er wird am 20. März n. J. von Kurfürst Friedrich von der Pfalz mit 100 fl. jährlichen Manngelds belehnt. Am 20. Jan. 1572 werden Meinhard von Schönberg und seine Vettern Dietherich und Simon Rudolf von Schönberg von Erzbischof Salentin von Cöln als Grafen von Isenburg-Grenzau mit dem Zehnten zu Wesel, Dellenhofen und Perscheid belehnt. Am 31. Januar 1582 präsentirt Meinhard von Schönberg den Philipp Cratz von Scharfenstein zum Propst von St. Martin zu Wesel.

Meinhard von Schönberg, kurpfälzischer Rath und Amtmann zu Bacharach, beschwört unterm 29. Sept. 1585 als ältester Gemeiner zu Schönberg für sich und seine Vettern Dietherich und Simon Rudolf von Schönberg dem Pfalzgrafen Johann Casimir den Burgfrieden zu Schönberg. Meinhard von Schönberg, kurpfälzischer Amtmann zu Bacharach, geb. 26. April 1530, 1561 zu Jerusalem zum Ritter geschlagen, starb zu Schönberg, 22. April 1596. Sein Grabstein befindet sich in der evangelischen Kirche zu Bacharach. Meinhards von Schönburg Söhne, nämlich: Heinrich, Dietrich der Aelteste, Johann Friedrich, Johann Meinhard, Georg Wolff und Johann Otto, theilen am 21. Nov. 1598 die väterlichen Güter. Letzterer, als Jüngster, erhält das Stammhaus Schönburg. Unterm 24. Sept. 1601 sucht Hans Meinhard von Schonberg seine Belehnung bei den Räthen der hintern Grafschaft Sponheim nach. Im J. 1604 erscheint Heinrich Dietrich von Schönberg als Amtmann zu Bacharach. Johann Friedrich von Schönburg starb in Ungern als Kämpfer wider den Erbfeind im 20. Jahre seines Alters im

kaiserlichen Feldlager den 24. Febr. 1605 und ward zu Eperies zur Erde bestattet. Sein Denkmal befindet sich zu Oberwesel in der Liebfrauenkirche. Daselbst ist noch ein Grabstein mit folgender Inschrift: »Henricus Eberhardus a Sch. Sim. Rudolfi filius nobilissimus optimae spei adolescens in ipso aetatis flore quod morti fuit, reliquit, quod immorte est consequeretur Filii dilectissimi immatura morte perempti acerbum funus parentes moestissimi ordine turbato superstites Wesaliae conduxerunt. Obiit in Montigni anno incarnationis verbi 1606, aetatis sui 16, die 21. Julii.« In den J. 1609, 1611 und 1616 wird Heinrich Dietrich von Schönberg von Kurpfalz belehnt mit dem Dorf Richenrod, einer Mühle daselbst und dem Gericht auf dem Schöneberg.

Am 30. Aug. 1616 wird Heinrich Dietrich von Schönberg, kurpfälzischer Burggraf zu Starkenburg, von Pfalz für sich, seine Brüder Georg Wolf und Johann Otto und seines jüngst verstorbenen Bruders, des Obersten Johann Meinhard Söhnlein Friedrich, und für seine Vettern Johann, Karl und Otto Friedrich, weil. Simon Rudolfs hinterlassene Söhne, mit 12 fl. Manngeld aus der Landschreiberei Simmern, welche Pfalzgraf Johann den Gebrüdern Adam und Michel von Schönberg geliehen, belehnt. Heinrich Dietrich von Schönberg, kurpfälzischer Burggraf zu Starkenburg, beschwört für sich und seine Mitgemeiner am nämlichen Tage den Burgfrieden zu Schönberg vom J. 1391. Gleichfalls 1616 wird derselbe von Kurpfalz belehnt 1) mit Dorf und Gericht Richenroth, 2) einer Mühle, genannt Beyelstein, 3) 12 Schilling Heller und 12 Hühnern auf halben Mai, und auf St. Brictientag: 11 Weseler Malter Hafer, 15 Schilling Heller und 12 Fastnachtshühnern, den Wiesen ꝛc., sowie sie Johann von Schönberg und seine Voreltern gehabt haben, 4) dem Gericht auf dem Schönerberg. Derselbe Heinrich Dietrich wird im n. J. als Faut zu Heidelberg genannt. Am 31. Jan. 1618 bittet Johann Karl von Schönburg die Gemeinherrschaft der hintern Grafschaft Sponheim, die Lehen, welche beide Linien von Schönburg, nämlich sein Vater Simon Rudolf selig, dann er und sein Bruder Otto Friedrich einestheils, anderntheils aber

weiland Hans Reichart, Oberst, und dessen Bruders Hans Meinhart sel. hinterlassene Söhne Philipp Diether und Hans Philipp von Schönburg besessen, in ein Lehen zusammenzuziehen und simultanée zu verleihen. „In dieß Buch der Lebendigen seind geschrieben der gotseligen Arbeiter Nahmen so unser lieben Frawen Kasten und Bilde, wie auch des hochwürdigsten Sacramentshäußlein haben ausstaffiren und mahlen helffen. Actum anno 1623. Der wohlgeborne Herr Obrister Otto Friderich von Schönburg donavit 3 Göldgulden" ꝛc. Anno 1625 haben zu dem newen hohen Altar zu U. L. F. Kirche in Wesel nachfolgende Gotteskinder contribuirt und aus christlichem Eifer und Liebe zu Gottes und seiner geliebten Mutter Ihr und Ihres Tempels Zier freigebig gesteuert: die wohledle Ursula Theodora von Schönburg 9 Reichsthaler ꝛc. Hans Otto von Schönburg erscheint 1632 als Amtmann zu Bacharach. Am 17. April 1650 ward ein Ehevertrag geschlossen zwischen Otto von Schonburg und Juliane Eleonore von Gleissenthal zu Frankfurt a. M. Otto von und zu Schönburg, als Aeltester des Stammes, belehnt am 2. Jan. 1653 den Lorbecher mit einem Wingert in der Weseler Mark. Im J. 1655 errichtet Otto von Schönburg ein Codicil zu seinem Testamente zu Gunsten seiner Frau; er stirbt 1657. Seine Wittwe heurathete am 10. Mai 1660 den kurpfälzischen Amtmann zu Bacharach, N. von Rockelfingen. Am 10. Juni 1657 ergreift Pfalz-Simmern Besitz von den von den Herren von Schönberg nicht rechtzeitig gemutheten Schönbergischen Lehen zu Richenrod ꝛc., wie oben im J. 1616 angegeben.

Am 6. April 1660 belehnt K. Leopold den Friedrich von Schönburg als Aeltesten des Geschlechtes von Schönburg, für sich und seinen Lehensagnaten Emanuel Maximilian Wilhelm Grafen von Schönburg, wie vorher seinen Vetter Otto von Schönburg, mit Schloß Schönburg, den beiden Salmenfängen bei Wesel und einem Wingert daselbst. Im f. J., 23. April belehnt Graf Johann von Nassau-Saarbrücken als Herr zu Kirchheim (Boland) den Friedrich Grafen von und zu Schönburg für sich und seinen Vetter Emanuel Maximilian Wilhelm Grafen von und zu Schönburg mit Wein- und Fruchtzehnten zu Waldlau-

bersheim, Hasenmannshausen (Aßmannshausen) und Cub. Am 29. Aug. 1662 belehnt Ludwig Heinrich Pfalzgraf und Graf zu Sponheim den Friedrich von Schönberg, der Königl. Majestät in Frankreich und Navarra wie auch in Portugal resp. Generallieutenant und Obersten, als Aeltesten seines Stammes, für sich und seinen Vetter Emanuel Maximilian Wilhelm Grafen von und zu Schönburg, mit Dorf und Gericht zu Richenrod, welche Johann von Schönburg und zuletzt Heinrich Dietrich von Schönburg als Aeltester für sich und seine Brüder Georg Wolf und Johann Otto, ferner für seines verstorbenen Bruders Johann Meinhard, Obersten, hinterlassenen Sohn Friedrich und für seine Vettern Johann Karl und Otto Friedrich von Schönburg, weil. Simon Rudolfs von Schönburg Söhne, zu Mannlehen empfangen, dessen Muthung aber Johann Otto von Schönburg als Aeltester des Stammes versäumt hatte. Am nämlichen Tage erfolgte des Genannten Belehnung mit 12 fl. Renten zu Simmern.

Am 2. Aug. 1669 belehnt Ludwig Heinrich Pfalzgraf und Graf von Sponheim den Grafen Friedrich von und zu Schönberg, Mertola, Herrn zu Coubert, Sognoles, Yebles, Vitry ꝛc. mit dem Wildfang zu Waldlaubersheim. Friedrich Graf von und zu Schönberg wird am 2. Juli 1680 von Nassau-Saarbrück wie im J. 1661 belehnt. Friedrich Graf von und zu Schönberg und Mertola, Marschall von Frankreich, wird in Gemeinschaft mit den von Obentraut von der Abtei St. Maximin mit einem Antheil am Zehnten zu Ulffersheim, Großwinternheim u. s. w. belehnt, 20. Januar 1683. Derselbe schickt im n. J. seinen Sohn Karl nach Heidelberg wegen Kurpfalz vorgeschossener Gelder. Er geht mit dem Kurfürsten einen Vergleich ein, wonach letzterer der Familie von Schönburg vorläufig Regalien im Werthe von 75,000 fl. auf Wiedereinlösung einräumt. Friedrich Graf von Schönberg kommt am 19. April 1687 als brandenburgischer Feldmarschall vor, und stirbt am 30. Juli 1690 am Boynefluß in Irland.

Am 5. Dec. 1700 ergreift Herzog Meinhard von Schomberg und Leinster Besitz von sämtlichen Schönburgischen Gütern. Im f. J., 22. April wird Meinhard, Herzog von Schönburg,

Brantford, Bangor, Coubert und Mertola, Markgraf zu Harwich, Grande von Portugal, großbritannischer General und Geheimrath, von der Abtei St. Maximin mit den Lehen, die seine Voreltern Heinrich Dietrich, kurpfälzischer Rath, mit den von Obentraut, sodann Friedrich duc de Schönberg, großbritannischer Generalissimus, endlich Friedrich Graf von und zu Schönburg und Mertola besessen hatten. Am 20. Juni 1705 belehnt Pfalzgraf und Kurfürst Wilhelm den Meinhard duc de Schonburg et de Leinster mit 12 fl. Manngeld zu Simmern, welche zuerst Adam und Michael Gebrüder von Schönburg von Pfalzgraf Johann, dann zuletzt Heinrich Dietrich als Aeltester seines Stammes für sich und seine Brüder Georg Wolf und Johann Otto, auch seines verstorbenen Brüders Johann Meinhard Obristen Sohn Friedrich und seine Vettern Johann Karl und Otto Friedrich von Schönburg, weiland Simon Rudolfs hinterlassene Söhne, empfangen hatten, die wegen versäumter Muthung Johann Ottos von Schönburg eingezogen, später aber dem Grafen Friedrich von Schönberg und seinem Vetter, dem Grafen Emanuel Maximilian Wilhelm von Schönburg wieder verliehen wurden. Diese Belehnung wurde am 17. Nov. 1718 von Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz wiederholt.

Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz belehnt den Meinhard duc de Schomberg und de Leinster mit den Leuten und dem Wildfang zu Waldlaubersheim, wie solche sein Vater Friedrich Graf von Schönburg besessen, 17. Nov. 1718. Im n. J. belehnt derselbe den Meinhard duc de Schomberg als Aeltesten des Stammes mit dem Gericht zu Richenrod rc., wie solche Lehen Johann von Schönburg und dessen Voreltern gehabt und wie sie Heinrich Dietrich für sich und seine Brüder und Vettern erhalten. Vom 8. Nov. 1782 datirt ist der Revers des Grafen August Christian von Degenfeld und Schönburg über sämtliche Schönburgische Lehen gegen Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz. Am 13. Juni 1703 findet ein Vergleich statt zwischen Mylord Meinhard duc de Schonburg et de Leinster, Reichsgraf von Schonburg, Grafen zu Brandfort, Bangor, Coubert und Mertola, Marquis von Harwich, Gränd von Portugal, großbrit. Geheim-

rath und General en chef, als Principalbevollmächtigter der Frau Louise Raugräfin zu Pfalz an einem und Friedrich Graf zu Sayn-Wittgenstein, wie auch der Gräfin Marie Wilhelmine von Schonberg, des Grafen Friedrich von Schonburg sel. Tochter, Beider Verlobten, über die Schönburgischen Güter, worüber seit einigen Jahren am Reichskammergericht Proceß geführt wird.

Nachdem Herr Eltester in sothaner Weise gesammelt, was jeder Historie Fundament sein sollte, beleuchtet er die verschiedenen Stämme der Ganerben zu Schönberg, zunächst die von Schönenburg oder Schönberg mit den Schilden, die im rothen Felde sechs silberne Schilde, drei, zwei, eins, führen, den sogenannten Humbrachtsstamm, in welchem er den Hauptstamm zu erkennen glaubt, von wegen des darin sich vererbenden, dem Reiche lehenbaren Burggrafenamtes. An dessen Spitze erscheint Otto de Sconeburg, ministerialis regis, in der die Burg Nassau betreffenden Urkunde von 1159. Otto Burggraf von Schonenberg kommt 1213 vor, und ist vermuthlich der Vater jenes Otto burggravius, der 1256 genannt wird, und 1257 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Otto die Vogtei und Gerichtsbarkeit zu Oberwesel an Kaiser Friedrich II verkaufte. Hierhin gehören auch, nach Ausweis des Siegels, der ehrbar Mann Heinrich Herr von Schoninburch, Ritter, der 1285 den Vergleich zwischen Wilhelm und Udo von Waldeck besiegelt, und Heinrich, der Burggraf 1303, mit dessen Siegel die Gebrüder Emmerich, Johann und Georg von Schönberg, als Patrone der St. Martinskirche zu Oberwesel, das von Erzbischof Dieter am 12. Dec. 1303 erlassene Statut, wodurch diese Kirche zu einem Collegiatstift erhöhet wird, besiegeln, während ein anderer der Patrone, Ritter Merbodo, weiland Tillmanns von Schonenburg Sohn, des eigenen Siegels sich gebraucht. Lamprecht von Schönenburg, Burgmann zu Schmidtburg 1325, Otto, Domherr zu Speier 1331, Wilhelm von Schonberg genannt von Argenthal, wolgeborner Knecht, Werner Ritter von Schönberg, Werner des Alten Sohn, 1341, führen das Wappen mit den 6 Schilden, 1341, während Werner von Schonberg genannt von Randeck, ebenfalls 1341, über die 6 Schilde einen Turnierkragen setzt.

Humbrecht von Schonenburg und seine Stiefsöhne Johann, Zymare, Ludwig und Wilhelm, vergleichen sich mit Graf Johann von Sponheim über die wegen der Kirche zu Mandel geführte Fehde, 1338. Wilhelm Humbrecht von Schönenburg wird 1456 genannt. Des Johann Wilhelm Humbrecht von Schönburg (1506 als verstorben vorkommend) und der Anna von Kellenbach Sohn Otto Humbrecht von Schönberg starb 1534, der letzte des Geschlechtes mit den Schilden, nachdem seine Ehe mit Adelheid von Löwenstein unfruchtbar geblieben.

Der Stamm mit dem Herzschild führte einen schwarzen Schild im silbernen Felde. Friedrich von Schonenburg hat Cölnische Lehen zu Rhens, 1255. Er, oder ein anderer Friedrich wird als Ministerial der Mainzer Kirche aufgeführt 1268. Friedrich von Schonenburg, Burggraf zu Lahneck 1324, trug zu Lehen von der Grafschaft Diez den Zehnten und Kirchensatz zu Rübenach. Friedrich von Schonberg, Pastor zu Rübenach, und sein Bruder Werner, dann Johann von Schonberg werden, samt denen von Eich, Randeck und Eltz, als Theilhaber an der Grafschaft Diez Lehen zu Rübenach genannt 1349. Johann wird 1357 von Graf Gerhard von Diez mit der Mühle zu Rübenach, statt der dasigen Korngülte belehnt. Dietrich Herr zu Schonenburg mit den 6 Schilden, der mit Ponzetta von Landskron verheurathet, sollte nach des Schwiegervaters Anordnung Green und Lorsdorf haben. Auf dieses Schwiegervaters, Gerhards IV von Landskron Ableben wurde er von Kaiser Karl IV, d. d. Luxemburg, Montag vor Viti 1372, mit Landskron, Burg und Zubehörung belehnt. Er blieb jedoch kinderlos, und seine Wittwe verfügte am 25. April 1397 über ihr Gut. Johann genannt Schonburg von Schonenberg, Ritter 1372—1415, und Else von Oberstein, seine Hausfrau, erkaufen 1372 von Emmerich Boos von Waldeck dessen Antheil in dem Diezischen Lehen zu Rübenach. Als Wittwe hat Frau Else 1426 von Erzbischof Dietrich von Cöln das Schloß Turant und Amt Alken um 2700 Gulden erkauft. Ihr Sohn, Johann von Schonenburg der Junge und Winand von Waldeck samt seiner Gemahlin, Margaretha von Schonenberg (die als Wittwe den Kuno von Pirmont heurathete), vergleichen

sich 1396 mit Pfalzgraf Ruprecht dem Aeltern in sothaner Weise, daß sie nach dem Tod ihres Schwiegervaters Friedrich von Ehrenberg ein Drittel der Herrschaft Ehrenberg haben sollen, und war hiervon eine Folge der Theilungsvertrag vom J. 1413, wonach Pfalzgraf Stephan, Johann von Schonenburg der Junge und Kuno von Pirmont im Recht seiner Hausfrauen Margaretha, jeder ein Drittel der Herrschaft Ehrenberg erhält. D. D. Dattenried, Dienstag vor Urbani 1418 wird Johann von Schoneburg der Jung von Erenberg von Kaiser Sigismund belehnt mit einem Theil an zwei Salmenwässern zwischen Oberwesel und St. Goar, die Friedrich von Schonenburg der Alt als ein Erbe gelassen hat, und das Gret, Friedrichs Hausfrau ihr Lebtag in Witthums Weise innegehabt. Johann der Junge von Schonenberg starb vor 1452. Dem Stamme möchte auch angehören Herr Reichard von Schonenburg, der samt seinem Sohn Dietrich in der Sühne zwischen Graf Adolf von Berg und Hermann von Renneberg 1313 genannt wird. Sie führten allem Ansehen nach das Herzschild roth im goldenen Felde. Hingegen führt der Burgmann auf Sternberg, filius Th. de Schoneberg im goldenen Felde einen schwarzen Schild.

Billig sollten jetzt die Schönberg mit dem Scepterrad folgen, allein sie haben in spätern Zeiten ihr Wappen mit jenem der Schönenburg oder Schönberg, drei silberne Kreuze im schwarzen Felde, quadrirt, und mehr noch als der Umstand, daß auch diese in genauen Beziehungen zu der Burg Schönberg ob Wesel gestanden haben, nöthigt mich der unter fremder Gewähr begangene Irrthum auf diese, Abth. I Bd. 4 S. 589—590 behandelte Familie zurückzukommen. Sie hat ihren Stammsitz nicht, wie dort angegeben worden, im Luxemburgischen, sondern im alten Nahgau, zwischen Stromberg und Spabrücken, nahe bei Dalberg, dessen frühere Herren ein Ankerkreuz führten, in der Form jenen der Dalberg gleich. Schöneberg und das benachbarte Herchenfeld trugen die von Schonenburg mit den Kreuzen von Kurmainz zu Lehen, und einer von ihnen, Heinrich von Schonenberg („vur dem Sane gelegen") gerieth mit dem Erzstift Trier zu Fehde, von wegen Güter und Haus zu Senheim, so Heinrich Klingelbach

von Senheim zu Lehen gehabt. Deß Nachfolger in dem Lehen wollte Heinrich von Schonenberg sein, er wurde aber gefangen und mußte 1415 allem Anspruch zu besagtem Lehen verzichten. Nach der Eifel sind seine Nachkommen versetzt worden durch die Heurath Philipps von Schonenburg, Konrads Sohn, mit der Erbin von Hartelstein. Die Schönberge mit dem Scepterrad haben ihrem Wappen die drei Kreuze einverleibt, in Folge alter, durch Lehensgemeinschaften, Fideicommisse und wechselseitige Vormundschaften unterhaltenen Geschlechtsverbindung. „In einem solchen im J. 1614 errichteten Fideicommiß, welches nach dem bald darauf (1632) erfolgten Abgange des Mannsstamms dieser Linie auf die Vettern von Schönberg auf Wesel ging, schloß Hans Reichard (des Kurfürsten Johann VII von Trier Bruderssohn) einen silbernen und vergoldeten Service, welchen er von dem König in Frankreich bekommen habe, ausdrücklich ein." Hans Reichard, Fürstlich Wormsischer Hofmeister 1584, wird in der 1612 aufgesetzten Aula Rudolphi II, Kayßerlicher Hof Statt, aufgeführt als „Hannß Reichart von Schönnenburgk, Herr zur Nollz (?) ꝛc., Khriegs Rath mit der Besoldung aines Hatschier-Hauptmanns." Hatschier-Hauptmann war damals Adam von Trautmannsdorf, „Bestelter Obrister, hat alß Hatschier Leibquardi Hauptmann jährlich 2000 fl. Und so oft die Hatschier Khlaidern, die Khlaidung auf vier Diener, auch für sein Persohn Federn auf Sturmhauben, Hueth und Baret von Farben, wie ihm gefällig, und auf die vier Diener auch Federn auf die Hieth, wie die Hatschiere. Und hat dann auch alß Würklicher Hof Khriegs Rath jährlichen 1000 fl. alles von erstem Junio anno 1608. Thuet alßo von solchen beeden Bestallungen monatl. 250 fl." Hiernach hätte Hans Reichard, der namentlich 1602 als k. k. Obrister und Hatschier-Hauptmann zu Prag vorkommt, diese letzte Stelle am 1. Juni 1608 nicht mehr bekleidet. Bei der Gelegenheit will ich doch erinnern, daß Kaiser Rudolf auch einen Antiquarius unterhielt, „Daniel Fröschl, vom 1. Majo 1607 die Speis zu Hof an der Kammerdiener Tafel und monatl. 15 fl." Im J. 1602 ging Hans Reichard von Schönenburg als kaiserlicher Gesandter nach Paris. »Vers la

mi-Carême, le comte de Schomberg, grand-maréchal de l'Empire, envoyé de la Cour de Vienne, arriva à Paris, où il fit son entrée avec une suite de 40 ou 50 chevaux. Sa Majesté lui fit rendre tous les mêmes honneurs que le maréchal de Bois-dauphin avoit reçus à Vienne,« schreibt Sully, der jedoch den Gesandten fälschlich als Graf und grand-maréchal de l'Empire bezeichnet. Hans Reichard war laut der Ueberschrift eines an ihn gerichteten Schreibens 1600 »Lieutenant de l'état de Grand-Maréchal de la Cour de S. Maj. Impériale.« Er starb 1617: um das Erbe seines Hauses entstand ein vermuthlich heute noch nicht erledigter Proceß.

Humbert von Sconenburg, Ritter, mit Benigna vermählt, führt im Schilde das Scepterrad 1265. Friedrich von Schonenburg, Ritter, 1368, soll des Gerhard von Scharfenstein Tochter Rizza zur Frau gehabt haben. Sein Sohn, Friedrich der Junge, 1391. Eberhard von Schönenburg, Herrn Friedrichs selig Sohn 1412, gewann in der Ehe mit Mesa von Fleckenstein, deren Grabstein, mit der Inschrift: Anno Domini MCCCCLII obiit veneranda Mesa de Fleckenstein relicta . . . de Schonburg, in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel, die Söhne Friedrich und Eberhard. Friedrich, welcher die Einigung der Trierischen Landschaft vom 10. Mai 1456 unterfertigte, starb den 8. April 1463, und wurde in der Liebfrauenkirche, wo noch sein stark beschädigter Grabstein, beerdigt. Er hatte 1446 Peters von Schöneck und der Hedwig von Kempenich Tochter Hedwig heimgeführt, und mit ihr den Sohn Michael gewonnen. Michael lebte 1477, und wurde der Vater Philipps, der 1547 genannt wird, zweifelsohn aber unbeweibt gestorben ist.

Eberhard von Schönberg (1476) wurde in der Ehe mit Elisabeth von Gerolstein Vater des einzigen Sohnes Adam, welcher 1472 des Kurfürsten Ruprecht von Cöln Hofmeister, am Abend vor Christi Himmelfahrt 1507 mit Tod abging, aus der Ehe mit Guta von Walbronn, neben der an Kaspar Cratz von Scharfenstein verheuratheten Tochter Agnes die Söhne Friedrich und Johann hinterlassend. Der jüngere, Johann, erheurathete 1538 mit Margaretha von Eschenau die im Elsaß belegenen

Lehen Bischweiler und Hanhofen, wurde auch 1557 von Kurpfalz mit Richenroth belehnt, und hinterließ, neben vier Töchtern, die Söhne Hans Engelhard, mit Maria von Andlau verheurathet, und Dietrich. Dieser, zu Bischweiler geboren, befehligte 1500 Reiter in dem Heere, so Prinz Johann Kasimir 1568 nach Frankreich führte, um sich dort mit dem Prinzen von Condé zu vereinigen. Das wurde ohne Hinderniß bewerkstelligt. »Ils passèrent la Marne près de Langres, et prenant leur chemin par la Bourgogne, ils vinrent à la source de la Seine. Les Italiens que Louis de Gonzague, duc de Nevers commandoit, et qu'il avoit postés dans le voisinage, pour empêcher ou pour retarder le passage de l'armée Protestante, s'avisèrent d'un stratagême. Ils jetèrent secretement dans la rivière des pointes de fer et des clous, afin que les chevaux se blessant, tombassent et fissent tomber leurs cavaliers, et que les chargeant alors, ils pussent les tuer et les défaire sans peine. Cette ruse ne réussit pas, car les premiers qui sondérent le gué, ayant connu le stratagême à leurs dépens, en garantirent les autres. Ils eurent soin de nettoyer avec des rateaux le lit de la rivière, et l'armée, qui étoit plus nombreuse que l'armée ennemie, la passa, malgré le corps des Italiens qui firent en vain des efforts pour s'y opposer. Le prince de Condé, qui étoit à Ancy-le-franc, un des plus beaux châteaux du royaume, appartenant aux Clermont-Tallard, détacha Théodoric de Schomberg avec son régiment, pour suivre ces Italiens. Schomberg les attaqua, tailla en pièces le plus grand nombre, mit en fuite les autres, et rapporta deux drapeaux au prince de Condé. Le prince, en considération de ce service, lui fit présent d'un collier du poids de deux cents écus d'or.«

Der Frieden von Longjumeau, 23. März 1568, machte den Feindseligkeiten ein Ende. Schönberg betheiligte sich mit 100 Reitern bei dem Unternehmen des Grafen Ludwig von Nassau, focht bei Heiligerlee und bei Jemgum. Dem Schlachtfelde von Jemgum entronnen mittels des gebrechlichen Nachens, der ihn und den Grafen von Nassau »niet sonder pericel« über die Ems trug, stieß er alsbald wieder zu dem Heere, welches, nach der

bei Rommersdorf von dem Prinzen von Oranien vorgenommenen Musterung, den unrühmlichen thatenlosen Zug nach den Niederlanden antrat. Schönberg ließ sich aber durch dergleichen schlechten Erfolg keineswegs abschrecken. In Gesellschaft des Grafen Ludwig von Nassau trug er sich zu Bergzabern, Anfangs Januar 1569 dem Pfalzgrafen Wolfgang zum Gefährten an für den Zug nach Frankreich. Das Anerbieten wurde nicht zurückgewiesen, und an der Spitze seiner 129 Reisigen focht er, nach erfolgtem Uebergang der Saone, 28. März, in dem Scharmützel bei Gilly, »où la perte fut égale, car chaque parti y perdit environ 200 hommes.« Der Vortrab des Heeres, welchem Schönberg zugetheilt, überschritt die Loire in noch größerer Leichtigkeit als unlängst die Saone, und die schlecht befestigte Stadt la Charité wurde von allen Seiten eingeschlossen, auch in wenigen Tagen so weit gebracht, daß den 19. Mai an Gegenwehr nicht mehr zu denken. Der Gouverneur, von seinem Bruder begleitet, kam auf die Mauer, mit Schomberg sich zu besprechen, und übergab die Stadt auf Gnade, sich selbst, von der Mauer herabsteigend, zum Gefangnen. Die in solcher Weise überlieferte Stadt erlitt eine schauderhafte Plünderung. Daß er durch die Gefangennehmung des Commandanten zu solchem Frevel Anlaß gegeben, verwies Herzog Wolfgang dem von Schönberg, den indessen der weitere Verlauf einigermaßen rechtfertigte. Wenige Stunden nach Einnahme der Stadt fand sich ihr zum Beistand ein der Herzog von Aumale mit seinem Truppencorps.

In Gefolge des Friedensvertrags vom 8. Aug. 1570 wurden die bis dahin in Frankreich beschäftigten deutschen Söldner verabschiedet, Schönberg fand aber sofort anderweitige Beschäftigung. Als General-Lieutenant der deutschen Reiterei folgte er dem Herzog von Lothringen in die bewaffnete Besitznahme der Grafschaft Bitsch 1571, und überließ ihm der Herzog aus Erkenntlichkeit für die hierbei geleisteten Dienste und aufgewendeten Kosten Schloß und Stadt Saargemünd mit den Dörfern und gesamter Herrschaft, auch der hohen und niedern Gerichtsbarkeit, zu lebenslänglichem Genuß, d. d. Nancy, 4. Sept. 1572, verwickelte ihn aber zugleich in den Proceß, welchen Graf Philipp von Hanau-

Lichtenberg im Namen seiner Gemahlin, der Erbgräfin von Zweibrücken-Bitsch, von wegen verübtem Landfriedensbruch, bei dem kaiserlichen Kammergericht erhob. Zu einem abermaligen Zug nach Frankreich sich rüstend, verkaufte Friedrich 1575 sein väterliches Erbgut am Rhein an seinen Vetter Meinhard von Schönberg. Der Zug, unbedeutender wie gewöhnlich in seinen Resultaten, ging vor sich, und scheint für Schönberg die Folge gehabt zu haben, daß er nicht mehr in die Heimath zurückkehrte, es geschah dann, um für französische Rechnung Werbungen anzustellen. So hatte er im J. 1589 drei Fähnlein deutscher Knechte zusammengebracht, über welche er bei Hagenau Musterung hielt, um sie demnächst bei dem Angriff auf Paris, 1. Nov. 1589 zu verwenden. Am Vorabend der Schlacht bei Ivri, sah Schönberg durch das Murren seines Volkes sich genöthigt, von dem König die rückständige Löhnung zu fordern. Heinrich IV, dem es an edlen Redensarten nie gebrach, erwiderte, schlecht ziemt es dem Ehrenmann, von Geld zu sprechen in dem Augenblick, daß der Degen gezogen werden soll, oder nach einer authentischern Version: »Le roi, qui n'avoit point d'argent, se mit dans une furieuse colère, le traita fort mal, et s'emporta à des paroles fort injurieuses. Le lendemain, en rangeant ses troupes en bataille, il se souvint de ce qu'il avoit fait; et quand il fut devant les bataillons suisses: »»Colonel Tisch, lui dit-il, en l'embrassant, j'ai tort à votre égard, et je vous fais toute réparation. — Ah! sire, lui répondit le vieux colonel, vos bontés me vont coûter la vie.«« On donna la bataille, et il fut tué.« Daß der Abbé de Choisy aus dem Rheinländer Dietrich von Schönberg den Schweizer Tisch macht, darf um so weniger auffallen, da es des Obristen Brauch, seinen Taufnamen in Dietz abzukürzen. Nach der ursprünglichen Disposition sollte Schönberg das siebente Geschwader, die gesamte deutsche Reiterei anführen. „Er befahl jedoch das Commando seiner Reiter dem Obristlieutenant, mengte sich unter die Schar des auserlesensten Adels, welche den König, wohin ihn sein Muth führte, unter seiner Leibfahne (cornette blanche) als eine eiserne Mauer umgab, und fiel in demjenigen Gemenge, worin man den allzu verwegenen

Helden einige Augenblicke für verloren hielt, auf dem Schlachtfelde (14. Mai 1590)." Dietrich war zweimal vermählt, erstlich mit Katharina von Palland, dann als Wittwer, 1587, mit Louise von Vienne, des uralten großen Hauses. Ihr Vater, Claudius Anton von Vienne, Herr von Clervaut, Baron von Coppet in der Waadt, »connu par sa naissance et sa bravoure,« war eine der Säulen der protestantischen Partei in Frankreich, wie er denn in dem Heere, so Fabian von Dohna 1587 nach dem Elsaß und weiter führte, die sämtlichen Schweizer, 20,000 Mann in 42 Fähnlein befehligte. Von seiner Tochter heißt es in des père Anselme großem Werke, »Louise de Vienne épousa 1. Tich de Schomberg, seigneur Allemand; 2. Herman Goer, seigneur de Villers et de Paschey; 3. François de Bourzolles, vicomte de Carlins, et mourut à Paris.« Sie hatte dem von Schönberg ein großes Heurathsgut zugebracht, daher er sie auch zu seiner Universalerbin ernannte, was anzudeuten scheint, daß seine an Franz von Merode zu Vaux verheurathete Tochter erster Ehe, Anna, nicht mehr unter den Lebenden. Die Wittwe fand es aber räthlich, der Erbschaft zu verzichten, und es kam zum Concurs, unter dessen Einfluß das immer noch ansehnliche Allodialvermögen ganz eigentlich verkümmerte.

Das war insonderheit der Fall mit dem sogenannten Köstlichen Kleinod des Einhorns, das verwahrt in einem atlassenen Ueberzug und gefütterten Futteral, woran ein lateinisches Zeugniß der Probe und des Gewichts hing. Die Taratoren schätzten es nach heutigem Geld auf hunderttausend Rthlr., und noch im J. 1621 bot Graf Johann Reinhard zu Hanau, Namens eines andern großen Reichsfürsten, die Summe von 40,000 damaligen schweren Gulden, um welchen Preis es aber die Gläubiger, wenn auch ermüdet durch 30jähriges Warten, nicht ablassen wollten. So fest war noch der Glauben an die Wunderkraft des angeblichen Einhorns! Unbekannt ist, wo zuletzt diese in Verruf gerathene Seltsamkeit hinkam. Um die schönen Lehen Bischweiler und Hanhofen stritten sich die nächsten Lehensanwarter bis zum J. 1609, da der Herzog von Zweibrücken, eines Lehenfehlers sie beschuldigend, die Güter einzog. Darum

rechteten noch eine Zeitlang die Flach von Schwarzenbürg, bis sie sich endlich in einem Vergleich abfinden ließen. Wegen der auf Saargemünd verwendeten Kosten war die Familie 1679 noch nicht entschädigt, wie sich aus den Actes de la négociation de Nimmègue, T. III p. 289, Art. VI ergibt.

Adams von Schönberg älterer Sohn, Friedrich, wird am 11. Nov. 1548 unter denen von der Ritterschaft, welche den Trierischen Landtag besuchen sollen, genannt. Seine erste Frau, Agnes von Dienheim, hatte 1517 das Zeitliche gesegnet. Ihr Leichenstein, in der Liebfrauenkirche, zeigt ihr Bildniß in ganzer Figur und zu ihren Füßen zwei nackte Kinder, vermuthlich ihre beiden in der zartesten Kindheit verstorbenen Knaben. Ihr überlebten zwei Töchter, deren ältere 1533 an Wilhelm von Schwalbach, und als Wittwe an Heinrich von Mauchenheim genannt Bechtolsheim, die jüngere an Melchior von Graroth verheurathet wurde. Als Wittwer schritt der beiden Töchter Vater zur andern Ehe mit Elisabeth von Langeln, des Johann von Bobenhausen Wittwe, und hat die ihm zwei Söhne geschenkt, Friedrich und Meinhard. Er starb den 21. Febr. 1550 und heißt es auf dem 1555 in der Liebfrauenkirche ihm errichteten Monument: Nobili singularique prudentia et animi magnitudine conspicuo viro Friederico a Schonburgh qui vivens arcem Schoenburgh prope Wesaliam partim defunetis partim cedentibus omnibus eius possessoribus quod multis ab annis nemini contigit solus possedit atque posteris transmisit. filii Fridericus et Maynhard pietate movente ff. Obiit anno 1550 die Februarii 21. Aetatis 66.

Friedrich, der ältere Sohn, Amtmann zu Simmern 1553, und zu Trarbach 1558, gewann in der Ehe mit Clara von Frankenstein zwei Söhne, davon doch der jüngere in zarter Jugend verstarb. Der ältere, Simon Rudolf, freite sich eine reiche Erbin, ohne Zweifel die Tochter oder Enkelin des am 20. Febr. 1547 zu Ulm verstorbenen Reichsvicekanzlers Johann Naves, der Luxemburger, nicht Spanier von Geburt, einer der einflußreichsten Räthe in der Umgebung Kaiser Karls V gewesen. Magdalena von Naves brachte in die Ehe Givry, Saulcy, Montigny und Montquintin, dieses unweit Virton im Luxemburgischen gelegen und zwei Jahrhunderte

später der gewöhnliche Wohnsitz des gelehrten Weihbischofs von Hontheim, der solchen, samt Couvreur, Rouvroy und Dampicourt, von einem Grafen Baillet de la Tour erkauft hatte. Simon Rudolf starb, 56 Jahre alt, den 16. Januar 1608. Sein ältester Sohn Peter Ernst, deß Pathe der Statthalter zu Luxemburg, der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld, geb. 1586, starb in demselben Jahr. Eine Tochter, Clara Ursula Salome, Klosterfrau auf Rupertsberg, starb 29. Aug. 1601. Der Sohn Otto Friedrich, kaiserlicher auch kurbayerischer Kriegsrath, Obrister und Generalwachtmeister, fiel bei Leipzig, 7. Sept. 1631, unverehlicht, „nachdem er sowohl in Kriegs- als Staats- und insonderheit Gesandtschafts-Affairen nützlich gebraucht worden." Deß jüngerer Bruder, Johann Karl, kurmainzischer Rath und Amtmann zu Olm und Algesheim, stand auch als Rath in Kaiser Ferdinands II Diensten, ging als dessen Gesandter 1620 zu den Unirten Fürsten, 1625 an den dänischen und bald darauf an den spanischen Hof, wurde auch in des h. R. R. Grafenstand erhoben, vermuthlich in Betracht seiner zweiten Vermählung mit Margaretha Katharina, Tochter des Oberjägermeisters Wilhelm Popel von Lobkowitz in Bilin, die nachmalen als Wittwe den Grafen Philipp V von Mansfeld heurathete. Johann Karl, kaiserlicher Ambassadeur, des St. Jagoordens Ritter, starb zu Madrid 1640. Das einzige Kind, so die Lobkowitz 1616 dem Grafen von Ssamburg, wie der Böhme Balbin ihn nennt, geboren, Hans Schweickard, starb 1617. Zu Jahren kam dagegen der Sohn von Johann Karls erster Ehe mit Balthasars von Dalberg Wittwe, Anna Margaretha von Kronberg, verm. 1614, gest. 1616. Dieser Sohn, Emanuel Maximilian Wilhelm, kaiserlicher Kammerherr, war mit der Gräfin Clara Eugenia Isabella von Kronberg verheurathet, blieb aber kinderlos, daß mit seinem zu Luxemburg erfolgten Tod, 1682, diese katholische Linie erlosch.

Die jüngere Linie pflanzte Friedrichs von Schönberg zweiter Sohn Meinhard, geb. 26. April 1530. Seine erste Kriegsschule fand er in der Belagerung von Metz 1552; den 10. Aug. 1557 focht er in der Schlacht von St. Quentin. Wiewohl sein Vater sich bereits zu der protestantischen Religion bekannt haben soll (was unterdessen zweifelhaft von wegen dessen Grabstätte in

U. L. Frauen Kirche, unternahm er 1561 eine eben so kostbare als mühsame und gefährliche Reise nach Jerusalem, wo er zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde. Er selbst hat darüber nur ein trockenes Tagebuch geführt. Aber zwei seiner Reisegefährten, Jacob Wurmser und Graf Albrecht von Löwenstein, schrieben, jeder besonders, umständliche und lesenswerthe Schilderungen der Erlebnisse der kleinen Caravane. Meinhard brachte von seiner Fahrt eine Rebe mit, die bis heute in dem Schönbergischen Hofe zu Oberwesel fortlebt. Im J. 1562 zog er in des Kurfürsten Friedrich III zu Pfalz Gefolge nach Frankfurt, die Wahl und Krönung Kaiser Maximilians II zu schauen. Faut zu Heidelberg, wurde er 1566 von Herzog Reichard zu Simmern eingeladen, ihm als Rittmeister in den Zug gegen die Türken zu folgen. Er diente auch eine kurze Zeit als des Markgrafen Philibert von Baden Lieutenant, wurde 1568 kurpfälzischer Hofmarschall, und stand 1569 als General-Quartiermeister bei dem Heere, so Herzog Wolfgang von Zweibrücken nach der Loire führte. Er focht, gleichwie sein Vetter Dietrich, bei Moncontour, kehrte, nach geschlossenem Frieden, in die Heimath zurück, heurathete und kommt 1571 als Amtmann zu Bacharach und Beckelheim vor.

Pfalzgraf Kasimir, 1576 das große Heer nach Frankreich führend, hatte ihn zu seinem Feldmarschall bestellt. Die Expedition fand schon im Mai 1576 ihr Ende. Von der Wichtigkeit von Meinhards Leistungen bei dieser Gelegenheit zeugt ein Brief des Herzogs von Alençon, gegeben zu l'Isle-sous-Montréal, Jul. 1576, worin dem von Schönberg ein Jahrgehalt von 8000 Livres zugesichert. Ich darf wohl nicht erinnern, daß niemals auch nur ein Pfennig darauf bezahlt worden ist. Ueberhaupt war die gute alte Zeit eben so freigebig in dem Anweisen, als sparsam in dem Auszahlen von Pensionen. Besser als bei dem unfruchtbaren Patent stand sich Meinhard bei der Vertheilung der Kronjuwelen, die man, im Werth von 300,000 Kronen, dem Pfalzgrafen Kasimir und seiner Armee zu Pfand für den rückständigen Sold gegeben. Meinhard empfing für sich und seine Mitinteressenten einen großen herzförmigen Rubin mit der daran-

hängenden großen Perle. In dem französischen Verzeichniß war dieses Kleinod auf 14—15,000 Kronen, die Perle allein auf 3000 Kronen abgeschätzt, wiewohl immer noch ein Rückstand von 450 Kronen unversichert. Indem dieses Kleinod im J. 1585 noch nicht eingelöset, schrieb Meinhard nach Frankreich an seinen Vetter Dietrich und an Kaspar von Schomberg, in der Hoffnung, durch ihre Vermittlung zu erhalten, daß das Kleinod an die königliche Schatzkammer zurückgekauft werde, damit es nicht in fremde Hände oder gar nach Rußland komme. Die bedrängte Lage des Königreichs machte jedoch dergleichen Anstrengung unmöglich, und das Pfand wurde im Oct. n. J. um den vierten Theil der ursprünglichen Taxe, um 6500 Gulden damaliger Währung in Frankfurt verkauft. Des kriegerischen Treibens satt, wenn auch den Titel eines Feldmarschalls beibehaltend, lebte Meinhard von dem an in stiller Ruhe auf Schönberg, wo er sein Leben am 22. April 1596 beschloß. Seine Wittwe, Dorothea Riedesel von Bellersheim, setzte ihm zu Bacharach in der Pfarrkirche ein schönes Monument.

Kurfürst Friedrich III zu Pfalz hatte ihn im J. 1570 mit einem Manngeld von 100 fl. belehnt. Das wurde nachmalen in ein Lehencapital von 2000 fl. umgewandelt, und Meinhard legte dem neuen Lehenbrief einen Zettel des folgenden Inhalts bei. „Dieser Lehenbrief ist auf mein Anhalten gebessert worden. Habe viele Mühe darum gehabt, ehe ich diese Verbesserung erlangt. Also ist das Lehen mein Verdienst, was ich bei der Kurfürstlichen Pfalz verdient habe von Jugend auf, denn ich sonst leider wenig oder selten etwas verdient habe. Also müssen meine Kinder sehen, wie sie es dereinst bei Fürsten angreifen, daß sie nicht vergebens dienen, oder das ihrige nicht dereinst bei den Herrendiensten einbüßen." Gleichwohl muß man erstaunen, wenn man das geringe Inventar von Meinhards Vater, worin zwei Söhne sich theilten, mit dem nach Meinhards Tod errichteten vergleicht. An eine eigentliche Herrschaft, außer den Dörfern Waldlaubersheim (1438 als Eigenthum des validus vir Heinrich von Schönberg genannt) und Riechenroth, ist nicht zu denken. Neben dem Stammhaus, dem Schlosse, welches mehr zu unterhalten kostete als es eintrug, neben den Wein-

bergen, Aeckern, Wiesen, Zehnten sind die unbedeutenden Manngelder kaum noch zu nennen. Dieser, nach rheinischer Art möglichst zersplitterte Besitz war theils Eigenthum, theils Lehen, und auch davon hatte die Familie manches wieder zu Afterlehen an andere Edelleute gegeben. Allein der Ritter besoldete weder Räthe noch sonstige Beamte, verwaltete selbst, verkaufte seine Früchte und Wein, legte seine Ersparnisse auf Zinsen und lebte, so viel Kleidung und Hausgeräthe betrifft, wie heutzutage kaum der wohlhabende Bauer, da im Gegentheil die Fürsten eine Menge Ritter, Doctoren und Beamte als Diener angestellt hatten, auch ihre Höfe gleichsam offene Herbergen, nicht nur für andere Fürsten, sondern auch für den gesamten Adel vorstellten, wo derselbe sich und seine Pferde füttern ließ. Daraus erklärt sich, warum in jener Zeit die Edelleute beinahe immer, niemals die Fürsten, denen noch fremd die große Erfindung, vermöge welcher der Ausgabe die Einnahme gleichgestellt wird, bei Casse sich befanden.

Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts scheint sich Pracht auch unter dem Adel in den Rheinlanden eingeschlichen zu haben. Ohne Zweifel hat des Kurfürsten Friedrich V zu Pfalz Vermählung mit der englischen Prinzessin die Verbreitung des Luxus unendlich gefördert. Ungemein belehrend wird in dieser Hinsicht eine Vergleichung sein des Inventars von Meinhard von Schönberg, 1598, mit jenem seines Sohnes Hans Meinhard, 1616. Unbewegliche Güter, und was denen gleich zu achten, gehören nicht hierhin, aber in Barschaft hinterließ Meinhard 21,714 Gulden Batzen, in Gült- oder Capitalbriefen 10,500 Goldgulden, 160 Königsthaler, 1300 Reichsthaler und 88,489 Gulden Batzen, in Allem, nach heutigem 24 Guldenfuß, gegen 300,000 fl., als welche Reduction zu begründen, der Cours einiger Münzen aus dem J. 1598 dienen wird. Ein doppelter spanischer Dukat mit 2 Köpfen galt 64, ein Salzburger Doppeldukat nur 60—63 Batzen; die gedoppelte Pistolette 54 Batzen; der Rosenoble 4 fl. 10 Batzen; ein Reichsgulden species 15 Batzen; ein Rthlr. species 20 Batzen; ein Königsthaler species 1¼ fl.; die Sonnenkrone 28 Batzen; ein Portugaleser 20 fl.; eine burgundische

Krone 27 Batzen; ein Goldgulden 1¼ fl.; eine Angelotte 3 fl. Im J. 1616 galt der einfache Dukat 2½ Gulden Batzen, ein Königsthaler 25, ein Reichsthaler 23 Batzen.

Von dem Rosenoble, welchem die russische Benennung Rubel entstammt, erzählen die Souvenirs de la marquise de Créquy wunderliche Dinge, die, wenn auch in vielen Punkten mehr als verdächtig, doch wegen ihrer Eigenthümlichkeit wiedergegeben zu werden verdienen. »Ces pièces de monnaie, qui paraissent de facture gothique, sont précisément de la grandeur d'un double-louis, avec moitié moins d'épaisseur et de poids. Elles représentent un chevalier qui est armé de toutes pièces, et qui tient une rose à la main. Le revers en est chargé d'une croix fleuronnée; et, quoi qu'en aient dit les dissertateurs et les antiquaires hollandais, qui se disputent depuis trois cents ans sur une chose qu'il n'ont jamais vue, vous pouvez être assuré qu'il ne s'y trouve aucun millésime, ni aucune sorte d'inscription. Ces pièces ont parfaitement la couleur, le poids et la densité de l'or de ducat. Elles marquent sur la pierre de touche ainsi que l'or le plus pur et celui d'Ophyr, par exemple, et si vous le rompez, il en est pour la tranche absolument comme pour la superficie de la pièce. On a toujours dit que ces médailles étaient d'or *philosophique*, et quant à l'origine ou la date de ce produit du *grand-oeuvre,* dont les héritiers de la rose de Lancastre ne sont pas restés en possession, on a publié des choses tellement contradictoires, que je n'en parlerai point. Il est plus facile de s'abstenir que de se contenir, disait notre ami Fontenelle.

»Toujours est-il que mon *Noble-à-la-Rose* avait donné dans l'oeil de madame d'Urfé, qui était la plus opiniâtre des alchimistes et la plus déterminée souffleuse de son temps. J'aurai l'occasion de vous reparler d'elle à propos du comte de Saint-Germain, de Cagliostro et d'un misérable chevalier Casanova, dont elle était l'adepte, et par conséquent la dupe. Mme d'Urfé, qui était notre parente, avait monté la tête à la comtesse de Breteuil à l'effet d'obtenir de moi l'échange de ma pièce d'or philosophique contre un reliquaire admirable-

ment garni de pierreries, ce qui se voyait parfaitement bien; mais il était rempli, disait-elle, d'une précieuse collection des plus saintes reliques et des plus authentiques, ce dont je m'obstinais toujours à vouloir douter. Comme il était question de fondre ma pièce au creuset pour en induire la réalité du grand-oeuvre, je finis par me trouver en but à une persécution générale; il n'y avait pas jusqu'à ma grand'mère qui ne voulût savoir à quoi s'en tenir sur la pierre philosophale. Je m'en fatiguai; je lâchai prise, et voici le résultat de notre expérience, où vint présider M. van Nyvelt, le physicien.

»En décomposant mon Noble-à-la-Rose, on y reconnut seulement une vingtième partie d'or, un quart de mercure, un scrupule de fer, un autre quart de cuivre, un huitième d'étain; et, pour le surplus, un mélange de sels à base neutre, nous dit van Nyvelt, lesquels se cristallisèrent en prismes pentagones, à la grande satisfaction de la marquise d'Urfé. — C'est une femme perdue, nous dit ma tante la baronne; elle en a la tête à l'envers, et tout son bien s'en ira par le soufflet. Voici ce qui n'a pas manqué d'arriver, grâce à la munificence du chevalier de Saint-Georges (deß Geschenk der Rosenoble), et surtout grâce à l'avidité du chevalier Casanova.

»Mylord Maréchal nous dit alors que les Stuarts avaient emporté non-seulement toute leur collection de Nobles-à-la-Rose, qui remplissait une cassette aussi volumineuse à peu près qu'une serinette qui se trouvait sous nos yeux; mais encore aussi tous les insignes de la royauté britannique avec les principaux joyaux de ses trois couronnes. Il ajouta que les rois d'Angleterre avaient toujours conservé soigneusement et scrupuleusement cette sorte de médailles, et qu'on n'en saurait trouver plus de trois dans tous les cabinets de l'Europe, y compris le Noble-à-la-Rose de la Czarine, qu'elle avait payé 25 mille francs. J'ai su par M. Walpole, et long-temps après, qu'à l'exception de quelques vases et ustensiles du seizième siècle, aucun des prétendus insignes de la couronne d'Angleterre qu'on fait voir à la Tour de Londres, n'est antérieur aux *rats de Hanovre,* et que tous ces diadèmes et ces joyaux

des Edouard et des Richard sont évidemment contrefaits. Walpole me disait aussi qu'on ne saurait se faire aucune idée de l'ignorance et de la jactance anglaises, et que le gardien de ces faux bijoux, qui vous les fait voir à la lueur d'une lampe, au travers d'un grillage, à toujours soin de vous répéter en vous les montrant: — Objet sans pareil! en or très pur, âgé de huit cents ans, et autres forfanteries qui faisaient rougir son front de gentilhomme, et qui torturaient son coeur d'antiquaire.«

Meinhards von Schönberg Erbschaft fiel in fünf Theile, und dennoch hinterließ sein Sohn Hans Meinhard an Gültbriefen 85,888 Brabänter Gulden (das Neuburgische und das Kurbrandenburgische Anlehen), 15,000 Reichsthaler (die Braunschweigische Schenkung), 500 Pfund Sterling und beiläufig 4000 Gulden Batzen; an Barschaft hingegen nur 4500 Gulden Batzen, überhaupt 185,000 unserer heutigen leichten Gulden.

Des Vaters Silbergeräthe beschränkte sich auf eine silberne Flasche, etwas über eine Maas haltend, 30 silberne Becher verschiedener Größe, 2 einzelne silberne Salzfässer und 28 Löffel. Ganz anders bestellt fand sich des Sohnes Haushalt in Gießkannen und Becken, Schüsseln, Tellern und Leuchtern, auch Manns- und Damentoiletten, oder, wie sie hier genannt werden, in Comptoirs und Apotheken. Sogar zwei silberne Schreibzeuge und ein Ringkragen (hausse-col) von 4 Mark 11 Loth Gewicht kommen hier vor. Der ganze Vorrath betrug in Gewicht 632 Mark.

Kleinodien, Gold und Juwelen fanden sich bei dem Vater nicht viel; außer zwei schweren goldenen Ketten, deren eine des Prinzen Kasimir, die andere des Kurfürsten Friedrich III Bildniß hielt, kaum ein halbes Dutzend Ringe, mit Türkissen, Rubinen, Smaragden, Saphiren mehr als mit Diamanten besetzt, und ungefähr 50 goldene Buckeln, auf Mannshauben zu setzen. Von Perlen, deren drei auf eine Haube gerechnet, waren sechs Stück vorhanden. Der Sohn besaß, die ihm verpfändeten Juwelen ungerechnet, eine Diamantkette, in Gold gefaßt von 115 Gliedern, welche die Kurprinzessin um 1200 Gulden erkaufte; eine

goldene Rosenkette von 40 Rosetten; eine Medaille (Medy), mit 63 Diamanten besetzt; eine goldene Rose mit 41 Diamanten, nebst drei kleinern dergleichen; neun Diamantknöpfe; zwei blau geschmelzte Sterne, jeder mit 6 Diamanten; ein Hutband von 23 goldenen Sternen, jeder mit 7 Diamanten, nebst der dazu gehörigen Schnalle mit 9 großen Diamanten, und den Stiftchen mit 23 kleinen Diamanten besetzt, ein Kleinod, welches die Gräfin von Hanau mit 800 Gulden bezahlte; ein goldener Federbusch samt dergleichen Huthafte mit 20 Diamanten; 42 goldene Wammsknöpfe, jeder mit 7 Diamanten besetzt, welche der Kurfürst zu Pfalz um 1200 Kronen à 27 Batzen erkaufte, und noch vieles andere, welches aufzuführen unnütz. Die Beschreibung des Geschmucks an Perlen füllt allein zwei eng geschriebene Folioseiten. Darin kommen namentlich drei Hutbänder mit Rosen von Perlen zu bemerken. Für 3286 Gulden wurden 15 große Perlen, für 34 runde Perlen mit 12 anhängenden durchsichtigen Diamanten 800 fl. bezahlt. Unter den zu diesen Titeln gehörigen Kleinigkeiten finden sich bereits kleine Uhren, Taschenspiegel mit Portraits u. dergl.

Am sichtbarsten zeigt sich das Steigen der Pracht in der Rubrik Kleidung. Des Vaters ganze Garderobe war auf zwei Folioblättern beschrieben. Als die kostbarsten Stücke sind zu merken ein Rock von Damast mit Sammet verbrämt, ein roth zerschnittenes Atlaswamms mit Hosen von gleichem Zeug, und zwei schwarze Wämmser und Beinkleider, das eine von Sammet, das andere von Damast. Alles Uebrige an Kleidung war von Wolle, und höchstens Kragen und Aufschlag oder die Knöpfe von Sammet oder Seide, oder das Kleid mit seidenen Schnüren besetzt, allenfalls auch mit Schneckenhäußlein gesteppt. Zu jedem Prunkkleid gehörten zwei Paar Aermel, an Kopfbedeckung waren zwei sammetne Barete und zwei spitzsammetne Hauben vorhanden. Es figurirt auch ein Klagmantel und ein alter Nachtpelz.

Hingegen füllt der Kleiderreichthum des Sohns mit den mancherlei Zugehörungen gegen 10 volle Bogen, ohne die Kleider der Hausfrau zu rechnen. Unverkennbar wird darin, neben der Pracht, die Verfeinerung des Geschmacks. Die meisten

Kleider sind von Atlas in mancherlei Farben, mit Taffent, mehrentheils von der nämlichen Farbe, gefüttert oder durchgezogen, wo sie durchschnitten, und je, nachdem es die Farbe am besten hob, mit Gold, Silber oder Seide, öfters mit Gold und Silber zugleich gestickt. Mit Atlas waren die sammetnen Kleider durchzogen, auch Kleider von Drapd'or oder Drapd'argent sind verzeichnet. Ein ganzes Kleid bestand aus Hosen, Wamms und Mantel, andere Anzüge beschränkten sich auf Hosen und Casaque, ohne Mantel. Von beiderlei Arten zusammen fanden sich 72 complette Mannskleider, indeß die Gemahlin nur 32 Anzüge hinterlassen hatte. Von den Beinkleidern heißt es, daß sie theils à bouillons, theils nach spanischer Art gemacht.

Barette oder Hauben kommen nicht mehr vor, dafür 21 Hüte, spanische oder französische, ganz- oder halbcastorne, graue und schwarze, und eben so viele Hutbänder, welche nach den Farben der Kleider gewechselt wurden, und theils mit Gold und Silber, theils mit Glas, oder auch mit Perlen, theils mit Seide gestickt waren. Zu diesen Hüten gehörten besondere Federn, in allem 26, theils nach spanischer, theils nach französischer Mode. Sie waren entweder einfärbig, roth, gelb, schwarz, grün, weiß, violet, oder aus mehren Farben zusammengesetzt. Hiermit war aber die Mannestracht noch nicht vollständig: dazu gehörten auch Gürtel und Degengehänge, abermals nach den Kleidern sich richtend, z. B. Gürtel und Gehenk von violbraunem Sammet, mit Gold und Silber gestickt, zu Nr. 1. Ein Gürtel mit Gehenk von rothem Atlas, mit Gold und Silber gestickt, zu Nr. 2. Dergleichen von schwarzem Sammet, mit Silber, zu Nr. 3 ꝛc. Ueberhaupt 22 Stück, und verschiedene, neben der Stickerei, mit goldenen Fransen besetzt. Von gleicher Farbe mit dem Kleid waren stets die seidenen Strümpfe, deren Zwickel in Gold oder Silber gestickt. Dazu gehörten noch besondere Kniebänder und Schuhrosen von der Farbe der Kleider, mit goldenen oder silbernen Spitzen besetzt. Nach der Menge der mit Gold oder Silber gestickten Handschuhe sollte man vermuthen, daß auch beinahe jedes Kleid seine eigenen Handschuhe, vielleicht von der nämlichen Stickerei, haben mußte. Den Beschluß machen acht

prächtige Feldzeichen von Taffent in unterschiedlichen Farben, mit Gold, Silber oder Seide gestickt, und mit goldenen und silbernen Spitzen besetzt; nebst einem beträchtlichen Vorrath von unangeschnittenen seidenen Stoffen, englischen Tüchern, goldenen und silbernen Borten und Spitzen.

So viel den Hausrath betrifft, findet sich zwar in des Vaters Inventar ein schöner Vorrath von dem, so neben dem eigenen Bedarf zur gastlichen Aufnahme von Freunden erforderlich, namentlich Betten in Menge, aber nur eine einzige Bettlade mit grünseidenen Vorhängen und einer Bettdecke von grünem Atlas mit weißem Barchent gefüttert. In des Sohnes Nachlaß werden aufgeführt ein Bett von grünem Sammet, eines von rothem Damast, ein orangefarbenes und grünes seidenes Bett mit silbernen Schnüren und silbernen Fransen, und mehre andere von geringerer Beschaffenheit. An Tapeten war in des Vaters Schloß, dessen Zimmer vermuthlich getäfelt, nicht gedacht, hingegen bot des Sohnes Haus zu Heidelberg bereits gewirkte seidene und dergleichen Brüsseler Tapeten, und selbst in den geringsten Stuben Wände mit vergoldetem Leder bekleidet. Die Tapeten sind nach den Geschichten, welche sie vorstellen, beschrieben. Von Porcellan findet sich in beiden Haushaltungen keine, von Malereien, oder Tafeln, tabulae pictae, wie sie schlechtweg genannt werden, geringe Spur. Nicht ehender denn in einem spätern Inventar vom J. 1670 hat man sich die Mühe gegeben, den Gegenstand des Gemäldes, hin und wieder auch den Namen des Meisters zu verzeichnen.

Die unendliche Verschiedenheit bequemer Stühle, welche unserm Hang zur Gemächlichkeit dienen, war noch nicht erfunden, und im ganzen Raume des väterlichen Schlosses kein beschlagener Stuhl oder Sessel vorhanden. Hingegen hatte man Bankkissen und Sitzbette, und war auf dem wollenen Ueberzug der Sitzbette gemeiniglich das Wappen nach den Farben in Wolle genähet. In des Sohnes Wohnung gab es noch keine Canapées, Sophas, Bergères, Ottomannen ꝛc., aber doch schon rothsammetne Stühle, desgleichen türkische Stuhl- auch Sesselblätter, und zu den langen und kurzen Bank- und Stuhlkissen gestickte seidene Ueberzüge, die

in den Prunkzimmern von Sammet, und mit goldenen und silbernen Blumen gestickt.

Meinhard hatte in seiner Rüstkammer 14 Rappiere oder Reiterschwerter, 2 Köcher für eines Reisigen Patronen, 1 türkischen Säbel, 4 ganze weiße Cürasse und 6 dazu gehörige Helme, 7 schwarze Rüstungen und 25 schwarze Sturmhauben, 4 Speere und 16 Knebelspieße, 9 Doppelhacken, 17 theils Musketen, theils Rohre mit Feuerschlössern, 5 Fäustlinge (Pistolen vermuthlich), einen Regimentsstab, einige Armbruste und Fausthämmer, 5 Panzerhemde und Aermel, 1 Morgenstern, ein messingnes Ocherhorn und noch ein großes Blashorn, 1 messingnes Falconetlein und 3 kurze eiserne Dommler. Endlich lag in einer Kiste bei des Ritters Kleidern ein taffentnes Fähnlein, weiß, gelb und blau, mit dem kurpfälzischen Wappen. Hans Meinhard hinterließ eine Partisane, 7 lange Rohre, 7 Paar Pistolen, gegen 170 schöne Bandeliere, 150 Musketen, gegen 200 Piken, 113 Rüstungen für Fußvolk, 109 Ringkragen, 209 Sturmhauben, 3 complete Ritterharnische, 2 schußfreie Rüstungen für Fußknechte, 4 Trommeln, 1 Cornette mit der Stange, und 5 metallne Kanonen, worunter die 2 Zwölfpfündner mit dem Schönbergischen Wappen, von denen bald Rede sein wird. Mit zwei Pferden und einer wohl beschlagenen Kutsche hatte der Vater sich begnügt. Der Sohn hielt 15 Pferde, worunter 9 Engländer und ein weißer Barbe, dann ein Maulthier. Die Beschreibung des Pferdegeschirrs füllt 8 Folioseiten. Zu der übrigen Pracht stimmend, enthielt es viele sammetne mit Gold und Silber gestickte Sättel von allen erdenklichen Farben, darunter namentlich Damensättel. Stangenbügel und dergleichen waren größtentheils übersilbert, auch zum Theil vergoldet.

Neunzehn Bände machten den ganzen Bücherreichthum des Vaters aus. Darunter befinden sich Goblers, des Nachbarn aus St. Goar (S. 192) Rechtenspiegel, ein Livius in deutscher Uebersetzung, die Züricher Bibel von 1551, einige gedruckte Chroniken, das Kaiserliche Kriegsrecht, Postillen von Luther und Melanchton, Roblers Turnierbuch. Hans Meinhard, der Sohn, hinterließ eine englische und eine italienische Bibel, des Levin Hulsius deutsch-

französisch-, italienisch-, lateinisches Lexikon, jenes des Ravellus, dann ein zu Brüssel herausgekommenes französisch-, spanisch-, lateinisches Wörterbuch, die Essais de Montaigne, Cäsars Commentarien, französisch und deutsch, des Octavius Strada von Rosberg, weil. Kaiser Rudolfi II Antiquarius, Vitas caesarum imperatorumque romanorum, Specklens Kriegsbaukunst, les Elémens de l'artillerie, des Diego Uffano Tratado de la artilleria y uso del practicado in deutscher Uebersetzung, les Raisons des forces mouvantes von Salomon de Caus und den Canon Triangulorum, nebst vielen von dem Ritter selbst zusammengetragenen Handschriften über mathematische und militairische Gegenstände, endlich etwelche Landtafeln (Landkarten). „Mit so wenigem begnügte sich ein so großer Mann! Aber das große Buch, die Welt, welches er zu studiren Kopf und Gelegenheit hatte, und wovon die Besitzer der größten Bibliotheken oft nichts wissen, kam nicht in sein Inventarium."

Wie schon angedeutet, hinterließ Meinhard, außer der Tochter Anna Dorothea Elisabeth, die 1603 an Johann Schweikard von Sickingen verheurathet, den 25. Dec. 1609 verstarb, fünf Söhne, davon in der Brudertheilung vom 21. Nov. 1598 der älteste, Heinrich Dietrich, Waldlaubersheim, Hans Friedrich Haus und Hof zu Bacharach und den Wiesweiler Hof zu Oberwesel, Hans Meinhard das Haus zu Geisenheim, Georg Wolf, gest. 1606, in dem Alter von 16 Jahren, den alten Schönberger Hof zu Oberwesel, Hans Otto, der jüngste, das Stammhaus Schönberg erhielt. Hans Friedrich starb in dem Alter von 27 Jahren, unverehelicht, in Ungern, 24. Febr. 1605. Hans Otto, pfälzischer Rath, 1622 in einem kaiserlichen Rescript ein weltkündiger Rebell und 1632 als Amtmann zu Bacharach genannt, blieb kinderlos in seiner Ehe mit der von Gleissenthal und starb 1659. Heinrich Dietrich, Amtmann zu Bacharach 1604, Faut zu Heidelberg 1616, kurpfälzischer Rath, Burggraf zu Starkenburg, Obrister und Gouverneur zu Mannheim, starb 1622. Er hatte 1619, gelegentlich der böhmischen Unruhen, eine Gesandtschaft bei Kurmainz verrichtet, war auch einer von den pfälzischen Gesandten bei der Kaiserwahl in demselben

Jahr; als in des Kurfürsten Cabinet die Frage debattirt wurde, was in Bezug auf die Königswahl in Prag zu thun, stimmte er, von allen Räthen der einzige, für unbedingte Annahme der Wahl. Dieses muß ich, nicht nur gegen den Nächsten, sondern auch gegen mich selbst behaupten, sintemalen sein Bruder, Hans Meinhard im J. 1616 verstorben war. In der Ehe mit Elisabeth Kettler von Nesselroth gewann Heinrich Dietrich vier Kinder, Hans Eberhard, kurbayerischer Obrist, Johanna Elisabeth, verehlicht an ihres Vaters Brudersſohn, Friedrich von Schönberg, Otto Heinrich und Theodore Salome, die 1637 an Gottfried von Stein zu Nassau verheurathet, im J. 1663 verstarb. Von den Söhnen hat keiner Nachkommenschaft hinterlassen.

Hans Meinhard, dessen Inventarium bereits besprochen, war 1582 zu Bacharach geboren. Dem öffentlichen Leben scheint er ziemlich spät eingetreten zu sein; wird er doch zum erstenmal 1609 genannt, als ihn Kurfürst Friedrich IV seinem Gesandten in Oestreich nachschickte. Er muß sich in dem Geschäft, die Landherren in Oestreich und Ungern, denn auch dahin ist er gekommen, mehr und mehr dem angestammten Herrscherhause zu entfremden, als gewandter Unterhändler bethätigt haben, daher nach dem Tod des Herzogs von Jülich die sogenannten possedirenden Fürsten, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, ihn nach dem Haag entsendeten, um die bedachtsamen Holländer zu lebhafterer Theilnahme bei dem großen Erbfolgestreit zu vermögen. Daß er nicht vergeblich sich abmühte, beweisen die gnädigen an ihn gerichteten Danksagungsschreiben seiner hohen Committenten, die ihn doch endlich vom Haag nach Düsseldorf forderten, damit er den Conferenzen mit dem französischen Gesandten Bongars beiwohne, und das Commando des den possedirenden Fürsten überlassenen holländischen Regiments übernehme. Nicht lange, und er, in der Instruction vom 24. Juni 1610 Gubernator von Düsseldorf und Obrister genannt, wurde von der in Schwäbisch-Hall tagenden Union ausersehen, um den Generalstaaten des Kurfürsten von Brandenburg und des Landgrafen Moriz von Hessen Beitritt zu der Union zu eröffnen, um die für das projectirte Unternehmen nöthige Artillerie, 2322

Centner Stückkugeln, 2000 Centner des besten Pulvers und 1000 Centner guter Lunten zu entlehnen, und zu bewirken, daß dem Bunde noch ein zweites holländisches Regiment überlassen werde. Nachträglich, den 5. Febr. wurde ihm Vollmacht, für den Dienst der Union ein Regiment von 10 Fähnlein zu errichten, daher von dem an sein Titel: der unirten oder interessirten Kur- und Fürsten bestallter Obrister.

Den mit K. Jacob geschlossenen Correspondenz-Tractat, wodurch England und die Union sich zu wechselseitiger Hülfeleistung verpflichteten, hat von wegen Brandenburg der von Schönberg unterzeichnet, bald darauf aber die Feder mit dem Degen vertauscht, und das Commando der für die Belagerung von Jülich auf sein Ansuchen von den Generalstaaten bewilligten Artillerie übernommen. „Während daß dieser in den besten Stand gesetzten Festung mit einem außerordentlichen Feuer zugesetzt wurde, dirigirte Schönburg die Approchen mit einer solchen Geschicklichkeit, daß der tapfere Commandant, Johann von Reuschenberg, nach einer vierwöchigen verzweifelten Vertheidigung, da die Kanonen schon an dem Graben standen, zu capituliren genöthiget wurde.“ Nach der Zeiten Kriegsgebrauch gehörten dem Feldzeugmeister alle gesprungenen Kanonen, die verschossenen und wieder eingesammelten Kugeln, das aufgeschlagene Pulver, Feuerwerk und dergleichen; dem allen, doch nicht dem ihm zugedachten Geschenk von 2000 Brabänter Gulden, verzichtete Schönberg, nur eine in Jülich eroberte zerbrochene halbe Karthaune sich erbittend, woraus er, nach seinem eigenen Ausdruck, zu „besserem ewigen unterthänigen Gedächtniß, zwei Stücken“ gießen lassen wollte. Den Officieren, die bei der Belagerung unter ihm gedient, ebenfalls ein Andenken zu verschaffen, ließ er eine silberne Medaille in der Größe eines Conventionsthalers prägen. Sie zeigt im A. die Festung Jülich, samt den von den Belagerern geführten Laufgräben, ohne irgend eine Umschrift; im R. heißt es in 17 Zeilen: Anno 1610 den 30. Julii ist die Vestung Gülich belagert und den 2ten Sept. erobert worden. Zur Gedächtnis hab ich M. von Schonburgh, Obrister über die Artillerie Fortification und ein Regiment

Fussvolk, aus einer Verehrung, so die possedirende Fürsten mir damahls zur Recompens gethan, dieser Pfenningen etliche machen lassen, und meinen unterhabenden Officieren, zur Zeugnis ihres ehrlichen Verhaltens ausgetheilet.«

Zeugmeister und Ingenieur zugleich in jener Belagerung, hat um deren glücklichen Ausgang Hans Meinhard in anderer Weise beinahe noch höheres Verdienst sich erworben. Gleich im Anfang dieser Belagerung geriethen die possedirenden Fürsten in den äußersten Geldmangel. Im Feldlager vor Jülich, 6./16. Sept. bekannten Markgraf Ernst zu Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm durch eigenhändig unterschriebene Abrechnung, daß sie dem von Schönberg an rückständiger Gage und baren Auslagen 27,370 fl. Brabäntisch, etwa 36,225 fl. unseres Geldes, schuldig verblieben. Als Gubernator von Düsseldorf, welche Charge er den 1. Oct. 1609 übernahm, hatte er monatlich 350 Reichsthaler oder (den Brabänter Gulden zu 9 damaligen Batzen, den Reichsthaler zu 21, den Königsthaler oder Philippus zu 23, den Dukat zu 34 Batzen Frankfurter Währung, nach gleichzeitiger Berechnung) ungefähr 1080 fl. im 24 Guldenfuß zu beziehen, wovon er aber auch den Vicegouverneur in Düsseldorf nebst dessen Gesind und Pferden zu unterhalten verpflichtet. Als Obrister über die Artillerie sollte er monatlich 2000 fl. Batzen, ungefähr 4410 heutige fl. beziehen, dagegen das gesamte Artilleriepersonal stellen und besolden. Weit entfernt, ihn von wegen des starken Rückstandes von diesen Besoldungen vergnügen zu können, sahen die possedirenden Fürsten sich genöthigt, ihn um ein bares Darlehen bis zu dem Belauf von 40,000 Gulden brab. (53,000 Gulden heutzutage) anzusprechen.

Das Geld wurde beschafft, und erhielt Schönberg eine von Markgraf Ernst zu Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, als Bevollmächtigten der Kurfürstin von Brandenburg, Johann Sigismunds Gemahlin (ihre Mutter, die Herzogin in Preussen, war den 23. Mai 1608 mit Tod abgegangen) und der Pfalzgräfin Anna unterschriebene und besiegelte Obligation, und als Faustpfand für sothanes Capital, zuerst Silbergeschirr, demnächst aber Kleinodien, die folgendermaßen specificirt werden.

	Rthlr.	Batz.
Ein Kleinod mit einem überaus großen Tafelstein und anhangender Perle	7000	—
Ein Kleinod, worin ein gar großer schöner Rubin-Balais und ein großer Tafelstein mit anhangender großen Perle	7000	—
Noch ein Tafelstein mit anhangender Perle . . .	700	—
Ein Hutband, worin 12 Steinstücke und 13 goldene Stücke an einander gehängt, samt einem großen Tafelstein, 2 Rosen und 9 Kreuzen von Diamant	1785	15
Ein gekrönter goldner Löwe, deß Halsband mit 3 Diamanten, 2 Rubinen und 4 Perlen, die Krone mit 2 Diamanten, 2 Rubinen und 8 Perlen besetzt. In den Vorderklauen hielt der Löwe das Pfälzische Wappen		
Eine goldene Kette mit schwarz emaillirten Eschge, daran 9 dreieckige Posten, und an jedem Posten 3 Rubine		
Neun Knöpfchen, auf jedem Knopf 5 Perlen, samt einer daran hängenden Birne, welche oben mit 3 Diamanten, unten mit 3 Rubinen besetzt . . .	2360	—
Eine goldene Kette mit platten runden Masseln, blau emaillirt, mit 11 platten emaillirten Posten, worauf 8 Diamanten und 10 Rubinkörner, samt einem Knopf mit 3 Diamanten und 3 Rubinen, und einem anhängenden Kettchen mit blauen Knöpfchen . .		
Ein goldener Gürtel mit gestampften Masseln, worauf 215 Perlen		
Ein Paar Brasseletten, ein Gürtel, 19 goldene Ketten		
	18,845	15

Die sechs letzten Artikel wogen zusammen 11 Pfd. $13\frac{7}{8}$ Loth, und wurde das Loth, ohne Edelsteine und Perlen, angeschlagen zu 9 Reichsgulden à 15 Batzen, oder 6 Rthlr. 9 Batzen, den Reichsthaler zu 21 Batzen gerechnet; das hätte für die sechs Posten 3452 Rthlr. ausgemacht, man nahm aber statt dessen die runde Summe von 2360 Rthlr. an. Das Pfand, nach heutigem

Gelde etwan 58,200 Gulden, scheint nicht zu hoch, im Vergleich zu der ganzen Schuld von 52,940 Gulden.

In der gleichen Weise vertraute Kurfürst Johann Sigismund, d. d. Zossen, 20. Febr. 1611, dem von Schönberg zu treuen Handen ein kostbares Halsband, um solches auf den Nothfall zur Bestellung der Artillerie, und sonst zu Abwendung des Kurfürsten Schadens, Schimpfs und Nachtheils zu gebrauchen, und bestmöglichst zu verpfänden. Laut übergebener Specification hat das Brandenburgische Halsband gethan 2 Mark 10 Loth, d. i. 182 Kronen. Das Principal oder Mittelstück hielt 2 große runde Perlen, 1 großen Tafelstein, 1 spitzigen Diamant, 2 mittelmäßige Tafelsteine, 1 Rubinkorn (Rubin-Balais), 1 großen Smaragd; das kleine Mittelstück: 1 großen schönen Tafelstein, 1 spitzigen Diamant, 2 Diamant-Puncten, rautenweise geschnitten, 1 großen Rubin, 2 große runde Perlen, 1 kleinen runden Smaragd. In dem einen Seitenstück waren versetzt 1 großer Tafelstein, 1 großer Rubin, 10 mittelmäßige dicke Diamanten, 5 auf jeder Seite, 2 große runde Perlen; im andern Seitenstück 2 große dicke Tafelsteine, 1 großer Rubin, 10 andere mittelmäßige Tafelsteine, 5 auf jeder Seite, 2 große runde Perlen; im dritten Seitenstück 1 großer dicker Tafelstein, 1 großer Rubin, 10 mittelmäßige Diamanten, 5 auf jeder Seite, 2 große runde Perlen; im vierten Seitenstück 2 große dicke Tafelsteine, 1 großer Rubin, 10 mittelmäßige Tafelsteine und zwei große runde Perlen. Alle Edelsteine waren untadelhaft, rein, perfect, die Perlen rund und groß; der Schönheit der Fassung gleich die Kunst des Malers in den eingefügten Emailbildern.

Des Kurfürsten von Brandenburg Sorgfalt für seine Artillerie hatte sich in einer unlängst von ihm ausgegangenen Schöpfung bekundet, indem er sich, vorläufig für ein Jahr, ein eigenes Artilleriecorps in seinen rheinischen Besitzungen zulegen wollte, und zu desselben Chef, mit einer monatlichen Besoldung von 2200 fl. Batzen (ungefähr 4850 fl.) den von Schönberg, dessen Feldzeugmeisteramt mit der Einnahme von Jülich erloschen, bestellte, 22. Oct. 1611. Wie ansehnlich aber der Gehalt, eben so ansehnlich waren die darauf ruhenden Lasten. Der Obrist sollte anstellen und unterhalten einen Lieute-

nant über die Artillerie, einen Commissair für drei Magazine, nebst 3 Subalternen und 6 Conducteurs, einen Capitain über die Constabler und Batteriemeister, nebst 10 der besten Constabler, einen Capitain über die Zugpferde, mit 1 Conducteur, einen Capitain über die Wagen, einen über die Matrosen, einen über die Pioniere, einen guten Petardier, einen Miniercapitain, einen Feuerwerker, einen Laveten-, Rad- und Zimmermeister, einen Schanzkorbmacher, einen Ingenieur mit 4 der besten Werkmeister, endlich 100 Soldaten mit ihren Officieren. Wesel war sothaner Artillerie zum Standort angewiesen, und hatte Schönberg sehr bald, über die etatsmäßige Mannschaft, 140 Köpfe, noch weitere 6 oder 7 Mann zusammengebracht, auch einen erfahrnen Officier, den Obristlieutenant Pithan, dem er sein halbes Tractament überließ, für besagten Dienst gewonnen, eine um so werthvollere Erwerbung, da Schönberg nach kurzer Frist anderweitige Beschäftigung erhielt.

Die neuen Streithändel des Kaisers mit seinem Bruder Matthias, des sogenannten Passauischen Volkes Einfall in Böhmen boten den unirten Fürsten eine zu willkommene Gelegenheit, den im Erzhause bestehenden Bruch zu erweitern, um vernachlässigt zu werden, und der Sache sich anzunehmen, wurde noch speciell der Kurfürst von Brandenburg angereizt durch das Gerücht, die Passauer würden, mit Böhmen fertig, den Brandenburgischen Gebieten einfallen. In des Kurfürsten Auftrag sollte Schönberg mit Erzherzog Matthias unterhandeln, zugleich aber die Kosten der Gesandtschaft, 500 Rthlr. oder 700 Gulden Batzen vorschießen. Von einem von Adel, einem Einspänniger und 6 Bedienten begleitet, begab er sich auf die Reise, und zu Iglau, 7. März 1611, traf er mit dem bereits im Anzug auf Prag begriffenen Erzherzog zusammen. „Den 8. hatte er seine erste geheime Audienz, und erfuhr zum Anfang so viel, daß der König den Ueberfall von Prag durch das Passauische Volk ganz nicht genehmigte, und eben deswegen seine Reise dahin angestellt hätte, um diesem Uebel abzuhelfen. Da Matthias es sehr billigte, daß die Benachbarten sich gegen diese Leopoldische Völker in Positur setzten, so ging Schönburg näher heraus, und erbot dem König

nicht nur alle Hülfe und Beistand von dem Kurfürsten seinem Herrn, sondern auch von dem Markgrafen von Ansbach und dem Fürsten Christian von Anhalt ihre Person, und was von ihnen abhinge.

„In der 2ten den Tag nachher gehabten Audienz drang Schönburg noch stärker darauf, daß der König keine Zeit verlieren möchte, den Böhmen beizustehen. Er ersuchte nicht weniger denselben, einen Gesandten auf den Unionstag abzufertigen, mit der heiligsten Versicherung, daß diese Union keinen andern Zweck hätte, als die hochnöthige Vertheidigung der unirten Stände, und daß dem König die Vertraulichkeit mit denselben zu großem Ansehen und Nutzen in dem ganzen Reich gereichen würde. Der König versprach in dieser Audienz wirklich, dem Kurfürsten gegen das Passauische Kriegsvolk, wenn es sich ins Brandenburgische ziehen wollte, ebenfalls beizustehen; mit dem Kurfürsten einen Feind zu haben; von den Prager Händeln mit ihm zu correspondiren, und keinen Vergleich einzugehen, ohne ihm und den unirten Ständen davon Nachricht zu geben. Auch den Unionstag wollte er durch den von Starhemberg beschicken. Am nämlichen Tage unterzeichnete Matthias den böhmischen Ständen ihre Freiheiten und Religions-Assecuranz mit beigefügter Versicherung, daß auch andere evangelische Stände nicht über ihn zu klagen Ursache haben sollten.

„Matthias brach wirklich des folgenden Tags, ungeachtet der Gegenvorstellungen des päbstlichen Nuntius und des spanischen Botschafters auf, und langte den 14. zu Prag an. Schönburg reißte mit, und beschrieb sorgfältig, wie sich das Königl. bewehrte Gefolg gleichsam von Station zu Station vermehrte, so daß Matthias seinen Einzug mit einer Anzahl Mannschaft zu Roß und zu Fuß hielt, welche für die damalige Zeiten schon den Namen einer Armee verdiente. Der König besprach sich nicht nur unterwegs mit unserm Schönburg, sondern auch zweimal zu Prag selbst. Der Gegenstand ihrer Unterredungen betraf vornehmlich die Kriegskunst überhaupt, und das Artillerie- und Fortificationswesen insbesondere. Der König aber fand an dieser Unterhaltung ein solches Vergnügen, daß ihm Schönburg auch

seine bei sich habende Risse und Instrumenten zeigen mußte. Endlich nachdem er unterschiedlichemal um seine Abfertigungen angehalten, ihm auch einigemal der Antrag gemacht worden, in des Königs Dienste zu treten, erhielt er solche schriftlich, ungefähr in eben den Ausdrücken, deren sich der König vorhin mündlich bedient hatte."

Auch mit Clesel hatte Schönberg eine Unterredung, an deren Schluß der nachmalige Cardinal in Bezug auf das Passauische Volk äußert, „daß der Kaiser solch Werk angesponnen und practicirt, um wieder zu den Landen zu kommen; daß der Kaiser auf solchen Fall an Ihrer Königl. Majestät sich würde rächen, er für seine Person in großen Ungnaden bei Ihrer Kais. Majestät, welche als ein Tyrann, sonder Treu, Glauben, Religion oder Conscienz, seinen König, und auch ihn, um das Leben bringen zu lassen, sich unterstanden, daß diese Ursachen ihn gezwungen, dem König zu rathen, die Privilegien zu confirmiren. Weil nun das geschehen, so hätte er seither niemals dazu rathen wollen, ungeachtet des Kurfürsten von Cöln und Ferdinandi Suchen, sondern daß man mit den Evangelischen friedlich leben, was man ihnen einmal zugesagt hätte, halten. Solches wolle er noch thun, so lang er lebe, oder Gott solle seiner Seele nimmer gnädig sein. Nicht, daß er die evangelische Religion liebe, sondern weil er sehe, daß ein Theil dem andern fast gewachsen. Darauf ich ihme geantwortet, daß wenn er den halben Theil solches meinte, effectuirte und nachkommen würde, daß ich bekennte, daß wir keine nützlichere Person im Reich hätten, als ihn." Schwerlich ist diese Unterredung, in welcher sich Clesels unausführbare Politik vollständig ausspricht, in von Hammers bändereiches, unverdauliches, unverdautes Werk, dem man füglich appliciren könnte das von Glutz-Blotzheim gelegentlich eines Berner Senatsbeschlusses gesprochene Wort, „heißt das regieren, so ist f. musiciren," aufgenommen worden. Schönberg theilt auch einige statistische Nachrichten mit, von hohem Belang für die damals so beliebte Ansicht von einer Universalmonarchie, welche das Haus Oestreich anstrebe. Von Ungern weiß er, daß Matthias aus dem ganzen Königreich nicht nur kein Einkommen ziehe, sondern noch

jährlich 300,000 fl. für die Verwahrung der Grenzen aus andern Mitteln verwenden müsse, und daß die ganze Nation sich lieber den Türken unterwerfen oder zinsbar machen, als von einem Krieg hören würde. Aus Böhmen, Mähren und Schlesien habe der Kaiser niemals über eine Million erhoben, in den letzten Jahren seien aber nicht über 400,000 Rthlr. daraus zu ziehen gewesen.

Nur eben aus Böhmen heimgekehrt, wurde Schönberg im April 1611 nach dem Haag versendet, um dem Prinzen Moritz und den Generalstaaten die auf die Jülichischen Lande Bezug habenden zu Jüterbock und Torgau aufgenommenen Verhandlungen zu erklären, nach Laut seiner am 7. April von dem Fürsten Christian von Anhalt ausgefertigten Instruction. Beinahe gleichzeitig, 11. April, wurde er durch des Kurfürsten von Brandenburg eigenhändiges Schreiben angewiesen, dessen Volk abzudanken. Dem folgt unterm 14. Jul. ein zweites Schreiben, worin der Kurfürst äußert, daß der am 16. Sept. abzuhaltende polnische Reichstag ihn bestimme, sich persönlich nach Preussen zu erheben, und daß ihm viel daran gelegen sei, Schönbergs Person daselbst um sich zu haben, „die ihm in vielen Sachen nützlich einräthig sein könnte," befiehlt ihm daher ganz gnädiglich aufs angelegentlichste, ja nicht auszubleiben, und dem Kurfürsten zu einer Leibwache 200 Mann mitzubringen. Seine Verpflichtungen gegen Kurpfalz scheinen es nicht verstattet zu haben, daß Schönberg dem ehrenvollen Rufe folge. Er hatte zu Mannheim den Festungsbau zu überwachen, und wurde d. d. Nürnberg, 1. Nov. 1611, zum Hofmeister des Kurprinzen, nachmalen Friedrich V, bestellt. Vor der Annahme dieses Amtes hatte er seine Bedingungen ausgesprochen. „Diese Schrift," ruft sein Biograph aus, „ist mit so viel Vernunft und Offenherzigkeit abgefaßt, daß sie seine Karakter-Schilderung vertreten kann. Seine Bescheidenheit, sein Vertrauen auf göttlichen Beistand, seine Bereitwilligkeit, selbst den guten Rath des Geringsten anzunehmen, mit der feierlichen Erklärung, daß er hingegen heimliche Critiker weder dulden könnte, noch würde, sind zum Entzücken hinreißend." Ich erblicke leider darin nur ein gewöhn-

liches Programm, Dinge verheißend, die niemals in Erfüllung gehen sollen. Schönberg scheint auch sehr bald seine Hofmeisterstelle, mit der kein Gehalt, nur 9 Pferderationen und die Kost für das Stallpersonale verbunden, aufgegeben zu haben, denn im Febr. 1612 wird er lediglich als kurpfälzischer geheimer Rath und Obrister aufgeführt.

Noch vor Ausgang des Jahrs 1611 schrieb ihm aus Königsberg der Kurfürst von Brandenburg: „Ist es Euch möglich, so kommt anhero, dann wir auch in diesen Landen Uns eures guten Raths zu gebrauchen, und müssen Wir bei dieser Gelegenheit Uns mit Unsern getreuesten eines gewissen Schlusses vergleichen.“ Statt der Einladung zu folgen, ging Schönberg im Januar 1612 als Pfälzischer Gesandter nach Brüssel, um den vieljährigen, an dem hohen Rath von Mechelen schwebenden Proceß, die Herrschaften Bouggenhout in Brabant, Baserode und St. Amand bei Dendermonde in Flandern betreffend, zu betreiben, die von dem Herzog von Würtemberg aufgestellten Forderungen zu unterstützen, und hingegen das Successionsrecht der Kinder des Markgrafen Eduard Fortunat von Baden zu bestreiten. Von Brüssel fuhr er nach dem Haag, des Kurfürsten von der Pfalz Zweifel an der Rechtgläubigkeit des Professors Konrad Vorstius zu Leyden vorzutragen, von einer den Protestanten in Aachen zu leistenden Assistenz, von dem Reichsvicariat und der bevorstehenden Kaiserwahl zu handeln. Im März besprach er zu Wesel mit einem englischen Gesandten die Art und Weise, den von der Union mit K. Jacob eingegangenen Vertrag wechselseitiger Hülfleistung zur Ausführung zu bringen. In demselben J. 1612 wurde er nach England entsendet, um dem König die Ratification der in Betreff der Vermählung des Kurfürsten mit der Prinzessin Elisabeth eingegangenen Bedingungen zu überbringen und das Geschäft vollends zu ordnen.

In den an den König, die Königin und den Prinzen von Wales gerichteten Credenzschreiben wird er des h. R. R. Ritter und der Kurfürstlichen Pfalz geheimer Staats- und Kriegsrath genannt: Kaiser Matthias hatte ihm nämlich bei der Krönung den Ritterschlag ertheilt. Unter mehrem war er instruirt, dem

Prinzen von Wales (es ist die Rede von Prinz Heinrich, gest. 6. Nov. 1612), dessen Werk großentheils die Verlobung, dafür ein Danksagungscompliment abzustatten, wo möglich Heinrichs Vertrauen zu gewinnen, und ihn durch alle erdenklichen Beweggründe von der projectirten Heurath mit einer katholischen Prinzessin abzuhalten. Außerdem war Schönberg angewiesen, dem König und dem Prinzen, die sich wohl unter einem Reichsfürsten etwas einem englischen duke Aehnliches denken mochten, einen vernünftigen Begriff von der Verfassung des deutschen Reichs beizubringen. Das Beilager wurde den 14. Febr. 1613 vollzogen, und ernannte gelegentlich dessen der König den von Schönberg zu seinem Rath mit einem jährlichen Gehalt von 400 Pf. Sterling, die er auch, heißt es, bis zu seinem Ende richtig bezog. „Daß Hans Meinhard bei der Einrichtung des eigenen Hofstaats für die Kurfürstin, und den Anstalten ihrer Heimführung die Functionen eines Obermarschalls, neben seinen politischen Aufträgen, zu besorgen hatte, ist aus der unter seinen Papieren gefundenen Hofordnung der Frau Kurfürstin, und aus den Beschwerden des englischen Gefolges, auch der Neuvermählten selbst, über verschiedene öconomische Einrichtungen der Pfälzer zu schließen. Der trotzige Ton, worin einige dieser Klagen abgefaßt sind, zeigt, wie hoch die Engländer den deutschen Fürsten die Ehre dieser Verbindung aufrechneten."

Im Nov. 1613 hatte Schönberg abermals eine Gesandtschaft im Haag und in England zu verrichten. Veranlassung gab die auf dem Reichstage zu Regensburg eingetretene Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten, die entschiedene Sprache, welche jene zum erstenmal nach langem Todesschlummer zu führen wagten. Darüber ward der Union unheimlich, und sie suchte ihre Verbindungen mit dem Auslande noch weiter auszudehnen. Vornehmlich wurde den Generalstaaten die Reichsstadt Aachen wegen besorglicher Vergewaltigung empfohlen, und zugleich gütliche Ausgleichung mit den Arminianern angerathen. Der König wurde an die bundesmäßige Hülfe erinnert, daneben seine Vermittlung erbeten, um den König von Dänemark und den jungen Herzog von Braunschweig zu besserer Verständigung und

Verbindung mit der Union zu bewegen. Im J. 1614 unternahm Schönberg, fortwährend kurbrandenburgischer geheimer Rath und Obrister, in eigenen Angelegenheiten eine Reise nach Berlin. Es galt einer Abrechnung, laut welcher er, ohne den Posten, wofür ihm die Kleinodien versetzt, ein Capital von 33,460 Rthlr. zu fordern hatte. Ueber die besagte Summe erhielt er am 12. Aug. 1614 eine förmliche Obligation, worin ihm zu einer Sicherheit die Rentmeisterei und der Zoll zu Huissen in der Lymers verschrieben. Dabei hatte es aber keineswegs sein Bewenden. Der Administrator in den Cleve-Jülichischen Landen, der Markgraf, nachmalige Kurfürst Georg Wilhelm fand es von dringender Noth, zur Bedeckung der ihm anvertrauten Lande ein Regiment Fußvolk anwerben zu lassen. Dem Geschäft unterzog sich Hans Meinhard; weil aber Se. Fürstl. Gnaden in der Eile mit keinen dafür nöthigen Geldern versehen war, mußte Schönberg auch hier aushelfen, und wurde man ihm nach richtiger Liquidation weitere 10,000 Rthlr. oder 14,000 fl. Batzen schuldig. In der darüber zu Rees 6./16. Sept. 1614 ausgestellten Obligation wurde ihm die bei Sluis in Flandern gelegene Herrschaft Breskesand zum Unterpfand eingeräumt, um alles Gefälle, Einkommen, Rechte und Gerechtigkeiten zu genießen, und, falls die Ablegung des Capitals nicht innerhalb der zwei nächsten Monate erfolgen würde, sie als unwiederlösliches Eigenthum zu besitzen. Würde er jedoch bei einer vielleicht stattfindenden Abtheilung mit Pfalz-Neuburg genöthigt sein, dieses Unterpfand zurückzugeben, so war ihm Erstattung aus andern Brandenburgischen Besitzungen in dasigen Landen verheißen.

Dem folgte eine Generalabrechnung, so Markgraf Georg Wilhelm, Namens seines Vaters, des Kurfürsten, durch dazu abgeordnete geheime Räthe, zu Rees, 21. Nov. 1614, mit Schönberg abhalten ließ, und woraus sich ergab, daß der Kurfürst demselben 23,572 Rthlr. oder 33,000 fl. 10 Batzen schuldig bleibe. Diese Summe sollte in vier Terminen bezahlt werden, und dem Gläubiger dafür die ganze Brandenburgische Artillerie, samt Pulver, Kugeln und allem Zubehör zu wahrem Unterpfand eingesetzt sein. „Schönburg erhielt in dieser Verschreibung die

Befugniß, wenn er in der nächsten Frankfurter Ostermesse nicht vollkommen bezahlt wäre, diese Artillerie, ohne weiteres, zu verkaufen, und sich davon bezahlt zu machen." Im J. 1615 fuhr Hans Meinhard abermals hinüber nach England, um sich zu London, 22. März, des Eduard Sutton Lord Dudley und der Theodosia Harrington Tochter Anna Sutton antrauen zu lassen.

Der Namen Sutton ist für die Geschichte von England und die Kenntniß des Nationalcharakters so wichtig, daß man vielleicht für eine Abhandlung von diesem Geschlecht danken wird. Johann Sutton erheurathete zu K. Eduards II Zeiten mit Margaretha, des Roger von Someri Baron Dudley älteste Tochter, neben mehren andern Gütern, Burg und Stadt Dudley, diese in Worcestershire, jene in Staffordshire belegen, und wurde sein Sohn, Johann II (+ 1359) als Lord Dudley zu dem Parlament berufen, an. 16. Eduards III. Johanns Urenkel, Johann V Sutton, Baron Dudley, gewann die Söhne Edmund, Johann und Wilhelm, dieser Bischof zu Durham, gest. um 1482. Edmund, der älteste Sohn, starb vor dem Vater, hinterließ jedoch aus zwei Ehen, 1) mit Joicia, des Johann Tiptoft, Grafen von Worcester, Tochter und Miterbin, und 2) mit Mathilde Clifford, eine zahlreiche Nachkommenschaft, und wird von seinem Sohn, Johann VI Sutton Baron Dudley unten Rede sein.

Johann, des fünften Johann zweiter Sohn, war mit Elisabeth Bramshot, Tochter und Miterbin von Johann Bramshot, Baron Gatton verheurathet. Als sein einziger Sohn gilt Edmund Dudley, dessen Erfolge im Studium der Rechte die Aufmerksamkeit K. Heinrichs erregten, daß dieser den jungen, kaum 23 Jahre zählenden Mann (geb. 1462) in seinen geheimen Rath aufnahm. In dem kurzen Feldzuge vom J. 1492 scheint Edmund sich durch seine Gabe zu Unterhandlungen dem Könige noch werther gemacht zu haben. Seine eigentliche Wichtigkeit beginnt jedoch mit dem Jahre 1497, oder seiner Ernennung zu einem der Barone der Schatzkammer. In dieser Stellung, unterstützt durch seinen Collegen, Richard Empson, zeigte er sich unerschöpflich in der Auffindung von Mitteln, durch welche die Schatzkammer zu füllen. Unter den unzähligen

Mitteln, durch welche Dudley und Empson Geld zu expressen wußten, sind die folgenden die bemerkenswerthesten: 1) die Strenge des Lehenverbandes hatte im Laufe der Zeiten allgemein nachgelassen, und während der langen Bürgerkriege waren viele Leistungen außer Gebrauch gekommen. Die Minister brachten alle schlummernden Ansprüche der Krone in Erinnerung, trieben die Rückstände mit Strenge ein, machten in Vergessenheit gerathene Lehensfehler ausfindig und geltend, und dehnten die Feudaldienstbarkeiten auf Güter aus, die unter andern Bedingungen besessen wurden. 2) Die alten Statuten bestraften eine Menge von Handlungen mit Geldbußen, Gefängniß oder Confiscation, und verhängten dergleichen über pflichtvergessene oder lässige Beamte. Jetzt wurde ein Heer von Kundschaftern in Bewegung gesetzt, um Leute zu suchen, denen in Folge jener Statuten der Proceß gemacht werden konnte, der wahre oder vorgebliche Schuldige ward vor Dudley und Empson gestellt, und bezahlte eine übermäßige Buße, oder mußte in das Gefängniß wandern. Während er in diesem schmachtete, wurden ihm Vergleichsanträge gemacht, und kam es zum Proceß, so entschied eine hiernach eingerichtete Jury unfehlbar zu Gunsten der Krone. 3) Wenn eine Achtserklärung in einer persönlichen Action gegen Jemand erkannt war, so gab es kein anderes Mittel, einen Gnadenbrief zu erhalten, als durch Bezahlung einer großen Geldsumme, und wenn sich Jemand weigerte zu erscheinen oder das ihm Angesetzte zu bezahlen, so wurde das strenge Recht, das in solchen Fällen die Güter der Verurtheilten für verfallen erklärt, mit der äußersten Härte ausgeübt. — Durch diese und ähnliche Kunstgriffe wurden alle Stände gequält und in Armuth gebracht, während durch Empsons und Dudleys Hände ein immerwährender Strom von Reichthum floß, von dem jedoch nur ein Theil die Schatzkammer erreichte, das Uebrige hingegen die geschäftigen Werkzeuge der Unterdrückung bereicherte.

In so tiefe Knechtschaft war das freie England gerathen, daß in der Zeit des schwersten Druckes, den 25. Januar 1504, die Gemeinen den Dudley, das vornehmste Werkzeug solcher Expressungen, zu ihrem Sprecher erwählten. Sein und des

Collegen Reich endigte jedoch mit Heinrichs VII Leben, und der Befehl, sowohl Empson als Dudley zu verhaften, war eine der ersten Handlungen des jungen Königs. Noch vor Ablauf des Aprils 1509 vor den Rath gestellt, wurden sie beschuldigt, sich der Autorität der Gerichtshöfe angemaßt, von Erben ungeheure Geldsummen für die Auslieferung ihrer Ländereien erpreßt, Beklagte nicht eher, als bis sie für diese Gunst bezahlt, zur Verantwortung gelassen, und von Grundstücken, die unter andern Bedingungen besessen worden, fälschlich behauptet zu haben, sie seien unmittelbare Kronlehen. Die Beklagten vertheidigten sich mit Beredsamkeit und Erfolg. Wie drückend und schändlich auch ihr Verfahren an sich sein mochte, so war es doch durch frühere Beispiele, die bestehenden Gesetze und den Inhalt ihrer Bestallungen gerechtfertigt, und man hielt es daher, um das Rachegeschrei des Volkes zu befriedigen, für zweckdienlich, sie eines andern Verbrechens anzuklagen, der Absicht, sich der Person des jungen Königs zu bemächtigen und die Regierung ganz an sich zu reißen. Die Beschuldigung war zu abgeschmackt, um Glauben zu verdienen; allein es fanden sich Zeugen, welche aussagten, die verhaßten Minister hätten, während der letzten Krankheit des verstorbenen Königs, ihre Freunde aufgefordert, sich zu bewaffnen und bereit zu sein, ihnen nach London zu folgen, und die Geschworenen ließen sich bewegen, auf so nichtiges Vorgeben ihr „schuldig" auszusprechen. Dudley ward in Guildhall, den 16. Jul. 1509 verurtheilt, seine und Empsons Hinrichtung aber, man sagt auf Fürbitte der jungen Königin, verschoben. Das am 21. Jan. 1510 eröffnete Parlament erklärte sie für Hochverräther, eines Verbrechens wegen, dessen sie sich nicht schuldig gemacht hatten, zugleich aber suchte diese Versammlung durch mancherlei Verordnungen den Uebeln abzuhelfen, welche durch die Gehaßten veranlaßt. Wahrscheinlich würde der König, zufrieden mit der Confiscation des Vermögens von Dudley und Empson, ihnen vergönnt haben, ihre Tage im Kerker zu beschließen; allein auf einer Reise im nämlichen Sommer ward er von dem Volke so mit Bitten und Vorstellungen bestürmt, daß er den Befehl zu ihrer Hinrichtung unterzeichnete. Sie

starben auf Towerhill, den 18. August 1510, und ihr Blut brachte nicht nur ihre Feinde zum Schweigen, sondern gab auch der Schatzkammer einen Vorwand, die Abhülfe der Ungerechtigkeiten zu verweigern, deren erste Urheber jene Unglücklichen gewesen waren. In dem Kerker hatte Dudley einen Aufsatz „den Baum des Gemeinwesens“ geschrieben, in der Hoffnung, die Brauchbarkeit der Arbeit werde ihm Begnadigung verdienen, es gelang ihm aber nicht, sie in des Königs Hände zu liefern. Abschriften derselben sind in mehren Bibliotheken vorhanden. — Der älteste Sohn von Edmunds zweiter Ehe mit Elisabeth Grey, der Schwester und Erbin des Viscount l'Isle, wurde bereits im J. 1512 in alle seine Rechte wieder eingesetzt.

Dieser Sohn, Johann Dudley, geboren im J. 1502, wurde dem Hofe eingeführt gelegentlich der zweiten Vermählung seiner Mutter mit K. Eduards IV natürlichem Sohn, Arthur Plantagenet Viscount l'Isle, und empfahl sich dergestalten durch ein angenehmes Aeußere, feines, geschmeidiges Wesen, daß des Königs Günstling, Karl Brandon Herzog von Suffolk ihn zu seinem Begleiter haben wollte für den Feldzug nach Frankreich, in dessen Lauf Dudley mehrfache Proben von Herzhaftigkeit ablegte, auch den Ritterschlag sich verdiente. Er fand indessen, daß Wolseys Einfluß ihm förderlicher sein würde, als jener des Günstlings, und er buhlte um die Ehre, in dessen Dienst aufgenommen zu werden. Er befand sich in des Cardinals Gefolge, als dieser, von 1000 Pferden begleitet, an dem Hofe des Königs von Frankreich eine Gesandtschaft verrichtete, 1527, und verdankte sonder Zweifel der Gunst des Cardinals das Amt eines Aufsehers über die Rüstkammer im Tower, und die Besoldung eines königlichen Kammerknaben. Wolseys Fall blieb ohne Folgen für Dudley, was er in dem Cardinal verloren, fand er in dem neuen Minister, in Cromwell wieder. Daneben vernachlässigte er im Geringsten nicht seine Gutsnachbarn, und verdankte er vornehmlich seiner gastfreien Lebensart die Ernennung zum Sheriff von Staffordshire, 1536. Zwei Jahre später ließ er sich in die Gesellschaft von Grey's Inn aufnehmen; er bereisete auch Frankreich und Italien, wo er namentlich zu Rom längere Zeit verweilte.

Als Tenants des herrlichen Turniers, am 1. Mai 1539 zu Westminster abgehalten, werden genannt die Ritter Johann Dudley, Thomas Seymour, Thomas Poynings, Johann Carew, die Wäpelinge Anton Kingston und Richard Williams-Cromwell, des Ministers Schwestersohn. Kostbar gekleidet, ritten sie den Schranken ein, unter Voraustretung einer langen Reihe von Rittern und Edlen, die sämtlich in weißen Sammet gekleidet. Am ersten Tage waren 46 Kämpen, darunter der Graf von Surrey, die Lords Clinton, Wilhelm Howard, Georg Cromwell, des Ministers Sohn, zu bekämpfen. Dudleys Roß strauchelte, und er wurde in den Sand gestreckt, war aber gleich wieder zu Gaul und tummelte sich trefflich herum. Nachdem zu Ende das Schimpfspiel, ritten die Tenants in der Ordnung, in welcher sie zu den Schranken gekommen, nach Durhamhouse, wo sie den König, die Königin und den Hof bewirtheten. Am 2. Mai empfingen Anton Kingston und Richard Cromwell den Ritterschlag. Am 3. fochten die Tenants zu Pferd, mit dem Degen gegen 29 Widersacher; Dudley und Surrey stritten zuerst mit gleichem Vortheil. Am 5. Mai wurde zu Fuß gefochten gegen 30. Zum gänzlichen Beschluß bewirtheten die Tenants die sämtlichen Parlamentsglieder von beiden Häusern, den Lord Maire, die Aldermen und ihre Frauen, überhaupt alle eben in der Stadt weilende Standespersonen, als welchen Aufwand zu vergüten, der König einem jeden der sechs Herren ein Haus und 100 Mark erblicher Rente aus den unlängst eingezogenen Gütern des Johanniterordens verlieh.

Für Cromwells Fall bezeigte Dudley dieselbe Gleichgültigkeit, wie einst für Wolsey, er entsagte beiden, als sie ihm nicht mehr nützlich sein konnten, als er sich stark genug fühlte, für sich selbst um die Gunst des Monarchen zu buhlen. Er erhielt am 12. März 1542 den Titel eines Viscount l'Isle in Berkshire, gleich darauf den Hosenbandorden und die Würde eines Großadmirals auf Lebenszeit. Die von ihm befehligte Flotte erleichterte höchlich die Einnahme von Boulogne, deshalb er das Gouvernement dieser wichtigen Eroberung erhielt, 1543. Auch führte er 1545, ohne doch Erhebliches auszurichten, die Flotte

im Canal. Unmäßiger Aufwand richtete sein Vermögen zu Grunde, der König kam ihm aber durch reichliche Schenkungen aus dem Kirchengut zu Hilfe, war daneben Willens, ihn aus des Herzogs von Norfolk confiscirten Gütern zu bedenken. Die Vereinzelung dieser Güter unterblieb aber, und Dudley mußte zu seinem großen Misvergnügen 200 Pf. St. jährlichen Einkommens aus Ländereien als Entschädigung annehmen. Durch Heinrichs VIII Testament, worin für ihn ein Legat von 500 Pf. ausgesetzt, wurde er berufen, als einer der 16 Executoren, während Eduards VI Minderjährigkeit die Regentschaft zu führen, er unterwarf sich aber ohne Murren der Suprematie eines Protectors, des Herzogs von Somerset, und wurde für diese Schmiegsamkeit am 17. Febr. 1547 zum Grafen von Warwick ernannt, sowie zum Oberkammerherrn, nachdem er zu Gunsten des Bruders von Somerset auf die Stelle eines Lordadmirals verzichtet hatte. Der gewaltige Sieg bei Pinkey wurde großentheils ihm zugeschrieben. Während der Protector bemühet, die flüchtig gewordene Reiterei wieder zu sammeln, „bewies Warwick viele Geistesgegenwart, das Fußvolk, auf welches die Cavalerie zurückgeprallt war, in Gliedern zu erhalten: er ließ den Peter Mentas, den Anführer der Büchsenschützen, und den Peter Gamboa mit seinen spanischen und italienischen reitenden Archibusieren bis zum Rande des Morastes vorgehen, und das Vordertreffen der Schotten, dem heftigen Feuer ausgesetzt, begann zu weichen, gab sodann dem ganzen Heere das Zeichen zur Flucht.“ Daß Warwick auch den Krieg zu einem glücklichen Ende gebracht haben würde, hielt jedermann sich überzeugt; „sein Betragen ward allgemein gepriesen, der Tadel fiel auf einen andern.“

„Warwick wurde überhaupt für einen Mann angesehen, welcher Talente im Kriege und Frieden besaß, aber alle diese Tugenden wurden durch noch größere Laster verdunkelt, durch übermäßige Ehrsucht, unersättlichen Geiz, Versäumung des Anstandes, Verachtung der Gerechtigkeit; und als er sah, daß Lord Thomas Seymour, vor dessen Fähigkeit und Herzhaftigkeit er sich am meisten fürchtete, sich selbst durch seine unüberlegten Anschläge den Fall bereitete, so wollte er ihn in den

Abgrund hinabstürzen, und dadurch das größte Hinderniß zu seiner eignen projectirten Größe wegschaffen. Als Somerset sahe, daß die öffentliche Ruhe durch die verwegenen, wo nicht rebellischen Entwürfe seines Bruders in Gefahr gerieth, ließ er sich desto leichter von Warwick bereden, sich der ganzen königlichen Gewalt gegen ihn zu bedienen;" Seymour wurde in den Tower geschickt, des Verraths schuldig erklärt und den 20. März 1549 hingerichtet. In verwandter Weise hat Robespierre, den vormaligen Collegen Danton dem Tode weihend, sich selbst den Untergang bereitet.

Des Brudermords den Protector zu beschuldigen, würde niemand sich unterfangen haben, aber die mancherlei Bedrückungen, und vornehmlich die gewaltsame Einführung religiöser Neuerungen, erregten allgemeines Mißvergnügen, das in mehren Grafschaften zugleich zu offenem Aufruhr ausbrach. Gegen die Rebellen von Norfolk wurde Warwick ausgesendet. Mit 8000 Mann brach er sich Bahn zu dem von den Rebellen belagerten Norwich; aber die Insurgenten waren so zahlreich, so verwegen und unermüdlich in ihren Angriffen, daß sie oftmals die Kanoniere von den Batterien jagten, die Thore aufsprengten und in den Straßen selbst mit den Royalisten kämpften. Warwick ließ seine Leute einen Eid auf das Schwert ablegen, den Platz nie zu verlassen, und brachte es durch Beharrlichkeit endlich dahin, daß der Feind aus seiner unüberwindlichen Stellung abzog. In Dussingdale wurde er von Warwicks kleinem Heere eingeholt (27. August 1549) und hart gezüchtigt; die Flüchtlinge verschanzten sich hinter einer Wagenburg. Immer noch um den Ausgang besorgt, ließ Warwick ihnen beibringen, daß es ihm höchst schmerzlich sei, in so ungerechtem Streit so viel Herzhaftigkeit vergeudet zu sehen. Was immer vorgegangen sein möchte, sollten sie gleichwohl des Königs Gnade empfinden, wenn sie ihre Anführer ausliefern würden. Sie bezeigten ihre Geneigtheit sich zu ergeben, wenn er, der großmüthige hochverdiente Ritter persönlich ihnen dergleichen Zusicherung geben wolle, und er ritt unter sie, worauf das Volk die Waffen niederlegte und seine Anführer auslieferte. Das Haupt der Insurrection, Robert Kett, sein Bruder William und neun ihrer Spießgesellen wurden an neun Aesten der Reformationseiche aufgehängt.

Der Graf, siegreich nach Hause zurückkehrend, durfte von diesem Augenblick an es wagen, an die Spitze einer dem Protector entgegengesetzten Partei zu treten, und seinen Nebenbuhler, denn als solche waren jetzt Somerset und Warwick anzusehen, der gefährlichsten Entwürfe zu beschuldigen. Anfangs Octobers kam es zwischen beiden zum Ausbruche. Am 6. warteten Somerset, der Erzbischof von Canterbury und Paget, dem Könige zu Hamptoncourt auf. Warwick und andere Lords des Raths versammelten sich mit einer zahlreichen, bewaffneten Dienerschaft zu Elyplace. Somerset und seine Anhänger erließen im Namen des Königs Befehle an den Adel der umliegenden Grafschaften, an die Bewohner der nächsten Dörfer und die Bürger von London, eine bestimmte Mannschaft zur Bewachung der königlichen Person zu stellen; die Gegenpartei verbot Somersets Befehlen zu gehorchen, und erhob zugleich gegen ihn gewichtige Anschuldigungen. Der unentschlossene Somerset wurde noch zweifelhafter gemacht durch die Behutsamkeit des Erzbischofs, der es mit keiner Partei verderben wollte, und durch den Rath Pagets, der auf eine Aussöhnung hoffte; noch mehr beunruhigten den Protector die Gleichgültigkeit, mit der man die Befehle des vorigen Tages aufgenommen hatte, und das Ausbleiben des Secretairs Petre, der, nach Elyplace abgeschickt, für gut gefunden hatte, sich den Gegnern anzuschließen. Von Abfall umgeben, an der Spitze der Gegenpartei bereits 22 der in Heinrichs VIII Testamente ernannten Räthe oder Executoren erblickend, nahm er seine Zuflucht zu schriftlichen Unterhandlungen. Alle seine Vorschläge wurden mit Verachtung behandelt, die Sieger bestanden auf unbedingter Unterwerfung; sie erfolgte, und alsbald wurde Somerset nach dem Tower gebracht. Sein Schicksal erfüllte die Reformatoren mit düstern Besorgnissen. Es war nicht unwahrscheinlich, daß Warwick aus Politik oder Rachsucht ihren Beschützer auf das Blutgerüst senden und dem alten Glauben die Oberhand verschaffen würde. Der Graf hielt es jedoch, wie er auch im Herzen gesinnt sein möchte, für klüger, seine Herrschaft über den König dadurch zu befestigen, daß er dessen Wünschen, seiner Abneigung das Blut eines zweiten Oheims zu vergießen, und seinen Vorurtheilen gegen

den Glauben und Gottesdienst seiner Väter nachgab. Ebenso behutsam behandelte Warwick das mit Anfang Novembers zu neuer Sitzung versammelte Parlament, er wohnte ihm nur selten bei, und gab sich den Anschein, als überlasse er dessen Mitglieder ganz ungestört ihrem eigenen Ermessen. Während dessen wurde Somerset gezwungen, seine Anmaßung, Nachlässigkeit und Unfähigkeit zu bekennen, die 29 gegen ihn aufgestellten Klagepunkte zu unterzeichnen und auf alle seine Aemter zu verzichten, nur um Begnadigung zu erhalten; Warwick dagegen erhielt sein Amt als Großadmiral zurück, und wurde dazu Obristhofmeister. Des Grafen Triumph zu vervollständigen, fehlte nur noch die Beendigung des unter dem Protectorat ausgebrochenen Krieges mit Frankreich, und am 24. März 1550 wurde der Friede vollzogen. Warwick hatte zwar die Instructionen der Botschafter unterzeichnet, weil die Nation aber die Bedingungen für schimpflich hielt, so blieb er an dem Tage der Bestätigung, unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit, dem Rathe fern. Somerset hatte ohne Vermögen, Amt oder Einfluß den Tower verlassen; das Mitleid seines Neffen und die Politik, vielleicht die Menschlichkeit seines Nebenbuhlers, gaben ihm bis auf einen gewissen Grad alles zurück. Seine Freundschaft mit Warwick schien wieder aufzuleben, und ihre Aussöhnung ward dem Anscheine nach durch die Heurath (3. Jun. 1550) des Johann Lord l'Isle, ältesten Sohnes des Grafen, mit Anna, der Tochter Somersets, befestigt. Aber Somerset konnte nicht vergessen, was er gelitten, und Warwick mochte nicht demjenigen trauen, den er so schwer beleidigt hatte. Der Herzog strebte wieder nach dem Protectorat, der Graf war entschlossen, sich in seinem Platze zu behaupten. Furcht und Argwohn ließen sie einander die gefährlichsten Entwürfe zuschreiben; von Kundschaftern umgeben, würden beide durch falsche Freunde und eigennützige Rathgeber erbittert und getäuscht. Somerset hatte einen starken Haufen Bewaffneter in seinem Hause, war nicht ungeneigt, eine Empörung in London anzuregen, und gab manchmal zu verstehen, Meuchelmord allein könne ihn seiner Feinde und Verfolger entledigen. Seine Furchtsamkeit und Un-

besonnenheit waren nicht geeignet, es mit Warwicks Vorsicht und Entschlossenheit aufzunehmen. Dieser kannte alle Plane seines Gegners, verschaffte sich, um ihm die Hoffnung eines Asyls in den nördlichen Grafschaften zu entziehen, das Gouvernement der schottischen Marken mit aller Autorität, die seit Richard II damit verbunden gewesen (27. Sept. 1551), und vermehrte, ohne Unterlaß durch Verleihung neuer Titel, die Zahl seiner Freunde, während er selbst zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Northumberland (11. Oct. 1551) die großen, der Krone anheimgefallenen Güter der Percy erhielt. So gerüstet, wagte er den entscheidenden Streich; Somerset wurde verhaftet, vor den Gerichtshof der Pairs gestellt, verurtheilt und hingerichtet (22. Jan. 1552), gleichwie vier der mit ihm Angeklagten, von denen einer, Vane, auf dem Richtplatze seine Unschuld betheuerte und zugleich verkündigte: so oft Northumberland das Haupt auf das Kissen seines Bettes lege, werde er es von dem Blute der Hingerichteten triefend finden.

Northumberland, von nun an ohne Frage der mächtigste Unterthan im Reiche, wurde durch seine Habgier auch der reichste. Zu seinen frühern Besitzungen, die ausgedehnt genug waren, um nach gewöhnlichen Begriffen dem Geize eines Privatmannes zu genügen, hatte er seit drei Jahren die Vogtei des Ostridings von Yorkshire und aller königlichen Herrschaften in den fünf nördlichen Grafschaften, aus der Beute der Percy Tinmouth und Alnwick in Northumberland, dann Bernardcastle in dem Bisthume Durham, nebst weitläufigen Ländereien in den Grafschaften Somerset, Warwick und Worcester, als Kronlehen hinzugefügt. Auch das ganze Bisthum Durham, das seit kurzem aufgehoben und in eine Pfalzgrafschaft verwandelt worden, hatte die Bestimmung, bei günstiger Gelegenheit die Dienste des Hauses Dudley zu belohnen. Allein der Herzog wußte recht gut, wie unsicher ihm der Besitz von so viel Macht und Reichthum war. Der König eilte mit raschen Schritten dem Grabe zu; von Maria, der muthmaßlichen Thronerbin, hatte er nicht viel Freundschaft und Schutz zu erwarten, der Gewalt seiner Feinde einmal verfallen, würde er, das sah er voraus, seinen Aemtern entsagen, seine Schätze ausliefern, seinen

Ehrgeiz wol gar auf dem Blutgerüste büßen müssen. Dieser Gefahr vorzubeugen, suchte er die Zahl und die Hülfsquellen seiner Anhänger zu vermehren. Sein Bruder und seine Söhne erhielten die nächsten Stellen am Throne, alle Hofämter wurden allmälig unter seine Creaturen vertheilt, deren Vorgänger jedoch, zum Lohne für ihre Verzichtung, und als Preis künftiger Dienste, lebenslängliche Pensionen erhielten, und um andere mächtige Familien in sein Interesse zu ziehen, verheurathete er seinen vierten Sohn, Guilford Dudley, mit Lady Johanna Grey, der Enkelin von Heinrichs VIII Schwester Maria, seine Tochter Katharina mit Lord Hastings, dem ältesten Sohne des Grafen von Huntingdon, und Lady Katharina Grey mit Lord Herbert, dem Sohne des Grafen von Pembroke, der Northumberlands Gunst Titel und Vermögen zu verdanken hatte. Eine unverhoffte Besserung in des Königs Gesundheitszustande, Mai 1553, benutzte der Herzog, um die Heurathen, die seine Macht befestigen sollten, zu feiern. Durhamhouse, am Strande, sein neuer Wohnsitz, bisher der Bischöfe von Durham Eigenthum, ward der Schauplatz ununterbrochener, durch des Königs Geschenke verherrlichter Festlichkeiten. Nach Kurzem verfiel Eduard wieder in seine Schwäche, und es ließ sich mit Gewißheit voraussagen, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe. Northumberland wurde hierdurch bewogen, den wahrscheinlich schon seit einiger Zeit entworfenen Plan ins Werk zu setzen; es galt dem Versuche, die Krone des sterbenden Königs seinem eigenen Sohne zuzuwenden.

Nach einem Beschlusse des Parlaments, und nach dem letzten Willen Heinrichs VIII waren die Prinzessinen Maria und Elisabeth die nächsten Erben; man hoffte aber ihre Ansprüche durch die niemals zurückgenommenen Statuten, wodurch beide für unehelich erklärt, abzuweisen. In diesem Falle wäre das Erbfolgerecht auf die Nachkommen der beiden Schwestern Heinrichs VIII, Margaretha, Königin von Schottland, und Maria, Königin von Frankreich, übergegangen; Margaretha war die ältere, aber das Testament des verstorbenen Königs ließ ihre Nachkommenschaft unerwähnt, und man hoffte, die Nation werde aus Abneigung gegen Schottland es sich gern gefallen lassen, daß man die schottische Linie ausschließe.

In diesem Falle gelangte das Erbrecht an Franzisca Brandon, des Herzogs von Suffolk, Heinrich Grey, Gemahlin. Deren Mutter, Maria, des K. Heinrichs VII jüngere Tochter, war den 9. Oct. 1514 dem K. Ludwig XII von Frankreich angetraut worden. Wittwe den 1. Januar 1515, bezog sie den Hôtel de Cluny zu Paris, dessen Einsamkeit geeignet, eine kleine Komödie, zu welcher sie sich hergegeben, zu begünstigen. Sie heuchelte eine Schwangerschaft, die ihr zu der Regentschaft, einem einzuschwärzenden Kinde zu der Krone von Frankreich verhelfen konnte. Den Verlauf der Schwangerschaft hütete mit Luchsaugen die Mutter des rechtmäßigen Thronerben, Louise von Savoyen, und der ungläubigen Hüterin wurde hinterbracht, daß die königliche Wittwe gegen Einbruch der Nacht die Besuche des Herzogs von Suffolk, Karl Brandon, den sie, damals noch Jungfrau, geliebt hatte, und der sich jetzt als Heinrichs VIII Botschafter in Paris aufhielt, zu empfangen pflege. Augenblicklich beschloß Louise, das Geheimniß dieser Zusammenkünfte zu ergründen. Begleitet von ihrem Sohn und von vier der größten Herren des Hofes überfiel sie die Liebenden in einem Augenblick, der niemals der Zeugen begehrt, und ihres Vortheils gewahrend, begierig ihn bis zu seiner äußersten Grenze zu verfolgen, stellte die Leiterin des Ueberfalls, als ihrer Schweigsamkeit Preis, die Forderung auf, daß das überraschte zerknirschte Liebespaar auf der Stelle aus den Händen Jacobs von Amboise, des Abtes von Cluny, die Trauung empfange. Der Prälat wurde demnach aus seiner Wohnung herausgeklopft, und vermählte in derselben Nacht, vom Samstag zum Sonntag Quasimodo, 31. März 1515, die Königin Maria und den Herzog von Suffolk. Die Prinzessin, des Herzogs von Suffolk andere Gemahlin, starb den 25. Juni 1533, der Herzog, der auch noch die dritte Frau, Katharina Willoughby nahm, den 24. Aug. 1545. Von den drei Kindern der Königstochter starb der Sohn, Heinrich Brandon, seit 1525 Graf von Lincoln, noch vor dem Vater; die ältere Tochter, Franzisca, heurathete den Heinrich Grey, Herzog von Suffolk seit 11. Oct. 1551, und als dessen Wittwe den Wäpeling Adrian Stockes, und starb 1563. Ihre Schwester Eleonore wurde die Gemahlin von Heinrich Clifford, dem Grafen von Cumberland.

Franzisca, die Herzogin von Suffolk, hatte aber kein Verlangen, einen streitigen Thron zu besteigen, und trug bereitwillig ihre Rechte auf ihre älteste Tochter, die an Northumberlands Sohn, Guilford Dudley, verheurathete Johanna Grey, über. Nachdem der Herzog also seinem Plan eingeleitet, wagte er es, dem kranken König ihn zu eröffnen, indem er dessen religiöse Vorurtheile auf geschickte Weise in das Spiel zog. Eduard lieh diesen selbstsüchtigen Einflüsterungen ein williges Ohr, wahrscheinlich hielt er es für Pflicht, die Rechte seiner Schwestern dem alles überwiegenden Einflusse der Religion aufzuopfern. Er setzte eigenhändig den Entwurf zu der neuen Substitution der Krone auf, ließ ins Reine ihn schreiben, und unterzeichnete dann am Eingange, am Schlusse und am Rande jeder Seite. Der Oberrichter, Sir Eduard Montague, und einige andere Justizpersonen wurden berufen, um dem Instrumente vollends Form zu geben, suchten aber dem Antrage auszuweichen. Mit Mühe erhielten sie einen kurzen Aufschub, den Montague benutzte, um vor den Lords des Raths zu erklären, ein Instrument, wie das verlangte, würde sowol Jene, die es aufgesetzt, als Jene, die es angerathen hätten, in die Strafe des Verraths verfallen lassen. Bei diesen Worten trat Northumberland, zitternd vor Zorn, aus einem Nebenzimmer hervor, schalt den Oberrichter und seine Collegen Verräther, und erklärte sich bereit, eine so gerechte Sache im bloßen Hemde zu verfechten. Die Urkunde wurde ausgefertigt, zugleich eine andere Schrift unterzeichnet, worin 24 Räthe und gesetzmäßige Anwalte der Krone sich mit Eid und Ehrenwort verpflichteten, alle in Sr. Majestät Entwurf in Ansehung der Thronfolge enthaltenen Bestimmungen zu beobachten, besagten Entwurf nach allen Kräften zu vertheidigen, und Jeden, der ihn zu verändern suchen würde, als Feind des Landes zu betrachten und nach Verdienst zu strafen. Jetzt war Northumberland, nachdem er sich des Towers bemächtigt und seine Söhne mit der Anwerbung einiger Reiterscharen beauftragt hatte, bedacht, sich der Prinzessin Maria zu versichern. Sie wurde an den Hof berufen, empfing aber unterwegs einen Wink von der sie bedrohenden Gefahr, und eilte nach ihrem Wohnsitze Kenninghall zurück. Am sechsten Tage darauf, den 6. Jul. 1553,

starb König Eduard. Die drei folgenden Tage vergingen mit Anstalten, die man für nöthig hielt, um das Gelingen des Unternehmens zu sichern.

Am Morgen des 10. Jul. beschloß man endlich den Tod des Königs zu verkündigen, und zugleich eilten die vornehmsten Lords mit zahlreichem Gefolge nach Sionhouse, um der Lady Johanna Grey das Ableben ihres Vetters anzukündigen, und daß er vor seinem Verscheiden Gott gebeten habe, das Reich vor der Pest des Papismus und der schlechten Regierung seiner Schwestern, Maria und Elisabeth, zu bewahren; da beide mittels Parlamentsbeschlusses für unehelich und erbunfähig erklärt worden seien, habe er beschlossen, sie zu übergehen und die Krone der rechtmäßigen Linie zu hinterlassen, und demgemäß dem Rath befohlen, sie, Lady Johanna, und falls sie kinderlos sterbe, ihre Schwestern, Katharina und Maria, als seine rechtmäßigen Erben zu proclamiren. Bei diesen von Northumberland gesprochenen Worten knieten die Lords nieder, huldigten der Gebieterin, und schwuren, ihr Blut für sie zu vergießen. Am folgenden Tage riefen die Herolde Eduards Tod und der Johanna Thronbesteigung aus, und die Revolution schien auf die friedlichste Art vollbracht. Die Ausübung der königlichen Gewalt befand sich in Northumberlands Händen, der Schatz stand zu seiner Verfügung, die Garden hatten Treue geschworen, auf der Themse lagen 20 bewaffnete Fahrzeuge, und ein auf der Insel Wight zusammengebrachtes Truppencorps wartete seiner Befehle. Voll Zuversicht schien er samt seinen Collegen, mehr der Prinzessin Maria Flucht als Gegenwehr zu befürchten, und auf das Schreiben, worin diese sich als Königin ankündigte, wurde eine Antwort erlassen, durch welche der Erzbischof, der Kanzler und 21 Räthe sie auffoderten, ihren ungegründeten Ansprüchen zu entsagen, und sich der rechtmäßigen, unzweifelhaften Königin zu unterwerfen.

In einigen Stunden schwand diese Täuschung. Die große Masse des Volkes wußte wenig von Johanna Grey, aber Jedermann hatte von Northumberlands Ehrgeiz gehört. Jetzt, sagte man sich, liege seine Absicht am Tage. Um dem verstorbenen Könige seine nächsten Verwandten und Beschützer zu rauben,

habe er Somerset zur Hinrichtung des Lord-Admirals, Eduard zu jener Somersets beredet. Der königliche Jüngling selbst sei das nächste Opfer gewesen. Man habe ihn durch Gift getödtet, um der Grey Platz zu machen, die selbst gezwungen sein werde, die Krone an Northumberland abzutreten. Diese Gerüchte fanden Glauben, und wo die öffentliche Stimmung sich ungestraft aussprechen konnte, war sie für Maria; der Landadel scharte sich unter ihren Fahnen, und es schien ungezweifelt, daß sie in wenigen Tagen sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befinden werde. Northumberland erkannte die Nothwendigkeit zu eilen; durfte er es aber wagen, die Hauptstadt zu verlassen, wo einzig seine Gegenwart die Unzufriedenen im Zaume hielt, und ihm die Mitwirkung seiner Collegen sicherte? Er schlug vor, den Befehl der Truppen dem Herzog von Suffolk zu übergeben, dessen Vaterliebe für seine Treue bürgte, und dessen Mangel an Kriegserfahrung durch tüchtige Rathgeber ersetzt werden konnte. Allein Northumberland vermochte nicht, die geheimen Anhänger Marias zu täuschen, die seine Verlegenheit bemerkten und, seiner Aufsicht sich zu entledigen, ihn drängten, selbst das Commando zu übernehmen. Sie priesen seine Geschicklichkeit, seine Tapferkeit und sein Glück, entwarfen eine übertriebene Schilderung von Suffolks Unfähigkeit, und brachten es dahin, daß selbst Johanna aus Angst um ihren Vater bat, Northumberland möge sich an die Spitze der Truppen stellen. Gegen seine Neigung mußte er endlich einwilligen. Scheidend ermahnte er seine Collegen, mit einem Ernste, der alle seine Besorgnisse verrieth, treu zu bleiben, und als er mit seinen Völkern aufbrach und die Straßen durchzog (13. Jul.), bemerkte er mit Niedergeschlagenheit gegen Sir John Gates: „Das Volk drängt sich herzu, um uns zu sehen, aber Niemand ruft: Gott geleit euch!“ Ueber Cambridge wollte er nach Framlingham vordringen, denn daselbst hatte die Königin, des schnellen Verkehrs mit Flandern halber, augenblicklich ihren Sitz genommen. Auf dem Marsche sah er die Begeisterung des Volkes für die rechtmäßige Gebieterin, er hörte, es sei ein Preis auf seinen, des Rebellen, Kopf gesetzt worden, er befürchtete, Eduard Hastings werde ihn von der

Hauptstadt abschneiden; Zweifel und Argwohn scheinen ihm vollends die Fassung geraubt zu haben. Mit 8000 Mann Infanterie und 2000 Reitern, einem Heere, welches an Zahl zwar schwächer als das feindliche, an Kriegszucht und Ausrüstung aber demselben bei weitem überlegen war, hätte er durch einen raschen und kühnen Angriff die regellosen Scharen der Royalisten auseinander sprengen und die Königin zur Flucht über See zwingen können; statt dessen gab er in Bury S. Edmonds den Befehl zum Rückzuge nach Cambridge, indem er zugleich an den Rath um ansehnliche und schleunige Verstärkung schrieb. Aber während dessen ließ eben dieser Rath Maria als Königin proclamiren, und alle Lords, ohne Unterschied der Partei, unterzeichneten den Befehl, wodurch Northumberland geheißen wurde, seine Truppen zu entlassen und dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Er hatte indessen schon den einzigen möglichen Ausgang gewählt, auf dem Marktplatze zu Cambridge, unter Vergießung heißer Thränen, Marien proclamirt, und zum Zeichen der Freude sein Barett in die Höhe geworfen.

Am Morgen darauf, den 22. Jul., ward er durch Arundel verhaftet, und nebst mehren seiner Genossen, worunter sein Sohn Johann Graf von Warwick, und die Lords Robert, Heinrich, Ambros und Guilford Dudley, in den Tower gebracht. Samt seinem Bruder Andreas Dudley, dem Grafen von Warwick, dem Marquis von Northampton, Johann und Heinrich Gates, und Thomas Palmer, mußte er sofort vor Gericht erscheinen. Dem versammelten Pairshofe (18. Aug.) stellte Northumberland die Frage: Kann derjenige des Verrathes schuldig sein, der auf Befehl des Rathes, und nach einer unter dem großen Insiegel ausgefertigten Bestallung gehandelt hat, und können über ihn zu Gericht sitzen, die bei der ganzen Sache seine Rathgeber und Mitschuldige gewesen? Die Antwort lautete: Der Rath und das große Insiegel, von denen er spreche, seien nicht die des Souverains, sondern eines Usurpators gewesen, und die Lords, die er meine, seien von Rechtswegen befugt, zu Gericht zu sitzen, so lange sich in den Acten kein wegen Verraths über sie ausgesprochenes Urtheil vorfinde. Dabei ließ Northumberland

es bewenden, er bekannte sich schuldig und bat die Königin, seine Strafe in Enthauptung zu verwandeln, seine Kinder, die nach seinem Befehle gehandelt hätten, zu begnadigen, ihm den Beistand eines Geistlichen zu gestatten und ihm zu erlauben, daß er sich mit zwei Lords vom Rathe über gewisse Staatsgeheimnisse bespreche. Alle seine Bitten wurden gewährt. Das Leben ihm zu schenken, wie die Königin schon halb und halb auf Gardiners Fürbitte entschlossen gewesen, widerrieth der Kaiser, und Northumberland mußte sich bereiten, samt Palmer und Johann Gates, den Tod zu leiden. Am Morgen ihrer Hinrichtung (22. Aug. 1553) hörten sie das Hochamt im Tower, während dessen sie communicirten. Auf dem Blutgerüste wechselten Gates und der Herzog einige Worte. Einer warf dem Andern vor, er sei der Urheber der Verschwörung gewesen, mit Mäßigung geführt, endigte der Streit damit, daß sie einander wechselweise um Verzeihung baten. Northumberland trat vor und hielt eine Rede an die Zuschauer. Er erkannte seine Strafe für gerecht, leugnete aber, daß der erste Gedanke zu seinem Verbrechen von ihm ausgegangen sei, rief die Anwesenden zu Zeugen, daß er versöhnt mit allen Menschen, und im Glauben seiner Väter sterbe, obwohl Ehrgeiz ihn verleitet habe, äußerlich einem Gottesdienste beizutreten, den er in seinem Innern verdamme, versicherte, sein letztes Gebet gehe dahin, daß seine Landsleute zu der katholischen Religion zurückkehren möchten, von der zwar sie abwendig zu machen, er beigetragen habe. „Inniglich und aus Herzensgrunde, setzte er hinzu, betheure ich euch, gute Leute, daß, was ich gesprochen, von mir selbst kommt, und daß ich durch Niemanden, durch keine Schmeichelei oder Hoffnung auf Begnadigung dazu aufgefordert noch bewogen bin. Und ich rufe Mylord von Worcester, meinen geistlichen Vater, der hier zugegen ist, zum Zeugen, daß er mich in dieser Gesinnung fand, als er zu mir kam." Gleichwohl ist behauptet worden, man habe den Herzog durch ein trügliches Versprechen von Begnadigung zu diesem Glaubensbekenntnisse bewogen; unter Eduards Regierung galt er für einen Menschen, der keine andere Religion habe, als sein Interesse, und man erzählt, er habe einst von dem

neuen Cultus so verächtlich gesprochen, daß der Erzbischof Cranmer im Eifer den Lästerer zum Zweikampfe forderte. Die Art, wie Dudley zu dem Besitze von Birmingham gelangte, ist ebenfalls sehr charakteristisch. Ihn gelüstete seit langer Zeit nach dem für den Eigenthümer von Dudley Castle allerdings sehr vortheilhaft gelegenen Stammhause der Birmingham, allein der Erbe, Eduard von Birmingham, wollte von keinem Verkaufe hören. Alle Vorschläge zur Güte waren erschöpft, die Sache schien aufgegeben und vergessen. Eines Abends hielten drei Reiter vor dem Edelhofe zu Birmingham, und baten um Nachtlager, so ihnen auch nicht versagt wurde. Ein Zufall machte es den Reisenden unmöglich, am folgenden Morgen weiter zu ziehen, sie blieben noch einige Tage und kamen mit Eduard in nähere Berührung, daß er sie zuletzt ungern entließ. Zweien gab er noch das Geleite, der eine Reisende war einige Stunden früher aufgebrochen, wurde aber doch, trotz seines Vorsprungs, von der Gesellschaft ereilt. Kaum seiner ansichtig geworden, fielen Birminghams Begleiter über ihn her, es kam zum Gefechte, der einzelne Mann wurde nach einem geziemenden Widerstande überwältigt und einer bedeutenden Geldsumme beraubt; die Sieger verschwanden. Birmingham war in ihrer Gesellschaft gesehen worden, ihn warf man als Störer des Landfriedens und Räuber ins Gefängniß und ein Criminalproceß von der bedenklichsten Art schwebte über seinem Haupte. Da wurde ihm zugeflüstert, einzig sein Gut könne ihn retten, er müsse dasselbe an Dudley oder vielmehr an den König abtreten, der dann weiter über das Eigenthum verfügen werde. Er that, wie ihm gerathen worden war (1537), und Dudley erntete die Früchte seiner Arglist, denn daß die Räuber und der Beraubte seine Söldner gewesen, wird Niemand bezweifeln. Den Besitz von Dudley Castle hatte der Herzog sich durch wucherliche Künste, indem er die Verlegenheiten des Oberhauptes seiner Familie benutzte, verschafft. Er besserte nicht wenig daran, namentlich durch Hinzufügung des seinem Reichthum und Prunk angemessenen Neuen Baues.

Von Johanns Söhnen aus seiner Ehe mit Eduards Guilford Tochter Johanna (gest. 22. Januar 1555) befand sich Ambros,

geboren ums J. 1530, in dem Heere, das der Vater gegen die Rebellen von Norfolk führte, und seine Tapferkeit wurde mit dem Ritterschlag belohnt. Mit dem Sturze seines Hauses verfiel er dem Gesetze; doch beschränkte sich seine Strafe auf Gefangenschaft im Tower, die bis zum 18. Oct. 1554 währte. Unter der Königin Elisabeth wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen, er erhielt zu Weihnachten 1562 den Titel eines Lord l'Isle und Grafen von Warwick zurück, wurde mit dem Schlosse Warwick, mit Wedgenock-Park, mit dem Schlosse Ruthin in Denbighshire und seinem reichen Zubehör beschenkt, und bekleidete Aemter von hoher Bedeutung. Insbesondere ward ihm im J. 1563 die Vertheidigung von Havre-de-Grace anvertraut, die Pest lähmte indessen alle seine Streitkräfte, und nach einem fruchtlosen Widerstande von zehn Tagen sah er sich genöthigt, am 18. Jul. 1563 zu capituliren. Er starb im J. 1589, der Titel von Warwick ging mit ihm zu Grabe.

Guilford Dudley ist uns bereits als der Gemahl der unglücklichen Johanna Grey bekannt. Johanna wird als eine liebliche Jungfrau geschildert, von angenehmen Sitten und hohen Fähigkeiten, dem Studium der heiligen Schrift und der Classiker obliegend, doch mehr den Putz liebend, als den strengen Ansichten der reformirten Prediger zusagte. Sie wußte nichts von Northumberlands Absichten mit ihr, noch von den Kunstgriffen, mittels deren er den König Eduard umgarnte, und auch die dunklen geheimnißvollen Winke ihrer Schwiegermutter blieben von ihr unbeachtet. Die Einsamkeit liebend, hatte sie Erlaubniß begehrt, und leichtlich, bei dem schwankenden Gesundheitszustande des Königs, erhalten, London zu verlassen, und einige Tage in Chelsea zuzubringen, und daselbst erhielt sie durch Vermittlung ihrer Schwägerin, der Lady Sidney, von Seiten des geheimen Raths die Weisung, unverzüglich nach Sionhouse zurückzukehren, um die Befehle des Königs zu vernehmen. Sie gehorchte, und am folgenden Morgen, 10. Jul. 1553 fanden sich bei ihr ein der Herzog von Northumberland, der Marquis von Northampton, die Grafen von Arundel, Huntingdon und Pembroke. Das Gespräch betraf im Anfang gleichgültige Dinge, aber in dem Benehmen der Herren offenbarte sich eigenthümliche

Der Graf, siegreich nach Hause zurückkehrend, durfte von diesem Augenblick an es wagen, an die Spitze einer dem Protector entgegengesetzten Partei zu treten, und seinen Nebenbuhler, denn als solche waren jetzt Somerset und Warwick anzusehen, der gefährlichsten Entwürfe zu beschuldigen. Anfangs Octobers kam es zwischen beiden zum Ausbruche. Am 6. warteten Somerset, der Erzbischof von Canterbury und Paget, dem Könige zu Hamptoncourt auf. Warwick und andere Lords des Raths versammelten sich mit einer zahlreichen, bewaffneten Dienerschaft zu Elyplace. Somerset und seine Anhänger erließen im Namen des Königs Befehle an den Adel der umliegenden Grafschaften, an die Bewohner der nächsten Dörfer und die Bürger von London, eine bestimmte Mannschaft zur Bewachung der königlichen Person zu stellen; die Gegenpartei verbot Somersets Befehlen zu gehorchen, und erhob zugleich gegen ihn gewichtige Anschuldigungen. Der unentschlossene Somerset wurde noch zweifelhafter gemacht durch die Behutsamkeit des Erzbischofs, der es mit keiner Partei verderben wollte, und durch den Rath Pagets, der auf eine Aussöhnung hoffte; noch mehr beunruhigten den Protector die Gleichgültigkeit, mit der man die Befehle des vorigen Tages aufgenommen hatte, und das Ausbleiben des Secretairs Petre, der, nach Elyplace abgeschickt, für gut gefunden hatte, sich den Gegnern anzuschließen, Von Abfall umgeben, an der Spitze der Gegenpartei bereits 22 der in Heinrichs VIII Testamente ernannten Räthe oder Executoren erblickend, nahm er seine Zuflucht zu schriftlichen Unterhandlungen. Alle seine Vorschläge wurden mit Verachtung behandelt, die Sieger bestanden auf unbedingter Unterwerfung; sie erfolgte, und alsbald wurde Somerset nach dem Tower gebracht. Sein Schicksal erfüllte die Reformatoren mit düstern Besorgnissen. Es war nicht unwahrscheinlich, daß Warwick aus Politik oder Rachsucht ihren Beschützer auf das Blutgerüst senden und dem alten Glauben die Oberhand verschaffen würde. Der Graf hielt es jedoch, wie er auch im Herzen gesinnt sein möchte, für klüger, seine Herrschaft über den König dadurch zu befestigen, daß er dessen Wünschen, seiner Abneigung das Blut eines zweiten Oheims zu vergießen, und seinen Vorurtheilen gegen

den Glauben und Gottesdienst seiner Väter nachgab. Eben=
so behutsam behandelte Warwick das mit Anfang Novembers
zu neuer Sitzung versammelte Parlament, er wohnte ihm nur
selten bei, und gab sich den Anschein, als überlasse er dessen
Mitglieder ganz ungestört ihrem eigenen Ermessen. Während
dessen wurde Somerset gezwungen, seine Anmaßung, Nach=
lässigkeit und Unfähigkeit zu bekennen, die 29 gegen ihn
aufgestellten Klagepunkte zu unterzeichnen und auf alle seine
Aemter zu verzichten, nur um Begnadigung zu erhalten; War=
wick dagegen erhielt sein Amt als Großadmiral zurück, und
wurde dazu Obristhofmeister. Des Grafen Triumph zu ver=
vollständigen, fehlte nur noch die Beendigung des unter dem
Protectorat ausgebrochenen Krieges mit Frankreich, und am 24.
März 1550 wurde der Friede vollzogen. Warwick hatte zwar
die Instructionen der Botschafter unterzeichnet, weil die Nation
aber die Bedingungen für schimpflich hielt, so blieb er an dem
Tage der Bestätigung, unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit,
dem Rathe fern. Somerset hatte ohne Vermögen, Amt oder
Einfluß den Tower verlassen; das Mitleid seines Neffen und die
Politik, vielleicht die Menschlichkeit seines Nebenbuhlers, gaben ihm
bis auf einen gewissen Grad alles zurück. Seine Freundschaft
mit Warwick schien wieder aufzuleben, und ihre Aussöhnung
ward dem Anscheine nach durch die Heurath (3. Jun. 1550) des
Johann Lord l'Isle, ältesten Sohnes des Grafen, mit Anna,
der Tochter Somersets, befestigt. Aber Somerset konnte nicht
vergessen, was er gelitten, und Warwick mochte nicht demjenigen
trauen, den er so schwer beleidigt hatte. Der Herzog strebte
wieder nach dem Protectorat, der Graf war entschlossen, sich in
seinem Platze zu behaupten. Furcht und Argwohn ließen sie
einander die gefährlichsten Entwürfe zuschreiben; von Kund=
schaftern umgeben, würden beide durch falsche Freunde und
eigennützige Rathgeber erbittert und getäuscht. Somerset hatte
einen starken Haufen Bewaffneter in seinem Hause, war nicht
ungeneigt, eine Empörung in London anzuregen, und gab
manchmal zu verstehen, Meuchelmord allein könne ihn seiner
Feinde und Verfolger entledigen. Seine Furchtsamkeit und Un=

besonnenheit waren nicht geeignet, es mit Warwicks Vorsicht und Entschlossenheit aufzunehmen. Dieser kannte alle Plane seines Gegners, verschaffte sich, um ihm die Hoffnung eines Asyls in den nördlichen Grafschaften zu entziehen, das Gouvernement der schottischen Marken mit aller Autorität, die seit Richard II damit verbunden gewesen (27. Sept. 1551), und vermehrte, ohne Unterlaß durch Verleihung neuer Titel, die Zahl seiner Freunde, während er selbst zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Northumberland (11. Oct. 1551) die großen, der Krone anheimgefallenen Güter der Percy erhielt. So gerüstet, wagte er den entscheidenden Streich; Somerset wurde verhaftet, vor den Gerichtshof der Pairs gestellt, verurtheilt und hingerichtet (22. Jan. 1552), gleichwie vier der mit ihm Angeklagten, von denen einer, Vane, auf dem Richtplatze seine Unschuld betheuerte und zugleich verkündigte: so oft Northumberland das Haupt auf das Kissen seines Bettes lege, werde er es von dem Blute der Hingerichteten triefend finden.

Northumberland, von nun an ohne Frage der mächtigste Unterthan im Reiche, wurde durch seine Habgier auch der reichste. Zu seinen frühern Besitzungen, die ausgedehnt genug waren, um nach gewöhnlichen Begriffen dem Geize eines Privatmannes zu genügen, hatte er seit drei Jahren die Vogtei des Ostridings von Yorkshire und aller königlichen Herrschaften in den fünf nördlichen Grafschaften, aus der Beute der Percy Tinmouth und Alnwick in Northumberland, dann Bernardcastle in dem Bisthume Durham, nebst weitläufigen Ländereien in den Grafschaften Somerset, Warwick und Worcester, als Kronlehen hinzugefügt. Auch das ganze Bisthum Durham, das seit kurzem aufgehoben und in eine Pfalzgrafschaft verwandelt worden, hatte die Bestimmung, bei günstiger Gelegenheit die Dienste des Hauses Dudley zu belohnen. Allein der Herzog wußte recht gut, wie unsicher ihm der Besitz von so viel Macht und Reichthum war. Der König eilte mit raschen Schritten dem Grabe zu; von Maria, der muthmaßlichen Thronerbin, hatte er nicht viel Freundschaft und Schutz zu erwarten, der Gewalt seiner Feinde einmal verfallen, würde er, das sah er voraus, seinen Aemtern entsagen, seine Schätze ausliefern, seinen

Ehrgeiz wol gar auf dem Blutgerüste büßen müssen. Dieser Gefahr vorzubeugen, suchte er die Zahl und die Hülfsquellen seiner Anhänger zu vermehren. Sein Bruder und seine Söhne erhielten die nächsten Stellen am Throne, alle Hofämter wurden allmälig unter seine Creaturen vertheilt, deren Vorgänger jedoch, zum Lohne für ihre Verzichtung, und als Preis künftiger Dienste, lebenslängliche Pensionen erhielten, und um andere mächtige Familien in sein Interesse zu ziehen, verheurathete er seinen vierten Sohn, Guilford Dudley, mit Lady Johanna Grey, der Enkelin von Heinrichs VIII Schwester Maria, seine Tochter Katharina mit Lord Hastings, dem ältesten Sohne des Grafen von Huntingdon, und Lady Katharina Grey mit Lord Herbert, dem Sohne des Grafen von Pembroke, der Northumberlands Gunst Titel und Vermögen zu verdanken hatte. Eine unverhoffte Besserung in des Königs Gesundheitszustande, Mai 1553, benutzte der Herzog, um die Heurathen, die seine Macht befestigen sollten, zu feiern. Durhamhouse, am Strande, sein neuer Wohnsitz, bisher der Bischöfe von Durham Eigenthum, ward der Schauplatz ununterbrochener, durch des Königs Geschenke verherrlichter Festlichkeiten. Nach Kurzem verfiel Eduard wieder in seine Schwäche, und es ließ sich mit Gewißheit voraussagen, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe. Northumberland wurde hierdurch bewogen, den wahrscheinlich schon seit einiger Zeit entworfenen Plan ins Werk zu setzen; es galt dem Versuche, die Krone des sterbenden Königs seinem eigenen Sohne zuzuwenden.

Nach einem Beschlusse des Parlaments, und nach dem letzten Willen Heinrichs VIII waren die Prinzessinen Maria und Elisabeth die nächsten Erben; man hoffte aber ihre Ansprüche durch die niemals zurückgenommenen Statuten, wodurch beide für unehelich erklärt, abzuweisen. In diesem Falle wäre das Erbfolgerecht auf die Nachkommen der beiden Schwestern Heinrichs VIII, Margaretha, Königin von Schottland, und Maria, Königin von Frankreich, übergegangen; Margaretha war die ältere, aber das Testament des verstorbenen Königs ließ ihre Nachkommenschaft unerwähnt, und man hoffte, die Nation werde aus Abneigung gegen Schottland es sich gern gefallen lassen, daß man die schottische Linie ausschließe.

In diesem Falle gelangte das Erbrecht an Franzisca Brandon, des Herzogs von Suffolk, Heinrich Grey, Gemahlin. Deren Mutter, Maria, des K. Heinrichs VII jüngere Tochter, war den 9. Oct. 1514 dem K. Ludwig XII von Frankreich angetraut worden. Wittwe den 1. Januar 1515, bezog sie den Hôtel de Cluny zu Paris, dessen Einsamkeit geeignet, eine kleine Komödie, zu welcher sie sich hergegeben, zu begünstigen. Sie heuchelte eine Schwangerschaft, die ihr zu der Regentschaft, einem einzuschwärzenden Kinde zu der Krone von Frankreich verhelfen konnte. Den Verlauf der Schwangerschaft hütete mit Luchsaugen die Mutter des rechtmäßigen Thronerben, Louise von Savoyen, und der ungläubigen Hüterin wurde hinterbracht, daß die königliche Wittwe gegen Einbruch der Nacht die Besuche des Herzogs von Suffolk, Karl Brandon, den sie, damals noch Jungfrau, geliebt hatte, und der sich jetzt als Heinrichs VIII Botschafter in Paris aufhielt, zu empfangen pflege. Augenblicklich beschloß Louise, das Geheimniß dieser Zusammenkünfte zu ergründen. Begleitet von ihrem Sohn und von vier der größten Herren des Hofes überfiel sie die Liebenden in einem Augenblick, der niemals der Zeugen begehrt, und ihres Vortheils gewahrend, begierig ihn bis zu seiner äußersten Grenze zu verfolgen, stellte die Leiterin des Ueberfalls, als ihrer Schweigsamkeit Preis, die Forderung auf, daß das überraschte zerknirschte Liebespaar auf der Stelle aus den Händen Jacobs von Amboise, des Abtes von Cluny, die Trauung empfange. Der Prälat wurde demnach aus seiner Wohnung herausgeklopft, und vermählte in derselben Nacht, vom Samstag zum Sonntag Quasimodo, 31. März 1515, die Königin Maria und den Herzog von Suffolk. Die Prinzessin, des Herzogs von Suffolk andere Gemahlin, starb den 25. Juni 1533, der Herzog, der auch noch die dritte Frau, Katharina Willoughby nahm, den 24. Aug. 1545. Von den drei Kindern der Königstochter starb der Sohn, Heinrich Brandon, seit 1525 Graf von Lincoln, noch vor dem Vater; die ältere Tochter, Franzisca, heurathete den Heinrich Grey, Herzog von Suffolk seit 11. Oct. 1551, und als dessen Wittwe den Wäpeling Adrian Stockes, und starb 1563. Ihre Schwester Eleonore wurde die Gemahlin von Heinrich Clifford, dem Grafen von Cumberland.

Franzisca, die Herzogin von Suffolk, hatte aber kein Verlangen, einen streitigen Thron zu besteigen, und trug bereitwillig ihre Rechte auf ihre älteste Tochter, die an Northumberlands Sohn, Guilford Dudley, verheurathete Johanna Grey, über. Nachdem der Herzog also seinem Plan eingeleitet, wagte er es, dem kranken König ihn zu eröffnen, indem er dessen religiöse Vorurtheile auf geschickte Weise in das Spiel zog. Eduard lieh diesen selbstsüchtigen Einflüsterungen ein williges Ohr, wahrscheinlich hielt er es für Pflicht, die Rechte seiner Schwestern dem alles überwiegenden Einflusse der Religion aufzuopfern. Er setzte eigenhändig den Entwurf zu der neuen Substitution der Krone auf, ließ ins Reine ihn schreiben, und unterzeichnete dann am Eingange, am Schlusse und am Rande jeder Seite. Der Oberrichter, Sir Eduard Montague, und einige andere Justizpersonen wurden berufen, um dem Instrumente vollends Form zu geben, suchten aber dem Antrage auszuweichen. Mit Mühe erhielten sie einen kurzen Aufschub, den Montague benutzte, um vor den Lords des Raths zu erklären, ein Instrument, wie das verlangte, würde sowol Jene, die es aufgesetzt, als Jene, die es angerathen hätten, in die Strafe des Verraths verfallen lassen. Bei diesen Worten trat Northumberland, zitternd vor Zorn, aus einem Nebenzimmer hervor, schalt den Oberrichter und seine Collegen Verräther, und erklärte sich bereit, eine so gerechte Sache im bloßen Hemde zu verfechten. Die Urkunde wurde ausgefertigt, zugleich eine andere Schrift unterzeichnet, worin 24 Räthe und gesetzmäßige Anwalte der Krone sich mit Eid und Ehrenwort verpflichteten, alle in Sr. Majestät Entwurf in Ansehung der Thronfolge enthaltenen Bestimmungen zu beobachten, besagten Entwurf nach allen Kräften zu vertheidigen, und Jeden, der ihn zu verändern suchen würde, als Feind des Landes zu betrachten und nach Verdienst zu strafen. Jetzt war Northumberland, nachdem er sich des Towers bemächtigt und seine Söhne mit der Anwerbung einiger Reiterscharen beauftragt hatte, bedacht, sich der Prinzessin Maria zu versichern. Sie wurde an den Hof berufen, empfing aber unterwegs einen Wink von der sie bedrohenden Gefahr, und eilte nach ihrem Wohnsitze Kenninghall zurück. Am sechsten Tage darauf, den 6. Jul. 1553,

starb König Eduard. Die drei folgenden Tage vergingen mit Anstalten, die man für nöthig hielt, um das Gelingen des Unternehmens zu sichern.

Am Morgen des 10. Jul. beschloß man endlich den Tod des Königs zu verkündigen, und zugleich eilten die vornehmsten Lords mit zahlreichem Gefolge nach Sionhouse, um der Lady Johanna Grey das Ableben ihres Vetters anzukündigen, und daß er vor seinem Verscheiden Gott gebeten habe, das Reich vor der Pest des Papismus und der schlechten Regierung seiner Schwestern, Maria und Elisabeth, zu bewahren; da beide mittels Parlamentsbeschlusses für unehelich und erbunfähig erklärt worden seien, habe er beschlossen, sie zu übergehen und die Krone der rechtmäßigen Linie zu hinterlassen, und demgemäß dem Rath befohlen, sie, Lady Johanna, und falls sie kinderlos sterbe, ihre Schwestern, Katharina und Maria, als seine rechtmäßigen Erben zu proclamiren. Bei diesen von Northumberland gesprochenen Worten knieten die Lords nieder, huldigten der Gebieterin, und schwuren, ihr Blut für sie zu vergießen. Am folgenden Tage riefen die Herolde Eduards Tod und der Johanna Thronbesteigung aus, und die Revolution schien auf die friedlichste Art vollbracht. Die Ausübung der königlichen Gewalt befand sich in Northumberlands Händen, der Schatz stand zu seiner Verfügung, die Garden hatten Treue geschworen, auf der Themse lagen 20 bewaffnete Fahrzeuge, und ein auf der Insel Wight zusammengebrachtes Truppencorps wartete seiner Befehle. Voll Zuversicht schien er samt seinen Collegen, mehr der Prinzessin Maria Flucht als Gegenwehr zu befürchten, und auf das Schreiben, worin diese sich als Königin ankündigte, wurde eine Antwort erlassen, durch welche der Erzbischof, der Kanzler und 21 Räthe sie auffoderten, ihren ungegründeten Ansprüchen zu entsagen, und sich der rechtmäßigen, unzweifelhaften Königin zu unterwerfen.

In einigen Stunden schwand diese Täuschung. Die große Masse des Volkes wußte wenig von Johanna Grey, aber Jedermann hatte von Northumberlands Ehrgeiz gehört. Jetzt, sagte man sich, liege seine Absicht am Tage. Um dem verstorbenen Könige seine nächsten Verwandten und Beschützer zu rauben,

habe er Somerset zur Hinrichtung des Lord-Admirals, Eduard zu jener Somersets beredet. Der königliche Jüngling selbst sei das nächste Opfer gewesen. Man habe ihn durch Gift getödtet, um der Grey Platz zu machen, die selbst gezwungen sein werde, die Krone an Northumberland abzutreten. Diese Gerüchte fanden Glauben, und wo die öffentliche Stimmung sich ungestraft aussprechen konnte, war sie für Maria; der Landadel scharte sich unter ihren Fahnen, und es schien ungezweifelt, daß sie in wenigen Tagen sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befinden werde. Northumberland erkannte die Nothwendigkeit zu eilen; durfte er es aber wagen, die Hauptstadt zu verlassen, wo einzig seine Gegenwart die Unzufriedenen im Zaume hielt, und ihm die Mitwirkung seiner Collegen sicherte? Er schlug vor, den Befehl der Truppen dem Herzog von Suffolk zu übergeben, dessen Vaterliebe für seine Treue bürgte, und dessen Mangel an Kriegserfahrung durch tüchtige Rathgeber ersetzt werden konnte. Allein Northumberland vermochte nicht, die geheimen Anhänger Marias zu täuschen, die seine Verlegenheit bemerkten und, seiner Aufsicht sich zu entledigen, ihn drängten, selbst das Commando zu übernehmen. Sie priesen seine Geschicklichkeit, seine Tapferkeit und sein Glück, entwarfen eine übertriebene Schilderung von Suffolks Unfähigkeit, und brachten es dahin, daß selbst Johanna aus Angst um ihren Vater bat, Northumberland möge sich an die Spitze der Truppen stellen. Gegen seine Neigung mußte er endlich einwilligen. Scheidend ermahnte er seine Collegen, mit einem Ernste, der alle seine Besorgnisse verrieth, treu zu bleiben, und als er mit seinen Völkern aufbrach und die Straßen durchzog (13. Jul.), bemerkte er mit Niedergeschlagenheit gegen Sir John Gates: „Das Volk drängt sich herzu, um uns zu sehen, aber Niemand ruft: Gott geleit euch!" Ueber Cambridge wollte er nach Framlingham vordringen, denn daselbst hatte die Königin, des schnellen Verkehrs mit Flandern halber, augenblicklich ihren Sitz genommen. Auf dem Marsche sah er die Begeisterung des Volkes für die rechtmäßige Gebieterin, er hörte, es sei ein Preis auf seinen, des Rebellen, Kopf gesetzt worden, er befürchtete, Eduard Hastings werde ihn von der

Hauptstadt abschneiden; Zweifel und Argwohn scheinen ihm vollends die Fassung geraubt zu haben. Mit 8000 Mann Infanterie und 2000 Reitern, einem Heere, welches an Zahl zwar schwächer als das feindliche, an Kriegszucht und Ausrüstung aber demselben bei weitem überlegen war, hätte er durch einen raschen und kühnen Angriff die regellosen Scharen der Royalisten auseinander sprengen und die Königin zur Flucht über See zwingen können; statt dessen gab er in Bury S. Edmonds den Befehl zum Rückzuge nach Cambridge, indem er zugleich an den Rath um ansehnliche und schleunige Verstärkung schrieb. Aber während dessen ließ eben dieser Rath Maria als Königin proclamiren, und alle Lords, ohne Unterschied der Partei, unterzeichneten den Befehl, wodurch Northumberland geheißen wurde, seine Truppen zu entlassen und dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Er hatte indessen schon den einzigen möglichen Ausgang gewählt, auf dem Marktplatze zu Cambridge, unter Vergießung heißer Thränen, Marien proclamirt, und zum Zeichen der Freude sein Barett in die Höhe geworfen.

Am Morgen darauf, den 22. Jul., ward er durch Arundel verhaftet, und nebst mehren seiner Genossen, worunter sein Sohn Johann Graf von Warwick, und die Lords Robert, Heinrich, Ambros und Guilford Dudley, in den Tower gebracht. Samt seinem Bruder Andreas Dudley, dem Grafen von Warwick, dem Marquis von Northampton, Johann und Heinrich Gates, und Thomas Palmer, mußte er sofort vor Gericht erscheinen. Dem versammelten Pairshofe (18. Aug.) stellte Northumberland die Frage: Kann derjenige des Verrathes schuldig sein, der auf Befehl des Rathes, und nach einer unter dem großen Insiegel ausgefertigten Bestallung gehandelt hat, und können über ihn zu Gericht sitzen, die bei der ganzen Sache seine Rathgeber und Mitschuldige gewesen? Die Antwort lautete: Der Rath und das große Insiegel, von denen er spreche, seien nicht die des Souverains, sondern eines Usurpators gewesen, und die Lords, die er meine, seien von Rechtswegen befugt, zu Gericht zu sitzen, so lange sich in den Acten kein wegen Verraths über sie ausgesprochenes Urtheil vorfinde. Dabei ließ Northumberland

es bewenden, er bekannte sich schuldig und bat die Königin, seine Strafe in Enthauptung zu verwandeln, seine Kinder, die nach seinem Befehle gehandelt hätten, zu begnadigen, ihm den Beistand eines Geistlichen zu gestatten und ihm zu erlauben, daß er sich mit zwei Lords vom Rathe über gewisse Staatsgeheimnisse bespreche. Alle seine Bitten wurden gewährt. Das Leben ihm zu schenken, wie die Königin schon halb und halb auf Gardiners Fürbitte entschlossen gewesen, widerrieth der Kaiser, und Northumberland mußte sich bereiten, samt Palmer und Johann Gates, den Tod zu leiden. Am Morgen ihrer Hinrichtung (22. Aug. 1553) hörten sie das Hochamt im Tower, während dessen sie communicirten. Auf dem Blutgerüste wechselten Gates und der Herzog einige Worte. Einer warf dem Andern vor, er sei der Urheber der Verschwörung gewesen, mit Mäßigung geführt, endigte der Streit damit, daß sie einander wechselweise um Verzeihung baten. Northumberland trat vor und hielt eine Rede an die Zuschauer. Er erkannte seine Strafe für gerecht, leugnete aber, daß der erste Gedanke zu seinem Verbrechen von ihm ausgegangen sei, rief die Anwesenden zu Zeugen, daß er versöhnt mit allen Menschen, und im Glauben seiner Väter sterbe, obwohl Ehrgeiz ihn verleitet habe, äußerlich einem Gottesdienste beizutreten, den er in seinem Innern verdamme, versicherte, sein letztes Gebet gehe dahin, daß seine Landsleute zu der katholischen Religion zurückkehren möchten, von der zwar sie abwendig zu machen, er beigetragen habe. „Inniglich und aus Herzensgrunde, setzte er hinzu, betheure ich euch, gute Leute, daß, was ich gesprochen, von mir selbst kommt, und daß ich durch Niemanden, durch keine Schmeichelei oder Hoffnung auf Begnadigung dazu aufgefordert noch bewogen bin. Und ich rufe Mylord von Worcester, meinen geistlichen Vater, der hier zugegen ist, zum Zeugen, daß er mich in dieser Gesinnung fand, als er zu mir kam." Gleichwohl ist behauptet worden, man habe den Herzog durch ein trügliches Versprechen von Begnadigung zu diesem Glaubensbekenntnisse bewogen; unter Eduards Regierung galt er für einen Menschen, der keine andere Religion habe, als sein Interesse, und man erzählt, er habe einst von dem

neuen Cultus so verächtlich gesprochen, daß der Erzbischof Cranmer im Eifer den Lästerer zum Zweikampfe forderte. Die Art, wie Dudley zu dem Besitze von Birmingham gelangte, ist ebenfalls sehr charakteristisch. Ihn gelüstete seit langer Zeit nach dem für den Eigenthümer von Dudley Castle allerdings sehr vortheilhaft gelegenen Stammhause der Birmingham, allein der Erbe, Eduard von Birmingham, wollte von keinem Verkaufe hören. Alle Vorschläge zur Güte waren erschöpft, die Sache schien aufgegeben und vergessen. Eines Abends hielten drei Reiter vor dem Edelhofe zu Birmingham, und baten um Nachtlager, so ihnen auch nicht versagt wurde. Ein Zufall machte es den Reisenden unmöglich, am folgenden Morgen weiter zu ziehen, sie blieben noch einige Tage und kamen mit Eduard in nähere Berührung, daß er sie zuletzt ungern entließ. Zweien gab er noch das Geleite, der eine Reisende war einige Stunden früher aufgebrochen, wurde aber doch, trotz seines Vorsprungs, von der Gesellschaft ereilt. Kaum seiner ansichtig geworden, fielen Birminghams Begleiter über ihn her, es kam zum Gefechte, der einzelne Mann wurde nach einem geziemenden Widerstande überwältigt und einer bedeutenden Geldsumme beraubt; die Sieger verschwanden. Birmingham war in ihrer Gesellschaft gesehen worden, ihn warf man als Störer des Landfriedens und Räuber ins Gefängniß und ein Criminalproceß von der bedenklichsten Art schwebte über seinem Haupte. Da wurde ihm zugeflüstert, einzig sein Gut könne ihn retten, er müsse dasselbe an Dudley oder vielmehr an den König abtreten, der dann weiter über das Eigenthum verfügen werde. Er that, wie ihm gerathen worden war (1537), und Dudley erntete die Früchte seiner Arglist, denn daß die Räuber und der Beraubte seine Söldner gewesen, wird Niemand bezweifeln. Den Besitz von Dudley Castle hatte der Herzog sich durch wucherliche Künste, indem er die Verlegenheiten des Oberhauptes seiner Familie benutzte, verschafft. Er besserte nicht wenig daran, namentlich durch Hinzufügung des seinem Reichthum und Prunk angemessenen Neuen Baues.

Von Johanns Söhnen aus seiner Ehe mit Eduards Guilford Tochter Johanna (gest. 22. Januar 1555) befand sich Ambros,

geboren ums J. 1530, in dem Heere, das der Vater gegen die Rebellen von Norfolk führte, und seine Tapferkeit wurde mit dem Ritterschlag belohnt. Mit dem Sturze seines Hauses verfiel er dem Gesetze; doch beschränkte sich seine Strafe auf Gefangenschaft im Tower, die bis zum 18. Oct. 1554 währte. Unter der Königin Elisabeth wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen, er erhielt zu Weihnachten 1562 den Titel eines Lord l'Isle und Grafen von Warwick zurück, wurde mit dem Schlosse Warwick, mit Wedgenock-Park, mit dem Schlosse Ruthin in Denbighshire und seinem reichen Zubehör beschenkt, und bekleidete Aemter von hoher Bedeutung. Insbesondere ward ihm im J. 1563 die Vertheidigung von Havre-de-Grace anvertraut, die Pest lähmte indessen alle seine Streitkräfte, und nach einem fruchtlosen Widerstande von zehn Tagen sah er sich genöthigt, am 18. Jul. 1563 zu capituliren. Er starb im J. 1589, der Titel von Warwick ging mit ihm zu Grabe.

Guilford Dudley ist uns bereits als der Gemahl der unglücklichen Johanna Grey bekannt. Johanna wird als eine liebliche Jungfrau geschildert, von angenehmen Sitten und hohen Fähigkeiten, dem Studium der heiligen Schrift und der Classiker obliegend, doch mehr den Putz liebend, als den strengen Ansichten der reformirten Prediger zusagte. Sie wußte nichts von Northumberlands Absichten mit ihr, noch von den Kunstgriffen, mittels deren er den König Eduard umgarnte, und auch die dunklen geheimnißvollen Winke ihrer Schwiegermutter blieben von ihr unbeachtet. Die Einsamkeit liebend, hatte sie Erlaubniß begehrt, und leichtlich, bei dem schwankenden Gesundheitszustande des Königs, erhalten, London zu verlassen, und einige Tage in Chelsea zuzubringen, und daselbst erhielt sie durch Vermittlung ihrer Schwägerin, der Lady Sidney, von Seiten des geheimen Raths die Weisung, unverzüglich nach Sionhouse zurückzukehren, um die Befehle des Königs zu vernehmen. Sie gehorchte, und am folgenden Morgen, 10. Jul. 1553 fanden sich bei ihr ein der Herzog von Northumberland, der Marquis von Northampton, die Grafen von Arundel, Huntingdon und Pembroke. Das Gespräch betraf im Anfang gleichgültige Dinge, aber in dem Benehmen der Herren offenbarte sich eigenthümliche

Ehrerbietung, was die junge Frau in Verlegenheit setzte, und die von der Schwiegermutter ihr gegebenen Winke zu erklären schien. Bald nachher fand auch diese, ingleichen die Herzogin von Suffolk und die Marquise von Northampton sich ein, und Northumberland eröffnete seiner Schwiegertochter, ihr Vetter sei Todes verblichen; sterbend habe er Gott gebeten, das Reich vor der Pest des Papismus und dem schlechten Regiment seiner Schwestern Maria und Elisabeth zu bewahren, deshalb beschlossen, da beide durch Parlamentsacte für unehlich, zu erben unfähig erklärt worden, sie zu übergehen und die Krone der rechtmäßigen Linie zu hinterlassen, und demgemäß dem Rath befohlen, sie, Johanna, und falls sie kinderlos sterbe, ihre Schwestern Katharina und Maria als seine rechtmäßigen Erben zu proclamiren. Bei diesen Worten knieten die Herren nieder, die Königin zu verehren, der Anerkennung den Schwur, für sie ihr Blut zu vergießen, hinzufügend. Man wird sich die Gewalt denken, welche eine so wichtige unerwartete Nachricht auf die junge schüchterne Frau und ihr zartes Nervensystem üben mußte. Johanna zitterte, schrie auf, fiel in Ohnmacht und äußerte, daraus erwacht, gegen die Anwesenden, sie glaube sich durchaus nicht befähigt, eine Königin zu sein, stehe ihr aber das Recht zur Seite, so hoffe sie, Gott werde ihr Kraft verleihen, den Scepter zu seiner Ehre, der Nation zum Besten, zu führen.

So erzählt Johanna selbst den Hergang in dem Brief, welchen sie vom Tower aus an die Königin Maria, vermuthlich auf deren Befehl schrieb. Die darin ausgedrückten Empfindungen sind ihrer Lage angemessen: Erstaunen über das, so man ihr hinterbracht, Schmerz um den Tod ihres königlichen Vetters und Leidwesen, eine Lage, in der sie glücklich sich gefunden, verlassen zu müssen. Statt dieser einfachen und natürlichen Empfindungen haben neuere Schriftsteller ihr die schwülstigsten Redensarten in den Mund gelegt. Die eifrige Vertheidigung der Rechte von Heinrichs VIII Tochter, die philosophische Verachtung für den Glanz des Königthums, die Weigerung, eine ihr nicht gebürende Krone anzunehmen, die erzwungene Ergebung in den Willen der Eltern sind eitel Fictionen, ausgehend von Parteimännern, die

in dem Bestreben, ihre Heldin zu verherrlichen, nicht bedacht haben, daß sie kaum 16 Jahre zählte.

Den 11. Jul. begab sich die junge Königin von Sionhouse, welches Northumberland aus der Confiscation des Herzogs von Somerset erhalten hatte, zu Wasser nach dem Tower: »les rois d'Angleterre, à leur avènement à la couronne, ont coûtume de s'y rendre d'abord, pour y passer dix jours; le peuple s'imagine que ses rois ne peuvent prendre ailleurs les marques de la dignité royale, et que ce cérémonial est essentiel.« Der Einzug war von großem Gepränge begleitet. Die Mutter, die Herzogin von Suffolk trug der Königin Schleppe, der Lord Schatzmeister überreichte ihr die Krone, ihre Verwandten begrüßten sie kniend. Am Nachmittag riefen die Herolde den Tod Eduards VI, der Johanna Thronbesteigung aus, und eine Druckschrift wurde vertheilt, um das Volk mit den Gründen, auf welchen ihr Recht beruhete, bekannt zu machen.

Am Morgen des 20. Jul. kehrte Johanna nach Sionhouse zurück. Nur neun Tage hatte ihre Regierung gewährt, und diese waren Tage der Angst und Trauer gewesen. Viel hatte sie durch die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs, mehr noch durch die Unzufriedenheit ihres Eheherren und das gebieterische Wesen ihrer Schwiegermutter gelitten. Den Thron mit seiner Gemahlin zu theilen, war Guilfords Verlangen. Nach langwierigen Zänkereien wollte Johanna ihm die Krone mittels Parlamentsbeschlusses geben; kaum aber war das Versprechen empfangen, als die Reue folgte. Johanna sagte ihm, zum Herzog wolle sie ihn machen, nicht zum König. Aus Zorn mied er ihre Gesellschaft und ihr Bett, und er drohte, nach Sionhouse zurückzukehren, während seine Mutter die junge Fürstin mit Vorwürfen, ja Scheltworten überhäufte, daß Johanna in der Angst ihres Herzens glaubte, sie sei vergiftet worden.

Bei weitem nicht so strafbar als sein Vater, der Herzog, doch immer des Verraths schuldig, wurde Guilford nicht sofort, eben so wenig, als seine Gemahlin, in den Proceß verwickelt. Vergeblich bestanden die kaiserlichen Minister auf der Nothwendigkeit, wenigstens Johanna dem Schwiegervater beizugesellen. Die

Königin übernahm ihre Vertheidigung. Sie könne, sprach sie, es weder mit ihrem Herzen, noch ihrem Gewissen vereinbaren, ihre bedauernswerthe Muhme dem Tode zu weihen. Johanna sei minder strafbar, als der Kaiser glaube, nicht Northumberlands Mitschuldige, nur eine Puppe in seinen Händen gewesen. Auch seine Schwiegertochter sei sie nicht, da sie vor der Heurath mit Guilford einem Andern verlobt worden. Die Gefährlichkeit ihres Anspruchs betreffend, beruhe derselbe nur in der Einbildung, zudem könne man, vor ihrer Freilassung, die nöthigen Vorsichtsmaasregeln treffen. Als eine solche möchte es allenfalls gelten, daß jetzt auch Guilford und seine Gemahlin, dann Ambros Dudley vor Gericht gestellt, und, nachdem sie sich schuldig bekannt, durch Bill des am 5. Oct. 1553 eröffneten Parlaments, des Hochverraths überwiesen erklärt wurden. Keineswegs des Willens, sie hinrichten zu lassen, hoffte die Königin, die Betrachtung der sie bedrohenden Gefahr würde die verwegensten ihrer Freunde neutralisiren, und zugleich der Regierung ein Pfand für die Treue des Hauses Suffolk sein.

Des Herzogs von Suffolk und Wyats Aufruhr ließen die Königin diese Milde bereuen, und sie unterzeichnete den Befehl zu der Hinrichtung von Guilford Dudley und seiner Gattin. Am Morgen des 12. Febr. 1554 (1555) ward beiden erlaubt, einander das letzte Lebewohl zu sagen, aber Johanna lehnte diese Gunst mit den Worten ab: binnen wenig Stunden würden sie im Himmel einander wiedersehen. Von dem Fenster ihres Gemachs sah sie ihren Gatten zum Tode führen, und seinen blutigen Leichnam zurück in die Kapelle bringen. Er ward auf Towerhill in Gegenwart einer unermeßlichen Volksmenge enthauptet; ihr wurde, ihrer königlichen Abkunft wegen, die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung erspart. Festen Schrittes, mit freudiger Miene bestieg sie das in dem Hofe des Towers errichtete Blutgerüst: in kurzen Worten, an die wenigen Zuschauer gerichtet, bekannte sie das Verbrechen, in Northumberlands Verrath gewilligt zu haben, obwohl sie nicht zu den Urhebern der Verschwörung gehöre; sie bezeigte ihre Zuversicht, einzig durch Christi Verdienst selig zu werden, betete einen Psalm mit Feckenham, dem vormaligen Abt

von Westminster, und legte das Haupt auf den Block. Auf einen Streich war es vom Rumpfe getrennt. Johann Gage, der Hauptmann vom Tower, hatte ein Andenken von ihr verlangt. Sie gab ihm ihr Taschenbuch, welchem sie eben, bei Erblickung des blutigen Leichnams ihres Herren, drei Sprüche, griechisch, lateinisch, englisch, eingetragen, des Inhalts: die menschliche Gerechtigkeit sei an diesem Körper erfüllet, aber die göttliche Barmherzigkeit würde seine Seele begnadigen; wenn sie selbst Strafe verdiene, so seien wenigstens ihre Jugend und Unbedachtsamkeit zu entschuldigen, Gott und die Welt, hoffe sie, würden ihr geneigt sein. Fox theilt mehre Briefe mit, angeblich von Johanna geschrieben. Sie athmen Todesverachtung, erhabene Frömmigkeit und tiefen Haß für den katholischen Glauben, der sich auf das Bitterste gegen dessen Bekenner ausspricht. Es ist jedoch schwer zu glauben, daß sie aus der Feder einer siebzehnjährigen Frau geflossen sind.

Ungezweifelt ist die Hinrichtung der beiden Kinder ein Flecken in Mariens Andenken, geeignet sogar, in ihrer Zwecklosigkeit, den Verdacht zu erwecken, daß die Königin, für einen Augenblick den Charakter von Katharinens von Aragon Tochter verläugnend, in dem Andrang der Rebellen Furcht empfand, ein Gefühl, das in Scham übergehend, sehr leicht zur Härte stimmt, doch vergesse man nicht, dabei des Herzogs von Suffolk Betragen in dieser Crise in Anschlag zu bringen. Man hegte keinen Verdacht gegen ihn, statt Northumberlands Schicksal zu theilen, hatte er, nach dreitagiger Haft im Tower, sein Haus beziehen dürfen; die Milde der Königin hatte ihm den Genuß seiner Würden und seines Vermögens gelassen; seine Gemahlin war am Hofe mit einer Auszeichnung empfangen worden, die der Prinzessin Elisabeth Eifersucht erregte; er hatte die Königin zu wiederholten Malen seiner Anhänglichkeit für ihre Person versichert, auch die projectirte Heurath mit K. Philipp II gebilligt. Das alles war indessen nur Trug. Als ein hartnäckiger Schüler der heftigsten, unversöhnlichsten reformirten Prediger hielt er es für Pflicht, sein Leben und das Wohl seiner Familie im Dienst der neuen Lehre zu wagen. Mit seinen beiden Brüdern, Johann und

Thomas Grey und 50 Reisigen zog er von Shene aus, nach seinen Gütern in Warwickshire zu eilen. Ob er, gleich den übrigen Verschwornen, der Königin die Prinzessin Elisabeth entgegenstellen, oder die Ansprüche seiner Tochter Johanna erneuern wollte, wie de Thou angibt, scheint einigermaßen zweifelhaft. In den Städten auf seiner Straße forderte er die Einwohner auf, gleich ihren Brüdern im Süden die Waffen zur Vertheidigung ihrer den Spaniern verkauften Freiheit zu ergreifen. Sie blieben unempfindlich für seine Beredsamkeit, und verschmähten das Geld, so er ihnen zuwarf; der Graf von Huntingdon, unlängst im Tower sein Schicksalsgenosse, verfolgte ihn auf Befehl der Königin, und ein unerhebliches Scharmützel in der Nähe von Coventry belehrte ihn, wie wenig er dem Gegner gewachsen sei. Er hieß seine Leute sich für eine günstigere Gelegenheit aufsparen, und vertraute für seine Sicherheit der Treue eines seiner Grundholden, der ihn jedoch in der Furcht vor Strafe oder in der Hoffnung einer Belohnung seinen Verfolgern verrieth. Bevor die 14 Tage von seinem Aufbruch aus Shene voll, saß er im Tower. Zum Tode verurtheilt, litt er den 23. Febr. 1554 (1555). Er starb unbemitleidet. Seine Undankbarkeit für die Königin, seine Gleichgültigkeit für das Schicksal seiner Tochter, und die Niederträchtigkeit, indem er Anderer Angeber wurde, Begnadigung zu suchen, hatten ihm allgemeine Verachtung zugezogen. Sein Bruder, Lord Thomas Grey, der an Ehrgeiz ihm gleich, an Muth überlegen, unbeschränkten Einfluß auf ihn übte, ihn auch, wie man glaubte, zu dem gewagten Unternehmen verleitet hatte, wurde den 27. April 1555 hingerichtet. Des dritten Bruders, des Lords Johann Grey von Pirgo, wurde verschont.

Der Königin Maria Rache an dem Hause Suffolk war befriedigt, aber ihre Schwester, die gepriesene Elisabeth, scheint nicht vergessen zu haben, daß Johanna Grey bestimmt gewesen, ihren Thron einzunehmen. Von den beiden vollbürtigen Schwestern der Johanna heurathete die ältere, Katharina, den Lord Heinrich Herbert, des Grafen Wilhelm von Pembrocke ältesten Sohn, und, als dessen Geschiedene, insgeheim den Grafen von

Hertford, Eduard Seymour. Bald nach Vollziehung der Ehe reisete Seymour nach Frankreich. Daß seine Frau schwanger, ergab sich in kurzer Zeit; „und dieses brachte Elisabeth so in Wuth, daß sie die Lady in den Tower setzen ließ, und ihn zurück berief, um ihn für dieses Vergehen zur Rechenschaft zu ziehen. Er machte sich kein Bedenken, die Vermählung zu gestehen, welche, ob sie gleich ohne der Königin Einwilligung geschlossen, doch beiden Parteien ganz gemäß war, und er ward für dieses Verbrechen auch in den Tower gesetzt. Elisabeths Strenge stand hier noch nicht still, sie setzte eine Commission nieder, die Sache zu untersuchen, und da Hertford nicht in der gesetzten Zeit seine Vermählung durch Zeugnisse beweisen konnte, ward ihre Verbindung für unrechtmäßig und ihre Nachkommenschaft für unächt erklärt. Sie wurden immer in der Gefangenschaft, sorgfältig von einander getrennt, behalten: da sie aber ihre Wächter bestachen, fanden sie Mittel, fernern Umgang zu haben, und es erschien noch ein anderes Kind, als die Frucht desselben. Dieses war der Königin eine neue Quelle, ihnen Verdruß zu machen, und sie ließ Hertforden eine Strafe von 15,000 Pfund durch die Sternkammer auferlegen, und befahl, seine Gefangenschaft sollte künftig weit härter sein. Das Ehepaar blieb neun Jahre in der Gefangenschaft, bis daß der Gräfin Tod, 26. Januar 1567, sie derselben erledigte, die Königin von aller Furcht befreite und dem Grafen seine Freiheit verschaffte. Diese äußerste Strenge mußte entweder der unruhigen Eifersucht der Königin zugeschrieben werden, die besorgt war, daß einer von denen, die Anspruch auf die Thronfolge machten, in Ansehen kommen möchte, wenn er einen Erben hätte; oder ihrer Bosheit, die bei allen ihren großen Eigenschaften ein Stück ihres Charakters ausmachte, und sie verleitete, andern das natürliche Vergnügen der Liebe und einer Nachkommenschaft zu mißgönnen, zu welchem ihr eigner Ehrgeiz und ihre Herrschsucht ihr alle Aussicht verschloß." Also Hume, der Königin Elisabeth enthusiastischer Lobpreiser. Der Gräfin jüngste Schwester, Maria Grey, »being affrighted at the misfortunes of her two eldest sisters, and chusing rather to secure her life than her honour,« heurathete heimlich 1565

den Martin Keys, Esq. Serjeant-porter to Queen Elizabeth. Er war der längste Mann am Hofe, sie das winzigste Weibchen, bucklicht daneben. Elisabeth ließ beide einsperren. Maria Grey starb kinderlos, 20. April 1578.

Heinrich Dudley, auf König Philipps Fürbitte aus dem Gefängnisse entlassen, bezog von Frankreich lange ein ansehnliches Jahrgeld, um die Königin Maria zu beunruhigen, als wozu ihn seine Verbindungen mit den Häuptern der reformirten Partei und mit den Mißvergnügten in den südlichen Grafschaften befähigten. Eine Verschwörung, die er im Winter des J. 1555 angezettelt und die die Absetzung der Königin und die Thronbesteigung der Prinzessin Elisabeth zum Zwecke hatte, mußte aufgegeben werden, nachdem der Waffenstillstand von Vaurcelle directe Feindseligkeiten gegen England untersagt hatte; allein des Königs von Frankreich Absicht blieb es, »d'entretenir Duddelay doulcement et secrettement pour s'en servir s'il en est de besoigne, lui donnant moyen d'entretenir aussy par delà les intelligences.« Bei Erneuerung des Krieges wurde Dudley aufgefordert, seine verrätherischen Umtriebe zu erneuern, und sein Verkehr mit den reformirten Familien in Calais scheint in der That nicht ohne Einfluß auf den außerdem unerklärbaren Verlust dieser Feste geblieben zu sein. Dudley war auch ausersehen, eine Landung an den Küsten von Devonshire zu bewerkstelligen, fand aber in der Schlacht bei Saint-Quentin den Tod 1557, ohne aus seiner Ehe mit Margaretha Audley Kinder zu haben.

Robert, der berühmteste von des Herzogs von Northumberland Söhnen, war im J. 1531 geboren und diente bereits dem König Eduard als Hofjunker. Als Theilnehmer an des Vaters Hochverrath wurde er eingekerkert, im J. 1554 wieder freigegeben, in die Rechte seiner Geburt wieder eingesetzt, und noch von der Königin Maria bei der Belagerung von Saint-Quentin als Feldzeugmeister angestellt. Unter der Königin Elisabeth fand er schnelle Beförderung, er ward Oberstallmeister und bald darauf zum allgemeinen Erstaunen Ritter des Hosenbandes. Die Königin und er wurden unzertrennliche Gefährten, und in der Heimath glaubte, an aus-

wärtigen Höfen sagte man laut, sie pflegten verbotener Liebe. „Der Graf von Leicester, der große und mächtige Liebling Elisabeths, besaß alle die äußern Eigenschaften, die gewöhnlich das schöne Geschlecht reizen: eine schöne Person, ein artiger Anstand, einschmeichelndes Wesen, und durch diese Vollkommenheiten war er fähig gewesen, selbst Elisabeths Scharfsichtigkeit zu blenden, und die großen Fehler, oder vielmehr die verhaßten Laster seiner Gemüthsart vor ihr zu verbergen. Er war hochmüthig, unverschämt, eigennützig, ehrsüchtig, ohne Ehre, ohne Großmuth, ohne Menschlichkeit, und ersetzte diese übeln Eigenschaften durch keine solche Geschicklichkeiten oder Muth, die dem hohen Zutrauen und der Freundschaft angemessen, womit sie ihn allzeit beehrte.“ Dudley hatte des Sir Johann Robesart Tochter und Erbin Anna geheurathet, aber die junge Frau durfte nie am Hofe erscheinen, bewohnte Cumnor, ein einsames Landhaus in Berkshire, und starb daselbst nach der Aussage ihres Haushofmeisters Foster, an einem Falle, allein unter so verdächtigen Umständen, daß man allgemein glaubte, sie sei ermordet, von einer Treppe herabgestoßen worden, nachdem der Versuch, sie zu vergiften, mißlungen (1560). Das Schicksal dieser unglücklichen Frau wurde als der erste Schritt zu der Verheurathung der Königin mit dem Günstlinge betrachtet. Um das Gerede zum Schweigen zu bringen, ward eine gerichtliche Untersuchung veranstaltet, deren Resultat die Erklärung, der Tod der Lady Dudley sei durch ein zufälliges Ereigniß veranlaßt worden. Gleichwohl schrieb der reformirte Prediger Lever an Knollis und Cecil, sie sollten der Sache nachforschen, denn „hierorts scheint mir ein schwerer und schmählicher Verdacht und Gemurmel zu herrschen wegen des Todes derjenigen, so Mylord Robert Dudleys Weib war.“ Throckmorton äußerte gegen Cecil: „Das Gerede wegen Lord Roberts Heurath und des Todes seiner Frau ist hier so häufig und so boshaft, daß ich nicht weiß, wohin ich mich wenden und welche Haltung ich annehmen soll. Der spanische Gesandte, Bischof Quadra von Aquila, meldete seinem Hof, Lady Dudley sei ermordet worden, und da die Königin äußere, daß sie gesonnen, ehestens zu heurathen, vermuthe jedermann, sie und Dudley seien bei dem Mord

betheiligt. Gleich nachher fing das Gerede von der Heurath wieder an; es hieß, die Königin habe dem beglückten Liebhaber feierlich und in Gegenwart einer Kammerfrau ihr Wort gegeben. Daher heißt es in der Königin Maria Stuart Schreiben an Elisabeth: »qu'un auquel elle disoit que vous aviez fait promesse de mariage devant une femme de votre chambre, avoit couché infinies fois avec vous avec toute la licence et privauté qui se peut user entre mari et femme.« Die Gerüchte von ihrer Vertraulichkeit mit Leicester waren ihr anfänglich unangenehm gewesen, zeitig aber machte ihr die Leidenschaft das Urtheil der Welt gleichgültig. Quadra, der Bischof von Aquila, berichtete nach Hof 1561, man glaube allgemein, daß die Königin mit Dudley lebe. Elisabeth habe einst über diesen Punct mit ihm gesprochen, und zum Beweis der Unwahrscheinlichkeit des Gerüchtes ihm die Anordnung ihres Zimmers und Schlafgemachs gezeigt, »la disposicion de su camera y alcoba.« Bald aber wollte sie den Liebhaber näher bei sich haben. Unter dem Vorwand, Leicesters Wohnung in dem untern Geschoß des Palastes sei ungesund, wurde ihm ein der königlichen Kammer anstoßendes Gemach angewiesen, »una habitacion alta junto a su camera, pretestendo que la que tenia era mal sana.«

Von den Räthen der Königin war Throckmorton der einzige, gegen ihre unpassenden Heurathsgedanken sich zu erheben, doch mit aller der Vorsicht, welche ein solch kitzliches und gefährliches Beginnen erheischte. Von ihm abgesendet, kam sein Secretair Jonas herüber nach England, und wurde demselben erlaubt, der Königin in einer Privataudienz die wahren oder erdichteten Bemerkungen des spanischen und des venetianischen Gesandten über die beabsichtigte Heurath mit Dudley und seinen schändlichen Charakter mitzutheilen. Sie hörte ihn geduldig an, brach bald in lautes Gelächter aus, bald bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen. Als der Vortrag zu Ende, sagte sie, er habe sich ohne Noth bemühet, alles, was er eben erzählte, habe sie gewußt, und hinsichtlich des Todes der Lady Dudley könne sie versichern, „Dudley sei damals am Hofe, und niemand von den Seinigen bei dem Vorfall im Hause seiner Frau gewesen, und dieser habe

sich in einer Weise ereignet, die weder seine Rechtschaffenheit noch ihre Ehre verletze." Die Heurath ward indessen verschoben, aber Jahre vergingen, bevor der Gedanke gänzlich aufgegeben wurde, und noch im April 1566 sah sich Cecil genöthigt, folgende Gründe dagegen niederzuschreiben: 1) das Königreich werde nichts dabei gewinnen; 2) die nachtheiligen Gerüchte würden ihre Bestätigung finden; 3) Dudley werde seine Freunde zu befördern suchen; 4) er stehe in Verdacht wegen des Todes seiner Frau, 5) habe Schulden, und werde 6) unfreundlich und eifersüchtig sein.

Keineswegs die Hoffnung aufgebend, dereinst noch die Krone zu besitzen, mußte Robert vorläufig mit andern Gnadenbezeugungen sich abfinden lassen: er wurde den 26. Sept. 1564 Graf von Leicester und Baron von Denbigh, erhielt große Güter zum Geschenk, namentlich Denbigh Castle, dem keine Baronie in ganz England zu vergleichen in der Zahl der Vasallen, das prachtvolle Kenilworth und Chirk, wurde der Universität Oxford zum Kanzler gesetzt, und empfing den französischen St. Michaelsorden. Den Grafentitel hatte er zunächst dem von der Eifersucht Cecils ersonnenen Project, ihn mit der Königin von Schotland zu verheurathen, zu verdanken; als Graf von Leicester sollte er einer königlichen Gemahlin würdiger erscheinen. Seine Standeserhöhung wurde zu Westminster mit großer Feierlichkeit vollzogen. „Die Königin half ihm selbst den Ornat anlegen, wobei er mit vieler Gravität vor ihr auf den Knien lag. Sie konnte sich aber nicht enthalten, ihm mit der Hand in den Nacken zu fahren und ihn lächelnd zu kitzeln, und der französische Botschafter und ich standen dabei," schreibt Mellville. Die Heurath unterblieb aber gleichfalls, denn Elisabeth konnte den Grafen nicht entbehren und die Königin von Schotland empfand nur Widerwillen für ihn.

Zu Oxford das Kanzleramt antretend, fand der Graf die Universität in bejammernswürdigem Zustand, „und ihre Gelehrsamkeit war höchst elend. Die ganze Universität konnte nur drei Prediger aufbringen, und wenn zween von ihnen abwesend waren, mußte die Versammlung oft mit einem sehr ungereimten Vortrage

zufrieden sein. Ein Beweis davon kann folgendes sein. Als die Gemeine an einem Sonntag keinen Prediger hatte, kam Taverner von Woodnaton, Sherif der Grafschaft, mit dem Degen an der Seite und mit der goldenen Kette um den Hals, in die St. Marienkirche, stieg auf die Kanzel, und hielt an die Studierenden folgende Rede: „„Bei meiner Ankunft auf dem Berg der St. Marienkirche habe ich euch auf den steinern Schauplatz, auf welchem ich mich jetzt befinde, einigen guten Zwieback mitgebracht, welcher in dem Ofen der christlichen Liebe gebacken und für die Küchlein der Kirche, die Sperlinge des Geistes und die lieblichen Schwalben der Erlösung sorgfältig aufbehalten ist."" Dieser Taverner war, wie es scheint, in dem Cardinalscollegio erzogen worden, neuerlich Magister artium und zum Diaconus ordinirt worden, und eine Person, die wegen ihrer Gelehrsamkeit bei der Universität hoch gehalten wurde. Der Graf von Leicester wendete alle mögliche Mittel an, eine Verbesserung in der Gelehrsamkeit einzuführen, und den Sachen bei der Universität ein neues Ansehen zu geben. Durch seine Briefe empfahl er ihnen die Wissenschaften und die Ausübung der Religion, und ermunterte sie zu einer sorgfältigen Erfüllung ihrer Pflichten. Dieser Eifer war nicht ohne Wirkung; man trug alsbald Sorge, daß die Mißbräuche bei den Privilegien und Dispensationen abgestellt, die Vorlesungen und öffentlichen Uebungen durch Verordnungen festgesetzt, und auch die Kleidung in eine gewisse Ordnung gebracht werden möchte; der Graf unterließ auch in der Folge nicht, für die Universität bei jeder Gelegenheit zu sorgen und sie zu beschützen."

Am Hofe machten Leicesters Gegner, gleichwie sie bei der Königin ernste Gedanken an einen fremden Gemahl erweckten, ihm seinen Einfluß auf sie wenigstens zuweilen streitig, absonderlich, nachdem in dem Parlament von 1566 der Graf eine Neigung verrathen hatte, der Königin von Schotland Recht zu der Thronfolge in England anzuerkennen. Das verwies ihm die Monarchin in räthselhaften Noten, und er hielt es für angemessen, sei es in einem Anfalle von Eifersucht, oder auf königlichen Befehl, sich vom Hofe zu entfernen. Allein der Zwist endigte wie Zwiste unter Verliebten gewöhnlich endigen,

und jede Versöhnung begründete noch fester des Grafen Herrschaft über der Gebieterin Herz. Nur gab er sich von nun an öffentlich das Ansehen, als wolle er die Wahl eines auswärtigen Gemahls begünstigen, während er insgeheim alle möglichen Hindernisse vorzuschieben wußte: bekam er auch nicht selbst die Hand der Königin, so gelang es ihm doch, die Hoffnungen aller andern Freier zu vereiteln, namentlich jene des Erzherzogs Karl, zu welchem die Königin mit sichtbarem Wohlgefallen hinblickte und den Sussex nach Kräften unterstützte. Um das J. 1572 trat Dudley in die engste Verbindung mit Douglasse Howard, des Lord Sheffield Wittwe, die man wohl als seine rechtmäßige Gemahlin betrachten kann. Dafür wollte er selbst sie aber niemals anerkennen lassen, suchte vielmehr, nachdem er ihrer müde geworden, sie zu vergiften; ein Trank wurde ihr gereicht, von dem ihr Nägel und Haare ausfielen. Ihr fester Körperbau widerstand jedoch dem Gifte, und Dudley, um ihrer nur los zu werden, zwang sie zuletzt durch Drohungen und Mißhandlungen, den Sir Eduard Stafford zu heurathen. Sie war demnach glücklicher als Throckmorton, der zum Abendessen bei Leicester geladen, über dem heitersten Gespräche von heftigen Schmerzen ergriffen wurde, und nach wenigen Tagen, nicht ohne Verdacht des Giftes starb. „Man sagt, weil er kurz vorhero mit dem Secretair Cecil sich ausgesöhnt, und der Graf befürchtet hätte, er möchte jenem seine geheimen Kunstgriffe entdecken, so hätte er deswegen ihn wegzuschaffen gesucht. Er hatte auch noch einen alten heimlichen Haß gegen ihn, wegen einer ehemaligen Nachricht, die er an die Königin Elisabeth geschickt hatte, da er ihr Gesandter in Frankreich war, und die er an der Tafel des Herzogs von Montmorency hätte erzählen hören, daß Ihro Majestät entschlossen wäre, ihren Stallknecht zu heurathen.“

Throckmorton war ein eifriger Beförderer des Projects, die gefangene Königin von Schotland mit dem Herzog von Norfolk zu vermählen, gewesen. Auf sein Zureden besprach Leicester die Sache mehrmals mit dem Herzog und den Grafen von Arundel und Pembroke. Die Idee schmeichelte dem Ehrgeiz Norfolks, er gedachte aber der Worte, deren einst er gegen Elisabeth sich ge-

braucht, „sie soll nimmer mein Weib werden, die eure Nebenbuhlerin war, und deren Ehemann sein Haupt nicht ruhig niederlegen kann,“ und fürchtete, ihnen zuwider handelnd, einem vernichtenden Zorn zu verfallen. Deshalb empfahl er den Grafen von Leicester, und als dieser es ablehnte, seinen eigenen Bruder, Lord Heinrich Howard, für die Ehre, Mariens Gemahl zu werden. Endlich ward ihm gelegentlich einer Zusammenkunft der drei Grafen mit Mariens Agenten Roß und dem von Murray entsendeten Wood seine Einwilligung abgedrungen, und Norfolk, Arundel, Pembroke und Leicester schrieben gemeinschaftlich an die Königin Maria, und boten ihr die Wiedereinsetzung auf den Thron von Schotland an, unter Bedingungen, deren eine die Vermählung mit Norfolk. Diese Bedingungen, bis auf das Heurathsproject, wurden in dem englischen Cabinet debattirt, und Norfolk trat in geheimen Briefwechsel mit der ihm zugedachten Braut. Er hielt sich überzeugt, Elisabeth wisse nicht um das Geheimniß, so doch durch Wood verrathen worden; angenommen, doch keineswegs zugegeben, daß Leicester es ehrlich meinte. Dieser hatte es zwar letzlich übernommen, den delicaten Punct des Geschäftes mit seiner Gebieterin zu verhandeln, zögerte aber damit fortwährend, wie bedenklich auch Elisabeth gegen Norfolk sich geäußert hatte. Jetzt vernahm diese, Leicester sei plötzlich und lebensgefährlich erkrankt. Sie eilte ihn zu besuchen, und vernahm, an seinem Bette sitzend, von ihm selbst das durch Seufzer und Thränen unterbrochene Bekenntniß seiner Undankbarkeit und Untreue, indem er ohne ihr Vorwissen versucht habe, einen ihrer Unterthanen mit ihrer Nebenbuhlerin zu verheurathen. Die liebesieche Königin verzieh ihm schnell, Norfolk aber wurde in den Tower, und letzlich zum Blutgerüst geschickt, wenn auch, dieses zu verhindern, Leicester sich bemühet hatte.

Am 9. Jul. 1575 hatte Dudley die Ehre, in Kenilworth die Königin zu empfangen. Als sie dem äußern Schloßthor sich nahete, trat ihr der Thorwart entgegen, ein Mann von hohem Wuchse und ernsten Zügen, bewaffnet mit Keule und Schlüsselbund; in einer bäuerischen, polternden, doch poetischen Rede begehrte er zu wissen, was der Lärm und das Getöse be-

deute, und warum die Rosse den Boden seines Amtsgebietes zerstampften. Aber die Königin erblickend, „ergriffen von der Gegenwart eines Wesens, dessen Aeußeres so hell leuchtete von den Stralen heroischer Majestät und Souverainität, fiel er auf die Knie, demüthigst für seine Unwissenheit Verzeihung begehrend, und Keule und Schlüssel übergebend, verkündigte er die Oeffnung der Thore und Allen freien Zutritt. Alsbald bliesen sechs Trompeter von den Zinnen herab einen fröhlichen Willkommen; die Trompeten, fünf Fuß lang, waren versilbert, von den Trompetern maß der eine wie der andere acht Fuß. Dieser harmonischen Künstler bezaubernde Musik währte noch, als die Königin zu Roß die Rennbahn durchschritt, um zu dem Haupteingange des Schlosses zu gelangen." Ein See umschloß von dieser Seite die Mauern von Kenilworth, auf seinen Fluthen kam eine Insel herangeschwommen, durch Fackeln erleuchtet und den Thron der Fürstin des Sees tragend. Die Fürstin, von zwei Nymphen begleitet, bewillkommte Ihre Majestät in wohlgemachten Versen, worin von dem Alter des Schlosses und von der Herrschaft des Sees, seit König Arthurs Zeiten, gehandelt wurde. „Weil sie aber gehört hatte, daß die jungfräuliche Königin ihr Gebiet zu berühren gedenke, war sie herbeigeeilt, um der Monarchin ihre Herrschaft demüthigst zu übertragen, und in deren Hände alle ihre Macht niederzulegen. Diese Huldigung wurde beschlossen durch eine ergötzliche Musik von Oboen, Schallmeien, Hörnern und andern lärmenden Instrumenten." Zu dem Portal führte eine herrliche Brücke, 20 Fuß breit, 70 lang. Unter dem Haupteingang selbst hatten die verschiedenen heidnischen Gottheiten ihre Geschenke aufgestellt; Sylvanus brachte Vögel und Wild dar, Pomona Körbe mit Früchten, Ceres mancherlei Garben, Bacchus Trauben, Neptun Fische, Mars Waffen, Apollo verschiedene musikalische Instrumente. Huldreich wurden diese Geschenke aufgenommen, während aus dem Innern der Burg die süße Musik von Flöten und der ihnen angemessenen Begleitung ertönte. Die Königin wurde von ihrem Zelter herabgenommen, und der Donner der auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen, später ein Feuerwerk verkündigten der Provinz ihre Ankunft.

Während ihres Aufenthaltes brachte jeder Tag Abwechslungen von Spielen und Lustbarkeiten. In dem Park ließen ein wilder Mann und Satyre sich sehen; es gab Bärenhetzen, Feuerwerke, italienische Seiltänzer, eine Bauernhochzeit, man rannte und schoß nach der Quintane, führte morische Tänze auf. Aus Coventry wurden die Mitglieder eines dort bestehenden Liebhabertheaters beschieden, um ein von alten Zeiten her in ihrer Stadt beliebtes Schauspiel, Hocks Tuesday aufzuführen. Es schilderte die Austreibung der Dänen durch König Ethelred, und fand solchen Beifall bei der Monarchin, daß sie den Künstlern ein paar Rehe und bare 5 Mark schenkte. Auf dem See schwamm ein Triton, von einer 18 Fuß langen Syrene getragen, wie Arion von einem Delphin. Von allen den Huldigungen aber scheint der Königin keine so schmeichelhaft gewesen zu sein, als die der großen Uhr auf dem Cäsarsthurm. Das Werk blieb stehen, um anzudeuten, daß selbst die Zeit ihren Lauf hemme, während das Land des seltenen Glückes sich erfreue. Der Königin Aufenthalt dauerte 19 Tage, und soll jeder Tag dem Grafen 1000 Pf. St., das ganze Fest, einschließlich der Ausschmückung des Schlosses, 60,000 Pf. gekostet haben. Von Landbier allein wurden 320 Hoghsheads verzehrt.

Fast möchte es scheinen, Leicester habe gehofft, in Kenilworth wenigstens seine Verlobung mit der Königin zu feiern; in den Hoffnungen seines Ehrgeizes abermals getäuscht, überließ er sich ohne Rückhalt seiner Leidenschaft für Lätitia Knollis. Man versichert, er habe ihren Gemahl, den Grafen von Essex, vergiften lassen, und die schöne Wittwe wurde in möglichster Stille ihm angetraut. Aber Simier, den der Herzog von Anjou als Brautwerber nach England schickte, durchschaute das Geheimniß und verrieth es, seine Werbung zu befördern, an die Königin (Febr. 1579). Der Ungetreue, der überdem Drohworte gegen Simier fallen ließ, wurde nach Greenwich zur Haft gebracht, fand aber Mittel, nicht nur den Zorn der Königin zu besänftigen, sondern auch die gefürchtete und abgeschlossene Heurath mit Anjou zu hintertreiben. Leicester fuhr demnach fort, nicht nur die Königin und den Hof, sondern auch das Reich zu

beherrschen, und man hat der Erzählungen viele, welche beweisen, daß er nicht nur in Habsucht, Herrschsucht und Tyrannei, sondern auch in eigenthümlicher niederträchtiger Ausübung der errungenen Herrschaft als das wahre Ebenbild seines Vaters und Großvaters gelten konnte. Eines der beklagenswerthesten Opfer seiner höllischen Kunst ward Arden, ein Edelmann von altem Hause in Warwickshire, der das Unglück gehabt hatte, sich den Grafen zum Feinde zu machen, indem er sich weigerte, einen Theil seines Erbgutes, nach welchem den Günstling belüstete, zu verkaufen. Arden war unklug genug, im Verfolge des Zwistes seinen mächtigen Gegner noch weiter zu reizen, legte dessen Farben ab, die er bisher gleich den sämtlichen Edelleuten der Nachbarschaft getragen hatte, arbeitete ihm bei Allem, was er in der Grafschaft unternahm, entgegen, und sprach von dem „Emporkömmling, Ehebrecher und Tyrannen" nur mit Verachtung. Eine Handlung der Verrücktheit, von Ardens wahnsinnigem Schwiegersohne, Somerville, begangen, gab Gelegenheit, die ganze Familie zu Grunde zu richten. Arden insbesondere mußte die Strafe der Verräther leiden, seine Güter verschenkte Leicester an eine seiner Creaturen. Der Mann, der solche Rache zu nehmen fähig war, durfte sich wohl nicht beklagen, wenn der spanische Gesandte Mendoza ihm Schuld gab, er suche sich eines Gegners, wie Don Juan d'Austria, durch Meuchelmord zu entledigen.

Bisher nur durch Hofintriguen und durch den Hof herrschend, scheint Leicester mit dem Laufe der Jahre die Nothwendigkeit eingesehen zu haben, seiner Gewalt eine festere Grundlage zu geben: sich eine Armee und kriegerischen Ruhm zugleich zu gewinnen. Darum unterstützte er in großer Lebhaftigkeit das Anliegen der empörten Niederländer, welche der Herrschaft der Königin Elisabeth sich zu unterwerfen geneigt, und als zwar nicht dieser Antrag, aber doch wenigstens ein Hülfsvertrag mit den Rebellen (eine Quasi-Intervention) durchgegangen war (Sept. 1585), übernahm Leicester das Commando der ihnen bewilligten Hülfsvölker. Es wurde für ihn eine Flotte von 50 Segeln, die Transportschiffe eingerechnet, ausgerüstet. Den 8. Dec. 1585 ging er unter Segel, den 10. landete er zu Vliessingen, wo sein Neffe, Philipp

Sidney, der englische Gouverneur, ihn auf das prachtvollste bewirthete. Seine fernere Reise über Rotterdam nach Delft gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Eine elegante Trekschuyte trug ihn nach Rotterdam. „Den 23. Dec. gegen die Nacht näherte er sich der Stadt, und wurde von drei Lustbooten, deren jedes 12 reichgekleidete Ruderknechte und einen großen Vorrath von Raketen und Feuerwerk hatte, empfangen. An allen drei waren in dem Hintertheil des Schiffs Lanternen angebracht, welche bei Einbruch der Nacht in die Höhe gehisset wurden, und durch den Widerschein des Wassers einen sehr angenehmen Anblick verschafften. An den Ufern standen Reihen von Soldaten, und zwischen je vier Mann brannte eine Fackel. So wurde der Graf zu Wasser unter dem Schall von Pauken und Trompeten und fortwährenden Salven in seine Wohnung gebracht. Die Staaten warteten ihm bei der Abendmahlzeit auf, und die Einwohner hatten über die Ankunft der englischen Hülfe eine so außerordentliche Freude, daß sie die ganze Armee auf ihre eignen Unkosten unterhielten. Ein jeder Bürger suchte seinen Nachbar an Freundlichkeit und Höflichkeit gegen seinen erwünschten Gast auf alle Art zu übertreffen. Von dannen eilte Leicester nach Delft, wohin die Staaten und ein prächtiges Gefolge ihn begleiteten. Weil es bei seinem Einzug schon spät war, leuchtete man ihm längs dem Flusse hin mit Fackeln und Feuerwerken. An dem Hafen wurde er von einer Reihe Büchsenschützen empfangen, welche ihn bis zu seiner Wohnung, das Haus, wo der Prinz von Oranien erschlagen worden, begleiteten, und mit einer Salve sich beurlaubten. Ueber dem Thor des Hauses war zu Ehren des Lords und der englischen Nation eine Aufschrift in Versen angebracht.

„Den 25. Dec. wurde der Lord von den Staaten herrlich bewirthet, und den folgenden Tag gab er ihnen ein Festin. Außer den Staaten und dem Grafen Moriz wurde die Gesellschaft auch durch die Prinzessin von Nassau-Diez und verschiedene Damen von hohem und niederm Adel geziert. So lange sie bei Tafel, wurden sie durch eine holländische Musik, durch holländische und lateinische Reden ergötzt, und ihnen alle nur ersinnlichen Beweise der Hochachtung gegeben. Den 27. fuhr der Graf nach dem

Haag, wo er gesonnen, seinen Hof aufzuschlagen. Er hielt seinen Einzug Abends bei Fackeln und Feuerwerken, von englischem Adel, von 150 Mann seiner Garde und von den Staaten von Rotterdam und Delft begleitet; die Staaten von dem Haag kamen ihm zu Wasser entgegen und empfingen ihn im Triumph. Verschiedene prächtige Aufzüge waren veranstaltet, Reden wurden gehalten. In dem Hafen, zu Schevelingen wohl, befanden sich die Fischer, nach der Erzählung des Evangelisten Petrum, Jacobum und Johannem vorstellend, wie der Erlöser ihnen befiehlt, noch einmal die Netze auszuwerfen; und da sie dieselben, von Fischen angefüllt, wieder herauszogen, wollten sie solche dem Grafen von Leicester überreichen, welcher doch dankend vorüberfuhr. Am Ufer saßen Mars und Bellona, die ihn mit einer Glückwünschungsrede empfingen.

„Beim Aussteigen traf er einen Trupp Reiter, die seltsam bekleidet, immer vor ihm herjagten, bis sie, da die Straßen enger wurden, abgingen. Die Hauptstraße der Stadt betretend, fand er zu beiden Seiten Gallerien, mit schwarzem Boy behängt: auf denselben standen fünfzehn Jungfrauen, weiß gekleidet, mit Palmzweigen und brennenden Kerzen in den Händen, und sie bezeigten dem vorüberziehenden Lord ihre Ehrerbietung. Sie standen etliche Ellen aus einander, zwischen zweien hing allemal ein gläserner Wandleuchter mit einer brennenden Kerze. An dem Ende einer jeden Gallerie hielten ein Mor und ein Streiter, der eine das Wappen von England, der andere jenes von Holland haltend. An mehren Stellen waren Ehrenpforten aufgerichtet, mit den Schildern der vornehmsten Künstler der Stadt geziert und mit Kerzen beleuchtet. Mit breiten Tüchern, welchen eine Menge Kreuze von rothem Papier angeheftet, waren die Gassen behängt. Einer andern Gasse einbiegend, erblickte man ein Gerüst, auf Schwibbogen ruhend, und in der Höhe ein Gefecht zwischen Engländern und Spaniern, in welchem jene Sieger. „Möchte unser Glück doch dieser Vorstellung gleich sein! möchte es uns doch Freiheit und England Ruhm verschaffen!“ hieß es in einer daneben angebrachten Inschrift. In andern lateinischen Versen waren mancherlei Anspielungen auf Britannien ausgedrückt.

„In seinem Fortzug schaute der Graf ein nicht minder stolzes Gerüst, darauf sieben Jungfrauen, die sieben vereinigten Provinzen vorstellend, jede einen Speer in der Hand und das Wappen der Provinz, welche durch sie angedeutet, tragend; in der Mitte stand eine gewappnete Minerva, umgeben von dem Wappen von England, auf welches die übrigen sich zu stützen schienen: insgesamt wurden sie der Königin von England durch einen alten Kämpen des Namens Nothwendigkeit überreicht. In einiger Entfernung wurden auf einem ähnlichen Gerüst sieben Personen, die sieben freien Künste, dem Grafen vorgestellt, als eine Anspielung auf seine Verdienste und Vollkommenheiten. Alle Straßen, welche der Zug berührte, waren erleuchtet, und viele artige Erfindungen bei dieser Gelegenheit angebracht. Unter andern hatte ein Barbier, dem Thore von des Lords Wohnung gegenüber, mehr als 60 Becken von glänzendem Kupfer, und in jedem ein Wachslicht, so vortheilhaft angebracht, daß sie den prächtigsten Anblick gaben, und in der Mitten fand sich die Rose und Krone mit einem sehr geschickten Motto. Bei seinem Einzug in das Thor des Altenhofs erschien auf einem Gerüst, in eine Wolke gehüllt, der Briten König Arthur, dem man den Grafen verglich, in dem Innern des Gebäudes waren Musikchöre aufgestellt. Den großen Saal betretend, wurde der Graf mit anhaltenden Salven begrüßt; die ganze Nacht währten die Lustbarkeiten; Feuerwerke, Raketen, Räder, Feuerbälle stiegen auf, und beinahe eine Stunde lang spie ein Drache Feuer. Den folgenden Tag wurde auf dem Canal, an dessen Rande der Altehof belegen, ein eigenthümliches Turnier angestellt. Von jedem Ende des Canals kam ein Boot mit 6 Rudern, und in dessen Hintertheil stand ein Mann bewaffnet mit einer Lanze, deren Spitze in Korkholz ausging, beim Zusammentreffen der Boote trafen sich die Lanzen, die beiden Kämpen fielen ins Wasser, es waren aber andere Boote bei der Hand, die ihnen wieder heraushalfen. Diese Ergötzung dauerte so lange, bis Leicester derselben überdrüßig ward und mit den armen Menschen, die ins Wasser geworfen wurden, Mitleiden hatte.

„Den 3. Januar 1586 ging der Graf unter Begleitung von 300 herrlich equipirten Pferden nach Leyden. Auf dem Wege

traf er die vornehmsten Bürger, die sich unter einander wegen seiner Ankunft Glück wünschten; angeredet wurde er von zwölf Bürgermeistern in langen schwarzen Röcken, welche den Namen Leyden in großen silbernen Buchstaben auf den Schultern trugen. Diesen folgten zwölf der vornehmsten Bürger, und ein großer Zug zu Pferd, Alle in schwarzen Sammet gekleidet. Der Stadt einziehend, wurde er, über den ein Baldachin gehalten, durch eine Straße, die mit Zeugen von verschiedenen Farben bedeckt, nach einem Gerüst geführt, wo ein Thronsessel ihm bestimmt. Dem gegenüber war eine Bühne aufgeschlagen, worauf unter der Leitung von zwei Poeten, durch handelnde Personen die Belagerung von Leyden im J. 1574 vorgestellt.

„Die Stadt Leyden, durch ein schönes reichbekleidetes Weib vorgestellt, trat auf, war aber sofort einem heftigen Gewehrfeuer ab Seiten der in Schlachtordnung anrückenden Spanier ausgesetzt. Die Spanier mußten sich jedoch zurückziehen, ohne darum die Belagerung aufzuheben. Die Lebensmittel fingen an abzunehmen, und bald stellte der Hunger sich ein in der abschreckendsten Gestalt: sie hatte in ihrem Gefolge Leute, die lebendige Katzen und Hunde in Stücke rissen, um sie zu verschlingen, Soldaten, welche die Mütter ihrer Kinder beraubten und sie vor ihren Augen auffraßen. Die Pest trat auf, Haufen von Leichnamen hinter sich lassend, die man in wilder Eile verscharrte. Dem folgte das Leichenbegängniß eines Officiers, der sich in seinem Dienste sehr hervorgethan; er wurde mit allen gewöhnlichen Ceremonien über die Bühne getragen, und bei seiner Einsenkung eine Gewehrsalve gegeben. Die Spanier, mit dem Elend der Stadt Mitleiden empfindend, beschickten sie zum öftern, und ließen sie zur Uebergabe ermahnen, erhielten aber keine Antwort; vielmehr befahl die Dame, im Vertrauen auf die Hülfe, so ihr zugesagt, daß man auf der Spitze des höchsten Kirchthurms Feuer anzünde, dem Prinzen von Oranien in Delft anzuzeigen, daß sie seines Zuzugs bedürfe, und der Prinz schickte eine Taube, Ueberbringerin der Nachricht, daß die Hülfe nahe. Durch dieselbe Taube ließ die Stadt den Prinzen wissen, daß sie aushalten werde, bis dahin es der Vorsehung gefalle, ihr beizustehen. Die Vorsehung betrat die Bühne

und wurde von der Stadt mit allen Zeichen des innigsten Vertrauens empfangen. Im buchstäblichen Verstande hat Leyden sich ihr angelehnt, und wurde das Zutrauen dadurch belohnt, daß die Vorsehung ihr half, in der Nacht einen Theil des Walls und ein Stück der Vormauer von 26 Ruthen niederzureißen. Der Feind, wähnend, der Prinz von Oranien und seine Armee seien durch diese Lücke der Stadt eingeführt worden, begab sich auf die Flucht und wurde verfolgt. Was man zu erreichen vermochte, mußte sterben, die Dame aber, die personificirte Stadt, genoß der Ehren des Triumphs. In einer zweiten Vorstellung trat eine andere Dame auf, bewaffnet gleich ihrer Vorgängerin. Sie wurde von einem Spanier belagert, ein Franzose freiete um sie, ein Italiener schmeichelte ihr; sie stieß den Spanier von sich, sprang rasch von der Bühne herunter, und verbarg sich unter dem Mantel des Grafen von Leicester, der sie auch in seinen Schutz nahm; der Spanier ging mit einer drohenden Miene ab. Der Graf führte die Schöne in seine Wohnung, l'on se tait du reste. Das Drama war zu Ende.

„Den folgenden Tag wurde der Graf von der Stadt bewirthet, den 5. Januar ging er nach dem Haag zurück. Fünf Tage später musterte er einen Theil seiner Reiterei, ungefähr 500 Mann, vertheilte sie in verschiedene Garnisonen, und ernannte seinen Stiefsohn, den Grafen von Essex, zum General der Cavalerie. Er kehrte hierauf nach Leyden zurück und verordnete, daß auf den 12. durch ganz Holland, Gelderland und Friesland ein allgemeiner Fast- und Bußtag ausgeschrieben wurde, welchen man auch in großer Feierlichkeit und Andacht beging. Der Statthalter brachte den Tag mit Anhörung der Predigten, mit Gebet, Lesen und Singen der Psalmen zu, und aß weder selbst, noch verstattete er irgend einem von den Seinigen, vor dem Abend etwas anzurühren. Den 24. wurde der Lord von dem Prinzen von Portugal im Haag besucht, den 25. installirt und vereidet, und die Staaten leisteten der Königin einen Eid. Die Einführung wurde in folgender Weise vorgenommen. Am obersten Ende des Saals saß der Statthalter unter dem Wappen von England, und zu beiden

Seiten saßen, zwei Stufen niedriger, zwölf der vornehmsten unter den Staaten; die übrigen, 20 an der Zahl, saßen gerade vor ihm, doch 4 oder 5 Stufen niedriger. Zur rechten Hand des Lords standen der Prinz von Portugal, Lord Morley, Norris, der Gouverneur von Munster, William Russel, Robert German, zu seiner Linken waren Graf Moriz, der Graf von Essex, William Stanley, Thomas Parrot und mehre andere Standespersonen. In einer weitläuftigen holländischen Rede wurde die Veranlassung dieser Versammlung besprochen: der Redner endigte mit einer Danksagung an die Königin und den Statthalter. Alsdann wurde der Vertrag zwischen den Staaten, der Königin und dem Lord in lateinischer Sprache vorgelesen, und nachdem er von dem Lord den Staaten, und von diesen dem Lord übergeben worden, bat man ihn, daß er die Beobachtung der darin enthaltenen Artikel beschwören möge, welches er auch mit gegen Himmel aufgehobener Hand that: die Staaten huben ebenfalls ihre Hände gen Himmel und beschworen ein gleiches. Endlich legten die Staaten noch der Königin und ihrem Statthalter einen Eid ab, gingen in den Palast zurück und wurden von dem Grafen von Leicester herrlich bewirthet. Am 6. Febr. 1585 wurde ihm eine Urkunde ausgefertigt, wodurch er den Titel Excellenz, die Würde eines Generalcapitains der vereinigten Provinzen, und die Oberaufsicht über das Heer, die Finanzen und die Gerichtshöfe, mit einer Besoldung von hunderttausend Gulden empfing; durchaus Dinge, so die Königin nur mit dem äußersten Verdrusse vernahm." Sie hatte ihrem Stellvertreter eingeschärft, Alles zu vermeiden, woraus gefolgert werden könne, daß England Philipps II Herrschaft über die Niederlande nicht mehr anerkenne, allein seine Absichten standen mit denen der Gebieterin in vollem Widerspruche. Sein Ehrgeiz strebte nach der Stelle, die der Herzog von Anjou besessen und verwirkt hatte, die Königin hingegen beschuldigte den Grafen der Anmaßung und Eitelkeit, und warf ihm vor, sich gegen die königliche Autorität vergangen, und seinem Hochmuthe die Ehre seiner Monarchin geopfert zu haben, und als es hieß, er habe seine der Königin so verhaßte Gemahlin nachkommen lassen und gedenke einen Hof zu halten, dessen Glanz jenen in Westminster

verdunkeln werde, ward Elisabeth wüthend und schwur mit großen Eiden, sie wolle unter ihrer Botmäßigkeit nur einen Hof haben, und werde dem Emporkömmling zeigen, wie leicht die Hand, die ihn erhoben, ihn wieder zu Boden schmettern könne. Aber Leicester war zu stolz, um sich den Drohungen und strafenden Briefen der Königin gegenüber zu demüthigen, oder Reue zu zeigen. Seiner Gewalt über ihr Herz gewiß, überließ er es seinen Collegen in England, ihn zu rechtfertigen, während er handelte, als sei er Niemanden Rechenschaft schuldig. Er verbrauchte die Zeit mit Reisen von einer Stadt zur andern, gab und empfing an allen Orten die glänzendsten Feste, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit wie ein souverainer Fürst. Der Winter verging unter Lustbarkeiten, unter Zänkereien und Drohungen, denn zu strafen konnte Elisabeth sich doch nicht entschließen, zumal Leicester im Anfang einige Erfolge im Felde gehabt hatte. Er selbst fand darin Veranlassung, „das St. Georgenfest mit einer Pracht und Feierlichkeit, welche ihm und seinem Vaterlande Ehre machte, zu begehen. Den 23. April waren die Straßen von Utrecht mit 8 Fahnen von Bürgern besetzt, die reich gekleidet, auf ihren Waffen rothe und weiße Schleifen trugen, die man wie Rosen geknüpft hatte, und durch ihr Spalier hindurch ging der Zug von dem Palast des Statthalters nach dem Dom. Zuerst ritten die Trompeter in scharlachnen Kleidern, mit Silber besetzt; sie bliesen ihre Instrumente und ließen ihre Fahnen wehen, in welchen das Wappen des Statthalters prächtig gemalt war. Hierauf folgten die Edelleute, Hauptleute, Obristen und andere königliche Officiere, an der Zahl 40, zu Pferd, in goldenen und silbernen Stoffen und bunten seidenen Zeugen gekleidet. Nach ihnen kamen 6 Ritter, 4 Barone, die Versammlung der Staaten, der Graf von Essex, der Kurfürst von Cöln, Gebhard Truchseß, und der Prinz von Portugal allein. Ihnen folgte der Gardecapitain, der Schatzmeister und der Haushofmeister, die weiße Stäbe trugen, zwei Hauscavaliere, und einer von den vier Marschalken als Herold in reicher Kleidung mit dem Wappen von England. Zuletzt kam der Statthalter in der Ordenskleidung, von den vornehmsten Bürgern der Stadt, die sich zu seinem Dienste selbst

angeboten hatten, begleitet, außer seiner eigenen Bedeckung, welche aus 50 Hellebardirern bestand, in scharlachnen Mänteln, die mit Purpur und weißem Sammet besetzt waren. Auf diese Art wurde er in die Kirche geführt, und nachdem er gegen den Sitz Ihro Majestät eine Verbeugung gemacht, nahm er seinen Platz ein, der einige Stufen niedriger war. Als das Gebet und die Predigt geendiget war, so stand er auf, um erst für seine Königin, alsdann auch für sich zu opfern; und diese Handlung verrichtete er auf eine so einnehmende und zugleich majestätische Art, daß er sich den Beifall der ganzen Versammlung erwarb.

„Von da kehrten sie zurück nach dem Palaste des Lords, der sie sehr herrlich bewirthete. An dem obern Ende des Saals war ein kostbares Tuch und ein Sessel für die Königin Elisabeth mit dem Wappen und Titel Ihro Majestät, und vor demselben eine gedeckte Tafel, als ob sie gegenwärtig wäre; an dem untersten Ende aber linker Hand stand der Stuhl des Statthalters, denn er wollte keinen Sessel. Nachdem die Gesellschaft sich versammelt hatte, machte der Lord den Junker Martin Schenk von Nideggen vor dem Sessel der Königin zum Ritter, weil er seinem Vaterlande so viele Dienste geleistet hatte, und nun führten die Ceremonienmeister zur Tafel. Die Speisen wurden unter Trompetenschall aufgetragen, auf den Knien überreicht und von dem königlichen Transchiermeister vorgeschnitten und gekostet. Die Nebentische wurden alle mit silbernen Geschirren besetzt und von Edelleuten bedient. Als man die erste Tracht abhob und die zweite auf den Tisch der Königin setzte, rufften die Ceremonienmeister aus: Platz, Platz! Da dieser wegen des großen Gedränges mit einiger Schwierigkeit gemacht wurde, brachten sie zwischen sich den Herold herbei, mit dem Wappen von England bekleidet, der, nach dreimaliger Verbeugung gegen den Staatssessel, auf Lateinisch, Französisch und Englisch, ihren gewöhnlichen Titel, als Königin von England, Frankreich und Irland, Beschützerin des Glaubens u. s. w. hersagte, und alsdann zu dreienmalen ausrufte: Largesse. Nach der Mittagsmahlzeit ergötzte man sich mit Tanzen, Springen und Gaukeleien, und nach dem Abendessen wurden verschiedene ritterliche Uebungen angestellt,

bei welchen der Graf von Essex sich vor allen andern hervorthat."

Aber der Graf von Leicester, wenn er auch den Zorn seiner Königin nicht fürchtete, war kein Gegner für den großen Alexander Farnese. Der Feldzug vom J. 1586, durch den Verlust von Grave, Venlo, Neuß und Rheinbergen, die schimpfliche Aufhebung der Belagerung von Zütphen bezeichnet, raubte dem Grafen die Popularität, die er sich durch trügerische Andacht und Verschwendung erworben hatte, und bei seiner Rückkehr nach dem Haag (29. Oct. 1586) ward er von allgemeinem Murren empfangen. So sehr er die Generalstaaten, als eine Versammlung von Kaufleuten und Krämern verachtete, so schwer fand er es, die Vorstellungen dieser Gesellschaft zu widerlegen, als welche klagte, daß der Erfolg des Feldzuges den aufgewendeten Kosten keineswegs entspreche, daß Leicester die Privilegien des Landes verletzt, seine Finanzen zerrüttet, die Kriegszucht vernachlässigt, und auf ungesetzliche Weise Geld erpreßt habe. In einer Anwandlung von Leidenschaft hob er die Versammlung auf; sie gehorchte nicht, er nahm seine Zuflucht zu Nachgiebigkeit und Versprechungen, kündigte den Entschluß an, nach England zurückzukehren, und wollte sich durch einen Statthalter vertreten lassen. Diesen zu ernennen, hielten die Staaten sich befugt, und auch hierin mußte der Graf nachgeben. In einer öffentlichen Sitzung legte er die Regierung nieder, zugleich aber ließ er insgeheim ein Instrument aufnehmen, worin er sich dieselbe vorbehielt. Die Ursache dieses hastigen und formwidrigen Verfahrens war ein Befehl der Königin, die seine augenblickliche Rückkehr verlangte, indem sie seines Rathes in der hochwichtigen Angelegenheit der Königin von Schotland bedürfe; er selbst mochte auch fühlen, daß seine Abwesenheit bereits zu lange dauere. Er durfte sich nur zeigen (Nov. 1586), so war die alte Herrschaft über das Herz der Gebieterin wieder gewonnen; statt Strafe ward ihm Lohn, und als wolle sie das ihm zugefügte Leid vergüten, ernannte sie ihn zum Obristhofmeister (chief justice in eyre) im Süden der Trent (18. Jun. 1587). Doch wurde der Rath, den er gab, sich der Königin von Schotland durch den stillen, aber sichern Weg des

Giftes zu entledigen, im Cabinet verworfen, und vielmehr nach Walsinghams Ansicht ein öffentlicher Proceß beliebt.

Während aber Leicester an solchen Werken der Finsterniß den thätigsten Antheil nahm, bemächtigte sich Zwietracht und Meuterei des in Holland zurückgelassenen Heeres. Deventer und andere Posten wurden den Spaniern überliefert, und Bestürzung und Schrecken verbreiteten sich durch alle niederländischen Provinzen. Die Staaten versammelten sich und ernannten, da kein Stellvertreter der Königin vorhanden, den Prinzen Moriz von Oranien zum Statthalter und Generalcapitain von Holland, Zeeland und Friesland. Aber Leicester hatte sich durch seine Frömmelei starken Anhang unter den reformirten Geistlichen erworben, ihre Predigten besucht, mit ihnen gebetet und gefastet, und bei jeder Gelegenheit den Entschluß geäußert, das Papstthum auszurotten und das geläuterte Evangelium einzuführen. Jetzt sprachen diese Prediger für ihren abwesenden Jünger, und von allen Kanzeln wurde der Staaten Undankbarkeit und Ungerechtigkeit geschmäht. Viele Städte erkannten die Autorität des Prinzen Moriz nicht an, der friesländische Clerus proclamirte die Königin von England, und die Synode von Sneek ermahnte die Königin, Christo zu Hilfe zu eilen, als der sich und seine Jünger unter ihren Schutz begebe. Auch Elisabeth fand sich in ihrem Günstling beleidigt, und schickte den Lord Buckhurst, um den Staaten ihr Mißvergnügen auszudrücken. Einem solchen Unterhändler war nichts zu versagen; die Ernennung des neuen Statthalters ward für eine blos provisorische Maßregel erklärt, Moriz zeigte sich bereit, seine Stelle aufzugeben, sobald man es verlangen werde, und das Versprechen, Leicester werde ungesäumt zurückkehren, besänftigte die Wuth des Volkes. Es vergingen indessen noch einige Monate, bevor Leicester, hingehalten durch die Nothwendigkeit, der Friedenspartei entgegenzuarbeiten, in See gehen konnte (23. Jun. 1587). Er nahm eine große Summe Geldes und 5000 Mann mit, aber die Hände waren ihm durch Instructionen gebunden, die er nicht verstehen konnte oder wollte; er hatte Befehl, die Gesinnungen der Holländer zu erforschen, und falls

er sie dem Frieden abgeneigt fände, zu erklären, daß die Königin keinen Antheil mehr an dem Kriege nehmen werde, es sei denn, daß die Staaten zur Unterhaltung eines stärkern Heeres 100,000 Pf. vorschießen könnten. Er kam, sammelte seine Truppen, und machte drei fruchtlose Versuche zum Entsatze von Sluis. Die Stadt capitulirte, und jetzt entledigte er sich des Auftrags der Königin. Die Staaten empfingen ihn mit Klagen und Vorwürfen, und überließen sich in der Heftigkeit ihres Verdrusses dem ungerechtesten Argwohn. Sie hätten, sprachen sie, den Betheuerungen ihrer Alliirten geglaubt und seien betrogen worden. Der Geiz habe ihre vorgebliche Freundin verleitet, sie an den König von Spanien zu verkaufen.

So unwahrscheinlich und ungegründet auch diese Beschuldigungen, kamen sie doch in Umlauf und fanden Glauben, und binnen wenigen Tagen ward der Graf dem Volke, dessen Idol er gewesen, zum Abscheu. Es ist schwer, aus den widersprechenden Behauptungen Leicesters und seiner Gegner die Wahrheit heraus zu finden. Sie warfen ihm vor, er strebe nach der Souverainität der Niederlande, und behaupteten, er sei Willens, in jede Festung einen Engländer zum Commandanten zu setzen, er habe seines hauptsächlichsten Gegners, des Barneveldt, sowie des Prinzen Moriz, habhaft zu werden gesucht, und ein Complott angezettelt, um sich der Stadt Leyden zu bemächtigen. Leicester führte dagegen bittere Klage über die Undankbarkeit der Holländer, und behauptete das Dasein eines geheimen Planes, die Niederlande an König Philipp zu verkaufen, eines Planes, für den bereits die eifrigsten Patrioten des Landes gewonnen seien. Wie dem auch sein mag, des Grafen Einfluß auf die Königin befand sich im Sinken, sie glaubte, er habe ihre Instructionen vernachlässigt, und hauptsächlich nach seiner eigenen Vergrößerung gestrebt. Er ward zurückberufen (21. Nov. 1588), warf sich, im Bewußtsein der drohenden Gefahr, der Königin zu Füßen, und beschwor sie, ihres ehemaligen Günstlings sich zu erbarmen. „Sie habe ihn ehrenvoll nach den Niederlanden gesendet, wolle Sie ihn bei seiner Rückkehr in Ungnaden empfangen? Sie habe ihn aus dem Staube gehoben, wolle Sie ihn jetzt lebendig be-

graben?" Elisabeth ließ sich erweichen, doch ward das Resultat der Unterredung erst am andern Morgen kund. Der Graf hatte Befehl erhalten, sich vor dem Rath zu verantworten. Er gehorchte, statt aber am Ende des Tisches niederzuknien, setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz, und als der Secretair die Klagepunkte vorzulesen begann, schimpfte er über die Niederträchtigkeit und Treulosigkeit seiner Verläumder, indem er zugleich von den Vorurtheilen seiner Monarchin appellirte. Die Räthe starrten einander an, der Secretair ging zur Tagesordnung über, und der Ankläger, Lord Buckhurst, bekam Hausarrest. In Holland aber veranlaßte Leicesters Partei noch viele Unruhen; er hatte ihren Eifer wach gehalten durch eine goldene Medaille, die er im Momente der Abreise an seine vornehmsten Anhänger austheilte. Sie zeigt auf dem Avers sein Brustbild, auf dem Revers einen Schäferhund, der die Herde verläßt, jedoch noch einmal nach ihr zurückblickt, mit der Umschrift: Invitus desero, und tiefer: Non gregem sed ingratos.

Aber schon näherte er sich dem Ende seiner Laufbahn. Als die Schrecken der unüberwindlichen Flotte über England kamen, erhielt Leicester den Oberbefehl des bei Tilbury zum Schutze der Hauptstadt gesammelten Heeres (Juli 1588); ohne daß er einen Feind gesehen, ärntete er in der großen Heerschau, am 9. Aug., der Monarchin heißesten Dank, und um sein erhabenes Verdienst zu belohnen, sollte eine neue unerhörte Stelle, die ihm beinahe gleiche Autorität mit der Monarchin gab, geschaffen werden. Seine Bestallung als Lordlieutenant von England und Irland lag schon zum Unterfertigen bereit, als Burleighs und Hattons Vorstellungen die Königin schwanken machten, und des Günstlings unerwarteter Tod dem Publicum ihre Schwäche verbarg. Nach ihrer Abreise von Tilbury entließ nämlich Leicester das Heer, er selbst wollte nach Kenilworth reisen, aber zu Cornbury Park, in Oxfordshire, einer seiner Besitzungen, ward er durch eine schwere Krankheit aufgehalten, die, sie mochte nun von natürlichen Ursachen, oder von Kummer über getäuschte Erwartungen, oder von Gift herrühren, welches seine Gemahlin und ihr angeblicher Buhle ihm beigebracht haben sollen, seinem

Leben schnell ein Ende machte. Er starb den 4. Sept. 1588. Sind Thränen ein Beweis von Liebe, so bewiesen der Königin Thränen, wie theuer er ihrem Herzen gewesen; aber mitten in der Thränenfluth unterließ sie doch nicht, zur Deckung einer Summe, welche der Liebling aus dem Schatze entlehnt hatte, den öffentlichen Verkauf von dessen Gütern anzuordnen.

Hingegen spricht sich in ihrer fortdauernden Unversöhnlichkeit für Leicesters dritte Gemahlin deutlich die Eifersucht einer Nebenbuhlerin aus. Zu welcher Zeit Leicester die Howard wegen der Gräfin Lätitia von Essex verließ, ist nicht bekannt, es könnte aber noch bei Lebzeiten ihres Gemahls geschehen sein. Daß dieser eines natürlichen Todes gestorben sei, der Königin und dem Rath zu beweisen, gab man sich große Mühe. Nach des Essex Tod heuratheten die beiden Liebenden einander heimlich, und Leicester behauptete, seine vorgebliche Ehe mit der Howard sei die Erdichtung eines in seinen Hoffnungen getäuschten Weibes. Sir Francis Knollis, der Lätitia Vater, gab sich zufrieden, befürchtend aber, seine Tochter könne in der Folge eben so behandelt werden wie ihre Vorgängerin, bestand er darauf, daß die Trauung in seiner Gegenwart wiederholt werde. Die Ehe blieb ein Geheimniß, bis Simier sie der Königin verrieth; sie wurde die entschiedene Feindin derjenigen, welche ihr das Herz des Günstlings bestritt. Diese Feindschaft auszutilgen, bemühte sich der junge Graf von Essex in den Zeiten seiner höchsten Gunst. Er bekam mehrmals Erlaubniß, seine Mutter in der geheimen Gallerie der Königin vorzustellen, die weigerte sich aber, so oft die Gehaßte gemeldet wurde, unter irgend einem Vorwand, ihr Zimmer zu verlassen. Endlich am 27. Febr. 1598, zwei und zwanzig Jahre nach der Heurath, versprach Elisabeth bei der Mittagstafel in dem Hause von Sir William Knollis, der Lätitia Bruder, mit ihr zusammenzukommen. Man machte große Anstalten, die Gräfin hatte ein Kleinod von 300 Pfund bei sich, es der Königin zu verehren, die königliche Equipage hielt vor dem Portal des Palastes, aber Elisabeth erschien nicht. Essex bestürmte sie mit seinen Bitten, sie war nicht zu erweichen. Den Tag darauf brachte er doch die beiden Frauen zusammen, die Gräfin küßte

der Königin Hand und Brust, und ward wieder von ihr geküßt. Das war aber auch Alles, fruchtlos blieben die anhaltenden Bitten der Lätitia um eine zweite Zusammenkunft.

Um so weniger hätte man glauben sollen, daß Lätitia sobald den in seiner Zuneigung für sie beständigen Gemahl vergessen würde. »A l'égard de son épouse, il l'aima si éperdument qu'il ne put rester long-temps éloigné d'elle, lorsqu'il passa aux Pays-bas; aussi croit-on que ce fut une des principales raisons qui lui firent hâter son retour en Angleterre, car il ne put jamais obtenir d'Elisabeth, qui connoissoit l'humeur fière et impérieuse de cette femme, la permission de la mener avec lui, et la reine dit à cette occasion, qu'elle ne vouloit pas envoyer une reine en Hollande. Mais elle ne conserva pas long-temps après la mort d'un époux si distingué ces grands sentiments qu'elle avoit eus de son vivant; elle marqua même bien peu de respect pour la mémoire d'un homme qui l'avoit aimée avec tant de passion, lorsqu'elle s'abaissa jusqu'à épouser Christophle Blount, jeune-homme bien fait, mais qui avoit été domestique de son mari. Elle avoit eu de son mariage avec le comte de Leicester un fils, dont la mort avoit précédée celle de son père. Au reste, ce seigneur prouva bien en mourant la tendresse extrême qu'il avoit pour son épouse, en déclarant bâtard en sa faveur le fils qu'il avoit eu de Douglasse Howard, quoiqu'il fût le seul héritier qui resta d'un si grand nom. Cependant il lui laissa par son testament la plus grande partie de ses biens.«

„Leicester hatte nothwendig in seiner Jugend Elisabeths Auge auf sich ziehen und Eindruck auf sie machen müssen. Mit schönen Zügen und wohl proportionirten Gliedern verband er einen eleganten Wuchs, was unerläßlich bei denen, die ihr zu gefallen strebten. Seine geistreiche Unterhaltung, seine grenzenlose Schmeichelei und seine verschwenderischen Feste gaben dem Einflusse, den er erworben hatte, eine solche Haltbarkeit, daß er 30 Jahre lang über jeden Nebenbuhler siegte. Als Staatsmann und Feldherr zeigte er wenig Geschicklichkeit; Habgier und Ehrgeiz hatten bei ihm keine Grenzen. Beurtheilen wir seinen sitt-

lichen Charakter nach der in seinen Schriften herrschenden Sprache, so müssen wir seine ausgezeichnete Frömmigkeit preisen. „Nie," sagt Naunton, „kannte ich eine Schreibart, die religiöser und andächtiger schien." Hören wir aber seine Zeitgenossen, so schwindet die Täuschung, und er steht vor uns als der ausschweifendste, ruchloseste Mensch. Wir hören, daß von allen verheuratheten und ledigen Frauenzimmern des Hofes nur zwei seinen Bewerbungen widerstanden, daß seine erste Frau auf seinen Befehl ermordet wurde, daß er die zweite um der dritten willen verleugnete, daß er diese dritte zuerst verführte, dann ihren Gemahl vergiftete. Dazu kommt noch eine lange Liste von Verbrechen, von Verrath an seinen Freunden, von Ermordung seiner Feinde; namentlich soll er den Cardinal von Châtillon, den Grafen von Sussex, den Nicolaus Throckmorton vergiftet haben, und von Ungerechtigkeiten und Erpressungen gegen jene, die seinen Stolz beleidigt, oder sich seiner Willkür nicht unterworfen hatten. Der Leser wird Anstand nehmen, solcher Nachrede unbedingt Glauben zu schenken; schreibt er auch so viel als möglich auf Rechnung der Bosheit und des Neides politischer Widersacher, beseitigt er jede Beschuldigung, für welche keine Wahrscheinlichkeit spricht, so bleibt doch noch genug übrig, um das Andenken Leicesters zu brandmarken.

„Im J. 1584 erschien die Geschichte seines Lebens, oder vielmehr seiner Verbrechen, unter dem Titel: Gespräch zwischen einem Gelehrten, einem Gentleman und einem Juristen, späterhin Leicesters Republik genannt. Man schrieb sie allgemein dem berühmten Jesuiten Persons zu. Wer aber auch der Verfasser gewesen sein mag, er hatte seine Geschichte so künstlich gewebt, war in so genaues Detail eingegangen, und berief sich so zuversichtlich auf noch lebende Zeugen, daß er der Leser Beifall und Glauben erzwingen mußte. Eine Auflage nach der andern überschwemmte das Land, bis endlich die Königin auftrat, um ihren Liebling zu vertheidigen. Sie hieß den Verfasser jener Schrift einen eingefleischten Teufel, erklärte, sie sei aus eigener Kenntniß fähig, des Grafen Unschuld zu bezeugen, und verordnete die Confiscation und Vernichtung aller

vorhandenen Exemplare. Allein sie konnte nur Stillschweigen gebieten, nicht überzeugen. Der talentvolle Philipp Sidney unternahm es, das Libell zu widerlegen. Aber mit aller Geschicklichkeit war er der Aufgabe nicht gewachsen; er lästerte den Verfasser, konnte aber die wichtigsten Behauptungen nicht umstoßen, und daß ein so gelehrter Zeitgenosse in dem Unternehmen scheiterte, läßt mit Grund vermuthen, daß das Buch mehr Wahrheit enthielt, als er zugeben wollte, und daß in dem Leben des Grafen Verbrechen vorkamen, von denen er nicht zu reinigen war." Ueber Leicesters Verhältniß zu der Königin kann wohl kaum ein Zweifel bestehen; allgemeine Sage war es, sie habe von ihm zwei Kinder. Den Sohn, den ihm die Lady Howard geboren, hatte er niemals als ehelich erkannt, gleichwohl hinterließ er demselben den größten Theil seines Vermögens, so viel von demselben nämlich nach Bezahlung der Schulden übrig blieb. Diese Schulden, zum Theil durch tolle Verschwendung, zum Theil durch den Anbau und die Einrichtung von Kenilworth veranlaßt (die Rüstkammer allein enthielt Waffen für 10,000 Mann), waren ungemein groß.

Jener nicht gänzlich verstoßene, aber auch nicht gänzlich in seine Rechte eingesetzte Sohn, Robert Dudley, war zu Shene in Surrey im J. 1573 geboren, und hatte durch des Vaters Fürsorge, besonders zu Oxford, eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Ein vortheilhaftes Aeußeres, ein offenes, heiteres Wesen, eine unverkennbare Ruhm- und Thatenbegierde bereitete ihm am Hofe bei seinem ersten Auftreten den günstigsten Empfang. Er benutzte den hierdurch gewonnenen Einfluß zu einem kleinen Unternehmen nach den Mündungen des Oronocco, das er auf eigene Kosten im J. 1594 vollführte und auch selbst beschrieb. Ruhm war sein einziger Lohn; nachdem er diesen Ruhm noch höher getrieben, durch sein tapferes Verhalten bei der Einnahme von Cadiz (1596), machte er den Versuch, die Ehe seiner Mutter als rechtmäßig, sich selbst als den Erben der väterlichen Titel anerkennen zu lassen. Der Versuch scheiterte an dem Widerstande und den Umtrieben der verwittweten Gräfin, die von jeher für den Stiefsohn nur Haß empfunden hatte. Der entrüstete

Dudley suchte und erhielt die Erlaubniß, drei Jahre lang zu reisen, und wählte zu seiner Gesellschaft ein allerliebstes Mädchen, das in Pagentracht ihn begleitete, während er seine Gemahlin, Alix Leigh, und vier Töchter in England zurückließ. In Italien ließ er sich sogar, angeblich unter päpstlicher Dispens, den Pagen, die Elisabeth Southwell, antrauen. Dieser Leichtsinn erregte in England großes Aufsehen, der Vielbeweibte wurde zurückgerufen und gehorchte nicht. Sein Vermögen wurde confiscirt, obgleich er, in der Hoffnung, sich angenehm zu machen, dem König Jacob einen Plan zur Feststellung eines von der Bewilligung des Parlaments unabhängigen Einkommens vorgelegt hatte. Der Plan wurde nämlich so gefährlich für die Freiheiten des Volkes befunden, daß er der Opposition Gelegenheit gab, das Dasein einer mit demselben zusammenhangenden Verschwörung zu behaupten, und mehre Personen, namentlich den Sir Robert Cotton, als Theilnehmer der Verschwörung verhaften zu lassen. Unter solchen Umständen konnte der Urheber des Planes keine Hoffnungen mehr auf denselben bauen, und Dudley entschloß sich, seinen Aufenthalt in Florenz zu nehmen. Hier fand er bei dem Großherzog Cosmus II die gnädigste Aufnahme und an der Großherzogin, der Schwester Kaiser Ferdinands II, eine warme Gönnerin. Auf deren Betrieb wurde ihr Obristkammerherr Dudley, Herzog von Northumberland, wie er seit dieser Standeserhöhung sich betitelte, am 9. März 1620 in des h. Römischen Reichs Fürstenstand erhoben, und zehn Jahre später von Papst Urban VIII in die Zahl der römischen Edlen aufgenommen. Dagegen war Dudley eifrig beflissen, seine Kenntnisse zu Gunsten des neuen Vaterlandes zu verwenden, insbesondere dessen Schifffahrt und Handel zu erweitern. Er vollendete die Arbeiten für die Entwässerung der Ebene von Pisa, er vergrößerte den Hafen von Livorno, beschützte ihn durch Anlegung des Molo, und wurde der Urheber seines Glanzes, indem er ihm die Rechte eines Freihafens verschaffte. Die Wohlthaten des Großherzogs gaben dem Fremdling die Mittel, seine Prachtliebe zu befriedigen; vieles verwendete er auch zum Besten der Wissenschaften und ihrer Priester.

Das Resultat seiner nautischen Forschungen hat er in einem großen Atlas: Arcano del mare di Roberto Dudleo Duca di Northumbria e Conte di Warwick (Firenze 1630, 1646, 1661), in 6 Bdn. fol. niedergelegt. Auch hat er über ein verschollenes Universalmittel, das seinen Namen trägt, geschrieben, de pulvere purgante invento. Robert Dudley starb im Sept. 1639. Die Gemahlin, die er in England zurückgelassen, erhielt von Karl I für sich und ihre Kinder die Restitution der confiscirten Güter, samt der Berechtigung, den Titel einer Herzogin von Northumberland zu führen, und alle Vorzüge, die einer Herzogin des h. Römischen Reichs zustehen, zu genießen. Sie starb den 22. Januar 1670. Von den sechs Kindern Roberts, aus der Ehe mit Elisabeth Southwell, heurathete Karl Dudley, Herzog von Northumberland, des Karl Anton von Gouffier auf Braseux und Heilly Tochter Maria Magdalena. Er starb um das Jahr 1687 zu Florenz als Vater von fünf Kindern. Der älteste Sohn, Robert Herzog von Northumberland, bekleidete bei der Königin Christina die Stelle eines ersten Kammerherren, der zweite Sohn, Gouffier Dudley, starb zu Florenz, der dritte, Anton, war Canonicus zu St. Peter in Rom, die älteste Tochter, Katharina, heurathete den Marchese Paliotti zu Bologna.

Ein halbes Jahrhundert früher als die Linie von l'Isle, Leicester oder Northumberland war die ältere Linie der Sutton im Mannsstamm erloschen. Johann VI Sutton Lord Dudley starb 1487. Sein Enkel, Johann VII, Eduards Sohn, der nicht allerdings bei Trost, gerieth durch Verschwendung in die Hände der Wucherer, die in ihrer Thätigkeit von einem Vetter, von Johann Dudley, dem allgewaltigen Grafen von Warwick, geschützt und geleitet. Den Grafen belüstete nach dem Besitze des Stammhauses Dudley. In solche Armuth gerieth der rechtmäßige Erbe, daß er genöthigt, seinen Unterhalt von den Verwandten, denen er darum Lord quondam hieß, zu erbetteln. Mit Cäcilia Grey, der Tochter von Thomas Grey, Marquis von Dorset verheurathet, hinterließ er den einzigen Sohn Eduard II, dem die Königin Maria, nachdem das ganze Vermögen des Grafen von Warwick oder Herzog von Northumberland

durch Confiscation der Krone verfallen, den größten Theil seines dazu gezogenen Erbgutes zurückgab. Ueberhaupt wird man bei näherer Prüfung finden, daß Maria in den wenigen Jahren ihres Regiments eben so bemühet gewesen, Unrecht auszugleichen, als ihre Nachfolgerin, Unrecht zu begehen. Und doch ist bis auf den heutigen Tag Philipps II Gemahlin einzig als bloody, blutige Maria bekannt, ein Beiname, der in Wahrheit nur ihrer Schwester gebürt. Dudley war Gouverneur der Feste Hames bei Calais; daß er bei der Königin Elisabeth nicht in Gnade stehen konnte, ergibt sich aus den Namen seiner drei Frauen, welche den Familien Brugges, Stanley und Howard angehörten.

Der Sohn seiner zweiten Ehe, Eduard III Sutton von Dudley, ist ohne Zweifel jener Lord Dudley, der, nachdem er Prestwood, in Staffordshire an John Lyttelton verkauft, durch eine Reihe von Gewaltthätigkeiten diesen Verkauf rückgängig zu machen versuchte. »In the month of October 1592, Lord Dudley armed one hundred and forty persons, and came by night to Prestwood, and forcibly carried of 341 sheep, 14 kine, 1 bull, and 8 fat oxen, which they drove to Dudley, and there kept them. Replevins were immediately taken, but not delivered by the bailiffs, for fear of their being cut to pieces. After Lord Dudley had killed and eaten part of them, the remainder were sent towards Coventry, accompanied by sixty armed men, in order to be sold; but his Lordship changing his mind, he raised the inhabitants of Dudley, Sedgley, Kingswinford and Rowley, to the number of six or seven hundred persons, who brought them back to Dudley castle, where they roasted them all.« Eines solchen Ereignisses würde ich kaum gedenken, hätte nicht die durch Snowe und ähnliche Schmierer in England verbreitete Meinung, daß der deutsche Adel ursprünglich nur Räubergesindel gewesen, mich genöthigt zu erinnern, es habe sich noch im J. 1592, zu der unumschränkten Elisabeth Zeiten, in England zugetragen, was wohl mitunter in der Verwirrung des großen Interregums am Rhein vorgekommen ist.

Lord Dudley, Wittwer geworden von Theodosia Harrington, hing sich an eine Maitresse, und gewann mit ihr eine zahlreiche

uneheliche Nachkommenschaft, ohne doch hierin das Oberhaupt der Macnabs erreichen zu können. „Das letzte Haupt dieses Rittergeschlechts ist erst um 1810 oder 1812 gestorben, und erzählt man sich von ihm an den Ufern des Tay eine Menge Anekdoten. Er war nach seinen unenthaltsamen, liederlichen und etwas rohen Sitten, so wie nach seiner Leibesstärke, eine Art Homerischer Held. Zu seinem Unglück ist sein Zeitalter kein episches und er wird unbesungen bleiben. Die Helden unserer Tage sind ihrem Wesen nach Cabinetshelden. Der erwähnte hat eine Nachkommenschaft von 30—40 Macnabiden hinterlassen, ohne je verheirathet gewesen zu sein." Minder reich, als Macnab an ungesetzlichem Kindersegen, war Dudley doch genugsam damit versehen, um bei der blinden Zärtlichkeit für diesen Zweig seiner Nachkommenschaft sich ganz eigentlich zu Grunde zu richten. Seiner rechtmäßigen Tochter Anna mag darum der rheinische Ritter ein gar willkommener Freier gewesen sein. Die ältere Tochter, Maria, wurde an den Grafen Jacob Hume verheurathet. Der einzige Sohn, und des Vaters bestimmter Nachfolger, Ferdinand Sutton Dudley war aber bereits am 22. Nov. 1621 verstorben, aus seiner Ehe mit Honora Beauchamp die einzige Tochter Franzisca hinterlassend. Die verheurathete der Großvater an Humble Ward, eines reichen Londoner Goldschmieds Sohn, welchen K. Karl I im J. 1643 zum Baron Ward von Birmingham creirte. Deß Sohn, Eduard, vereinigte die Baronien Dudley und Ward, und noch 1825 wird John William Ward, geb. 9. Aug. 1781, jedoch kinderlos, als Viscount Dudley und Ward aufgeführt.

Hans Meinhard von Schönberg, deß Aufwand durch die Vermählung mit der Dudley bedeutend erhöhet worden, fand, daß die ihm verschriebenen Rentei- und Zollgefälle von Huissen nicht regelmäßig eingingen. Er klagte das zu wiederholten Malen dem Markgrafen Georg Wilhelm, erhielt auch Entschuldigungen und Vertröstungen, die jedesmal kälter und trockner ausfielen. Sich vor Schaden zu wahren, legte er eine Besatzung, Soldaten seines Brandenburgischen Regiments, in das Schloß zu Huissen, und ließ er durch sie dem holländischen Volk, so Brandenburg in alle Clevische Städte eingenommen, die Oeffnung verweigern.

Etwas spitz schrieb an ihn der Markgraf, 7. April 1615, sattsam sei Brandenburg mit Kriegsvolk versehen, könne deß allenfalls noch mehr von Holland haben, es stehe jedoch in Schönbergs Gefallen und Discretion, die Besatzung von Huissen auf seine eigenen Kosten ferner zu unterhalten oder zu verabschieden, indem das Kurhaus sich nicht verbunden erachte, die besagte Besatzung, weder seitdem sie da eingelegt worden, noch auch fürs künftige zu unterhalten. Schönberg beeilte sich hierauf, seine Leute abzudanken, und es trat an ihre Stelle holländische Besatzung. Vernehmend aber, daß die versuchte Occupation von Huissen zu Berlin im ungünstigsten Lichte dargestellt worden, ersuchte Schönberg den Markgrafen, eine Rechtfertigung seines Verfahrens durch ein Vorschreiben an den Kurfürsten zu unterstützen. Das konnte Georg Wilhelm nicht versagen, bezeugte vielmehr durch an den Kurfürsten gerichtetes Schreiben vom Mai, daß Schönberg dem Brandenburgischen Hause wohl, und nach Maasgabe der zu demselben tragenden Affection gedient habe, „nur daß ihm derselbe wegen seiner Besoldung und Versicherung etwas kostbar und schwer gefallen sei."

Sehr gnädigen Bescheid ertheilte der Kurfürst, d. d. Küstrin, 16. Jul. 1615, dem gekränkten Diener: „Nun sind wir zuforderist, vor eure erwiesene unterthänigste, getreue nützliche Diensfleistung ganz gnädigst dankbar: Sollte Uns auch, als ihr Uns gewiß zutrauen möget, kein Lieberes begegnen, dann daß Wir euch jetzobald, weil es bis anhero nicht geschehen können, entweder mit baarem Gelde, oder doch mit gänzlicher Uebergab des Amts Huissen, der Gebür nach contentiren könnten," indem aber beides für jetzt noch unthunlich, möge er ein wenig sich gedulden. Die Correspondenz war aber damit keineswegs geschlossen, und ließ sich endlich der Markgraf bewegen, statt des an Schönberg verpfändeten Geschützes, so der Union zu überlassen der Kurfürst gesonnen, am 18./8. Sept. eine weitere Obligation im Belauf von 11,868 Rthlr., diese jedoch unverzinslich, auszustellen, und sie ebenfalls auf die Rentei Huissen zu versichern. Diese des Markgrafen Resolution und Zumuthung schickte Schönberg dem Kurfürsten, um daraus zu ersehen, wie unbillig man

ihn behandele und gleichsam seiner spotte. „Und daß, heißt es ferner, meine Mißgönner mehr gelten, als alle Ihrer Kurfürstl. Gnaden schriftliche und mündliche Zusagen, und alle meine gute Dienst, die ich in Darstreckung Leibs und Guts dem Kurhaus Brandenburg gethan ... In diesem letzten Clevischen Krieg habe ich so oft dafür gebeten, mich daraus zu lassen, weil ich gesehen die große Unordnung, Irresolution und ganz keine Präparation und Verfassung, so der Orten Brandenburgischer Seits gewesen, unangesehen meiner vielfältigen schriftlichen und mündlichen Erinnerung. Aber alles ist damit beantwortet: „„Es hat keine Noth."" Gott weiß, wie es damit ist zugegangen, und wie man die Occasion, die man hatte, wie Jülich von den Staaten eingenommen, so schlecht nachläßig versäumet. Als die Gefahr dazumal am höchsten, und jedermann seine Commission schon hatte, da mußte ich auch, gegen mein Herz und Willen, werben, mit der Zusage, daß ich sollte die Werbung, Armirung thun, und den ersten Monat sollte herschießen. Daß man bei Fürstl. wahren Worten in 4 bis 5 Wochen mich wieder zahlen wollte, oder ich sollte die Herrschaft Breskesand dafür einbehalten, den Rest, was sie werth wäre, herausgeben. Welches ich dann, zu Salvirung des jungen Prinzen Reputation, eingangen; aber 3 Wochen hernach ist Zeitung von Berlin kommen, daß solches von Ihrer Kurfürstl. Gnaden schon anderwärts verschenkt wäre.

„Dieses ist die Summa Gelds, welche in Sr. Fürstl. Gnaden Schreiben der Kriegshinterstand genennt wird, und da man mir die Interessen weigert. Es ist aber keine Besoldung oder von verdient, sondern gelehnt Geld. Denn meine ganze Besoldung der 3 Monaten auf meinen Obristen, Rath und was dem anhängig, nur 1500 fl., da doch die gelehnte Summa bis an 13,000 Dukaten sich erträgt. Jetzunder wollen Ihre Fürstl. Gnaden noch in diesem Schreiben mir meine Versicherung, so ich wegen dieser letzten Summa auf das Geschütz gehabt, nehmen, und auf die Rentmeisterei Huissen wechseln, sonder Interesse, welche mir ohne das schon ohne Exception verschrieben, und ich das gebürliche Interesse meines schon darauf habenden Capitals, sich 34,000 Rthlr. belaufend, nicht erheben kann. Was ist mir dann eine

dergleichen Verschreibung nutz? Es haben alle Gesandten bei der Tractation zu Santen meine Schuld vor richtig, auch die da anwesende Landstände erkennt, und daß sie zur Defension Dero Landen aufgewandt, wie auch, daß mir Huissen versetzt, gerecht und billig geheißen. Die Staaten und Spanier haben meistentheils der Lande ein. Wenn die Staaten mit ihren Schulden, und andere Particuliere in Dero Landen ihre Schulden fordern wollen, so ist ihnen Huissen am nächsten gelegen. Wenn ich alsdann nicht daselbst in Possession, so nehmen sie es ein, und werden es schwerlich restituiren. So bin ich gar um das Meinige, wie auch wenn dies Werk in diesem Interim und Ungewißheit also noch 2 oder 3 Jahre continuirt, so verlieren Sie die Lande darunter gar. — Ich will Ew. klar weisen, daß der Pfalzgraf durch seine Anhänger zu Cleve diese und dergleichen Sachen mehr dirigirt, und Ihre Fürstl. Gnaden, den Herrn Markgrafen Georg Wilhelm hindern, daß Sie nicht dörfen mir helfen; also, daß es Ew. Nutzen und Vortheil nicht ist, sondern nur allein um Deroselben Credit ganz zu nicht zu machen."

Diese Vorstellung bewirkte doch endlich das geschärftere Immissionsdecret vom 3. Dec. 1615, wodurch die Officianten zu Huissen angewiesen, den von Schönberg als Pfandherren anzuerkennen, und Niemanden als ihm oder seinem Bevollmächtigten die Intraden verabfolgen zu lassen. Abgetragen war aber das Capital noch lange nicht zur Zeit von Schönbergs Ableben, hingegen ging vollständig in Erfüllung seine Vorhersagung von den Folgen der holländischen Occupation. Einzig durch Ludwigs XIV siegreiche Waffen wurden die Holländer genöthigt, die ihnen so unvorsichtig eingeräumte, für sie hochwichtige, ja zu einer Lebensfrage sich gestaltende Clevische Barriere aufzugeben. Im Laufe jenes unangenehmen Geldgeschäftes ward dem von Schönberg eine seltene Anerkennung. Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig belagerte die gleichnamige Stadt. Ueber einem Ausfall wurde der eigentliche Führer seiner kleinen Armee, der Obriste Michael Victor von Wüstrow erschossen. In der Verlegenheit, wie der unentbehrliche zu ersetzen, ersuchte Herzog Friedrich Ulrich den K. Christian IV von Dänemark für ihn bei

Kurfürst Friedrich V zu Pfalz zu intercediren, „daß dieser ihm den Obrist von Schönberg, als einen fürnehmen und verständigen Kriegsofficier, mit welchem der Herzog bei diesen Händeln gedeihlich und ersprießlich versehen sein würde, auf eine kurze Zeit zukommen lassen möchte." Die Intercession erfolgte in einem für Hans Meinhard höchst ehrenvollen Schreiben, und der Kurfürst ertheilte die Erlaubniß zur Uebernahme der Expedition, schien aber mehr zu einer gütlichen Vermittlung, als zur Fortsetzung der Feindseligkeiten zu rathen. „Schönberg konnte zwar bei dieser Belagerung nicht so lang verbleiben, bis die Stadt den 11. Nov. 1615 entsetzt wurde. Daß er sich jedoch bei dieser Gelegenheit auch um den Herrn, der sich ihn ausgebeten hatte, merklich verdient gemacht habe, beweißt eine schriftliche Verehrung von 15,000 Rthlrn, die ihm von dem genannten Herzog Friederich Ulrich den 29. Sept. vor seiner Zurückreise gemacht, auf die Kammer angewiesen, aber wegen darauf eingebrochener noch betrübteren Zeiten, niemals bezahlt wurde."

Von Braunschweig heimgekehrt, sollte Hans Meinhard Heidelberg nicht mehr verlassen. Er hatte dort 1613 Haus und Garten, und zu solchem noch einige Nebengebäude und Plätze erkauft, auch von Kurfürst Friedrich V für dieses Besitzthum, so lang es in seinen oder seiner Erben Händen sich befinden würde, Freiheit von allen bürgerlichen Lasten erlangt. Dieser Behausung und dem auf den Neckar stoßenden ansehnlichen Garten war er bemühet, eine geschmackvollere Einrichtung zu geben, seine friedlichen Beschäftigungen wurden aber sehr bald getrübt durch das in den letzten Tagen des Dec. 1615 in Kindesnöthen erfolgte Absterben seiner Gemahlin, ein Ereigniß, dem er selbst nur Monate überlebte. Ergriffen von einer epidemischen Ruhrkrankheit, welche im Sommer 1616 Heidelberg heimsuchte, ist er daselbst den 3. Aug. 1616, in einem Alter von nicht völlig 34 Jahren verstorben.

Das einzige Kind, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete, Friedrich von Schönberg, hatte den Kurfürsten Friedrich V zum Pathen, und in der Großmutter, geborne Riedesel von Bellersheim, eine getreue umsichtige Pflegerin, während die Vormundschaft von seines Vaters Brüdern Heinrich Dietrich und

Johann Otto von Schönberg übernommen wurde. Die gehörten aber zu den unseligen Rathgebern, durch welche Friedrich V und die Pfalz ihrem Schicksal zugeführt wurden. Wo möglich abzuwenden, was durch sie verschuldet, haben sie nicht nur das eigene, sondern auch des Mündels ansehnliches bares Vermögen dem Kurfürsten dargebracht, während die Güter arge Verheerung erlitten. Demungeachtet erhielt Friedrich von seinem 5ten Jahr an den Jacob Mohr zum Präceptor, und in dieses Führers Gesellschaft trat er am 10. Juni 1625 seine erste Reise nach Hanau an. Dort wohnten die beiden bei David Forgnon, der für ihre Verpflegung monatlich 20 Rthlr., gleichwie ein für die Repetitionen angenommener Schulmeister jährlich 16 Rthlr. erhielt. Mohr hatte jährlich 50 fl. Seinem Zögling gab die Großmutter beim Abschied einen halben Königsthaler in die Tasche.

Indem die Luft in Hanau seiner Gesundheit nicht zuzusagen schien, fand man für gut, ihn zu Sedan auf der Akademie seine Studien fortsetzen zu lassen. Am 24. Mai 1626 begab er sich in Begleitung seines Mentors auf die Reise, einen Gulden und 14 Batzen, die ihm sein Oheim Johann Otto zum Ankauf von Bibel und Grammatik geschenkt hatte, trug er in der Tasche. Kleider, Leinwand, wenn sie abgängig, wurden ihm aus der Pfalz zugeschickt. Mit Bolsinger, seinem neuen Präceptor, reisete Friedrich 1630 nach Paris. Man befürchtete jedoch, von dannen werde ihn sein Vetter von der katholischen Linie, Graf Johann Karl von Schönberg, nach Spanien zu locken suchen, indem dieser sich von dem Kaiser die Vormundschaft, und zugleich die Reichslehen seiner geächteten Vettern hatte zusprechen lassen. Solcher Gefahr ihn zu entziehen, befahl die Großmutter, daß er seinen mütterlichen Großvater, Lord Dudley besuche. Wie es in dessen Hause aussehe, wird die gute Frau schwerlich gewußt haben: glücklicher Weise war der Aufenthalt nur kurz, und Friedrich besuchte die Universität Leyden, wo er zwei Jahre lang hauptsächlich mit dem Studium der Mathematik sich beschäftigte.

Volontair in der Armee des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, befand er sich vor Rheinberg, als die spanische Be-

satzung am 31. Mai 1633 diese Festung übergab. Das Jahr darauf reisete er, ohne Großmutter oder Oheim darum zu begrüßen, zu der schwedischen Armee, und wenige Tage vor der Schlacht von Nördlingen trat er ein bei dem Regiment Pfuhl, Infanterie. Er befand sich demnach bei der Retirade von Nördlingen bis Mainz, von Mainz bis Metz, bei den täglich vorkommenden Scharmützeln mehrentheils an des Reinhold von Rosen Seite fechtend, und hat er, nach seinem eigenen Zeugniß, auf diesem Marsch mehr Reitergefechte gesehen, als in den drei darauf folgenden Jahren zusammengenommen. Für das von Josias Ranzau zu werbende Infanterieregiment übernahm Schönberg eine Compagnie zu stellen (1635). Die nöthigen Gelder hoffte er in Amsterdam zu finden, seinem Correspondenten war aber untersagt, ihm damit auszuhelfen, indem die Familie den Wildfang nach Haus haben wollte. Er wußte jedoch Rath zu schaffen, das von Duguesclin gegebene Beispiel einigermaßen befolgend. Seine Muhme, die Wittwe des über der Flucht der Braunschweiger bei Höchst am 11. Jun. 1622 im Main ertrunkenen Grafen Johann Kasimir von Löwenstein, geborne Dudley, wohl aus der Linie von Lexington, lebte in Holland, an dem kleinen Hofe der sogenannten Königin von Böhmen. Ihr war, von wegen der Unsicherheit am Rhein, aus Johann Meinhards Verlassenschaft ein Kistchen mit Juwelen in Verwahr gegeben worden; dies Kistchen hat Schönberg ihr escamotirt, und seinen reichen Inhalt zu Pfand setzend, verschaffte er sich bei Amsterdamer Geldmännern ein Darlehen von 20,000 fl., mittels dessen in kurzer Frist eine Compagnie von 200 Köpfen zusammengebracht. Die wurde alsbald zur Deckung der Grenze gegen Gravelines verwendet, und bestand Schönberg an ihrer Spitze ein ehrenvolles Gefecht mit den Spaniern.

„Dieser Dienst wurde nicht nur sehr wohl aufgenommen, sondern man beobachtete schon damals zu seinem Ruhme, daß, so lang dieser Theil des Ranzauischen Regiments blos unter seinen Befehlen stand, die beste Mannszucht dabei gehalten wurde. Als hingegen noch drei Haupleute hinzugekommen waren, gab es zwischen den deutschen Soldaten und den französischen Unter-

thanen oft bedenklich werdende Handgemenge. Und doch war es Schönburg, welcher diese fremden Fehler zu entschuldigen, an den Hof reisen mußte, weil er allein unter dem Corps der französischen Sprache mächtig war. In seiner Abwesenheit kam es zu noch heftigern Ausbrüchen, weswegen der Hof ihn eilends zurückschickte. Es gelang ihm, auch diese Unruhen zu dämpfen, wobei er aber um ein Haar sein Leben auf eine ruhmlose Weise verloren hätte." Zur Belagerung von Dole, 1636, folgte Schönberg seinem Obristen, und zu dem Entsatze von St. Jean-de-Lône führte er „das zweite Corps glücklich durch eben diejenige Gegend, wo die Soldaten oft bis an die Gürtel ins Wasser fielen, ein großer Theil der kaiserlichen Armee hingegen bei der Retirade des Generals Gallas wirklich ertrank. Schönberg reisete nach Westphalen, um das Leibregiment Reuter seines Generals zu werben, worüber er, in Abwesenheit des Obristlieutenants, das Commando, außerdem eine Freicompagnie Dragoner haben sollte.

„Auch diese Werbung ging glücklich von statten. Als aber Rantzau zu lange in Holstein verweilte, und Schönburg ihm endlich mit 200 Reitern und 100 Dragonern bis Bremen entgegen ging, so benutzte der Feind seine Entfernung, um das übrige Regiment in Westphalen aufzuheben. Schönburg rächte sich zwar für diesen Verlust an einem feindlichen Quartiere, allein der Hauptzweck dieser Zurüstung, nämlich der Entsatz der Festung Ehrenbreitstein, scheiterte darüber. Sie wurde von den Kaiserlichen erobert, und General Melander, welchen der Landgraf von Hessen mit 8000 Mann in gleicher Absicht hatte marschiren lassen, geschlagen (1637). Der Ueberrest dieser hessischen Völker und etwa 3000 Mann von der Rantzauischen Werbung überzogen Ostfriesland, wo Schönburg weniger mit regulirten feindlichen Soldaten, als mit bewaffnetem Landvolke zu kämpfen hatte, welches seine ungebetenen Gäste, bis der Winter einbrach, nicht wenig beunruhigte. Nun faßte er zum zweitenmale den Entschluß, seine Stelle niederzulegen. Die verwittwete Landgräfin von Hessen ließ ihm zwar, unter vortheilhaften Bedingungen, bei ihren Truppen Dienste anbieten. Da er aber unter dieser Fahne eben so wenig, als unter der französischen, Hoffnung haben

konnte, wieder in den Besitz seiner von dem Kaiser confiscirten Güter zu gelangen, so lehnte er den Antrag ab, und blieb diesesmal seinem Vorsatze getreu. Allein ehe Schönburg die Reise nach Hause antrat, mußte abermal ein Ehrenhandel abgemacht werden. Er war nemlich von seinem Oberst-Lieutenant, einem Vetter seines Generals und gleiches Namens, der aber mehr von der Seite seiner Brutalität, als militairischen Verdienste bekannt ist, beleidigt worden. Von diesem forderte er jetzt Genugthuung. Der Zweikampf geschah nach allen damals hergebrachten Regeln, in Gegenwart von 10 bis 12 Officieren, auf der Grenze zwischen Holstein und Dänemark, und beide wurden verwundet. Nach der Zurückkunft zu seinem Oheim und Vormund, Johann Otto zu Oberwesel, übernahm Schönburg in seinem 23ten Jahre die eigene Verwaltung seines Vermögens. Gleich darauf, 30. April 1638, in Johann Ottos Hause zu Oberwesel, erfolgte seine Vermählung mit Johanna Elisabeth, der Tochter seines verstorbenen Onkels Heinrich Dietrich von Schönburg," die zugleich mit ihm von der Großmutter erzogen worden. In dem Laufe der 12 ersten Jahre dieser Ehe ward Frau Johanna Elisabeth zehnmal Wöchnerin, und hat sie, neben vier unglücklichen Geburten, sämtlich männlichen Geschlechts, sechs Söhne gesehen: Otto, geb. 15. März 1639 zu Geisenheim, Friedrich, geb. zu Oberwesel, 14. März 1640, Meinhard geb. zu Cöln, 30. Jun. 1641, Heinrich, geb. 9. Jul. 1643 zu Herzogenbusch, gleichwie seine beiden jüngern Brüder, Karl, geb. 5. Aug. 1645, Wilhelm, geb. 11. Aug. 1647.

Der älteste Sohn war noch nicht geboren, und der Vater trat ein als Lieutenant bei einem deutschen Archibusierregiment in des Prinzen von Oranien Dienst. Er befand sich bei der Einnahme der Clevischen Stadt Gennep, 27. Jul. 1641, die zwar theuer durch das Regiment, mit Verlust beinahe aller seiner Officiere erkauft. Eine der drei hierdurch erledigten Compagnien gab Prinz Friedrich Heinrich an Schönberg, zum Lohn seines tapfern Verhaltens, und wurde demselben am 7. Januar 1642 das Rittmeisterpatent ausgefertigt. Er befand sich bei der Einnahme von Sas van Gent, 7. Sept. 1644, und hatte häufig

als Parteigänger die kühnsten Streiche auszuführen. „So sollte z. B. im J. 1645 ein Fort jenseits der Lys angegriffen werden, von welchem der feindliche General nur eine deutsche Meile weit campirte. Zu dem Fort zu gelangen, hatte man einen durch mehrere hohe Verschanzungen gedeckten tiefen Canal zu passiren. Die Unternehmung war überdieß verrathen, und man hörte bereits die Trompeten und Trommeln der sich zusammenziehenden Spanier, durch deren Ankunft sie ganz wäre vereitelt worden. Unserm Schönburg wurde befohlen, einen Versuch zu machen, ob er mit 100 Reitern übersetzen könnte. Dieser schwamm glücklich hinüber, stellte seine kleine Mannschaft, trotz des feindlichen Feuers, in Schlachtordnung, griff die Bedeckung des Retranchements an, vertrieb sie aus demselben, und faßte hinter dem Fort seinen Posten. Der Prinz von Tarent konnte nun eine Brücke schlagen lassen, und eilte sich, mit 800 Mann holländischer Infanterie ebenfalls über den Canal zu kommen. Dieses zu verwehren, rückten einige spanische Truppen heran. Allein Schomberg warf sich ihnen entgegen, und jagte sie in Unordnung zurück. Das Fort wurde nun zugleich auf drei Seiten bestürmt, erobert, und über 1200 Spanier zu Gefangnen gemacht. Der mit der Hauptarmee zu (Wynox-)Bergen sich befindende Prinz von Oranien hatte die Ordre nur in der Absicht gegeben, dem Feind eine Diversion zu machen, und hielt ihre Vollziehung selbst für unmöglich. Er bezeugte daher sein Erstaunen über diesen glücklichen Erfolg mit dem vornehmlich für unsern Schönburg schmeichelhaften Ausdruck, daß dieser Streich die Ehre der Cavalerie wieder hergestellt habe."

Der Feldzug endigte mit der Einnahme von Hulst, 5. Nov. 1645, wo Schönberg ebenfalls gegenwärtig. Uebrigens befand er sich meistentheils, bis zum Tode Friedrich Heinrichs, um die Person des Prinzen Wilhelm II, deß entschiedener Liebling er geworden. Bei diesem bekleidete er, nachdem endlich Frieden geschlossen, mit Beibehaltung seiner Compagnie und Obristencharakters, die Stelle eines ersten Kammerherren, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß seine Rathschläge wesentlich auf den versuchten Ueberfall von Amsterdam eingewirkt haben. Der Prinz

starb den 6. Nov. 1650, sein Vertrauter, Couscoulin, wie Schönberg scherzhaft ihm geheißen hatte, fand sich fortan unbehaglich in Holland, machte als Freiwilliger eine Campagne bei der französischen Armee in Flandern, und trat demnächst als Capitain-Lieutenant bei den Gendarmes écossais, mit dem Range eines Maréchal-de-camp, in Ludwigs XIV Dienst. Für die Reise nach Paris war der älteste Sohn, Otto, sein Begleiter. Die Mutter führte noch einige Jahre die Haushaltung im Haag fort, weil die jüngern Söhne theils zu Saumur, theils zu Utrecht studirten. Als sie sämtlich absolvirt, begab sie sich auf die Güter am Rhein.

Die unbändige Titelsucht in Frankreich betrachtend, wollte Schönberg hinter seines Gleichen nicht zurückbleiben; sein Vetter Johann Karl, mit dem er einen gemeinschaftlichen Großvater gehabt, war von Kaiser Ferdinand II im J. 1632 in den Grafenstand erhoben worden, und heißt es in dem deshalb ausgefertigten Diplom, daß nach Abgang von Johann Karls Leibeserben der- oder diejenigen seines Stammes und Namens, die in rechter ordentlicher Erbschaft oder Linie ihm succediren würden, der gleichen Ehre genießen sollten. Auf den Abgang dieser Linie, den Friedrich noch erlebte, ward er nächster Lehens-, Stamms- und Fideicommißerbe, weshalb er mit seinem Eintritt in französische Dienste den Grafentitel annahm, auch allgemein als Graf von Schomberg anerkannt wurde. Das geschah um so williger, je deutlicher die Wichtigkeit der an ihm gemachten Erwerbung sich herausstellte. Er befand sich bei der Einnahme von Rethel und Ste-Ménéhould, 9. Jul. und 26. Nov. 1653, bei dem Entsatz von Arras und der Eroberung von Quesnoy, 25. Aug. und 6. Sept. 1654, wo er bereits als General-Lieutenant vorkommt. In den letzten Tagen des Sept., während die Armee bei Catteau-Cambrésis gelagert, erlitten ihre Fourrageurs einigen Verlust.

»Cette aventure,« erzählt der Herzog von York, nachmalen K. Jacob II, »obligea M. de Turenne de prendre à l'avenir plus de précaution pour les assurer; deux ou trois jours après il voulut aller lui-même les couvrir dans le même endroit où M. de Renel avoit été pris: il mena avec lui vingt

escadrons, deux bataillons, et quatre pièces de campagne, espérant que les ennemis y viendroient avec le même nombre que la première fois. Il ne se trompa point dans sa conjecture. Peu de temps après avoir posté ses troupes pour la sûreté des fourrageurs, on aperçut six escadrons des ennemis qui sortoient d'un bois assez proche, où ils s'étoient embusqués; ils vinrent au grand galop comme s'ils eussent eu dessein de tomber sur deux ou trois escadrons des gendarmes qui étoient postés dans un petit fond, entre les bois et un village où plusieurs fourrageurs chargeoient leur trousse. M. de Turenne étoit lui-même dans ce village avec une grande partie de sa cavalerie et un bataillon d'infanterie; mais y ayant un petit passage entre lui et l'endroit où étoient les gendarmes que commandoit M. de Schomberg, si les ennemis l'avoient attaqué brusquement, il auroit été battu avant qu'on eût pu venir à son secours: ainsi, considérant le danger où il étoit, il crut ne se pouvoir tirer d'affaire que par une contenance hardie, et marcha droit aux ennemis qui, le voyant avancer avec tant de fierté, et ne pouvant découvrir ce qu'il pouvoit y avoir dans le fond d'où il étoit parti, s'imaginèrent qu'il y avoit, suivant toute apparence, d'autres troupes derrière eux pour les soutenir, et se retirèrent aussitôt dans le bois: M. de Schomberg en fut fort aise, et s'arrêta sur une petite hauteur sans se mettre en devoir de les poursuivre, n'étant pas assez fort, et ne pouvant point savoir si les ennemis n'avoient point d'autres troupes dans le bois. On lui envoya d'autres troupes pour le fortifier, et il resta là jusqu'à ce que les fourrageurs eurent achevé, et qu'on commença à s'en retourner.«

Nach des Feldzugs Beschluß begab sich Schönberg an den Rhein, um auf seine Gefahr und mit eigenen Mitteln ein deutsches Infanterieregiment zu werben. Er befand sich auch bei der Einnahme von Landreeies, 14. Jul., von Condé, 18. Aug., von St. Ghislain, 25. Aug. 1655, und wurde ihm an demselben Tage das Gouvernement von St. Ghislain verliehen. Bei der verunglückten Belagerung von Valenciennes 1656 wurde ihm

zur Seite sein ältester Sohn Otto getödtet. St. Ghislain mußte er nach siebentägiger scharfer Belagerung am 22. März 1657 den Spaniern übergeben, dafür rächte er sich durch die Eroberung von Bourbourg, 18. Sept., und was noch mehr, er behauptete diesen verlornen Posten, »place rasée qui manquoit de tout,« schreibt Turenne: »personne dans ce temps-là ne vouloit demeurer à Bourbourg, et, sans M. de Schomberg qui y resta, il est certain qu'il eût fallu abandonner la place.« In der Dünenschlacht befehligte Schönberg die zweite Linie des linken Flügels, er half den Fall von Dünkirchen herbeiführen, nahm ganz eigentlich Wynoxbergen, dessen Gouvernement sein Lohn, und hatte seinen reichlichen Antheil bei den fernern Erfolgen dieses Feldzugs, die der erschöpfte Feind in keiner Weise zu bestreiten vermochte. Zur Zeit des pyrenäischen Friedens begriff Schönbergs Gouvernement, außer Wynoxbergen, noch Gravelines, Montcassel, Furnes und Dixmuyden.

Durch diesen Frieden hielt man sich aber in Frankreich lediglich verpflichtet, von offenen, directen Feindseligkeiten abzulassen, hingegen glaubte man sich berechtigt, jede Art von Schelmerei zu üben, um den sterbenden Löwen vollends abzuschlachten. Der portugiesische Gesandte, abgeschickt, die Ueberlassung von Hülfstruppen zu begehren, wurde bedeutet, daß man ihm unter den veränderten Umständen nicht einmal einen französischen General überlassen könne, wohl aber nannte man ihm zwei Ausländer, gleich geschickt, den Angelegenheiten Portugals eine andere Wendung zu geben, und verwies ihn von wegen der unter den beiden zu treffenden Wahl an Turenne. Der eine war der irländische Graf von Inchiquin, der jedoch auf der Fahrt nach dem Tejo von Algierischen Seeräubern aufgefangen wurde, »l'autre étoit le fameux comte, puis maréchal duc de Schomberg, qui, lorsqu'il vint à avoir le commandement de gens qui méritoient d'avoir un tel général, changea bientôt les affaires désespérées de cette nation.« In der am 24. August 1660 abgeschlossenen Capitulation wurde Schönberg zum Mestre-de-camp général der Provinz Alentéjo, mit jährlich 12,000 Crusaden Gehalt und 2000 Crusaden Tafelgelder ernannt, zugleich die Versicherung ihm

gegeben, daß er im Fall des Ablebens des gegenwärtigen Militairgouverneurs besagter Provinz dessen Nachfolger werden solle. Seinen beiden Söhnen, Friedrich und Meinhard, waren 4000 Crusaden verheißen. Des Feldherrn Ruf und vielleicht auch ein Wink, von oben gegeben, veranlaßten Officiere in guter Anzahl und durch den Frieden brodlos gewordene Reiter sich für den portugiesischen Dienst anwerben zu lassen. Die tüchtigsten vereinigte Schönberg zu einer Schar, welche den portugiesischen Nationaltruppen Vorbild zu werden bestimmt. Des Generals zweite Sorge war der Equipirung seiner Person, Kinder und Diener bestimmt. „Unsere deutschen Kurfürsten," wurde der Gräfin nach Deutschland geschrieben, „dürfen sich ihrer nicht schämen." Zwei Kleider des Generals, Sammet das eine, Tuch, à 45 Livres die Elle, das andere, waren gestickt, daß von dem Tuch kaum eines Fingers breit sichtbar, und diesem leeren Raum waren noch goldene Spitzen aufgenähet. Des Sohnes Kleid war mit goldenen und silbernen Spitzen besetzt. Die Röcke der Trompeter, rother Sammet, waren über und über mit Schnüren verbrämt; die übrigen Livreen forderten 1200 Ellen Tuch und 800 Ellen Treffen.

Mit seiner Einrichtung in Paris fertig, reisete der Graf nach Haus, seine öconomischen Angelegenheiten zu ordnen, seiner Gemahlin das letzte Lebewohl zu sagen, dann ging er von Geisenheim den Rhein hinunter nach Holland, und weiter nach England, wo ein auf seine Kosten ausgerüstetes Schiff ihn aufnahm. Convoyirt von einer Fregatte, die hierzu von K. Karl II ausersehen, warf er in den Dünen Anker, um die in der Nähe seiner erwartenden 80 Officiere und 400 Reiter heranzuziehen. Am 31. Oct. zeigte er sich vor der Mündung der Seine, wo sich noch der portugiesische Gesandte und einige hundert französische Officiere und Reiter einschifften. Zu landen durfte Schönberg nicht wagen, da der spanische Gesandte in Paris, von der Bestimmung der Expedition in Kenntniß gesetzt, darum ernsthafte Klage führte, auch so viel erlangte, daß Schönbergs Dragonerregiment aufgelöset, seine Gage von der Schottencompagnie eingehalten wurde. Ihn verhaften zu lassen, erhielt sogar der

spanische Gesandte Freiheit. In der gleichen Weise verfuhr man ein Jahrhundert später, als la Fayette im Begriff, seinen Durandarte der amerikanischen Freiheit zu weihen. Am 1. Nov. verließ das Schiff die Rhede von Havre-de-Grace, am 13. Nov. warf es vor Lissabon die Anker.

Schomberg, mit Frohlocken empfangen, wurde in einer königlichen Equipage nach Avera, einem Lusthause der Umgebung von Lissabon, gebracht, während dreier Tage herrlich bewirthet, demnächst zur öffentlichen Audienz bei dem König und der Königin-Mutter geführt. Seine erste Sorge galt der Beschaffung der Pferde für die mitgebrachte Mannschaft, dann verließ er, Ausgang Januars 1661, die Hauptstadt, die Provinz Alentéjo, ihre festen Plätze und Besatzungen zu inspiciren. Er drang auf die schleunige Befestigung von Estremõz, Serpa, Monsaras und Evora, oder vielmehr von dem die Stadt Evora beherrschenden Kloster S. Antonio, man beschloß aber zu Lissabon, Evora allein, nach seinem ganzen Umfang, zu befestigen. Damit wurde sofort der Anfang gemacht, niemals aber, wie Schomberg vorgesehen, das ausgedehnte Werk zu Stande gebracht. Im halben März bereisete der General die Ufer der Guadiana; aus Elvas schrieb er nach Deutschland an seine Gemahlin, 29. April: „Weiß Euch nichts weiter zu sagen, als daß wir Gottlob gesund und die Kinder (Friedrich und Meinhard) wohl essen, trinken und schlafen, sehr gute und faule Tage haben. Ermahne sie oft, will aber wenig helfen, welches mich oft verdrüsset, daß sie so wenig es bedenken. Es scheint, der Feind ruhe auch sehr, gegen jedermanns Vermuthen. Verliert er diesen Frühling, wird er dieses Jahr wenig ausrichten können. Wenn diese Leut in ihrem Krieg so vorsichtig wären, wie die in Holland gewesen gegen Spanien, würden sich genugsam wehren können. Haben keinen großen Verstand vom Krieg. Macht einem viel Ungelegenheit, ihnen schädlich, und verhindert mich, daß ich nicht kann ins Werk setzen, was nützlich und ehrlich wäre. Sie bezahlen mich wohl, aber hergegen ist es nicht wie in Flandern. Man muß hier alles bezahlen. Lebe, Gottlob, in Ehren. Hab hier ein Regiment zu Pferd, so gute und auserlesene Offitier, als ich je in einem

Lager gesehen. Gestern hat mir der König zwei Pferd geschickt, weil wenig gute Pferd für mich zu finden."

Im Lande schmeichelte man sich bereits mit der Hoffnung, die Spanier würden für jetzt, von wegen der drückenden Hitze, nicht zu Felde gehen. Plötzlich aber kam Nachricht, daß Don Juan, zu Zafra den 24. Mai eingetroffen, daselbst seine Infanterie, zu Trujillo seine Reiterei gemustert habe. Dem folgten bald genug, 15. Juni, der Aufbruch dieser besser wie gewöhnlich geordneten Armee, in welcher 15 Bataillone, beiläufig 10,000 Mann, und 5000 Reiter vereinigt, die Einnahme von Aronches, welches zwar auf den ersten Kanonenschuß sich ergab, und ein verheerender Streifzug, worauf Don Juan seine Truppen in die Erholungsquartiere verlegte, jedoch in Aronches Besatzung zurückließ. Dem von ihm gegebenen Beispiel folgten alsbald die Portugiesen, die zwar endlich von Elvas aufgebrochen, nach Schombergs Vorschlag sich an der Caya, zwischen Aronches und Campo-Mayor hätten postiren sollen, womit den Spaniern aller Vortheil der Einnahme von Aronches entzogen; statt dessen ward die Armee, kaum 10,000 Mann, bei Estremöz zusammengezogen, dann der Marsch gegen die spanische Grenze angetreten. Ein kleines Gefecht vor den Thoren von Badajoz, wobei Schomberg in Person die Spanier bis an die Brücke zurücktrieb, und ein spanischer General-Lieutenant das Leben verlor, machte dem kurzen Feldzug ein Ende.

Die Monate der Ruhe brachte Schomberg am Hofe zu, fortwährend beschäftigt mit Einführung einer für den Kriegsdienst wesentlichen Verbesserung. „Bis dahin war es Sitte, daß die Quartiermeister eines jeden besondern Corps, wenn sie wußten, wo sich die Armee ungefähr lagern sollte, sich die bequemsten Stellen für ihre Leute selbst wählen durften. Sie ersahen sich dazu, wo möglich, einen Ort, wo Häuser, Bäume, Brunnen oder Bäche waren, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie so nahe zusammen zu liegen kamen, daß sie einander unterstützen konnten oder nicht. Den andern Tag rückten alle Schwadronen und Bataillonen auf einen benachbarten Sammelplatz, woselbst sich der Generalquartiermeister befand, der den Adju-

tanten der Cavalerie und Infanterie die Befehle zum Marsch desselben Tags auszutheilen hatte. Weil nun die Avantgarde natürlich den andern in Besitznehmung der besten Plätze zuvorkommen konnte, so zankten sie sich über den nicht immer genau bestimmten Rang ihrer Corps. Die beste Zeit des Tags verstrich mit Anhörung der wechselseitigen Vorstellungen und Gegenvorstellungen, und die Truppen setzten sich erst in der größten Hitze in Bewegung.

„Diesen Unschicklichkeiten abzuhelfen, und die Truppen sowohl auf dem Marsch, als im Lager vor dem Feind zu sichern, lehrte sie Schomberg erstlich in Schlachtordnung campiren. Diese Neuerung war den Portugiesen äußerst zuwider, und machte Schomberg unsägliche Mühe, indem er genöthigt war, ihnen den Raum für jedes Bataillon, ja selbst die Intervallen der Compagnien abzustecken. Ihre Verwunderung wurde noch größer, als er sie in der nämlichen Ordnung, wie sie campirt hatten, marschiren ließ, und wie sie sahen, daß die zwei Linien des Lagers heut in zwei Colonnen von der rechten Flanke, morgen aber in eben dieser Ordnung von der linken Flanke abmarschirten. Dieses war die einzige Veränderung, die er bei ihnen beobachtete, wenn nicht besondere Umstände diese Abwechslung verhinderten. Endlich sahen sie die Sicherheit dieser Manier ein, fanden, daß viele andere Unbequemlichkeiten dadurch gehoben wurden, und bezeugten selbst ihr Wohlgefallen an einer Einrichtung, worüber sie anfangs gemurrt hatten." Gegen Ausgang Novembers begab sich Schomberg wieder nach der Grenze; er betrieb vorzugsweise die bessere Befestigung von Evora, Jurumenha und Estremôs, inspicirte die Garnisonen, und suchte durch Strenge das Desertiren der Ausländer zu verhindern. Einen Officier, den er aus Frankreich mitgebracht, und der eines Briefwechsels mit Don Juan überwiesen, ließ er erschießen.

In den ersten Tagen des Aprils 1662 hob Schomberg eine Convoi auf, welche 150 Fuhren stark, durch 10 Escadrons und einige Infanterie beschützt. Er zerstreute die Bedeckung, ließ die Wagen plündern, die Pulverkarren in die Luft sprengen. Aber der neue Kriegsgouverneur von Alentéjo, Marques von Marialva,

ließ sich durch ihn von dem unvorsichtigen Beginnen, mit seinen 2500 Reitern und 5500 Mann Infanterie über Elvas hinaus vorzudringen, nicht abhalten, und befand sich unerwartet im Angesicht eines weit überlegenen Feindes, den in der Ueberraschung die Portugiesen wohl 20,000 Mann stark glaubten. Sie liefen davon in der schmählichsten Unordnung. In Eile ließ Marialva den von Schomberg, der, jede Betheiligung bei der unnützen Bravade abzulehnen, in Elvas zurückgeblieben war, wissen, was sich hier zugetragen, und warf der sich unter die Fliehenden, brachte ihnen auch einige Ordnung, was ihm zwar der feindliche Feldherr, Don Juan wesentlich erleichterte. Der bekümmerte sich im mindesten nicht um jene Schnellläufer, wollte vielmehr, wie er sich vermaß, den geraden Weg nach Lissabon verfolgen. Häuser, Dörfer, Städtchen, welche sein Zug betraf, gingen im Rauche auf, die Befehlshaber kleiner Castelle, wenn sie nicht augenblicklich die Thore öffneten, wurden gehenkt. Man führe keinen Krieg, hieß es, sondern verhänge nur über Rebellen die Execution.

Marialva und ein großer Theil seiner Generalität waren der Meinung, auf Villaviçosa sich zurückzuziehen, Schomberg bestand darauf, Estremõz, wo alle Munition der Armee aufgehäuft, als den Schlüssel von Lissabon zu behaupten. Aus eigener Autorität commandirte er die Truppen dahin: er steckte ein vortheilhaftes Lager aus, ließ es gegen die Feldseite mit gefällten Olivenbäumen einschließen, und hier und dort Kanonen aufführen. Das alles mußte in dem Laufe von 16 Stunden geschehen, denn noch am nämlichen Abend lagerte sich Don Juan in der Weite eines Kanonenschusses den Portugiesen gegenüber. Den andern Tag rückte er ihnen noch näher, ihr Lager wurde aus einer Batterie von 10 Kanonen beschossen, ihre Generale stimmten für den weitern Rückzug nach Evora. Schomberg erfuhr, daß einige der vornehmsten Officiere ihr Silberwerk und sonstige werthvolle Effecten theils in die Klöster von Estremõz bergen, theils zu mehrer Sicherheit nach Evora schicken wollten. „Um den Einfluß dieser kleinmüthigen Schritte auf das Gemüth des Soldaten zu hemmen, und ihn im Gehorsam zu erhalten, ließ

er diesen geheimen Transporten aufpassen, und sie durch ihre eigenen Leute plündern."

Am folgenden Tage wurde zum öftern scharmützirt. Mit 300 Reitern von seinem Regiment und zwei portugiesischen Schwadronen trieb Schomberg die feindlichen Vorposten zurück, brach auch zugleich mit den Flüchtlingen ihrem Lager ein. Da bemerkte er die Vorbereitungen eines in der nächsten Nacht vorzunehmenden Angriffs, und rasch zu den Seinen zurückkehrend, ließ er in dem Felde, wodurch die beiden Armeen geschieden, noch viele Oelbäume fällen und sie zu Haufen schichten. Die sollten bei Annäherung des Feindes in Brand gesteckt werden, damit man bei der schönen Flamme dieses leicht brennenden Holzes sicherer auf die Spanier schießen könne. Nichts desto weniger drang Don Juan auf die Bestürmung des feindlichen Lagers, während der Herzog von San Germano allzu waglich das Unternehmen findend, dafür die Belagerung von Jurumenha in Vorschlag brachte. Ihm pflichtete die Mehrzahl der Generale bei, und Jurumenha wurde belagert. Schomberg wollte durch die Wegnahme von Albuquerque den Spaniern eine Diversion machen, seine Collegen im Commando bestanden aber auf dem Entsatz von Jurumenha, und Schomberg wurde angewiesen, dahin ohne Zeitverlust die Armee zu instradiren, dabei jedoch ein Treffen zu vermeiden. Der Marsch wurde angetreten, vier Tage lang der Belagerung zugeschaut, aber die Spanier ließen sich nicht irren, und nothgedrungen nahmen die Portugiesen eine rückgängige Bewegung auf Villaviçosa vor. Ihrem Nachzug fielen die Spanier ein, warfen 4 Schwadronen über den Haufen, wurden aber endlich von dem zur Stelle eilenden Schomberg zurückgewiesen. Jurumenha capitulirte den 9. Juni 1662.

Schomberg, der sich darauf beschränken sollte, die Fehler der eingebornen Generale zu verbessern, ging nach Lissabon und verlangte seine Entlassung. Sie wurde um so williger gegeben, da der Graf von Atouguia in Schomberg einen persönlichen Feind erblickte, der seine Abberufung von dem Kriegsbefehl in Alentéjo veranlaßt habe. Nun war Atouguia vor andern thätig

gewesen bei der Palastrevolution, welche die Regentin, die Königin Mutter beseitigt, die Regierung in die Hände des Königs Alfons gegeben hatte. Schomberg hatte sich aber noch viele andere Feinde erweckt durch seine unaufhörlichen Klagen über die Ungeschicklichkeit, Unentschlossenheit und den Eigensinn der Generale, und dem allen gesellten sich die Machinationen eines französischen Officiers, der durch ihn nach Portugal geführt, das Commando der fremden Söldner zu erhaschen hoffte, wenn es ihm gelinge, seinen Wohlthäter zu entfernen. Das zu erreichen, belobte der Schleicher höchlich den Vorsatz Schombergs, eine Nation zu verlassen, welcher nicht zu helfen noch zu rathen, er bekannte sich zu dem unwiderruflichen Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, sollt er auch ganz allein sich einschiffen, und rühmte zugleich im Gespräch mit den Portugiesen ihre bessere Einsicht der Kriegskunst und die bewundernswürdige Geduld, in welcher sie den unverdienten Tadel der Ausländer ertrugen.

Der Vielen gemeinsame Thätigkeit bestimmte den schwachen König, ohne besondere Schwierigkeit das Gesuch Schombergs zu bewilligen. Dieser verkaufte sein Gepäck, verabschiedete einen Theil seiner Diener, ließ die Pferde einschiffen, und stand am 9. Oct. im Begriffe unter Segel zu gehen, sobald der Wind dies erlauben würde. Die Kunde hiervon scheint die Bevölkerung der Hauptstadt beunruhigt zu haben. Am Abend vor der Einschiffung kam der Juiz de Povo, von seinem Actuar begleitet, in den Palast, und „eröffnete dem König im Namen aller seiner guten Unterthanen, daß er den Grafen von Schomberg nicht abreisen lassen sollte. Nur die Feinde des Vaterlands, setzte er hinzu, könnten dem Könige den Rath gegeben haben, seine Einwilligung zu dessen Entfernung, auf welche Portugals Untergang zuverlässig erfolgen würde, zu ertheilen. Nach dieser kurzen Vorstellung wandte sich der Sprecher zu seinem Actuar, mit dem Befehl, diesen Vortrag dem Protocoll seines Amts einzuverleiben. Der König, über diesen unerwarteten Vorfall betreten, antwortete: man werde auf seine Vorstellung Bedacht nehmen.“ Was vollends der Sache eine andere Wendung gab, war ein Schreiben des Königs von Frankreich, wodurch Schomberg ermahnt, in

Portugal auszuhalten, versichert wurde, anderwärts Belohnung seiner dort verkannten Dienste zu finden, und eine Verfügung K. Karls II von England, wodurch dieser die englischen Hülfstruppen in Portugal, zwei Infanterieregimenter, je von 1200, und ein Cavalerieregiment von 600 Mann, dem Oberbefehle Schombergs untergab, diesem auch das Cavalerie- und das eine Infanterie-regiment verlieh. „Schomberg sah sich also zu gleicher Zeit in der Würde eines Generals von drei Königen. Er konnte auch auf Unterstützung mit Geld aus Frankreich zählen, welches die Maske gegen Spanien bereits abgenommen hatte, und widmete sich daher nicht nur von neuem der Krone Portugal, sondern er stellte auch die fremden Officiere, welche sämtlich, wegen unrichtiger Bezahlung, des portugiesischen Dienstes müde waren, zufrieden. Merkwürdig aber ist die Rache, die er an seinem Oberstlieutenant nahm, welcher, um an seine Stelle zu gelangen, die kurz vorher erzählte falsche Rolle gespielt hatte. Schomberg trat zwei Compagnien von seinem eigenen französischen Regiment ab, veranlaßte, daß noch drei andere Compagnien dazu gestoßen wurden, formirte daraus ein eigenes Regiment, und erklärte ihn zum Inhaber desselben und Obristen."

Gefährlich erkrankt im März 1663, befand Schomberg sich kaum noch im Stande ein Pferd zu besteigen, als Don Juan, mit ungefähr 16,000 Mann zu Felde gehend, ihn nöthigte, bei der für jetzt von dem Grafen von Villaflor befehligten Armee sich einzufinden. Sie zählte, die Landmiliz abgerechnet, kaum 5—6000 Mann, sollte aber nichtsdestoweniger das bereits berennte Evora, nöthigenfalls durch eine Schlacht entsetzen. Dagegen hatte Schomberg wohl viel einzuwenden, aber Villaflor, die wiederholten Befehle aus Lissabon vorschützend, und durch die übrige Generalität unterstützt, machte seine Meinung geltend: die Armee trat den Marsch gen Evora an, in der festen Ueberzeugung, daß sie die Stadt retten werde. Sie kam zu spät, wie Schomberg, die Avantgarde führend, zuerst vernahm. „Er hielt still, um die Nachricht dem nachkommenden Grafen von Villaflor mitzutheilen. Dieser erschien bald darauf zu Pferd, in seidenen Strümpfen, einem Kleide von grünem Moor, mit goldenen und

silbernen Spitzen über und über besetzt, eine grüne Feldbinde über den Leib, und die Haare nach portugiesischer Mode aufgeschlagen: also in völliger Kleidung zu einem solennen Einzug in die Stadt. „„Wissen Sie auch, rief ihm Schomberg zu, daß Evora übergegangen? — Gut, antwortete der portugiesische General, so ist nichts übrig, als daß wir uns mit den Feinden die Hälse brechen!““ und galoppirte weiter. Wenige Schritte davon hielt er doch die Zügel an, um in dem Schatten einer Capelle Kriegsrath zu halten. Als das Sonderbarste bei demselben wird bemerkt, daß unter 18 Personen, aus welchen die Versammlung bestand, jetzt nicht eine einzige mehr für eine Schlacht stimmte. Schomberg hatte nämlich den Vorschlag gethan, die Armee nach dem Gebürge zu ziehen, und von demselben den Feind zu beobachten, und dieses fand, zu einem außerordentlichen Beispiel, allgemeinen Beifall. Weil aber dieser geänderte Beschluß den Befehlen des Hofes zuwiderlief, sollten alle Anwesenden die Depesche des Generals unterzeichnen. Hierüber ging der ganze Tag und ein Theil der Nacht dahin, weil alle Grandes von Portugal, die sich dabei befanden, und unter andern ein Graf von Sabugal, ungeachtet er blos als Volontair bei der Armee war, vor dem Grafen von Schomberg zu unterschreiben prätendirten. Um es sich zu erklären, warum die nämlichen Personen nach einer so kurzen Zwischenzeit das gerade Gegentheil ihrer vorherigen Meinung beschließen konnten, muß man wissen, daß es in Portugal für ein Verdienst galt, oft im Kriegsrathe gestimmt zu haben. Wankelmuth in den Entschließungen war also der leichteste Weg zu dieser Ehre; und Certificate, welche sich die Votanten von jeder Anwesenheit im Kriegsrath aufstellen ließen (Cartidons genannt), dienten den Portugiesen bei Hof als Belege zu ihren Bittschriften um Beförderung, Orden oder Commenden.

„Indessen war zu Lissabon, über die Nachricht von dem Verluste von Evora, eine völlige Rebellion ausgebrochen. Der Pöbel verlangte, daß ihn der König selbst gegen den Feind anführen sollte, plünderte die Häuser einiger seiner Favoriten, und mordete, was sich ihm widersetzte. Don Juan hingegen machte sich in seiner Eroberung so lustig, als ob er bereits Meister des

ganzen Königreichs wäre. Daß er die Officiere der Besatzung nicht einmal der Kriegsgefangenschaft werth hielt, sondern gehen ließ wohin sie wollten, mag für eine Probe seiner Verachtung der portugiesischen Nation gelten."

Der Entschluß, nicht zu schlagen, war kaum gefaßt, als Schomberg die Möglichkeit gewahrte, sich zwischen Don Juans zu weit, nach Alcacér zu vorpoussirte Cavalerie und die übrige Armee zu werfen: die Gelegenheit ging jedoch über den Deliberationen des Kriegsraths verloren, und die Portugiesen, die nur mehr eine halbe Meile von Evora entfernt, mußten sich zurückziehen. Don Juan ließ sie in seiner lauen Weise verfolgen, das endlich bezogene Lager die ganze Nacht hindurch beschießen. Villaflor zürnte öffentlich mit Schomberg, daß er die Armee in solche Lage gebracht habe, von der Landmiliz entliefen in derselben Nacht mehr als 1500 Mann und der Feldherr suchte sein Heil einzig in Berathungen und in dem Absenden von Courrieren, welche dem Hofe seine trostlose Lage melden sollten, indessen Schomberg die Armee eine Bewegung vornehmen ließ, wodurch sie dem Bereich der feindlichen Artillerie entzogen und für den Fall eines Angriffs vortheilhafter postirt wurde. Sothaner Bewegung glaubte Don Juan folgen zu müssen, und die beiden Armeen marschirten einige Tage lang, unter einer selten unterbrochenen Kanonade, einander zur Seite, bis Don Juan gerathen fand, in nordöstlicher Richtung zu manoeuvriren, um 4000 Mann, die über Aronches ihm zukommen sollten, heranzuziehen. Das zu verhindern, wurde der Portugiesen Bestreben, und gelang es ihnen mittels eines forcirten Marsches, über welchem viele Soldaten verschmachteten, noch vor den Spaniern über das Flüßchen Tera zu kommen, daß am andern Abend, 7. Jun. die beiden Armeen einander im Gesicht standen. Ein Cavaleriegefecht, welches sogleich sich entspann, sollte nach Schombergs Meinung zu einem allgemeinen Angriff ausschlagen, er wurde jedoch mit seinen Reitern durch Villaflors ausdrücklichen Befehl zurückgehalten.

Die Portugiesen bezogen die den Spaniern abgedrungenen Posten, diese setzten sich auf den Höhen, und schienen nicht ge-

silbernen Spitzen über und über besetzt, eine grüne Feldbinde über den Leib, und die Haare nach portugiesischer Mode aufgeschlagen: also in völliger Kleidung zu einem solennen Einzug in die Stadt. „„Wissen Sie auch, rief ihm Schomberg zu, daß Evora übergegangen? — Gut, antwortete der portugiesische General, so ist nichts übrig, als daß wir uns mit den Feinden die Hälse brechen!““ und galoppirte weiter. Wenige Schritte davon hielt er doch die Zügel an, um in dem Schatten einer Capelle Kriegsrath zu halten. Als das Sonderbarste bei demselben wird bemerkt, daß unter 18 Personen, aus welchen die Versammlung bestand, jetzt nicht eine einzige mehr für eine Schlacht stimmte. Schomberg hatte nämlich den Vorschlag gethan, die Armee nach dem Gebürge zu ziehen, und von demselben den Feind zu beobachten, und dieses fand, zu einem außerordentlichen Beispiel, allgemeinen Beifall. Weil aber dieser geänderte Beschluß den Befehlen des Hofes zuwiderlief, sollten alle Anwesenden die Depesche des Generals unterzeichnen. Hierüber ging der ganze Tag und ein Theil der Nacht dahin, weil alle Grandes von Portugal, die sich dabei befanden, und unter andern ein Graf von Sabugal, ungeachtet er blos als Volontair bei der Armee war, vor dem Grafen von Schomberg zu unterschreiben prätendirten. Um es sich zu erklären, warum die nämlichen Personen nach einer so kurzen Zwischenzeit das gerade Gegentheil ihrer vorherigen Meinung beschließen konnten, muß man wissen, daß es in Portugal für ein Verdienst galt, oft im Kriegsrathe gestimmt zu haben. Wankelmuth in den Entschließungen war also der leichteste Weg zu dieser Ehre; und Certificate, welche sich die Votanten von jeder Anwesenheit im Kriegsrath aufstellen ließen (Cartidons genannt), dienten den Portugiesen bei Hof als Belege zu ihren Bittschriften um Beförderung, Orden oder Commenden.

„Indessen war zu Lissabon, über die Nachricht von dem Verluste von Evora, eine völlige Rebellion ausgebrochen. Der Pöbel verlangte, daß ihn der König selbst gegen den Feind anführen sollte, plünderte die Häuser einiger seiner Favoriten, und mordete, was sich ihm widersetzte. Don Juan hingegen machte sich in seiner Eroberung so lustig, als ob er bereits Meister des

ganzen Königreichs wäre. Daß er die Officiere der Besatzung nicht einmal der Kriegsgefangenschaft werth hielt, sondern gehen ließ wohin sie wollten, mag für eine Probe seiner Verachtung der portugiesischen Nation gelten."

Der Entschluß, nicht zu schlagen, war kaum gefaßt, als Schomberg die Möglichkeit gewahrte, sich zwischen Don Juans zu weit, nach Alcacér zu vorpoussirte Cavalerie und die übrige Armee zu werfen: die Gelegenheit ging jedoch über den Deliberationen des Kriegsraths verloren, und die Portugiesen, die nur mehr eine halbe Meile von Evora entfernt, mußten sich zurückziehen. Don Juan ließ sie in seiner lauen Weise verfolgen, das endlich bezogene Lager die ganze Nacht hindurch beschießen. Villaflor zürnte öffentlich mit Schomberg, daß er die Armee in solche Lage gebracht habe, von der Landmiliz entliefen in derselben Nacht mehr als 1500 Mann und der Feldherr suchte sein Heil einzig in Berathungen und in dem Absenden von Courrieren, welche dem Hofe seine trostlose Lage melden sollten, indessen Schomberg die Armee eine Bewegung vornehmen ließ, wodurch sie dem Bereich der feindlichen Artillerie entzogen und für den Fall eines Angriffs vortheilhafter postirt wurde. Sothaner Bewegung glaubte Don Juan folgen zu müssen, und die beiden Armeen marschirten einige Tage lang, unter einer selten unterbrochenen Kanonade, einander zur Seite, bis Don Juan gerathen fand, in nordöstlicher Richtung zu manoeuvriren, um 4000 Mann, die über Aronches ihm zukommen sollten, heranzuziehen. Das zu verhindern, wurde der Portugiesen Bestreben, und gelang es ihnen mittels eines forcirten Marsches, über welchem viele Soldaten verschmachteten, noch vor den Spaniern über das Flüßchen Tera zu kommen, daß am andern Abend, 7. Jun. die beiden Armeen einander im Gesicht standen. Ein Cavaleriegefecht, welches sogleich sich entspann, sollte nach Schombergs Meinung zu einem allgemeinen Angriff ausschlagen, er wurde jedoch mit seinen Reitern durch Villaflors ausdrücklichen Befehl zurückgehalten.

Die Portugiesen bezogen die den Spaniern abgedrungenen Posten, diese setzten sich auf den Höhen, und schienen nicht ge-

neigt, die ihnen am folgenden Morgen gebotene Schlacht anzunehmen. Bis 3 Uhr Nachmittags blieb es bei einer Kanonade, dann verstummten allmälig der Spanier 8 Kanonen, daß unverkennbar wurde ihre Absicht, sich weiter in das Gebirg zu vertiefen. Solches ihnen zu verwehren, benutzte Schomberg die momentane Abwesenheit des Grafen von Villaflor, dem, als er endlich zum Schlachtfeld zurückkehrte, nichts übrig blieb, als durch ein gnädiges Kopfnicken zu billigen, was er nicht mehr ändern konnte. Dieses zweideutige Kopfnicken blieb des portugiesischen Generals einziger Antheil bei einem Siege, worin er, nach seiner Landsleute Dafürhalten, den Ruhm Alexanders und Cäsars verdunkelte.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang nahm das Treffen seinen Anfang. Das englische Cavaleriere giment und drei Compagnien französischer Reiter trafen auf den Kern der spanischen Cavalerie, des Don Juan und des Herzogs von San Germano Garde, trieben sie in die Flucht und warfen auch die zweite Linie, die jedoch, rechtzeitig soutenirt, sich wieder sammelte und den Engländern, weniger nicht der ersten portugiesischen Linie hart zusetzte. Namentlich wurden die Musketiere, welche Schomberg in den Intervallen dieser Cavalerie aufgestellt, beinahe sämtlich niedergemacht, und bedurfte es der äußersten Anstrengung der Engländer, um nicht ganz und gar über den Haufen geworfen zu werden. Duncan, der Obrist des Regiments, und ein großer Theil seiner Officiere blieben auf dem Platze, und von der übrigen war auch nicht einer unverletzt. Indessen näherte sich auch die Infanterie den beiden Hügeln, welche von den Spaniern eingenommen. Eine feindliche Batterie schickte ihr von der Höhe mehr als 100 Kanonenkugeln entgegen; allein zum Glücke wurde die spanische Artillerie so ungeschickt bedient, daß die Engländer kaum 2 oder 3 Mann dadurch verloren. Um seine Landsleute (so nannte Schomberg seiner Mutter wegen die Engländer) auf dem linken Flügel gegen dieses wenn auch nicht eben mörderische Feuer zu decken, ließ er sein eigenes Regiment den ersten Abhang des Hügels ersteigen, bis zu einigen verfallenen Häusern. „Hier sollte es unter die Kanonen zu stehen kommen,

und gegen die Musketiere durch diese Ruinen gedeckt sein. Diese Ordre wurde, trotz dem Feuer der Spanier, ohne besondern Verlust ins Werk gesetzt, weil sich, um desto geschwinder zu schießen, die Feinde nicht Zeit nahmen, das Gewehr ordentlich anzuschlagen."

Einmal zu solcher Höhe gelangt, ließen die Soldaten sich nicht weiter halten, sie stürmten, mit oder ohne Befehl, vollends hinan, durchbrachen mit gefälltem Gewehr die Reihen der Spanier und verfolgten sie eine gute Strecke Wegs. Nebst einer Batterie von 4 Kanonen geriethen die Zelten und das Gepäck des feindlichen Generals, samt allen Zubereitungen des Abendessens in ihre Hände, und waren sie im Begriff, sich dabei gütlich zu thun, als Schomberg sie abrief, um dem andern hart bedrängten englischen Regiment beizustehen. Dieses, im Vortheil gegen spanische Infanterie, hatte jetzt mit 4 Schwadronen Cürassiere zu thun, gegen die es, in ein Dreieck formirt, kaum sich zu behaupten vermochte, bis das Eintreffen der Landsleute es gegen den weitern Andrang jener Cürassiere schützte. Mittlerweile hatte auch die portugiesische Infanterie, 7 Regimenter, durch 5 Schwadronen unterstützt, die auf dem andern Hügel weniger vortheilhaft postirte feindliche Infanterie zum Weichen gebracht. Die eroberte Batterie von 4 Kanonen wurde gegen die noch Stand haltende spanische Cavalerie gerichtet, daß diese ebenfalls genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen, und der glänzende Sieg von Estremöz, Almeixial oder Canal war erfochten. Die beiden Armeen zusammengenommen zählten nur 2000 Todte, dagegen ließen die Spanier 5—6000 Gefangne, mehr als 6000 Maulthiere, 2000 Ochsen, Artillerie, Bagage, Kriegscasse und des Generals Kanzlei im Stich. In der Kanzlei fand sich in vielen Exemplaren vor das Inventarium der zur Eroberung von Portugal bestimmten Artillerie, so auf Don Juans Befehl in Madrid gedruckt worden, um mit diesen fürchterlichen Zurüstungen Parade zu machen. Dem Inventarium wurde von dem Staatssecretair die folgende Bescheinigung hinzugefügt: „Alles dieses wohl gezählt und richtig nach der Niederlage Don Juans von Oestreich bei Estremös, den 8. Juni 1663 empfangen zu haben, wird

hierdurch bezeugt." Ob aber, wie die Sage geht, ein solches accusé de réception nach Madrid geschickt worden, ob K. Alfons, der Engländer tapferes Verhalten zu belohnen, ihnen auf jede Compagnie 3 Pfund Spaniol austheilen lassen, solches will ich weder bejahen noch verneinen.

Eine achttägige Erholung wurde der Armee vergönnt, dann setzte sie sich in Bewegung, um die Belagerung von Evora vorzunehmen. Den 18. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, den 24. capitulirte die Besatzung. Bei ihrem Auszug betrachtete Schomberg mit Wohlgefallen seine Landsleute, in hundert Schlachten versuchte kaiserliche Soldaten. Er ließ ihnen pr. Mann 4 Crusaden Handgeld bieten, und noch an demselben Tage waren ihrer 6—700 für den neuen Dienst gewonnen. Sie wurden in einem besondern Regiment vereinigt, und erhielten den Generaladjutanten Clairan zum Obristen. Jetzt endlich übernahm Schomberg den Kriegsbefehl in Alentéjo, er wurde auch, künftigen Rangstreitigkeiten vorzubeugen, mit der Grandenwürde beschenkt, nachträglich, 31. März 1668 zum Grafen von Mertola an der Guadiana, die hier schiffbar wird, ernannt. Grundbesitz oder sonstiges Einkommen war mit dem Titel nicht verbunden, nur eine erbliche Rente von 102,864 Reis (kaum 314 fl. im 24 Guldenfuß) wurde dem Grafen zugesagt.

Der übrige Feldzug von 1663 verging in unerheblichen Scharmützeln, dagegen langte aus Frankreich an ein neues Infanterieregiment, so daß jetzt eine nicht unbedeutende französische Legion vorhanden, nämlich das Regiment Schomberg, Cavalerie, von 6 ziemlich starken Compagnien; das Regiment Chauvet, 3 französische und 2 catalonische Compagnien; das alte französische Infanterieregiment, 1100 Mann; das deutsche Regiment Clairan; Schombergs Garde, eine Compagnie, und das neu angelangte Regiment, aus welchem man sofort zwei Regimenter, de Maré und Briquemaut machte, jedes von 300 Köpfen. Dieses Zuwachses ungeachtet, war das Jahr 1664 weit vorgerückt, bevor man in Portugal an den neuen Feldzug dachte. „Schomberg sollte zwar nunmehr, als Gouverneur von Alentéjo, Generalissimus sein. Zur Beruhigung des Nationalstolzes aber

wurden ihm doch von dem ersten Minister, Grafen von Castel-Melhor, der Marquis von Marialva, unter dem Titel eines Capitain-Generals, vor- und Gilves-Lobo, als Mestre de Camp General, nachgesetzt, damit er gleichsam zur Rechten und Linken von zwei Portugiesen beobachtet würde."

Die Truppen, mit großer Mühe zusammengezogen, setzten sich den 10. Juni in Marsch und bezogen ihr erstes Lager an der Caya. „Hier flogen um Mitternacht, als Schomberg ruhig in seinem auf einem kleinen Hügel geschlagenen Zelte schlief, mehrere Kugeln durch dasselbe. Eine Partei von etwa 30 feindlichen Reitern hatte sich auf eine Anhöhe am andern Ufer der Caya gewagt, um diesen Ritterstreich auszuführen. Als aber Schomberg selbst zu Pferde stieg, und von seiner Garde einigemal feuern ließ, war dieser Trupp, dessen Absicht wahrscheinlich blos auf Schombergs Person ging, wieder verschwunden." Den andern Tag wurde die Caya, bald auch die spanische Grenze überschritten, und der Anfang mit der Belagerung von Valencia de Alcantara gemacht. „Man hatte sich geschmeichelt, während dieser Unternehmung aus den am Tejo gelegenen Orten einige Lebensmittel zu ziehen. Man fand aber nichts, und dieses war Schombergs Widersprechern hinreichend, die Aufhebung der Belagerung im Kriegsrath aufs Tapet zu bringen, und die Befestigung des Orts für stärker, und die Besatzung für zahlreicher, als man sich vermuthet hätte, anzugeben. Schomberg und Marialva schossen aber eine Summe Geldes aus ihren eigenen Mitteln zusammen, um Lebensmittel auf zehn Tage für die Armee zu kaufen, und den unrühmlichen Abzug zu hintertreiben." Die Belagerung wurde demnach fortgesetzt, und mußten die Vertheidiger, obgleich sie einen verzweifelten Sturm abschlugen, am 24. Juni capituliren. „Uebrigens wurde von keiner Seite etwas Merkwürdiges unternommen. Eifersucht zwischen Don Juan und Marsin (weil es diesem gelungen war, einen Theil der portugiesischen Quartiere aufzuheben) hemmte die Thätigkeit der Spanier. Unbeständigkeit und Unentschlossenheit des portugiesischen Ministers, Grafen von Castel-Melhor, vereitelte alle Anschläge Schombergs, diesen günstigen Umstand zu benutzen. Er stand ebendaher wie-

der auf dem Puncte, seine Stelle niederzulegen. Aber die Versammlung der 24er von Lissabon und der Juiz do povo stifteten neuerdings eine wenigstens anscheinende Vertraulichkeit zwischen ihm und dem Minister. Sie beschlossen mit einander, den Krieg auf den künftigen Feldzug in die Provinz Gallicien zu spielen." Dafür waren die Anstalten noch nicht vollendet, als der Marques von Caracena mit etwa 20,000 Mann im Junius 1665 der von allen Vertheidigungsmitteln entblößten Landschaft Alentéjo einfiel. Er nahm Villa-Viçosa ohne Widerstand, und setzte dem auf Schombergs Anrathen einigermaßen befestigten Schlosse lebhaft zu. Aber die Besatzung, 1600 Mann, hielt Stand, daß die zwischen Minho und Duero aufgestellten Truppen Zeit gewannen, zur Vertheidigung der Südgrenze herbeizueilen.

Es war des Hofes ernstlicher Willen, daß nöthigenfalls, das Schloß von Villa-Viçosa zu retten, eine Schlacht geliefert werde. Seit längerer Zeit hatte Schomberg die Position von Montes Claros, östlich von Estremõz, studirt. Dort stellte er am 17. Juni seine Armee, Infanterie 12—13,000, Cavalerie 5500 Mann, mit 10 Kanonen auf, und alsbald brachen aus dem Thal hinter Montes Claros zehn spanische Schwadronen hervor, denen folgten 10 andere, und es entwickelten sich allmälig zwei feindliche Linien, jede von 22 Schwadronen, welche das ganze, den Portugiesen zu sich erweiternde Thal schlossen. Davon war die vorderste bis auf einen Kanonenschuß dem rechten Flügel der Portugiesen nahe. Schomberg warf zur Sicherung seiner rechten Flanke, die auf einen sumpfigen Hohlweg stieß, ein Bataillon mit 2 Kanonen in den ummauerten Hof eines ruinirten Gebäudes, und ließ seine Armee ebenfalls zwei Linien formiren. Unterdessen hatte Caracena seine dritte Linie Cavalerie aufgeführt, daher Schomberg die gleiche Disposition vornahm, doch wegen der Inferiorität seiner Cavalerie, 4 Bataillone Infanterie einschob, um nur den Spaniern die gleiche Fronte entgegenstellen zu können. Vier Escadronen behielt er zu einer Reserve, zwei commandirte er zur Unterstützung der Infanterie, der einzigen für den linken Flügel geeigneten Waffe, indem hier der unebene Boden, und die von trockenen Mauern

umfaßten Gärten und Weinberge die Anwendung von Cavalerie untersagten.

Der Angriff erfolgte ab Seiten der Spanier, bevor noch die zweite Linie portugiesischer Infanterie recht aufmarschirt war. Die Schweizer in spanischem Sold — deren gab es 1787 vier Regimenter, blau, 3 mit rothen, 1 mit gelben Aufschlägen — trafen auf die Engländer, und ward das Gefecht so hitzig zwischen den Mauern, um die man sich stritt, daß es Steine regnete, und die beiderseitigen Anführer mit den Spontons einen Zweikampf bestanden. In einem solchen erlegte der Obristlieutenant der Schweizer den Obristlieutenant Chilton von Schomberg, Infanterie, er wurde aber ebenfalls von dem Major der Engländer niedergestoßen, und die haben endlich die zwei Bataillone Schweizer auf die zweite Linie zurückgeworfen. Die Franzosen und das Regiment Clairan hatten alte castilianische Tercios vor sich, litten bedeutend durch das Feuer dieses geübten Volks, und wankten, als Schomberg ihnen mit 2 Schwadronen von der Reserve zu Hülfe eilte, ihnen auch hinter den Mauern eine minder gefährdete Stellung anwies. Vortrefflich hingegen hielt sich die portugiesische Reiterei auf dem rechten Flügel. Schomberg hatte noch in der Eile die Pikenire von den ihr eingeschobenen Infanteriebataillonen unterrichtet, wie die Piken zu fällen, um dem Einbrechen der feindlichen Cavalerie zu wehren. Die wurden auch wiederholt zurückgewiesen, bis endlich das unvergleichliche Cürassierregiment Rabatta, von dem Kaiser dem bedrängten Vetter dargeliehen, herbeigezogen wurde, die sämtliche, in der ersten Linie der Portugiesen aufgestellte Infanterie über den Haufen warf, die zweite Linie der portugiesischen Reiterei ohne sonderliche Anstrengung durchbrach, und ihr übel mitgespielt haben sollte, wäre nicht der Obriste Rabatta selbst gefallen, sein tapferes Regiment ohne Unterstützung geblieben. Rabatta ist in der östreichischen Kriegsgeschichte ein gefeierter Namen. Als bei Leipzig Alles verloren, behielten vier wallonische Regimenter, Rabatta, Fuchs, Lamboy, Balderone, ihre Ordnung bei, bahnten sich Weg durch den dichtesten Haufen der Schweden, setzten sich an eines Wäldchens Rand, und fochten, bis ihrer nur noch 600, und die ein-

brechende Nacht Stillstand gebot. Diese Tapfern hatten gestritten, nicht nur um die Ehre ihrer Waffen, sondern zumal um das Leben des Feldherrn zu retten: Tilly, mehrfach verwundet, befand sich in ihrer Mitte, erreichte auch, von der eisernen Mauer umgeben, Halle und demnächst Halberstadt. Das Regiment Rabatta, so bei Montes Claros sich verherrlichte, kam nicht nach Deutschland zurück, es blieb in spanischem Dienst, hieß später Rougemont, und wurde 1689 in ein Dragonerregiment umgeschaffen, das nach seinem Ehrentag den Namen Villa-Viciosa empfing, und im J. 1787 gelbe Uniform mit rothen Aufschlägen trug. Gelb waren auch 5 andere spanische Dragonerregimenter, eines, Pavia, mit rothen, 2, Almansa und Numantia, mit blauen, Lusitania mit schwarzen, Sagunto mit grünen Aufschlägen. Von den beiden andern Dragonerregimentern trug Rey blau mit rothen Aufschlägen, Reina roth mit blauen Aufschlägen.

„Schomberg, welcher gezwungen gewesen, ein unter ihm verwundetes Pferd mit einem frischen zu vertauschen, kam eben dazu, da dieser eiserne Haufen auf die zwei englischen Schwadronen der dritten Linie stürzte, welche sein ältester Sohn, Graf Friedrich von Schomberg, »homme ferme et entendu,« commandirte. Der Vater ließ die zur Rechten und Linken dieser englischen Reuterei stehenden Schwadronen der Regimenter Briquemaut und de Maré jenen allzuhitzig einhauenden Cürassieren in die Flanke fallen. Sie schlugen sich aber diesem ungeachtet auch durch die dritte Linie der Portugiesen und das Corps de Reserve durch, verfolgten die Flüchtigen von der zweiten Linie der portugiesischen Reuterei noch ein Stück Wegs nach Estremöz, und schwenkten sich hernach rechts, um sich wieder ihrer Infanterie anzuschließen. Ueber 1000 Pferde von der durch diesen Choc getrennten portugiesischen Reuterei waren sogar eine halbe Meile weit gerennt, hatten die Flucht der Bagage nach Estremöz, und von dort aus einen Bericht nach Hofe veranlaßt, daß die Schlacht wirklich verloren sei. Allein eben diese Heldenthaten des Regiments Rabatta und der mit ihm durch die portugiesische Cavalerie gebrochenen 4 Schwadronen von Chalais und Fabri legten den Grund zu der Niederlage der Spanier.

„Die erste Linie der spanischen Cavalerie unter dem Commando des Prinzen von Parma war dadurch so geschwächt worden, daß, bis sich die zweite Linie zu ihrer Unterstützung herbeimachen konnte, Schomberg Zeit gewann, seine erste Linie durch 4 aus dem Haupttreffen der portugiesischen Infanterie gezogene Bataillonen wieder herzustellen. Die portugiesischen Officiere des Treffens, welchem diese Bataillone entzogen wurden, äußerten die Besorgniß, daß sie auf diese Weise das feindliche Feuer nicht würden aushalten können. Schomberg ließ ihnen zuversichtlich zurücksagen, er würde sogleich die Reuterei der Spanier angreifen, wenn man aber mit dieser fertig wäre, sollte die spanische Infanterie wenig Mühe kosten. Mit dieser Verstärkung und mit der dritten Linie seiner Cavalerie, welche die Stelle der in Unordnung gerathenen zweiten Linie vertrat, commandirte Schomberg zum Angriff, und dieser ward gleichsam der zweite Aufzug einer Schlacht, die bereits ein paar Stunden lang gewährt hatte. Die spanische Cavalerie, welcher 4 portugiesische Feldstücke beschwerlich fielen, zog sich vor dieser großen Fronte ein wenig zurück, um sich mit ihrer Infanterie zu vereinigen. Sie stieß bei dieser Bewegung auf hinter ihr gelegene Olivenwälder, wodurch ihre Glieder getrennt wurden. Schomberg bemerkte dieses augenblicklich, schickte sogleich die vier Bataillonen mit ihren 4 Regimentsstücken wieder zu dem Gros der Infanterie zurück, verfolgte die spanische Reuterei mit der seinigen bis in die Olivenwälder, schlug sich aber hierauf links, und schnitt die feindliche Cavalerie von ihrem Fußvolk ab.

„Dieses gerieth, sobald es die Reuterei, seine vornehmste Stütze, verlor, in Unordnung. Ein Theil, der in den Weinbergen zwischen den Mauern postirt war, streckte das Gewehr. Ein Theil erreichte noch den Park von Villa-Viçosa, wohin ihnen der Oberste Chauvet und Graf Meinhard von Schomberg nachhieben, viele von ihnen erlegten, und ihnen 45 Fahnen abnahmen. Viertausend Mann, welche sich unter ein kleines von dem Marquis von Caracena auf einer Anhöhe aufgeworfenes Fort gezogen hatten, ergaben sich auf die Nachricht von der Niederlage ihrer Armee zu Kriegsgefangenen; 1500 in den Laufgräben vor Villa-

Viçosa zurückgebliebene Spanier zogen sich nach Jurumenha, und wurden von der Besatzung des Schlosses auf ihrer Retirade sehr beunruhigt. Eben diesen Weg hatte auch der Marquis von Caracena selbst mit einem Theil seiner Reuterei auf der Flucht eingeschlagen. Ungeachtet der Hartnäckigkeit dieses Treffens blieben doch nur 14 bis 1500 Mann auf dem Platz, worunter das Drittel von der portugiesischen Armee sein mochte. Diese hatte 60 Fahnen, 4 Standarten, 2 paar Pauken, 14 Kanonen und 2 Mörser erbeutet, auch, neben dem Don Diego Correa, General der Cavalerie, eine Menge vornehmer Kriegsgefangnen gemacht." Den folgenden Tag, als den 18. Jun. brachte man alle erbeutete Fahnen, Standarten und Spontons der gefangenen Officiere zusammen, pflanzte sie rund um Schombergs Zelt, und erweckte ihn mit einem Siegsgeschrei, unter dem Schall der Trompeten, Pauken und Trommeln. Er trat hervor, und empfing unter diesen Trophäen die Complimente der Generalität und sämtlicher Officiere der Armee.

Der Sieg bei Villa-Viçosa oder Montes-Claros, wenn auch der Todesstoß für Karls V Monarchie, blieb, wie das in Portugal herkömmlich, unbenutzt, zumal die bald darauf eintretende heiße Witterung beiden Theilen jede fernere Expedition untersagte. Im Oct. jedoch unternahm Schomberg, mit 1500 Reitern von Campo-Mayor ausgehend, einen Streifzug nach dem spanischen Estremadura, zwischen Talavera und Merida, der ihm eine Rencontre mit dem Prinzen von Parma verschaffte. Der Vortheil blieb den Portugiesen, Gefangne und 300 erbeutete Pferde führend, erreichte Schomberg wohlbehalten die Stadt Elvas. Von dannen wurde er mit den Truppen von Alentéjo und Beira nach dem Norden gefordert, um zu einem Einfall in Galicien zu wirken. Weil aber die Operationen von der Landschaft Entre Douro e Minho ausgehen sollten, demnach ihrem Gouverneur der Oberbefehl zukam, beschränkte sich das Unternehmen auf die Wegnahme einiger unbedeutenden Plätze, welche Schomberg gleichsam seinem Generalissimus escamotiren mußte. Die augenblickliche Degarnirung der Grenzen von Alentéjo benutzte der Marques von Caracena, um das an ihrem äußersten Vorsprung gelegene

Nodar zu nehmen, einige andere Ortschaften in die Asche zu legen. Das vernehmend, eilte Schomberg seinem eigentlichen Posten zu, die Spanier verschwanden und Nodar wurde in vier Tagen wiedererobert.

Am 8. Januar 1666 brach Schomberg mit 4000 Mann von Estremöz auf, um von Norden her der Provinz Andalusien einzubrechen, zunächst die Besatzungen in der Grafschaft Niebla zu wecken. Er nahm den 23. Algueria de la Puebla, dessen Kirche er mit äußerster Lebensgefahr gegen Plünderung schützte, dann Paymogo, das bis zum Frieden den Portugiesen blieb. Weitere Fortschritte wurden durch den Mangel an Lebensmitteln verhindert. Dagegen empfing der General willkommene Botschaft aus Frankreich, neben einer schönen Geldhülfe für die Fortsetzung des Kriegs die Vergünstigung, seine schottischen Gendarmen um 150,000 Livres zu verkaufen, welcher Summe der König andere 150,000 Livres beizufügen versprach, sobald eine Herrschaft von gleichem Werth für den General zu erkaufen sein würde.

Bis in den halben April wurde Schomberg abermals durch Krankheit in Lissabon festgehalten, dann zog er in Estremöz seine Streitkräfte, 4000 Mann Infanterie, 1200 Reiter, 4 Kanonen zusammen, und Lebensmittel für 14 Tage nachführend, überschritt er, ohne Befehl, die Guadiana. San Lucar de Guadiana capitulirte den dritten Tag, und würde Ayamonte schwerlich länger sich gehalten haben, allein der Minister wollte nichts von den Kosten hören, die eine solche Unternehmung verursacht haben würde. „Schomberg begnügte sich also mit einem Streifen seiner Cavalerie nach der Seite von Sevilla, wobei zwei Fahnen erbeutet, auch ein paar geringe Orte eingenommen wurden. Bei einer von diesen Gelegenheiten stieß Graf Meinhard von Schomberg mit einem Detachement von 300 Mann auf das spanische Cürassierregiment Rabatta (damals Rougemont) und trieb solches, nach hitziger Gegenwehr, durch ein Städtchen zurück, welches darüber geplündert wurde, und in Brand gerieth. Während diesem Brande ging ein Spanier, der kaum vorher war geplündert worden, bei einem portugiesischen Reuter vorbei, welcher als Wache vor einer Kirche stand, und zugleich auf einer ver-

stimmten Zither klimperte. Der Spanier bat den Portugiesen höflich um das Instrument, brachte die Saiten in Ordnung, stellte ihm mit den Worten, jetzt ist sie gestimmt (agora esta templada), die Zither wieder zu, und ging mit größter Grandeza seines Wegs. Jener Einfall verbreitete solchen Schrecken in der Provinz, daß verschiedene sowohl offene Orte als Schlösser Brandschatzungen einschickten, womit Schomberg seine Officiere und Gemeine befriedigte. In San Lucar ließ er 400 Mann Besatzung zurück, für seine Person begab er sich nach Lissabon, der im Aug. daselbst eingetroffenen Königin Maria Elisabeth Franzisca von Savoyen-Nemours seine Aufwartung zu machen. Mit seiner Rückkehr verzog es sich bis zum November, daß Caracena Gelegenheit fand, sich in Alentéjo auszubreiten, wiewohl Schomberg, vom Hof zurückgekehrt, die leichten Eroberungen eben so leicht wieder ihm entriß.

„Bei Hofe waren indessen drei Parteien entstanden. Eine, und die stärkste, war die des Königs, oder vielmehr des Ministers. Die andere machte die Königin, welche mit der portugiesischen Lebensart nicht sehr zufrieden war. Die dritte und schwächste hielt es mit dem Infanten Dom Pedro, welchem schon seine Mutter, als sie ihm die Krone zuspielen wollte, einen Anhang geworben hatte. Ueber diesen Intriguen wurden die Anstalten zum Kriege ganz außer Augen gesetzt," und lediglich auf eigene Faust wagte Schomberg zu Anfang Märzens 1667 das Unternehmen auf Albuquerque, so jedoch am Ende über der standhaften Vertheidigung des Schlosses scheiterte, und vielleicht die in den neuen Bundestractat zwischen Frankreich und Portugal vom 31. März 1667 aufgenommene Bestimmung veranlaßte, daß »l'excellentissime comte de Schomberg« noch 10 Jahre in Portugal zu dienen habe, jederzeit aber dem Commando des Gouverneurs der Provinz, in welcher der Krieg zu führen, oder seinem Stellvertreter, ja in Besatzungen dem portugiesischen Gouverneur eines jeden Platzes untergeordnet sein sollte.

Bisher war Schomberg allen Intriguen des Hofs fern geblieben. Die steigende Unzufriedenheit der Königin mit ihrem Gemahl scheint indessen ihn genöthigt zu haben, aus der seiner

Stellung so angemessenen Neutralität herauszutreten. Ihn ließ durch ihres Beichtvaters, des P. de Ville Vermittlung die Königin wissen, daß sie seine Meinung hinsichtlich ihrer traurigen Lage zu vernehmen wünsche, nachdem er ihr von dem Duc de Beaufort, ihrem mütterlichen Oheim, als ein Mann gerühmt worden, welchem sie vollkommenes Vertrauen schenken könne. „Der Beichtvater und Schomberg standen schon vorher in gutem Vernehmen. Jener unterrichtete ihn daher vorläufig von dem, was ihm die Königin in Ansehung der unartigen Begegnungen ihres Gemahls zu klagen haben möchte. Er entdeckte ihm weiter, was die Schamhaftigkeit der Königin zu entdecken nicht erlauben würde, daß nicht nur das Unvermögen des Königs eine ausgemachte Wahrheit sei, sondern auch daß seine tugendhafte Gemahlin in Gefahr stehe, wider Wissen und Willen zu einer Todsünde gebracht zu werden. Es befinde sich nämlich in ihrem Schlafzimmer ein geheimer Eingang, und das Bett sei so gestellt worden, daß man durch diese Thüre unbemerkt in das Schlafgemach kommen und es ungesehen wieder verlassen könnte. In der That ließ die Eitelkeit des Königs, welcher lieber dafür gehalten sein wollte, daß ihm die Königin nicht genug, als daß er der Königin gar nichts sei, verbunden mit dem erklärten Widerwillen gegen seinen Bruder, hinter dieser Einrichtung des Schlafzimmers Absichten vermuthen, wodurch zugleich seine Ehre gerettet, und die Hoffnung Dom Pedro's zur Krone vereitelt würde.

„Allein Schomberg, mit dessen kriegerischen Aufträgen in Portugal diese Ehebetts-Geschichten gar keine Verbindung hatten, nahm dieses ihm mitgetheilte Geheimniß nicht mit dem Vergnügen auf, wie man sich von Seiten der Königin und ihres Beichtvaters geschmeichelt hatte. Bezeugung seines Mitleidens, allgemeine Trostgründe, nebst der Versicherung aller möglichen Dienstleistungen, welche in seiner Macht, und seinen dem König in Portugal schuldigen Pflichten nicht entgegen stünden, waren alles, was de Ville von Schomberg zurückbrachte. Die Königin glaubte daher, daß man ihm die Sache nicht dringend genug vorgestellt hätte. Sie mußte sich zu einigen mündlichen Aeußerungen, und, weil dieses selten ohne Zeugen geschehen konnte,

zu einem Briefwechsel entschließen, welcher durch ihre Unvorsichtigkeit beide der höchsten Gefahr aussetzte.“ Davon erzählt der Verfasser der Relation de la Cour de Portugal, wie er vorgibt, nach Schombergs eigenen mündlichen Mittheilungen:

„Die Königin empfing eines Abends einen Brief von 4 Blättern von Schomberg, worin er sich über das ganze Detail herausgelassen hatte. Da es schon spät in der Nacht war, ließ sie sich Licht vor ihr Bette setzen, und alle Personen ihres Gefolges, unter dem Vorwande, daß sie noch besondere Andachtsübungen zu verrichten hätte, von sich entfernen. Sie legte sich hierauf nieder, las den Brief, und schlief ein. Ehe sie noch des andern Morgens aufgestanden war, sagte man ihr, der König wäre bereits in die Capelle gegangen.

„Da sie gewohnt waren, die Messe täglich mit einander in dem nämlichen Betstuhl zu hören, ließ sie sich eilends ankleiden, kam aber doch nicht mehr vor der Wandlung an Ort und Stelle, und mußte folglich eine andere Messe abwarten, wogegen der König, dessen Gottesdienst verrichtet war, die Kirche verließ.

„Kaum befand sie sich allein, als ihr beifiel, das Schombergische Paquet auf ihrem Bette vergessen zu haben. Diese Erinnerung konnte nicht anders, als ihre Andacht auf eine sehr unangenehme Weise unterbrechen. Sie entdeckte ihre Etourderie dem nahe bei ihr knieenden Beichtvater. Dieser nahm es auf sich, den zurückgelassenen Brief in Sicherheit zu bringen. Er eilte sogleich nach ihrem Schlafzimmer, hörte aber zu seiner grösten Bestürzung, daß sich der König darin befinde.

„Da es dem Beichtvater eigentlich nicht erlaubt war, in Abwesenheit der Königin in ihr Zimmer zu gehen, so lauschte er ein wenig an der Thüre, und hörte, daß der König mit großen Schritten auf und nieder ging, und mit der Gräfin von Castel-Melhor (Oberhofmeisterin der Königin und Mutter des Ministers) in einer ziemlich hitzigen Unterredung begriffen war. Mit dieser traurigen Nachricht kam der Beichtvater wieder in die Capelle zurück. Jetzt schickte die Königin eine ihrer Damen mit dem nämlichen Auftrag ab. Als aber diese in dem Schlafzimmer

ankam, war die Sache noch schlimmer. Der König hatte sich selbst auf das Bette seiner Gemahlin geworfen.

„Auf diese zweite Schreckensbotschaft blieb der Königin nichts übrig, als in eigener Person ihr Heil zu versuchen. Allein die Messe war noch nicht geendigt, und es würde großes Aufsehen verursacht haben, wenn sie die Capelle vor der Zeit verlassen hätte. Der Beichtvater fiel auf den glücklichen Einfall, ihr ins Ohr zu flüstern, daß sie sich krank stellen müßte. Die Königin fiel also in Ohnmacht und wurde in diesem Zustand aus dem Betstuhl zurück getragen. Der über diesen Anblick bestürzte und gerührte König wußte nichts dringenders, als zu befehlen, daß man eiligst das Bett der Königin zurechtmachen sollte. Dieses fehlte noch, um die verstellte Ohnmacht in eine wirkliche zu verwandeln, die Königin nahm aber eine augenblickliche Erholung zu Hülfe, und bat mit schwacher Stimme, sie nur unverzüglich auf das Bett, so wie es wäre, zu bringen. Dieses geschah, sie fühlte um sich, fand den fatalen Brief unter einem auf dem Bett gelegenen Kleide noch unentdeckt, und konnte sich also von ihrem Schrecken sowohl, als von ihrer wohl gespielten Unpäßlichkeit nach und nach wieder erholen."

Leider haben sich in Schombergs Nachlaß keine Papiere gefunden, die über seinen Antheil bei der scandalösesten vielleicht aller Palastrevolutionen bestimmtere Aufschlüsse geben könnten. K. Alfons VI wurde der Krone beraubt, und der sie ihm genommen, sein Bruder Dom Pedro ließ sich des Entthronten Gemahlin antrauen. In den Tagen der Entscheidung befand Schomberg sich nicht in Lissabon, der Minister hatte ihm befohlen, in seinem Gouvernement zu bleiben, dann durch eine zweite Ordre ihm aufgegeben, die Truppen von Alentéjo in Bereitschaft zu halten. Statt diesem nachzukommen, legte er seine Truppen noch weiter auseinander, ohne Zweifel damit der Minister sich ihrer nicht gegen den Infanten gebrauchen könne, er nahm auch Forceira, von dannen die Spanier noch die Nachbarschaft beunruhigten. Es war das letzte Waffenthat in dem beinahe 30jährigen Kriege, denn am 13. Febr. 1668 wurde mit Spanien Frieden geschlossen, die Unabhängigkeit von Portugal

anerkannt. Ein französisches Geschwader, von dem Viceadmiral d'Estrées befehligt, kam nach dem Téjo, die französischen Hülfstruppen abzuholen, und den 8. Juni 1668 ging Schomberg unter Segel, den Portugiesen nicht nur das Andenken seiner tapfern Thaten, sondern auch seiner stets sorgfältigen und prächtigen Toilette hinterlassend. Nach seiner Mode sollen nämlich die bei Processionen herumzutragenden Heiligenbilder mit blonden Perücken, in Kleidern, die mit goldenen oder silbernen Spitzen verbrämt, aufgeputzt worden sein, ungeachtet strenge Eiferer dagegen predigten. Dagegen hatte der General hin und wieder auch als Zauberer zu gelten. Man erzählte sich, er schreibe seine Mittheilungen aus Portugal auf Glas, halte solches gegen den Mond, und mittels eines Telescops lese Mazarin in dem Mond, was der General aus der weiten Ferne berichte.

Rochelle erreichte Schomberg den 14. Juni 1668. Sofort wurden seine Truppen verabschiedet, bis auf das deutsche Regiment, so man in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste dem Regiment Alsace einverleibte. Der Empfang Schombergs, von Seiten des Königs sowohl als der Nation, war der Art, daß er nicht umhin konnte, Frankreich fortan als sein eigentliches Vaterland zu betrachten. Dazu war der Tod seiner tugendsamen Gemahlin gewissermaßen die Einleitung: sie starb zu Geisenheim, 21. März 1664, und wurde zu Waldlaubersheim in dem Chor hinter der Kanzel beigesetzt. Der Wittwer kaufte die Herrschaft Coubert, ließ sich samt seinen Söhnen Meinhard und Karl naturalisiren, und erhielt für sich die honneurs du Louvre, und für seine Gemahlin, falls er sich wieder verheurathen sollte, das Tabouret. Er scheint also schon damals mit Heurathsgedanken umgegangen zu sein, und wurde ihm am 14. April 1669 in dem Tempel von Charenton des Daniel d'Aumale 35jährige Tochter Susanna d'Aumale, Frau auf Aucourt in der Normandie, angetraut. Die Wahl wird ihn nicht gereuet haben, wenn anders der Sévigné Zeugniß in Wahrheit begründet. »M. de Schomberg me paroît un des plus aimables maris du monde; sans compter que c'est un héros, il a l'esprit aisé et une intelligence dont on lui sait un gré non pareil; sa femme l'adore,

mais parce qu'il ne faut pas être contente en ce monde, elle n'a pas un moment de santé.«

Das wurde den 1. Mai 1671 geschrieben, in dem nämlichen Sommer reisete Schomberg nach dem Rhein, um einen ansehnlichen Theil seines Eigenthums in Deutschland an die drei Söhne, die ihm noch geblieben, abzutreten, so zwar, daß sie ohne seine Einwilligung nichts verpfänden oder veräußern, nicht einmal ein Capital aufkündigen sollten. Es war auch den Söhnen ausdrücklich verboten, die Unterthanen, Leibeigene mehrentheils, mit Frohnden und Frevel gegen das Herkommen zu belegen, „und damit alle Confusion hierin verhütet, und die Unterthanen nicht zu hoch beschweret werden, als ist mein gänzlicher Wille, daß die Frohndienste um ein erträgliches Geld mögen angeschlagen und bezahlt werden." Daß die Unterthanen mit Frohndiensten geschont, und ihnen keine Ursache zu klagen gegeben werden soll, wiederholt Schomberg in einem spätern Aufsatz, „indem es eine Gewissenssache sei, und er keine Bedrückungen zugeben könne."

Ohne ein Commando zu haben, folgte Schomberg dem König zur Belagerung von Maastricht, 1673, von dannen sich ihn jedoch K. Karl II von seinem Verbündeten erbat, »pour servir sous le duc de York dans la descente qu'il se dispose de faire en Hollande avec un corps de troupes de S. M.« Dem zufolge verließ er das Hauptquartier am 23. Juni, und kaum in England ausgeschifft am 3. Jul. wurde er zum Capitaine-général sämtlicher Landtruppen unter des Prinzen Rupert Oberbefehl ernannt. Mit 6000 Mann Infanterie und einiger Cavalerie sollte er durch eine Landung in Zeeland den Holländern Diversion machen, allein die ganze Operation beschränkte sich auf eine Spazierfahrt von 8 Tagen, und schon am 31. Jul. wurden die Landungstruppen bei Yarmouth ans Land gesetzt. Des Zwistes, welchen Schomberg gelegentlich dieser Irrfahrt mit dem Prinzen Rupert hatte, ist Bd. 6 S. 172—173 gedacht. Schomberg verlor Zeit und Mühe über dem Bestreben, den ihm untergebenen Horden einige Disciplin beizubringen, entwarf eine Schilderung der englischen Landarmee, verbunden mit Vorschlägen für ihre bessere Einrichtung, dann einen „Plan wie zu jeder Zeit ein so beträcht-

liches Corps Truppen in Bereitschaft zu haben, als es die Nothwendigkeit zum Dienst Englands erforderte, und zwar ohne Unkosten des Königs, ohne Beschwerde der Nation, und ohne daß dieses Corps sich vermindere, so viel auch Mannschaft aus demselben gezogen werden möchte." Die Vorschläge, im Wesentlichen die Errichtung einer Landmiliz bezweckend, wurden jedoch kühl aufgenommen; dem Hofe mißfällig, galt Schomberg der Nation als ein Emissair Ludwigs XIV, berufen, ein stehendes Heer nach französischem Fuß zu organisiren, und er forderte, seine falsche Stellung gewahrend, den Abschied. Niemand bemühte sich, ihn zu halten, und im Nov. 1673 befand er sich schon wieder zu Coubert, von dannen ihn jedoch noch vor Ausgang des Jahrs ein Befehl des Hofs abrief. Er wurde angewiesen, alles, was von Reiterei in Hennegau und Flandern zerstreut, zusammenzuziehen, um damit Luxembourgs meisterhaften Rückzug aus Holland zu decken. »Déjà le comte de Schomberg avoit pris les devants avec un corps de cavalerie, pour favoriser sa retraite; mais l'habileté de Luxembourg rendit inutile ce secours, qui d'ailleurs s'étoit mis trop tard en route.«

In dem kaum noch durch den pyrenäischen Frieden für Frankreich gewonnenen Roussillon ergaben sich Spuren einer Verschwörung unter dem Adel, der unter die alte Herrschaft zurückzukehren wünschte. Dem gesellten sich der Spanier partielle Angriffe auf die Grenzposten, und es wurde nöthig befunden, der kleinen in den Pyrenäen aufgestellten Armee einen Anführer zu geben, deß persönliches Verdienst die Behauptung der schwierigen Provinz erleichtere. Hierzu wurde Schomberg, der vom November 1673 bis zum Februar 1674 das Commando zwischen Maas und Sambre geführt, ausersehen, nachdem er vorher zum Duc à brevet, mit der ungewöhnlichen Clausel, daß dieser regelmäßig persönliche Titel auf seinen ältesten Sohn sich vererbe, ernannt worden. Die Armee, »glorieuse d'avoir un chef d'une si grande réputation, et si fort accoutumé à faire trembler l'Espagne,« begrüßte ihn mit Jubel, dem jedoch die ersten Ereignisse des Feldzugs keineswegs entsprachen. Bellegarde, welches zu entsetzen, der französische Feldherr den äußersten Fleiß an-

wendete, fiel nach kaum nennenswerther Vertheidigung, Bains wurde zwar durch die von Schomberg angeordnete Bewegung gegen St. Jean-de-Pages gerettet, allein seine Lage Angesichts beinahe der spanischen Armee, und nur durch einen Bach von ihr getrennt, blieb fortwährend beunruhigend. Er mußte geschehen lassen, daß ein vor Bains verwendetes feindliches Detachement sich wohlbehalten über den Bach zurückzog, indem er seinen mehrentheils „neuen Truppen die erforderliche Contenance noch nicht zutrauen konnte, sondern sie erst nach und nach an das Feuer gewöhnen wollte.

„Dieses geschah buchstäblich, da beide Armeen aufs höchste 3 Musketenschüsse weit von einander entfernt waren. Von den französischen Vorposten wurden täglich Leute getödtet, ohne daß sie solches, weil die spanischen Gewehre weiter reichten als die ihrigen, den Feinden erwiedern konnten. Am beschwerlichsten fiel diese Nachbarschaft für das Tränken der Pferde, welches aus eben diesem Bache geschehen mußte, der zwischen ihnen floß. Weil bei diesem Anlaß immer einige Reutknechte mit blutigen Köpfen zurückkamen, so machte sie solches so schüchtern, daß sich die Officiere genöthigt sahen, ihre Pferde selbst an das Wasser zu begleiten, damit die Knechte sie nicht aus Furchtsamkeit Durstes sterben ließen. Schrecken anderer Art verbreitete eine Kanonade, die drei ganzer Tage fortgesetzt, beiden Armeen namhafte Verluste brachte. Ein französischer Cornet lief in der Verzweiflung davon, und hat man nie mehr von ihm gehört. Wahrscheinlich war er nach Hause gekommen, und seine Familie hatte sich geschämt, sein zurückgelassenes Gepäck wieder zu fordern."

Nach Verlauf von acht Tagen überbrachte der Maire von Ceret die Schlüssel des Städtchens, zusamt der Nachricht, daß die Spanier den Rückzug angetreten hätten. Der Nachricht nicht vollkommen vertrauend, gab Schomberg Ordre, die Armee aufzustellen, um sie nach Beschaffenheit der Umstände zu verwenden. Einige Bewegungen im feindlichen Lager schienen die Sage von einem Rückzug zu bestätigen, und der General-Lieutenant Lebret, ohne Schombergs Eintreffen auf dem Platze abzuwarten, commandirte zwei Cavalerieregimenter zum Angriff

auf die feindliche Arrieregarde. „Allein kaum hatten sie über den Bach gesetzt, und ein Defilé passirt, welches noch zwischen ihnen und den Feinden lag, als sie von der spanischen Infanterie, die sich in Hohlwegen zu ihrem Empfang bereit hielt, mit einem Musketenfeuer empfangen wurden, worauf sie nicht gefaßt waren. Das eine Regiment hatte alte Officiere an seiner Spitze, und zog sich in ziemlicher Ordnung zurück. Das andere, bei welchem sich nur ein einziger Officier befand, der über ein Jahr im Dienst gewesen war, that es auf eine Art, wie man es von Neulingen im Handwerk erwarten konnte. Lebret commandirte noch drei Cavalerieregimenter, die Spanier auf einer andern Seite anzugreifen. Allein auch hier fanden sie das nämliche Terrain und die nämlichen Anstalten. Sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Auf das Geprassel der Musketerie eilte Schomberg aus seinem Zelte herbei. Er suchte den begangenen Hauptfehler, daß die Reuterei von keinem Fußvolk war unterstützt worden, durch Nachsendung des Regiments von Saux zu verbessern. Nun hatte sich die ganze Armee in Bewegung gesetzt, und selbst die Miliz von Languedoc, welche seit einigen Tagen dazu gestoßen war, mußte mit in das Treffen. Allein die erste Salve, welche sie auszustehen hatte, setzte sie in einen solchen allgemeinen Schrecken, daß sie aufs eilfertigste die Flucht ergriff. Ihr Beispiel hatte den gewöhnlichen schlimmen Einfluß auf den größten Theil der übrigen Armee. Die meisten Regimenter zogen sich in äußerster Unordnung zurück, und es war ihren Officieren unmöglich, sie wieder herzustellen. Schomberg ließ also das Zeichen zur Retirade geben. Er deckte sie mit dem tapfersten Theil der Truppen, so viel er noch zusammenbringen konnte, und rückte zuletzt in das Lager.“ Wenigstens 800 Todte, und 15 bis 1600 Gefangene hat diese übereilte Action den Franzosen gekostet. »M. de Schomberg revint dans son camp comme un homme qui savoit parfaitement son métier, et se tirer des plus fâcheuses affaires.«

Dieses Lager behauptete Schomberg bis zum 8. Sept., wo er dann endlich dasselbe nach Elna verlegte, gezwungen zum Theil durch den Typhus, der von der Landmiliz aus Languedoc,

ursprünglich 11,000 Mann, kaum 2000 übrig gelassen hatte, theils auch bestimmt durch das Gerücht einer bevorstehenden Belagerung von Collioure, die indessen unterblieb, weil die Spanier genöthigt, Roussillon zu räumen, um die wenigen ihnen gebliebenen Streitkräfte zur Unterdrückung des Aufruhrs in Messina zu verwenden. Es war dieses ein großes Glück für Schombergs Armee, die einzig der von Portugal sich herschreibenden Scheu der Spanier für seinen Namen die Fortsetzung ihrer Existenz verdankte, übrigens zu der kläglichsten Demüthigung herabgebracht war. Ihre Parteien hatten sich gewöhnt, bei dem ersten Anblick einer spanischen Patrouille die Flucht zu ergreifen. Durch den Abzug der Feinde ermuthigt, wagten sie es jetzt, der Cerdaña einzufallen, aber in Roussillon selbst wurden die Winterquartiere genommen, wie denn Schomberg für seine Person die rauhe Jahrszeit in Perpignan zubrachte. »Et quoiqu'il nous en ait coûté beaucoup de monde aussi par les maladies, l'on pourroit dire que par notre patience nous avons vaincu celle des Espagnols, à qui la perte des hommes est bien plus préjudiciable qu'à la France.« Daß er zu Perpignan mit geringer Schonung des öffentlichen Aufsehens protestantischen Gottesdienst halten lassen, als womit selbst Turenne es niemals so weit getrieben habe, wurde Schomberg vor dem König beschuldigt, er rechtfertigte sich aber deshalb in würdiger Weise durch Schreiben an Louvois vom 14. April 1675.

Die für den Feldzug von 1675 bestimmte Armee war kaum jener des vergangnen Jahrs zu vergleichen, es schrieb auch der General am 17. April an den Kriegsminister, daß er lieber als Volontair bei einer andern königlichen Armee dienen, als der Ehre genießen wollte, eine Armee zu befehligen, von der nichts zu erwarten. Einigermaßen sich zu verschaffen, was ihm versagt, beschäftigte er sich mit der Errichtung von 12 Compagnien französischer Miquelets, so er denen der Spanier entgegen zu stellen gedachte, dann erbettelte er sich gleichsam, für einen Monat, den Zuzug von 1500 Bürgern aus Languedoc, die er in die festen Plätze verlegte, um die Garnisonen für den Felddienst gebrauchen zu können. Also verstärkt, beschloß er über den Col

de Portail, auf höchst beschwerlichen Pfaden in Catalonien einzubrechen. Unter wiederholten Gefechten mit den Miquelets brach er sich Bahn zu der Landschaft Lampurdan, Figueras öffnete ohne Gegenwehr die Thore, das Fort Montjuy bei Gerona wurde mit dem Degen in der Faust genommen, die Besatzung von Ampurias ergab sich auf Discretion, aber die wesentlichste Aufgabe blieb die Wiedereroberung von Bellegarde. Am 19. Jul. wurden die Laufgräben eröffnet, und sehr bald sah der Commandant sich genöthigt zu capituliren. Er versprach die Festung zu räumen, wenn er bis zum 27. Jul. nicht entsetzt werde. Der Herzog von San Germano hatte ihm nämlich für diesen Tag, für den in Spanien so hoch gehaltenen Festtag von St. Jago de Matamoros, nicht Matamoras, wie, trotz aller Zurechtweisungen, unsere Zeitungen beharrlich schreiben, Succurs verheißen, und in der That zeigte sich am 25. Jul. zur bestimmten Stunde, 8 Uhr Morgens, der Entsatz, ohne jedoch, da er die Belagerer unter den Waffen und auf der Hut fand, Erhebliches unternehmen zu können. Demnach wurde am 29. die Festung übergeben. Eine Unpäßlichkeit vorschützend, begab Schomberg sich nach Perpignan, wo sich während dieser beiden Feldzüge seine Gemahlin aufgehalten hatte.

»M. de Schomberg se retira à Perpignan sous prétexte de quelque indisposition, mais en effet pour s'appliquer à une grande chose, que nous n'attendions pas de lui, et qui aura peut-être un jour le succès que je désire, et que tous ceux qui l'honorent autant que moi, doivent souhaiter avec une extrême passion. Comme c'est une particularité que peu de gens savent, et dont je suis très bien informé, je suis bien aise de la rapporter ici, afin que tout le monde ne juge pas toujours les choses par l'apparence.

»Il n'y a personne qui ne croye que M. de Schomberg ne soit le plus obstiné des hérétiques, comme il est sans doute le plus considérable de tous ceux qui sont maintenant en France. Les grandeurs qu'il a refusé, lorsqu'on y a attaché le changement de religion, en persuadent fortement, et autorisent la pensée qu'on en peut avoir, quand on n'est pas si

bien instruit de ce qu'il a fait, que je le puis être. Mais comme je viens de dire, il ne faut pas toujours juger des choses par l'apparence, et pour faire connoître que je dis vrai, je n'ai qu'à rapporter ce que j'ai vu, dont le récit doit détromper, quelque prévenu que l'on soit de sa fausse opinion.

»Cette retraite dont je viens de parler, ne fut que pour vaquer aux affaires de son salut, où il y a déjà long-temps qu'il s'applique sérieusement. La lecture de bons livres, et la conversation de gens bien-versés dans la théologie, lui avoient donné je ne sais quelle crainte de n'être pas dans le bon chemin, en professant sa religion. Il voulut prendre le temps de ce repos pour s'en instruire. Il eut des conférences sur cela avec le père provincial des jésuites de Perpignan. Mais enfin le temps de sa conversion n'étoit pas encore venu. Dieu frappa inutilement à la porte de son coeur, et toute l'armée eut une mortification extraordinaire de voir son salut différé de quelque temps. Car enfin je ne doute point, que ce grand homme ne rentre un jour en lui-même, et qu'il acheve un ouvrage, où tous les gens de bien prendront un intérêt particulier.«

Auch der König selbst hatte das Seinige zu Schombergs Bekehrung beitragen zu müssen geglaubt, ihm mündlich den Marschallsstab verheißen, falls er seine Religion ändern würde. »Le duc répondit au roi qu'il s'estimoit bien malheureux de ce que S. M. avoit si mauvaise opinion de lui, que les grandeurs du monde fussent capables de lui faire changer sa religion; que si pour des motifs si bas il abandonnoit le service du Dieu de ses pères, il mériteroit le mépris de tous les hommes, et particulièrement de S. M.; que celui qui n'étoit pas fidèle à Dieu, ne pouvoit pas être fidèle à son prince.« Beiläufig sechs Jahre nach diesem Gespräch, bezüglich dessen ich doch jede Bürgschaft ablehne, empfing Schomberg in dem durch den Revolutionskrieg berühmter gewordenen Lager du Boulou das Marschalls-Patent, datirt vom 30. Jul. 1675. Den Feldzug zu beschließen, fiel er nochmals der Cerdaña ein, es blieb jedoch bei einigen Balgereien mit der Besatzung

von Puycerda. Im Dec. legte Schomberg das Commando nieder, und gegen Ausgang Januars 1676 verließ er, von seiner Gemahlin begleitet, Perpignan. Einige Monate brachte er am Hofe zu, und kam er, zugleich mit Luxembourg und Créquy, in Vorschlag für das Commando der Rheinarmee. »Le maréchal de Schomberg s'étoit rendu célèbre par de grandes victoires en Portugal contre les Espagnols; il passoit avec raison pour un grand capitaine. Cependant il n'avoit pas tout-à-fait soutenu dans cette guerre la haute opinion qu'on avoit conçue de lui. Le roi croyoit avoir remarqué en lui plus de précaution que d'audace, plus d'expérience que de génie, plus de lenteur et d'incertitude que d'activité. On l'accusoit de n'avoir pas saisi rapidement en Catalogne toutes les occasions qui s'étoient présentées de vaincre. Au surplus, le marquis de Louvois faisoit observer au roi, que Schomberg, Allemand et Protestant, avoit de grands biens et beaucoup d'amis en Allemagne; qu'il y avoit lieu de craindre que ce général ne ménageât trop les princes de l'Empire, et sur-tout ceux de sa religion. Le roi qui avoit de grands projets en Flandre, le destina à servir dans son armée avec les maréchaux d'Humières, de Lorges et de la Feuillade.« Der Feldzug in den Niederlanden begann mit der Belagerung von Condé, wobei Schomberg die erste Attaque führte. Die Festung capitulirte den 26. April 1676.

Des Königs Bruder, der Herzog von Orléans, berennte Bouchain, 2. Mai. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Villa Hermosa, an der Spitze von 50,000 Mann, unternahmen es, die Belagerung zu hintertreiben. Ludwig XIV, in der Absicht, sie zu decken, bezog die Stellung von Hurtebise bei Valenciennes. Die geräumige Fläche zwischen beiden Armeen bot ein Schlachtfeld sonder Gleichen. „Allein eben diese gleichen Vortheile hielten das halbgezückte Schwert auf beiden Seiten in der Scheide. Holländische Schriftsteller werfen die Schuld auf das Phlegma der spanischen Generalität, die es für mißlich hielt, das Schicksal der sämtlichen Niederlande auf einmal auf das Spiel zu setzen. Franzosen, vornehmlich neuere Geschichtschreiber

hingegen melden in einem Tone von Unzufriedenheit, daß Schomberg durch seine Bedenklichkeiten ihren großen Ludwig abgehalten habe, den glänzendsten Lorber über seinen Gegner zu erfechten.

„Das Wahre an der Sache ist, daß der König zu einem Treffen geneigt schien, wodurch auch der größte Theil der Generale zu dem lauten Wunsche bewogen wurde, dem Krieg mit einem solchen entscheidenden Schritt auf einmal ein Ende zu machen. Der König äußerte jedoch, daß er, ohne Schomberg darüber gehört zu haben, nichts beschließen würde. Louvois ließ also dem Marschall durch eine vertraute Person bedeuten, der Schluß des Kriegsraths falle wie er wolle, »»qu'il devoit observer la personne du roi,«« oder, wie es anderswo klarer ausgedrückt, »»la vérité est qu'on ne voulut pas exposer la personne du roi.«« Schomberg verstand diesen Wink. Er erklärte sich daher, als er seine Meinung zu sagen aufgefordert wurde, dahin, daß man sich zwar zu einer Bataille in Bereitschaft setzen müsse; allein die Eroberung von Bouchain wäre gegenwärtig der Hauptgegenstand. Er glaube folglich, daß der König sich in seinem Plane nicht irre machen lassen, sondern den Angriff des Feindes erwarten sollte. Die Marschälle Créquy und des Lorges traten Schombergs Gutachten bei, und der König endigte mit den Worten, daß er gegen das Dafürhalten solcher erfahrnen Männer nichts zu wagen gedenke. Der Prinz von Oranien hielt es eben so wenig für räthlich, den König anzugreifen, und war vielmehr, ungeachtet seine Stellung, wegen einer etwas höhern Lage, und wegen der Verbindung mit Valenciennes, noch einigen Vortheil vor der französischen hatte, der erste, der sich zu verschanzen anfing. Man folgte dem Beispiel des Feindes, und obgleich Bouchain schon den 12. übergegangen war, so behielten doch Ludwig XIV und Wilhelm III diese nahen Lager bis zum 20., wo jener mit dem Aufbruch und Zurückzuge den Anfang machte, ohne von diesem im mindesten beunruhigt zu werden.

„Den 30. Mai kamen beide Armeen beinahe auf eine ähnliche Weise gegeneinander zu stehen, als sich der Prinz von

Oranien bei Alost, und der König bei Ninove lagerte, so daß sie nur die Dender trennte. Es kam aber auch hier aus den nämlichen Ursachen zu keinem Treffen. Man scharmützelte bald dies-, bald jenseits des Wassers, bis der König den 18. Jun. ebenmäßig zuerst decampirte. Den 21. bezog Ludwig XIV sein Lager auf der Ebene bei Quievrain, verließ den 4. Jul. die Armee, und bezeugte seine Zufriedenheit mit Schombergs Rathschlägen am unwidersprechlichsten dadurch, daß er ihm das Commando derselben übertrug. Noch in eben diesem Monat berennte der Prinz von Oranien Maastricht, der Marschall d'Humières hingegen die Festung Aire, indessen bei Nivelles und nachmals bei Genap der Herzog von Villa Hermosa die Bewegungen des bei Quevrechain gelagerten Marschalls von Schomberg beobachtete.

„Erst den 22. Jul. hörte Schomberg, daß der spanische General von Genap aufgebrochen sei, um Aire, mit Inziehung der Besatzungen von Brügge, Ostende, Dendermonde, Gent und Brüssel zu entsetzen. Es befand sich derselbe bereits in der Nähe von Gent, als diese Zeitung in dem französischen Lager bekannt wurde. Der Marschall kam ihm mit unglaublicher Geschwindigkeit zuvor, und lagerte sich schon den 28. in der Nachbarschaft von Aire auf der Straße, woher die feindliche Armee im Anzug, und wirklich bis Ypern vorgerückt war. Als hierauf die Festung den 31. Jul. capitulirt hatte, begab sich Schomberg den 4. Aug. auf den Marsch nach Maastricht. Indem seine Armee, welche, als er vor Aire lag, gleichsam mit jedem Schritte durch verschiedene vertheilt gewesene Corps bis auf 50 Bataillone Infanterie und 16,000 Mann Cavalerie anwuchs, sah sich Villa Hermosa gezwungen, immer vor ihm auf die Armee des Prinzen zurückzuweichen. Den 25. commandirte der Marschall den von Montal und den Duc de Villeroi mit einem ansehnlichen Detachement von Cavalerie und Dragonern voraus. Er selbst folgte diesem Corps in 8 Colonnen, in deren Mitte die Bagage marschirte, nach. In der Nähe von Tongern verkündigte er der Besatzung von Maastricht durch 32 Kanonenschüsse seine Ankunft. Villa Hermosa bestätigte solche den 26. dem Prinzen von Oranien durch seine Ankunft vor dessen Linien, und den 27. wurde im

Lager der Alliirten die Aufhebung einer Belagerung beschlossen, welche sie in Zeit von 6 Wochen über 12,000 Mann ihrer besten Truppen, und bei einem durch den Prinzen mit einem Corps von Freiwilligen forcirten Sturm den größten Theil der Officiere von der Infanterie gekostet hatte.“ Es schreibt hiervon die Sévigné, 2. Sept. 1676: »Mais ce que nous avons encore admiré tous ensemble, c'est l'extrême bonheur du roi qui, nonobstant les mesures trop étroites et trop justes qu'on avoit fait prendre à M. de Schomberg pour marcher au secours de Maestricht, apprend que ses troupes ont fait lever le siége à leur approche, et en se présentant seulement. Les ennemis n'ont point voulu attendre le combat. — On loue, à bride abattue, M. de Schomberg; on lui fait crédit d'une victoire, en cas qu'il eût combattu, et cela produit tout le même effet. La bonne opinion qu'on a de ce général est fondée sur tant de bonnes batailles gagnées, qu'on peut fort bien croire qu'il auroit encore gagné celle-ci; M. le Prince ne met personne dans son estime à côté de lui.«

„So lang der Prinz unter Maastricht seine Stellung behielt, versuchte Schomberg vergebens, denselben in ein Treffen zu verwickeln, und nur nachdem die Alliirten sich von der Maas zu entfernen anfingen, gelang es dem von Montal, verschiedene mit Kranken, und auch mit Kriegsgeräthschaften, unter andern mit 52 Kanonen befrachtete Fahrzeuge wegzunehmen, welche bei dem allzu seichten Wasser ihren Weg nicht fortsetzen können. Als der Prinz mit Aufbruch seines Lagers den Anfang gemacht, und die Route gegen Gemblours eingeschlagen hatte, trat auch Schomberg den 2. Sept. seinen Rückmarsch an, um die Lebensmittel der Festung nicht durch seine eigenen Truppen wieder zu mindern. Hier war es, wo sich der Prinz von Oranien bei Cinq-Etoiles in einem so vortheilhaften Posten lagerte, daß der französischen Armee entweder der Weg nach Frankreich abgeschnitten, oder sie gezwungen zu sein schien, mit sichtbarem Nachtheil anzugreifen. Hier war es aber auch, wo Schomberg beide feindliche Absichten durch eine Kriegslist vereitelte, welche von Meistern der großen Kunst (von Feuquières insbesondere) mit außerordentlichen Lobsprüchen erzählt wird.

„Er schlug nämlich sein Lager in Gegenwart der Feinde, jedoch so, daß es ihnen die linke Flanke, statt der Fronte zukehrte, um ihnen dadurch die Bewegungen der rechten Flanke zu verbergen. Er schickte hierauf seine Fouragierparteien aus, um den Prinzen glauben zu machen, daß er einige Zeit in dieser Stellung verharren wolle. Allein während dem Fouragieren ließ Schomberg auf seinem rechten Flügel Brücken über die Mehaigne schlagen. Seine Artillerie, das Gepäck und die Regimenter dieses Flügels gelangten in solcher Stille an das jenseitige Ufer, daß man in dem Lager des Prinzen nicht das mindeste davon wahrnahm. Erst als sich der linke Flügel in Bewegung setzte, dem rechten zu folgen, wurden die gewöhnlichen Zeichen mit dem Spiele gegeben. Die Alliirten trafen, als sie den französischen Generalmarsch hörten, die schleunigsten Anstalten, die Uebersetzung zu hindern, und wenigstens die Cavalerie, welche die Arrieregarde machte, zu beunruhigen. Aber eine jenseits aufgepflanzte Brigade Artillerie, nebst einigen im Gebüsche des Ufers postirten Bataillonen Infanterie, hielten die Nachhauenden zurück, und die Brücken wurden, nachdem die ganze französische Armee in Sicherheit war, abgeworfen. Dieser berühmte Uebergang geschah den 9. September."

Der König bezeigte dem Befreier von Maastricht seine Dankbarkeit durch das Geschenk von vier Kanonen, welche zur Vertheidigung von Maastricht gedient hatten. Schomberg, im Rückmarsch begriffen, ließ diese seine Trophäen aus Maastricht abholen. Die französische Armee bezog die Winterquartiere in der Landschaft Cambrésis, und der Marschall ging nach Paris, was um so nöthiger, da man dem König beigebracht hatte, »que vous aviez dessein d'entrer dans le service de l'empereur.«

Den Feldzug von 1677 eröffnete Ludwig XIV, in dessen Gefolge abermals Schomberg sich befand, mit der kaum glaublichen, in einer halben Stunde vollbrachten Eroberung von Valenciennes. Die Belagerung von Cambray erforderte etwas mehr Zeit, und wurde durch einen Ausfall auf Schombergs Quartier, von diesem zwar auf das lebhafteste zurückgewiesen, unterbrochen. Als die Besatzung der Citadelle vermöge der Capitulation am

Ostertage, 18. April vor dem König defilirte, »M. le maréchal de Schomberg étoit de jour. Le 20. le roi partit pour Dunquerque et il n'amena avec lui qu'une partie de sa maison, et mit le reste en quartier de rafraîchissement. Et il permit à M. le maréchal de Schomberg de s'en revenir à Paris, lequel partit le même jour de Cambray, que le roi partit pour Dunquerque. Le 6. mai il eut ordre de se rendre à Tournay le 15. du même mois, et le 19. vinrent autres ordres de se rendre à Charleville. Il fit partir son équipage de Paris le 11. mai, et lui en partit le 14. et arriva le 18. à Charleville. Le lendemain il vit en quel état étoient les fortifications, et le 22. il prit le chemin de Sedan. Le mardi 25. mai les troupes qui étoient campées près de Charleville, vinrent en partie rejoindre le maréchal près de Sedan, et camper sur la Moncelle près d'un village de même nom. Le 26. l'on décampa et l'on vint camper à un village nommé Villy-sur-Chiers. De ce camp il fut visiter Aflans et Virton. Le 15. de juin nous sommes décampés pour venir camper au village qui s'appele Florenville sur la Semoy. Et le 20. qui étoit un dimanche, nous sommes décampés pour venir camper à Altenans.« Aus Chassepierre schreibt der Marschall an seine Gemahlin: »De ce qui est ici, sans un miracle l'on ne vous en peut dire grande chose. Nous avons quatre colonels ici, dont il y en a trois qui sont encore plus jeunes de tête que d'âge.«

Unstreitig war die Stellung, die man ihm hier gegeben, eine mäßige disgrâce. Er suchte ihre Wirkung durch die vollkommenste Hingebung in den Willen des Monarchen zu neutralisiren. Der Herzog von Lothringen manoeuvrirte, um sich mit der Armee des Prinzen von Oranien zu vereinigen. Dieses ihm zu verwehren, blieb Créquy stets dem Herzog zur Seite, was ihn bis Mouzon führte. „Bei dieser Gelegenheit stattete Schomberg seinem alten Freund einen Besuch ab, und versicherte ihn, daß er den König um Erlaubniß gebeten habe, unter seiner Armee als Veteran zu dienen. Natürlicherweise erwiderte Créquy ein so schmeichelhaftes Compliment mit gegenseitigen Höflichkeiten und Schomberg begab sich wieder in seine Besatzung. Vor der

Hand blieb aber das Opfer, so zu bringen er willig, ohne Anerkennung. Die wenigen ihm beigegebenen Truppen wurden abgerufen, um Créquys Armee zu verstärken. Am 23. Jul. schreibt die Sévigné: »M. de Schomberg est toujours vers la Meuse avec son train, c'est-à-dire, tout seul tête à tête.« Dafür durfte er den Feldzug von 1678 abermals an des Königs Seite machen. Bei der Belagerung von Gent hatte er sein Quartier zwischen Schelde und Durme, und den 12. März, an welchem Tage die Citadelle von Gent fiel, nahm er das Fort Rodenhuys, gleichwie er bei der Eroberung von Ypern thätig.

Da der Krieg sich mehr und mehr zum Ende neigte, wurde dem Marschall der unangenehme Auftrag, im Jülichischen die rückständigen Contributionen einzutreiben. Mit seinem Corps von 10—12,000 Mann stand er im halben Juni im Lager bei Gülpen in der Herrschaft Schlenacken, einige Tage später in der Nähe von Aachen, wenig bekümmert um die feindlichen Völker, welche sich bei Roermonde zusammenzogen, und in kurzem, 16—18,000 Mann stark, sich ihm entgegenstellten, zwischen Eschweiler und Herzogenrath seiner Arrieregarde einfielen. »Je sais bien,« schrieb er den 25. Jun., »que je me suis tiré heureusement d'un méchant pas, où je me suis engagé sur les lettres de la Cour, qui veulent toujours que les ennemis n'ont pas des troupes qui osent nous regarder. Cependant il se trouve qu'ils ont une fois plus de cavalerie que nous. Ils disent qu'ils en ont huit mille, mais je crois qu'ils en ont sept, et par ce que j'apprends ce soir nous les reverrons si tôt que nous sortirons un peu de la plaine.« Die erwartete Wiederholung des Angriffs unterblieb jedoch, obgleich die Verfolgung bis Herve fortgesetzt worden, und nördlich sich schwenkend, erreichte Schomberg bei Urmund die Maas; hier durch eine Schiffbrücke des Uebergangs versichert, trotzte er den Bravaden des Feindes, der in der Nähe eines halben Kanonenschusses zweimal 24 Stunden lang ein Treffen anbot. »Il,« der Marschall, heißt es in einem Schreiben aus Paris, 29. Jul., »il est maintenant sous Maastricht, après avoir par sa bonne conduite évité une bataille que les ennemis lui ont présenté, parce qu'ils sont

deux fois plus forts. Le roi l'en a extrêmement loué comme d'une action d'un très grand capitaine, et tous les officiers qui servent en son armée, marquent qu'il sont très foibles, mais qu'ils ont un général qui leur vaut des troupes.« Zu Maastricht empfing Schomberg Befehl, mit seinem Generalstab und einem Dragonerregiment nach Stenay sich zu wenden, seine übrigen Truppen an die Armee in Flandern abzugeben. Am 5. Febr. 1679 wurde zu Nimmegen zwischen Kaiser und Reich und der Krone Frankreich Frieden geschlossen, dem einzig der Kurfürst von Brandenburg seinen Beitritt versagte. Ein französisches Heer überzog dessen Besitzungen am Niederrhein und in Westphalen, Schomberg mit 20,000 Mann befand sich im Anzug gegen das Clevische, als der Friedensvertrag von Saint-Germain, 29. Juni 1679, die Einstellung der Feindseligkeiten gebot.

Zu Nimmegen war auch von verschiedenen beträchtlichen Forderungen der Familie von Schönberg gehandelt worden. Bestimmtes wurde damals nicht ausgesprochen, wohl aber machte Frankreich seine Verwendung insoweit geltend, daß Kurfürst Karl Ludwig zu Pfalz sich bequemte, dem gräflichen Hause Schönberg, statt seiner wohl begründeten Forderung von 127,000 Gulden Batzen, im Werthe von 75,000 Gulden Regalien und Gerichtsbarkeiten, Einkünfte und Nutzbarkeiten, jedoch mit Vorbehalt der Wiederlösung, einzuräumen. In dem darum 1683 aufgenommenen Vertrag, welchen im Auftrage des Marschalls sein Sohn Karl zu Heidelberg abschloß, wurden denen von Schönberg die beiden Dörfer Weingarten und Klein-Fischlingen mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, Einkünften, Renten und Gefällen, der Zehnte zu Altorf mit darauf haftenden Beschwerden, die Wildfangsgerechtigkeit zu Gommersheim und Freisbach (Alles zwischen Germersheim und Neustadt belegen), mit den davon abhangenden Rechten und Nutzbarkeiten zu einem Erblehen ertheilt, jedoch daß Kurpfalz der Zoll und die davon fallenden Strafen an diesen Orten vorbehalten bleiben sollen rc. Altorf war seit langer Zeit derer von Schomberg Besitzthum gewesen.

Die nächsten vier oder fünf Jahre brachte Schomberg abwechselnd in Versailles oder in Coubert zu, er besuchte auch die

Rheinlande, namentlich seine Herrschaft Altorf. Dem Entsatze von Wien beiwohnen zu können, hätte er gewünscht, aber das war ihm nicht vergönnt. Er schreibt, 21. Sept. 1683: »Toutes ces réflexions auroient été terminées par le voyage que j'aurois fait, si j'eusse pu voir ici qu'on l'eût seulement souffert: car j'auroi toute ma vie un regret de n'avoir pas pu être spectateur de la plus grande et importante action qui s'est vue depuis les deux derniers siècles, et c'est à cela que les gens de notre profession doivent aspirer, quand ils s'y sont appliqués toute leur vie.« Einiges Mißvergnügen mit seiner Lage spricht sich aus in einem Schreiben vom Dec. n. J.: »Il y a des gens qui s'occupent à parler de religion et à conseiller que l'on se fasse instruire, la savant assez mal euxmêmes. C'est ce que j'ai répondu ce matin à un de mes confrères, qui fait l'empressé, et à étaler son zèle et sa bonne conscience. J'avais fort envie de lui dire, qu'elle n'avoit pas trop parue lorsqu'il a fait donner l'assaut à Gironne. — Nous avons jugé à propos de demeurer la plupart du temps ici, et quelquefois à la campagne, où je m'amuse à planter et à faire des fossés, ou pour mieux dire des fosses pour m'y enterrer. Il faut finir la vie en songeant à une meilleure, car celle-ci est remplie de bien des tribulations. Nous la devons supporter avec soumission à la volonté de Dieu.«

Aus seiner Unthätigkeit wurde Schomberg abgerufen durch Ludwigs XIV Absichten auf Luxemburg. Sie durchzusetzen versammelte sich bei Condé eine Armee von 40,000 Mann, welche unter des Königs Oberbefehl der Marschall führte. Er deckte die Belagerung, mittels deren Créquy die Uebergabe der Festung Luxemburg erzwang, 7. Juni 1684. Gegen Ausgang des Monats stand Schomberg im Hennegau, im Lager von Lessier an der Dender, im August mit einer Armee von 30,000 Mann im Elsaß. „Dieses Heer sollte Deutschland den nachmals von so kurzer Zeit befundenen zwanzigjährigen Stillstand abtrotzen. Der französische Gesandte de Verjus zu Regensburg erklärte, wenn die Unterschrift desselben nicht innerhalb 8 Tagen geschehen würde, so werde er nicht mehr an den König, sondern nur an Schom-

berg schreiben, daß er die Operationen wieder anfangen möchte. Allein die Unterzeichnung erfolgte den 15. Aug. und am 24. rief der König den Marschall an den Hof, »où je me réserve de vous témoigner de vive voix la satisfaction particulière qui me revient du service que vous m'avez rendu pendant cette campagne.«

Die Reichsacht, über Schomberg verhängt, weil er gegen sein Vaterland die Waffen geführt, und die Verleihung seiner Güter an Kurpfalz wurden in Gefolge des Waffenstillstandes zurückgenommen, daher sein an Ludwig XIV gerichtetes Gesuch um die Einräumung von zwei Pfälzischen Aemtern, Germersheim namentlich, als Repressalie, nicht weiter in Betracht kommen konnte. Bemerkenswerth aber ist eine Stelle in jenem Gesuch: »Je supplie V. M. très-humblement d'avoir égard que je perds en cela tout le bien de ma maison, qui m'a servi jusqu'ici à fournir à la plupart de la dépense que j'ai fait tout le temps que j'ai eu l'honneur d'être en son service, pouvant assurer avec vérité n'avoir pas passé une année sans avoir dépensé de mon bien au-delà de la pension que V. M. m'a fait la grâce de me donner.« Nach einer Rechnung vom J. 1685 bezog er

eigentliche Pension oder Gage	....	12,000 Livres,
besondere, aber gewöhnliche Gratification	.	12,000 „
als Marschall von Frankreich	....	9,000 „
Summa, jährlich	...	33,000 Livres.

Die von Portugal dem Marschall verheißene Pension war bereits 1677 ins Stocken gerathen. Ungleich härter traf ihn die Widerrufung des Edicts von Nantes, 22. Oct. 1685. Er sollte seine Religion verändern, oder aber das Königreich verlassen, und, da er nicht zweifelhaft sein konnte in seiner Wahl, wurde er gewissermaßen nach Portugal internirt. Das Schiff, so für die Ueberfahrt ihm angewiesen, wurde, bevor es in See ging, genau visitirt, um sich zu versichern, daß niemand, außer dem genau bezeichneten Gefolge des Marschalls, darauf sich befinde. Er traf Ausgang Aprils oder Anfang Mais 1686 zu Lissabon ein, und fand eine Aufnahme, wie sie seinen dem Reiche geleisteten Diensten angemessen. Er benutzte den ihm verstatteten

Einfluß, um die Vermählung des Königs Dom Pedro mit der Prinzessin Maria Sophia, Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm zu Pfalz, durchzusetzen, hatte auch die Vermählung der Infantin Isabella Maria, des Königs Tochter erster Ehe, mit dem Pfälzischen Prinzen, nachmaligen Kurfürsten Karl Philipp, auf die Bahn gebracht. Sie wurde jedoch, da sie beinahe so gut als richtig war, durch das portugiesische Ministerium hintertrieben, wohingegen des Königs Dom Pedro Vermählung den 2. Jul. 1687 erfolgte. „Allein der Bekehrungsgeist des französischen Hofes schien den Marschall bis nach Portugal zu verfolgen. Menschen, deren Stolz durch Schombergs Standhaftigkeit beleidigt, machten des Königs Zutrauen zu demselben der portugiesischen Inquisition verdächtig. Diese verhetzte das Volk gegen den Marschall und sein Gefolge so, daß der König zuletzt zu der unangenehmen Erklärung gezwungen, daß er ihn gegen die Schritte dieses furchtbaren Tribunals nicht länger würde schützen können."

Bevor Schomberg die Reise nach Portugal antrat, hatte Jean Claude, ein in der Kirchengeschichte der Reformirten berühmter Geistlicher, Namens des Kurfürsten von Brandenburg ihn eingeladen, nach dem Brandenburgischen zu verziehen, ihm Hoffnung auf das Commando der kurfürstlichen Truppen und das Gouvernement einer Provinz gemacht, in einer Weise, die dem Marschall doch zu unbestimmt schien, um darauf sich einlassen zu können. „Durch eben diesen Unterhändler ließ der Prinz von Oranien demselben eröffnen, daß er ihn um sich zu haben wünsche. Aber der neuerlich in den Reichsfürstenstand erhobene Graf von Waldeck führte das Commando über die holländischen Truppen. Diese Republik hatte also keine Stelle für einen Marschall von Frankreich, und an England gedachte man damals nur auf den wahrscheinlichen Fall, wenn Jacob II ohne successionsfähige Kinder sterben würde. Auch von dem kaiserlichen Hofe wurden Schomberg durch den Kurfürsten Philipp Wilhelm zu Pfalz Vorschläge gemacht. Aber die Wiener Etikette war ihm, der in seinen alten Tagen nicht gern von dem Range zurückging, den ihm das französische Ceremoniel zugestand, ein Anstoß, welcher durch den ihm angetragenen Titel eines italieni-

schen Fürsten und die Stelle eines General-Feldmarschalls nicht in allen Fällen gehoben wurde. Man sprach zwar vom Reichsfürstenstand, Schomberg aber hielt diese Ehre seinem Vermögen zu schwer. Hierzu kam die, vielleicht durch einige Eifersucht des Herzogs von Lothringen verursachte Langsamkeit der kaiserlichen Entschließungen. Schomberg wollte nämlich allein unter diesem berühmten Feldherrn dienen, und dieser den Ruhm künftiger Thaten ungern mit einem zweiten theilen, dessen Name schon einigen Anspruch daran machen konnte.

„Es war also auf gutes Glück, oder, besser zu sagen, im Vertrauen auf die göttliche Führung, daß Schomberg im Anfange des Februars 1687 aus Portugall abreiste. Er kam nach dem Haag, besprach sich daselbst mit dem Prinzen von Oranien, und der Hauptgegenstand ihrer Unterredungen soll die nachher erfolgte englische Expedition gewesen sein. Von dort verfügte er sich nach Wesel, wo er seine Gemahlin zurückließ, und ging in der Mitte des Aprils nach Berlin, ohne daß noch an diesem Hofe wegen seiner Anstellung ein fester Entschluß gefaßt war. »Cela montre l'esprit de cette cour là,« schrieb er aus dem Haag, 24. Febr., »le prince d'Orange ne m'en a rien pu dire, et voit comme moi que ce qui passe par l'esprit des docteurs de cette cour est rempli de beaucoup d'incertitude.« In demselben Schreiben spricht er von Bemühungen, ihn nach Frankreich zurückzurufen. »Je remarque par les diligences que l'on fait, par ce que Bellefonds (le doyen des maréchaux de France) me mande, et ce qui m'a été écrit par Du Val, que l'on voudroit que je retournasse avec de grands avantages. Cela peut venir par la mort de M. le Prince et de Créquy. Je vois cela de plus en plus. On ne désavoue pas que l'on avoit pu m'épargner le voyage, mais que l'on trouvera des moyens de raccommoder la faute que l'on a fait. Mais à tout cela je ne réponds rien, sinon que je suis persuadé que l'on ne veut plus de gens de ma religion.«

Schombergs Auftreten in Berlin beendigte die Zweifel der Minister, die zwar durch bekannte Intriguen in zwei feindliche Lager getheilt, und er wurde General en Chef aller Branden-

burgischen Truppen und Armeen, geheimer Staats- und geheimer Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preussen, „in Consideration Seiner durch so viel tapfere Actionen überall erprobten Reputation, langjährigen Erfahrung, und vortrefflichen Meriten, auch absonderlich wegen Seiner gegen Uns und Unser Churfürstliches Haus bezeugten unterthänigsten Devotion," heißt es in dem Bestallungsbrief für den geheimen Etats- und Kriegsrath, auch Statthalter, vom 27./17. April 1687. Daneben erhielt er zwei Regimenter, daß sein Tractament, in Friedenszeiten, überhaupt die Summe von 30,000 Rthlr. betrug, Fourrage für 80 Pferde ungerechnet. Damit waren Aussichten für seine Söhne Meinhard und Karl, welche des Vaters Schicksal in Frankreich getheilt hatten, verbunden. Noch in demselben Jahre kaufte der Marschall — denn diesen Titel behielt er bei, und pflegte selbst der Kurfürst ihn an die Spitze aller Titel seines Generals zu setzen — von den gräflich Dohnaischen Erben das Palais auf dem Friedrichswerder, von 200 rheinländischen □Ruthen Flächeninhalt, und hat er an demselben mehre Verschönerungen anbringen lassen.

Daß er dem von Schomberg die Statthalterschaft in Preussen und das Generalat über seine Truppen conferirt habe, eröffnete der Kurfürst seinem General-Feldmarschall von Derfflinger durch Schreiben vom 19. April 1687, und afficirte das nicht wenig den alten treuen Knecht. Er replicirte, d. d. Gusow, 20. April: „Ew. Churfürstl. Durchl. gnädigstes Rescript unterm 19. dieses habe ich heute mit unterthänigstem Respect erhalten, und mit mehrem daraus verstanden, wie Ew. Churfürstl. Durchl. gnädigst resolviret, dem Herrn Marchall Graffen von Schomberg das Generalat über Dero Trouppen zu conferiren; ob ich nun zwar wol gemeinet, daß Ew. Churfürstl. Durchl. meine Ihro treu geleistete unterthänigste langwierige Dienste, wozu ich auch den Rest meines Lebens gänzlich gewidmet gehabt, hätten gnädigst consideriren werden, insonderheit da mir Gott nunmehro einen guten Anfang zu meiner Besserung verliehen hat, so habe doch Ew. Churfürstl. Durchl. gefasste anderweite gnädigste Resolution (die mir in meinem hohen Alter nimmer vermuthet), vernehmen

müssen, wie Ew. Churfürstl. Durchl. aber bey Dero höchsten Betrübniß (dergleichen die Güte Gottes ferner in Gnaden abwenden wolle) ich anitzo meine unterthänigste Notturfft vorzustellen, Bedenken trage, also werde bey fernerer meiner erfolgenden Besserung die Gnaden suchen, Ew. Churf. Durchl. in Persohn unterthänigst aufzuwarten ꝛc." Der also schrieb, ist für die Geschichte des preussischen Heeres so bedeutend, daneben so wenig gefeiert am Rhein, daß ich mir es zum Vorwurf rechnen müßte, seiner hier nicht gedacht zu haben.

Der Brandenburgische Generalfeldmarschall Georg Derfflinger war den 10. März 1606 zu Neuhofen, im Lande ob der Enns geboren, Sohn eines der großen, patriarchalischen, frommen und unterrichteten Bauern, deren Art sich bis auf den heutigen Tag in jener Provinz erhalten hat, gleichwie auch noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Familie Derfflinger in oder um Neuhofen bestand. Ein Derfflinger kommt 1760 als Capitular der Abtei Kremsmünster vor. Gleichwie Kremsmünster ist an der in die Traun sich ergießenden Krems gelegen der Markt Neuhofen, in die zuletzt fürstl. Aursbergische Herrschaft Gschwend gehörig. Bei demselben bestand der tapfere Obrist Löbel am 17. Aug. 1626 ein scharfes Gefecht mit den von Achaz Wiellinger von der Au auf Hintern-Tobl und Khätering befehligten aufrührischen Bauern. „Ein Edl und würcklicher Landmann," nach Hohenecks Ausdruck, so wenig demnach ein Schuster, wie man doch behaupten wollen, als Derfflinger ein Schneider gewesen, ließ Wiellinger sich nach Fadingers Tod von den Rebellen zu ihrem Hauptmann erwählen, „aber so unumschränkt wie jener, konnte er seine Gewalt über die Bauern nicht ausüben. Was den Wiellinger verleitet habe, die Partei der rebellischen Bauern zu ergreifen, ob es Eifer für den protestantischen Glauben, oder Lust nach Beute war, ist mir unbekannt; letzteres ist deswegen wahrscheinlicher, weil sich die Bauern wider ihn beklagten, daß er den Raub aus Kirchen und Schlössern nach Aistersheim bringen ließ, nur Weniges seinen Vertrauten austheilte, das Meiste aber für sich behielt. Schon beim Anfange des Aufruhrs, als noch Fadinger lebte, war er Commandant des

Lagers zu Weiberau unweit Haag, und deckte die Grenzen gegen einen möglichen Einfall der Bauern."

Als „Oberhauptmann der drei christlich evangelischen Feldlager im Land ob der Enns," war es vornehmlich sein Bestreben, der Hauptstadt Linz sich zu bemächtigen. Ihr Hülfe zu bringen, wurde der Obrist Löbel beordert. Den 23. Jul. 1626 „kam das kais. Volk zu Enns enthalt des Wassers an, und weilen die Bauern die Brucken abgetragen hatten, haben die Soldaten lange Schiffseil von einem Joch zum andern angezogen, nach Zwerg Laden gelegt, und also eine Bruck gemacht, und sind 1500 Mann zu Pferd und zu Fuß herüber kommen. Und weil zuvor ein Fahn statthalterischer Soldaten einquartirt waren, hat man auch dieses Volk alles in der Stadt gelassen. Die Garnison von Enns machte zu gleicher Zeit einen Ausfall aus der Stadt, und erleichterte dem Obrist Löbel dadurch den Uebergang. Den andern Tag früh fiel der Obrist Löbel mit allem Volk in der Bauern Lager hinaus, deren sie zwei hatten (der Bauern waren hier gegen 12,000 vereinigt), und wurden mehr als 600 Bauern niedergehauen, die andern aber alle in die Flucht geschlagen. Sie haben 4 Stück bei ihnen gehabt, welche das kais. Volk auf Enns herein brachte."

Nach diesem ersten Vortheil schickte Löbel Truppenabtheilungen aus, um St. Florian und andere Orte zu besetzen, ließ Proviant nach Enns führen, „und hin und wieder etliche ansehnliche Häuser und Bauernhöfe in Brand stecken, damit ihnen desto mehr Furcht eingejagt würde. Den 26. nahm er den Markt und das Schloß Ebersberg (so grausenhaft berühmt 1809), tödtete mehrere Bauern, und schickte die Gefangenen nach Enns zurück. Um die Belagerer vor Linz zu allarmiren, setzte er mit seinen Reutern über die kleine steinerne Brücke, und ging sodann wieder nach Ebersberg zurück, um von der anrückenden Menge der Bauern nicht umringt, und von der Traunbrücke abgeschnitten zu werden. Die Gefangenen, deren viel hundert gewesen, hat er auf Angelobung, daß sie sich der Rebellion entschlagen, und zu ihren Häusern verfügen wollen, alsbalden ledig und ohne allen Schaden abziehen lassen." Den Bauern wurde es ob dieser

Vorfälle schwül. Wiellinger verließ das Lager von Linz, wo er als seinen Stellvertreter den Hauptmann Andre Hämel zurückließ, suchte eine allgemeine Insurrection hervorzurufen, und begab sich letzlich in das Lager zu Weiberau, das nach seinem Dafürhalten geeignet, der Kaiserlichen weitere Fortschritte zu hemmen, während er zugleich eine trügliche Friedenshandlung fortsetzen, der Stadt Linz auf das Lebhafteste zusetzen ließ.

„Den 29. Juli ist Hauptmann Wiellinger mit 2000 schwarzen Bauern auf Steyer kommen, welche er aus dem oberen Lager der Weiberau genommen. Er vermeinte das kais. Volk aus dem Land zu schlagen, ließ die ganze Burgerschaft auf den Platz erfordern, und befragte sie nochmalen, ob sie annoch resolvirt wären, mit der Bauernschaft zu leben und zu sterben? Welche Frag Herr Cosmas Mann beantwortet, sprechend: Ja, was nicht wider Ihro Kais. Maj. gehandelt wird, in demselbigen sei die Burgerschaft willfährig mit ihnen zu halten. Hernach um 1 Uhr Nachmittag ist die ganze Bauerschaft mit Unter- und Obergewehr auf dem Platz erschienen. Welche sich nicht haben stellen wollen, sind mit Gewalt aus den Häusern zu der Zusammenkunft geprügelt worden. Der Hauptmann Wiellinger stellte seine 2000 Bauern auf dem Platz in Ordnung, allzeit 7 Mann in ein Glied, und richtete sie zum Marsch. Um 3 Uhr marschirten die Bauern samt 50 Reutern, etlichen Bürgern und Kellnern, und wer mit ihnen gewollt, und kamen um 11 Uhr Nachts zu St. Florian an das Kloster, darinen aber bei 40 Soldaten waren. Alsbald sie die Bauern vermerkt, haben sie mit Gewalt herausgeschossen, und die Bauern wieder abgetrieben. Aber im Abzug haben die Bauern etliche Häuser geplündert und den Markt bis auf die Hälfte abgebrannt. Von dannen begaben sie sich auf Neuhofen, machten allda Quartier. Die Burgerschaft von Steyr aber hatte ihr Lager bei dem Gottesacker."

Der Obrist Löbel hielt sich in Betracht dieser Feindseligkeiten durch den am 4. Aug. publicirten Stillstand gleich wenig gebunden, fuhr fort, sich in Ebersberg zu verschanzen: seine Soldaten gingen fleißig auf Beute aus. Daß er Enns und Ebersberg räume, forderte Wiellinger, und weil dem nicht alsbald entsprochen wurde, ließ er

die Bauern des Stiftsgebietes von Kremsmünster, welche den Rebellen die Folge verweigerten, seinen Zorn empfinden. Seine schwarzen Bauern, also genannt von wegen ihrer gewöhnlichen Tracht, plünderten in fünf Kirchspielen, trieben das Vieh weg, „haben erschröcklich gehauset, auch zwei Pfarrhöf zu Pöttenbach und Viechtwang abgebrennt". Es kam ihm Verstärkung zu, ein zweiter Haufen von 2000 schwarzen Bauern, und er wähnte sich befähigt, einen Handstreich auf Ebersberg auszuführen. Gewahrend, daß sein Vorhaben entdeckt, wendete er sich gegen Neuhofen und Gschwend. Löbel folgte ihm auf dem Fuße, lagerte sich den 16. Abends zwischen Neukirchen und Ansfelden. Vor Tagesanbruch war er schon wieder in Bewegung, griff der Bauern Verschanzung bei Kremsdorf an. Von den dreihundert, die dort aufgestellt, wurden 30 niedergemacht, die übrigen flüchteten in den Wald. Zu Neuhofen fand Löbel nur wenige Bauern, die plünderten, weil die Einwohner ihnen nicht zuhalten wollen. Wiellinger stand mit 2000 Bauern, unter welchen viele Holzknechte von Weier, unweit des Schlosses Gschwend, welches durch die Krems von Neuhofen geschieden, „in selbigem Feld trafen sie zusammen. Die Bauern setzten mit großem Gewalt mannlich in das kais. Volk, aber sie haben sich gleich verschossen, denn es ermangelte ihnen das Pulver. Auf einer Seiten war die Reiterei, auf der andern das Fußvolk, und die Bauern in der Mitte: um und um waren sie eingeschränkt: trieben sie in ein Wald zusammen, und haueten alles jämmerlich nieder, also daß an diesem Ort mehr dann 1000 Bauern todt geblieben." Nach der Action sammelte Löbel in Neuhofen sein Volk, und schickte die Gefangnen, darunter Hauptmann Wurm, der unlängst noch mehre Wochen lang Enns belagert hatte, nach der durch ihn befreiten Stadt.

„Das kais. Volk brach zur Mittagszeit von Neuhofen auf, wo 200 Mann zur Besatzung blieben, und marschirte nach Ebersberg; kamen Abends dahin, setzten gleich über die Brucke, allwo die Bauern eine Schanz hatten, überfielen selbige, und haben mehr als 700 Bauern niedergehauet, auf der Brucken erschlagen, und in die Traun geworfen. Der Bauern Oberhauptmann aber,

Wiellinger, ist mit einem in der linken Hand empfangenen Schuß von Gschwendt entritten, kam hieher nach Steyr, da hat ihm der Stadtbader die Kugel herausgeschnitten. Den 22. Aug. um 9 Uhr Vormittags kam unversehens Herr Löbel mit seinem Kriegsvolk zu Roß und Fuß mit etlichen Stücken allhier bei Steyr auf dem Tabor an, schickte alsbald einen Trompeter herein in die Stadt, und ließ sich anfragen, ob sich die Stadt gegen das kais. Volk wehren wollte, oder ihnen Quartier geben? Die Herrn von Steyr baten um eine Stunde Stillstand, welches ihnen auch verwilliget wurde. Sie hielten solchemnach alsobald Rath, und entschlossen sich, dem Herrn Oberst Löbel die Schließel einzuhändigen und die Stadt aufzugeben. Es waren allhier noch bei 500 Baurn, welche mehrentheils auf den Wachten waren. Als sie aber die Macht des kais. Volks sahen, liefen sie allenthalben davon. Aber ihre Hauptleute, als Neumüller und Plank und andere wurden in der Stadt versperrt. Bei dem Gilgenthor und Neuthor, auch bei den zwei Thören der Brücken ist schon das kais. Volk gewesen. Da haben die Baurn mit einem Reiter-Tscharkan das Schloß vom Neuthor weggeschlagen, und sind nach der Enns auf Ternberg hinein, und allda über die Brucke nach Wels zu den andern Baurn geflohen. Also ist die Stadt Steyr von dem kais. Volk eingenommen, und kein einziger Burger oder Baur umkommen, auch keiner gefangen worden. Hernach um 10 Uhr ist ein Cornet mit 100 Mann und drei Fahnen Fußvolk in die Stadt kommen, und allda ihr Quartier gemacht. Herr Obrist Löbel aber ist noch diesen Tag mit seinem Volk wiederum nach Enns samt den Stucken zurück. Das Commando allhier hatte Herr Obristleutenant Johann Tagos. Sie haben etliche Baurnhöf hinein in die Raming abgebrennet, und viel Beut gemacht. Die Häuser der entflohenen Bürger wurden geplündert. Dem Obristleutenant mußten 500 Rthlr. alsogleich erlegt werden."

Den 27. Aug. früh Morgens erschien Löbel vor der Stadt Wels, und forderte den Wiellinger, der sich dort mit 2000 Bauern gesetzt hatte, zur Uebergabe auf. Wiellinger erbat sich Bedenkzeit, konnte aber dafür, statt der verlangten zwei Tage, nur eine Stunde erhalten. Nach deren Verlauf zog er mit seinen

Bauern ab. „Das kais. Volk stellte sich ins Gewehr, und machte eine Gasse. Also zogen die Bauern mit ihren Spießen, Stangen und Gabeln aus, denn kein anderes Gewehr ließ man ihnen nit von der Stadt Wels ab. Es lagen zwei Regimenter in und außer Wels acht Tag lang, die den Bauern großen Schaden thaten." Am folgenden Tag wurde auch Lambach von den Bauern verlassen, ungesäumt durch die Kaiserlichen besetzt. Die Rebellion schien ihrem Ende sich zu nähern, denn die Hoffnung auf den verheißenen dänischen Succurs, um den noch am 28. Aug. „die gesammten Oberhauptleut und Verordneten der arm höchst bedrangseligen Baurschaft des verfolgten Wort Gottes und seiner heiligen hochwürdigen Sacrament Jesu Christi," im Lager versammelt, supplicirt hatten, schwand mit der Schlacht von Lutter, 27. Aug. 1626, ganz und gar, aber des Herzogs von Holstein Unfall bei Wesenufer, die Niederlage des bayerischen Generals von Lindlo, veranlaßten eine neue und allgemeine Erhebung, die einzig durch Pappenheims Dazwischenkunft gewältigt werden konnte. In der Schlacht bei Gmünden fochten etwelche und zwanzig tausend Bauern, von welchen zwar die meisten nur mit Sensen, eisernen Flegeln und spitzigen krummen Hacken, oder sogenannten Morgensternen bewaffnet waren. „Ihr Oberst war ein Student, der sie viel Künste von der Vestigkeit gelehrt hatte, die aber alle gefroren sind. Wie sie von dem Berg herab gejagt worden, hat er die Flucht zu dem Wasser genommen, aber die Furt versäumt, denn ein Croatischer Reiter von des Herrn Statthalters Compagnie rannte ihn mit einer Copi durch den Leib und haute ihm den Kopf ab, den man nach Linz schickte, wo er vor dem Thor auf einen Spieß gesteckt wurde; der Körper wurde nach Vöcklabruck gebracht, wo er sein Quartier gehabt hat." Noch wurde bei Vöcklabruck, den 19., den 30. Nov. bei Wolfseck gestritten, letzlich hatte in Peuerbach und den umliegenden Schanzen ein verzweifelter Haufen sich festgesetzt, der entschlossen schien, das Aeußerste abzuwarten. Gegen den wurde Obrist Löbel ausgesendet, der damit begann, daß er die Bauern ganz und gar umzingelte. Er bot ihnen Pardon, wenn sie das Gewehr strecken, die Rädelsführer ausliefern würden. „Also baten die drei Pfarren

um Gnad, und übergaben die Rädelsführer. Darauf ließ Obrist Löbel die Bauern abziehen, und nach ihren Häusern gehen, und gab ihnen salva Guardia. Die Rädelsführer wurden gleich nach Linz geführt, und in Eisen und Banden wohl verwahrt; waren fast bei hundert Personen dieser Hauptrebellen. Es sind in diesen letzten fünf Tagen herum nach allgemeiner Aussag mehr als 5000 Baurn erschlagen worden." Einige Anführer sind nach Böhmen, Mähren oder Schlesien entkommen, von dannen sie zum Theil im J. 1632 zurückkehrten, um den abermaligen, von K. Gustav Adolf angezettelten Aufruhr zu leiten. Nur Wiellinger und sein Obristwachtmeister Schlotter versäumten die Gelegenheit zur Flucht, wurden gefangen genommen, in Ketten nach Linz geführt, und daselbst zur Untersuchung gebracht.

„Nachdem die Verbrecher wohl examinirt worden, ist zu Linz, den 26. März 1627 wider acht der vornehmsten Rädelsführer die Execution vorgenommen, die Stadt selben Morgen gesperret, und die Thäter auf eine auf dem Platze errichtete Bühne geführet, und sie alldort nach gefälltem Urtheil in Beisein einer starken Wache zu Roß und zu Fuß vom Leben zum Tod gebracht worden. Sieben von benennten acht Verurtheilten haben sich zu der katholischen Religion begeben, und früh in der Pfarrkirche bei den Jesuiten gebeichtet und communiciret; der achte aber ist bei seiner Opinion verblieben. Das Urtheil ist ihnen auf dem Rathhause vorgelesen worden, welches anfangs etwas zu scharf verfasset, hernach aber von Ihrer Maj. gemildert worden. Worauf der erste, Achatz Wiellinger, so Landmann im Ritterstand, und der Bauern Oberhauptmann gewesen, mit dem Schwerte gerichtet, der Leib in einen Sarg gelegt, und der Kopf Abends mit Procession begraben worden. War einer von Adel, durfte ihn der Scharfrichter nicht berühren, sondern wurde der Leichnam durch die P. Jesuiten ehrlich begraben." Der Glücklichen, welche nach Böhmen entkamen, einer wird wohl Derfflinger, der Sohn gewesen sein, denn daß ein Jüngling seines Gepräges, Zeuge desjenigen, so in Neuhofen vorging, sich enthalten haben könnte, mit seinen Glaubensbrüdern gemeine Sache zu machen, ist kaum anzunehmen; vielleicht auch, daß sein Vater unter

dem Hügel schläft, der noch heute neben dem Schlosse Gschwend über der gemeinsamen Grabstätte der am 17. Aug. 1626 Gefallenen sich erhebt. Als er späterhin zur Erkenntniß gekommen, im Gefühle seiner Herrlichkeit, wird auch Derfflinger sich eines Treibens geschämt haben, so ihm jetzt eine jugendliche Verirrung scheinen mochte, und daher wohl das tiefe Geheimniß, so er in Ansehung seiner frühesten Schicksale beobachtete.

Der junge Derfflinger trat, gleich andern östreichischen Exulanten, als Gemeiner, vielleicht in sächsische, dann in schwedische Dienste, und hatte es im J. 1635 bis zum Obristlieutenant zu Roß gebracht. Er war es, der auf Banners Zug nach Sachsen am 21. Januar 1636 mit 200 Pferden die viermal stärkern Sachsen aus Halle und der Moritzburg vertrieb. Im J. 1637 zog er unter des Obristen Pfuhl Befehlen nach Thüringen; bei Meiningen bestand er ein hartes, doch siegreiches Gefecht mit der feindlichen Reiterei, aber bei Hettstädt wurde er von dem Obristen Druckmüller überfallen und gänzlich geschlagen. Kaum daß er mit 60 Reitern dem Gemetzel entrann. Im J. 1638 wurde er zum Obristen befördert, und sein kühner Muth, sein gerader Sinn, sein zutrauliches Wesen, machten ihn bald zum Liebling der ganzen Armee. Als sie im J. 1641 im Begriff stand, wegen rückständigen Solds zu rebelliren, war es eigentlich nur Derfflinger, der die Meuterer im Zaum hielt und den Untergang der protestantischen Sache verhütete; deshalb mußte er auch, nachdem die Ruhe wieder hergestellt, im Auftrage der Armee mit dem Obristen Mortagne nach Hamburg reisen, um die so oft angekündigten Gelder in Empfang zu nehmen. Denn ihm allein vertrauten die Soldaten, daher er auch gleich darauf, abermals in ihrem Auftrage, dem neuen Befehlshaber Torstenson nach Stralsund entgegengehen mußte, um dessen Zorn gegen die ungehorsame Armee zu entwaffnen. Dem Schweden gefiel der unerschrockene Fürsprecher, und er ließ ihn nicht nur den Zweck seiner Sendung erreichen, sondern beehrte ihn auch auf der Stelle mit einem weitern Auftrage, der nichts Geringeres bezweckte, als den Fürsten von Siebenbürgen, Georg I Rakotzy, in das Bündniß gegen den Kaiser zu ziehen.

Derfflinger und sein Gefährte, der Obrist Plettenberg, durchreiseten als abgedankte, anderweitige Dienste suchende Officiere das südliche Polen, erreichten ohne Hinderniß den siebenbürgischen Hof und kamen nach wohl und schnell verrichtetem Geschäft im Dec. 1642 auf gleiche Weise zurück, so daß Derfflinger schon wieder an der zweiten Leipziger Schlacht Antheil nehmen konnte. Es stand an diesem Tage sein Regiment auf dem von Wittenberg geführten rechten Flügel des zweiten Treffens, welcher zuerst den Sieg entschieden hat. Darum wurde auch Derfflinger an die Königin Christina abgesendet, um ihr mündlich über die Schlacht zu berichten, und von ihr nicht nur sehr gnädig empfangen, sondern auch zum Generalmajor ernannt. Während Torstensons Einfall in Mähren, der wenigstens zum Theil im Interesse der östreichischen Emigranten unternommen worden zu sein scheint, war Derfflinger vorzüglich thätig; ihm war die Belagerung eines wichtigen Postens, der Stadt Leipnik, aufgetragen (1643), sie mußte sich, ungeachtet des langwierigen und muthigen Widerstandes der Bürgerschaft, ergeben und wurde von dem Ueberwinder sehr unbarmherzig behandelt. Dafür erlitt Derfflingers Regiment, während des Feldzugs in Holstein 1644 schwere Einbuße. Von der dänischen Besatzung in Glückstadt überfallen, verlor es an Gefangenen 300 Mann, 8 Fahnen, 5 Geschütze, viel Geld.

Nach dem Frieden verfiel Derfflinger, gleich andern schwedischen Generalen, der Reduction, wiewohl es nicht ausgemacht, daß er bis zum Ende des Kriegs in schwedischen Diensten verharrte. Er befand sich 1646 in der Mark Brandenburg, wohin er einen Waffenbruder, den des schwedischen Dienstes überdrüssig gewordenen Obristlieutenant Joachim von Schaplow begleitet hatte, ließ sich auch in demselben Jahre dessen Schwester Margaretha Tugendreich von Schaplow antrauen. Ungezweifelt ist, daß Derfflinger von 1649 ab bald auf Gusow, und noch öfter in Berlin ein wahres Still-Leben führte, bis Kurfürst Friedrich Wilhelm ein Verlangen empfand, den versuchten Kriegsmann für seinen Dienst zu gewinnen. Derfflinger machte seine Zusage von Bedingungen abhängig. Er wollte ältester Generalwachtmeister,

und dem General-Lieutenant Grafen von Waldeck der nächste im Commando sein; bei etwanigen Beförderungen nicht übergangen werden; im Fall der Abdankung seinen Rang beibehalten; ein Reiterregiment sollte ihm vollständig überwiesen, oder ein solches herzustellen, die nöthigen Werbmittel ihm verschafft werden; das Tractament, dessen Feststellung er dem Ermessen des Kurfürsten anheimgab, sollte von dem Tage der Capitulation an laufen; er beanspruchte außerdem einen Zuschuß für seine Montirung, und wiederholte ausdrücklich, daß auch bei künftiger Vermehrung der Truppen und Anstellung noch mehrer Generale kein anderer ihm vorgesetzt werden dürfe.

Der Geheimrath Otto von Schwerin, der, wie es scheint, mit der Unterhandlung beauftragt, schrieb an den Grafen von Waldeck, Derfflinger beharre festiglich auf allen diesen Forderungen, vornehmlich darauf sich stützend, daß er Abschrift der Capitulation des Leibregiments besitze, und mit der seinigen nicht geringer stehen wolle. Man mußte sich, nach des Grafen von Waldeck Ausdruck, in die Zeit schicken, und Derfflinger empfing seine von dem Kurfürsten am 16. Aug. 1655 unterzeichnete Bestallung.

Am 11. Dec. 1655 stellte der Generalmajor auch seine Bedingungen hinsichtlich des Reiterregiments. Außer allen hergebrachten Rechten eines Inhabers, verlangte er, der Kurfürst solle das Regiment fortwährend complet erhalten, für den Fall der Abdankung dem Inhaber, sämtlichen Officieren und Reitern den Uebertritt in andere Dienste gestatten, und ihnen für sothanen Fall als eine Wegzehrung den dreimonatlichen Sold auszahlen lassen; das Lösegeld für Gefangene sollte halb dem Kurfürsten, halb dem General und dem Regiment fallen, wogegen der Kurfürst die Ranzion der in Feindes Hand Gefallenen ganz und gar zu übernehmen habe. Mehre Artikel sicherten das Eigenthum der Officiere; sollte ihnen wegen ihrer Kriegsbedienung an Vermögen und Gütern vom Feinde einiger Schaden zugefügt werden, so hatte der Kurfürst sie zu vertreten und ihnen Ersatz zu verschaffen. In einer ihm persönlichen Clausel sagt Derfflinger: „Ich präcavire und behalte mir auch vor, wenn ich in einer und andern Occasion, in Zeit währender dieser

meiner Bestallung bleiben oder sonst mit Tod abgehen sollte, daß weder ein- noch anderer, unter einigem Schein Rechtens befugt sein soll, an die Meinigen oder meine Güter und Verlassenschaft etwas dieser Dienste halber zu prätendiren, sondern das Meinige meinen nächsten Erben ohne einigen Aufenthalt ausgefolget werden möge, das seine Kurf. Durchlauchtigkeit mir obgedachtermaßen gnädigst versichern wollen." Derfflingers Thätigkeit wurde den allgemeinen Zwecken des Kurfürsten ungemein förderlich; seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk zog viele tüchtige Officiere herbei, sein Namen und seine Bemühungen erleichterten die Werbungen, so zur schleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet, insgesamt seiner Leitung vertraut waren. Im April 1655 hatte der Kurfürst 26,800 Mann unter den Waffen, daß er auf die Ereignisse in dem Nachbarreiche Polen entscheidend einzuwirken vermochte. Den Brandenburgern allein verdankten die Schweden den endlichen Sieg in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, Juli 1656; den Antheil, welchen Derfflinger daran genommen, krönte er durch Erstürmung des vermöge seiner Lage an einem See und zwischen Morästen ungemein festen Klosters Priment und durch die Einnahme der Stadt Bomst, wo 600 Polen ihr Leben einbüßten. Schnelle Beförderung wurde sein Lohn. Am 3. Nov. 1656 übergab ihm der Kurfürst das Commando, welches bis dahin der General-Lieutenant Graf von Waldeck geführt, am 11. Juni 1657 ernannte ihn der Kurfürst, unter Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten, zum General-Lieutenant der Cavalerie, und wurde ihm dabei Alles bestätigt, was er sich abermals an bedeutenden Vortheilen und Rechten ausbedungen hatte, besonders in Bezug auf Rang, Befehlführung und künftiges Aufsteigen zu höhern Graden, worin er sich niemand wollte vorziehen lassen. Ferner wurde ihm, für den Fall der Erledigung, die Commandantenstelle in Spandau verschrieben, er nachträglich am 20. Juni 1657 zum wirklichen geheimen Kriegsrath ernannt. Der Kurfürst verließ indessen die schwedische Allianz und zog, auch kaiserliche Truppen, namentlich 3000 Cürassiere, unter seinen Befehlen zählend, nach Jütland, die Schweden zu bekämpfen. Derfflinger stand bei diesem Heere und hatte so

wesentlichen Antheil an der allmäligen Vertreibung der Schweden, so wie an den spätern, nicht minder günstigen Ereignissen in Pommern, daß der Kurfürst nicht umhin konnte, im August 1658 ihn zum Generalfeldzeugmeister, mit monatlich 600 Rthlr. Tractament und 70 Rthlr. Service, dann 67 Rthlr. für die Kanzleikosten, zu ernennen.

Am 18. Febr. 1670 empfing Derfflinger seine Ernennung zum Generalfeldmarschall, und hätte er als solcher zum erstenmal in dem kurzen, von Friedrich Wilhelm den Holländern zum Besten unternommenen und durch den Frieden von Vossem beendigten Kriege dienen sollen. Der Kurfürst übernahm den Oberbefehl, seinem Schwager, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, der einige Wochen früher als Derfflinger Feldmarschall geworden, war die zweite, Derfflinger die dritte Stelle zugedacht. Dieser sah in solcher Zurücksetzung einen Bruch der Bedingungen, unter denen er sich verpflichtet hatte, zu dienen, und erklärte lieber den Abschied zu nehmen, als daß er dergleichen sich gefallen ließe. Der Kurfürst entgegnete, daß er von der getroffenen Anordnung nicht abgehen werde, und ließ den Quärulanten wissen, daß er entlassen sei. Das mag der alte störrische Kriegsmann kaum erwartet haben, versuchte auch, ohne nachzugeben, durch das in weicherer Stimmung abgefaßte Schreiben vom 10. Jul. 1672 den Kurfürsten zu versöhnen, der aber durch den Minister von Schwerin, 18. Jul. 1672 ihn bedeuten ließ: „Se. Kurf. Durchl. hätten sich dessen desto weniger zu ihme versehen, weilen es ansetzo eben Gelegenheit gegeben, seine Kriegserperience zu Beförderung Dero Dienste in der That und wirklich zu erweisen, und der Marsch der Kurfürstlichen Armee so nahe ist, deswegen dann auch Se. Kurf. Durchl. seine Bezeigung nicht anders als einen Ungehorsam aufnehmen können, und wohl Ursach gehabt hätten, solchen zu ahnden, welches Se. Kurf. Durchl. noch zur Zeit dahin gestellt sein lassen, und demselben inmittelst hiermit ernstlich anbefehlen, daß er bis zu Dero ferneren Verordnung auf seinen Gütern oder sonsten hier im Lande bleiben und sich daraus an andere Oerter bei Verlust derselben und anderer Arbitrarstrafe nicht wegbegeben solle."

Derfflinger, im Gefühle seines Rechtes und seiner Stärke, war hierdurch keineswegs zum Schweigen gebracht. Er schrieb nochmals an den Kurfürsten, 27. Jul. 1672, seine Gründe in gleich ehrerbietiger und nachdrücklicher Weise auseinander zu setzen, und bewirkte damit wenigstens so viel, daß ihm erlaubt wurde, kaiserliche oder holländische Dienste zu suchen, das Weitere blieb der nächsten Zukunft anheimgegeben. Der kurze Feldzug in Westphalen, Januar bis Mai 1673, belehrte den Kurfürsten nur zu bald um den Werth des für einige Augenblicke verkannten Generals. Zwar wurde nach dem Frieden oder Waffenstillstand sein aus 600 Reitern und 400 Dragonern bestehendes Regiment durch die Entlassung der Dragoner theilweise reducirt, sein Gehalt auf 300 Rthlr. herabgesetzt, aber der Kurfürst ließ neue Unterhandlungen mit ihm anknüpfen, und beauftragte zuletzt die beiden Minister von Jena und Meinders, den Wiedereintritt Derfflingers in sein früheres Dienstverhältniß auf jegliche Weise zu bewirken. Es war eine schwierige Aufgabe mit dem beleidigten Krieger zu handeln, dessen lebhafter Wunsch es zwar, noch ferner zu dienen, der aber dafür Bedingungen machte, von denen kaum die Gewährung zu hoffen. Vergebens bemühten sich die Vermittler, seine überspannten Forderungen herabzusetzen, er wich und wankte nicht, verlangte nicht nur alle Vorzüge und Rechte, deren der Feldmarschall von Sparr genossen, sondern auch höhere Geldbewilligungen. Um ihn nur wiederzuhaben, mußte der Kurfürst in allen Stücken nachgeben, und die neue, statt einer Capitulation dienende Bestallung genau nach Derfflingers Begehren ausfertigen lassen, 15. Mai 1673. Der frühere Kriegsbefehl wurde in bestimmtern, minder zweifelhaften Ausdrücken ihm wieder beigelegt, eine Ausdehnung seiner persönlichen Rechte, absonderlich in Kriegszeiten, bewilligt, sein Gehalt im Felde zu 800, im Frieden zu 300 Rthlr. monatlich festgesetzt, unbeschadet andern, sowohl herkömmlichen als außergewöhnlichen Nutzungen. Der Kurfürst versprach Derfflingers drei Regimenter, Reiter, Dragoner, Infanterie, von denen er ein starkes Einkommen bezog, auch im Frieden vor andern beizubehalten; keine Ungnade auf den Feldmarschall zu werfen, ohne ihn gehört zu haben, und im Falle

er vor dem Feind Unglück erlitte und die kurfürstlichen Truppen geschlagen würden (welches der Höchste in Gnaden abwenden wolle), deshalb ihm keinen Vorwurf zu machen, sondern es solle angenommen werden, als wenn ein solcher Unglücksfall in des Kurfürsten Gegenwart vorgegangen sei, und das Kriegsgeschick es also mit sich gebracht habe. In das vollkommene Vertrauen seines Herrn wieder eingesetzt, verdankte Derfflinger diesem allein und dessen mächtiger Verwendung bei dem kaiserlichen Hofe seine Erhebung in den Reichsfreiherrenstand, d. d. 10. März 1674. Im April dieses J. 1674 ging der Feldmarschall als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidientractat abzuschließen; sodann mußte er seinem Kurfürsten in den Feldzug an den Oberrhein folgen. Die vereinigte Brandenburgische und kaiserliche Armee ging über den Rhein und breitete sich durch den ganzen Elsaß aus, wurde aber doch zuletzt zurückgewiesen, nur daß Derfflinger mehrmals Gelegenheit gefunden hatte, seinen hellen Blick und seinen unternehmenden Geist zu bethätigen.

Mittlerweile hatte sich ein Feind anderer Art erhoben. Die Schweden, durch Frankreich und sein Gold verblendet, brachen der Mark Brandenburg ein, während die Brandenburgischen Truppen ruhig in ihren Winterquartieren in Franken lagen. Den Feinden zu wehren, verließ der Kurfürst zu Ende Mais 1675 die Maingegenden, und schnell hatte er Magdeburg erreicht. Am 11. Juni wurde in seiner Gegenwart Kriegsrath gehalten, um den Operationsplan zu verabreden. Derfflinger war der Meinung, die Feinde, die in ihren Quartieren im Havelland einer trüglichen Sicherheit hingegeben, zu überfallen. Seine Meinung wurde gebilligt. In der Nacht des 12. Juni ging der Kurfürst mit 6500 Reitern, 1000 Mann Infanterie und 13 Kanonen über die Elbe, zunächst um sich des festen Passes Rathenow zu bemeistern. Der Marsch wurde durch anhaltenden Regen erschwert, so daß die Reiterei erst am 15./25. Juni mit Tagesanbruch vor Rathenow anlangte. Während Kanne und Kanofsky oberhalb der Stadt die Havel passirten, um von der Landseite einzudringen, wurden Derfflingers Dragoner zu einem Angriff auf die Havelbrücke und das Thor commandirt. Der Feldmarschall selbst näherte sich, scheinbar in wilder Hast,

mit einiger Mannschaft der ersten, mit einem Corporal und 6 Gemeinen besetzten Brücke, gab das schwedische Feldgeschrei, so er einem gefangenen Officier mit vorgehaltener Pistole abgedrungen, und forderte ungestümen Einlaß, indem er mit seiner Schar dem schwedischen Regiment von Bülow angehörend, von einer Brandenburgischen Partei verfolgt werde. Auf stürmisches Zureden wurde er, nach längerm Weigern, eingelassen, für die Wache ein Todesurtheil. Der Verwegene drang weiter vor bis an die große Brücke, die er mehrentheils abgeworfen fand. Die aufgeschreckten Feinde empfingen ihn mit einem heftigen Feuer, welches besonders den nachrückenden Dragonern verderblich wurde; noch dauerte auf diesem Punkte das Gefecht, als Kanne und Kanofsky von der einen, Götze und Dönhof von der andern Seite der Stadt eindrangen und sich des Havelthors bemächtigten. Schnell wurde die abgebrochene Brücke wieder aufgelegt; die Brandenburgischen Reiter verbreiteten sich in der Stadt, und von der ganzen Besatzung entkamen nur 3 oder 4 Mann.

Unterdessen lief die Nachricht ein, daß die feindliche Armee von Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen sei, um in der Richtung von Fehrbellin ihren Rückzug anzutreten. Damit seine Beute ihm nicht entgehe, war der Kurfürst sogleich entschlossen, auch ohne Infanterie, die noch 10 Meilen zurück, zu schlagen. Der Kriegsrath zwar, der nach gehaltener Betstunde unter freiem Himmel am 17. Juni zusammentrat, um diesen Entschluß zu besprechen, war anderer Meinung und hielt ein solches Unternehmen für allzu kühn, ja für unausführbar, doch Derfflinger stimmte mit dem Kurfürsten, und so erfolgte die berühmte Schlacht bei Fehrbellin, deren Ausgang zwar, durch des Landgrafen von Hessen-Homburg Verwegenheit, einige Zeit zweifelhaft geworden zu sein schien. Der Landgraf, seine Uebereilung erkennend, schickte den Adjutanten von Spiegel ab, Verstärkung von dem Kurfürsten sich zu erbitten, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst erwiderte, die Truppen sollten sich dem Feind entziehen, der sei zu stark. Hierauf wurde der Graf von Promnitz abgesendet, dem Kurfürsten zu melden, sie könnten sich nicht mit guter Art herausziehen, seien schon in vollem Gefecht

mit dem Feind; da sagte Derfflinger zu dem Kurfürsten: „Wir müssen ihm secundiren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder!" Das entschied den Kurfürsten, es wurde eiligst aufgebrochen, fast eine ganze Meile in vollem Rennen zurückgelegt, dann in unwiderstehlicher Gewalt die schwedische Reiterei geworfen. Sie suchte Schutz bei ihrem Fußvolk, das indessen viel zu leiden hatte von der auf dem Sandhügel bei Linum aufgeführten Brandenburgischen Artillerie. Diesen Hügel als den Schlüssel der ganzen Position einzunehmen, hatte Derfflinger Eile gehabt. Zu spät den großen Irrthum erkennend, welchem sie verfallen, indem sie den wichtigen Punkt dem Feind überließen, vermeinten die Schweden durch eine verzweifelte Anstrengung dessen Meister zu werden. Ihr linker Flügel drang stürmend der Höhe zu, war bereits dem Geschütze nahe, als der Kurfürst selbst und mit ihm Derfflinger, an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Mörner dem Angriff sich entgegenwarfen, und nach einem wüthenden, eine Zeitlang zweifelhaften Gefecht den Feind zum Weichen brachten. Zwei schwedische Regimenter, Ostgothland und das Leibregiment wurden beinahe ganz von den ergrimmten Reitern zusammengehauen. In die Ostgothländer war Derfflinger als ein vernichtender Blitzstral gefallen. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, sondern begaben sich auf den Rückzug nach Fehrbellin.

Auch nach der Schlacht in der Verfolgung der fliehenden Feinde entwickelte Derfflinger eine bewunderswürdige Thätigkeit, daß in allem kaum 4000 Schweden Havelberg erreichten. „Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erster Reihe der vaterländischen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anstalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magdeburg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachsamkeit und Thätigkeit der Erkundigungen, der Entschluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieser Stufen die staunenswerthe Reiterschlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit sich erstreckend, aber durch Muth, Geistesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit fest verbunden, reiht sich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die

Geschichte seines Gleichen wenig an die Seite zu stellen hat. Als Ereigniß im Felde schon entscheidend, war dieser Sieg es noch mehr durch seine politischen Folgen. Die That Friedrich Wilhelms erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder." Der Kurfürst aber, nicht zufrieden, den ungerechten Angriff auf so glänzende Art abgewiesen zu haben, beschloß, ihn durch einen Einfall in Pommern zu vergelten. Greiffenhagen, Wollin, Wildenbruch und Wolgast wurden nach einander genommen, und der Kurfürst empfand solche Zufriedenheit über die hierbei von dem Feldmarschall geleisteten Dienste, daß er ihm am 16./26. Oct. 1675 die vormalige Comthurei Wildenbruch zu Lehen verschrieb, gleichwie er ihm bereits am 6./16. Juli, wegen seines Verhaltens in der Schlacht bei Fehrbellin, 20,000 Rthlr. angewiesen hatte.

Das Jahr 1676 eröffnete der schwedische General Mardefeld mit einem Angriff auf Wolgast; ein zweiter Sturm sollte eben versucht werden, als Derfflinger mit seiner aus Mecklenburg und der Prignitz zusammengezogenen Reiterei, und verstärkt durch einige kaiserliche und dänische Truppen, sich über Tribsee und Dammgard einen Weg bahnte, gleich einem Wolkenbruch über das Belagerungsheer vor Wolgast fiel (22. Januar 1676) und den vollständigsten Sieg erfocht. Dieses Ereigniß bahnte den Weg zu fernern Eroberungen; Stettin, die Jungfrau, von Derfflinger belagert, leistete den hartnäckigsten Widerstand, durch Ungezogenheit doch in etwas die rühmliche That beeinträchtigend. Es wurde, den angeblichen Schneider zu verhöhnen, am Marienthurm ein ungeheueres Bild, einen Schneider mit Elle und Schere vorstellend, herausgehängt. Den rohen Scherz beantwortete der Brandenburgische Artillerieobrist Weiler mit seinen 150 Geschützen, und die Stadt mußte sich nach der tapfersten Vertheidigung am 27. Dec. 1677 ergeben. Derfflinger, nachdem er die Ehre gehabt, dem triumphirenden Einzuge des Kurfürsten beizuwohnen, erhielt, worauf er schon seit dem 9. Juli 1677 beanwartet, die Statthalterschaft von Vor- und Hinterpommern, samt dem Obergouvernement der pommerischen Festungen; seine Bestallung ist vom 26. Mai

1678. Ein Gehalt von jährlich 2800 Rthlr., außer verschiedenen Deputaten, war ihm ausgesetzt. Damit dachte der Feldmarschall, eine allgemeine Abnahme der Kräfte verspürend, seine Laufbahn zu beschließen, und bat er den Kurfürsten, ihm den Rest seiner Tage zu schenken, damit er sich in der Stille zu der großen Reise in die Ewigkeit anschicken könne. Aber Friedrich Wilhelm war nicht gesonnen, sobald noch seiner wichtigen Dienste sich zu entäußern. „Wir geben Euch aber selber," heißt es in dem Rescript vom 11./21. März 1678, „vernünftig zu ermessen, wann ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eyferiger alß vormahlen zu erlangunge eines heylsamen friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solthet, ob ihr nicht eure so wohl erworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welth eine blâme zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, aber auch dabei eine gesunde Leibes-constitution. Wir hergegen seynd nebst einem auch ziemblich hohen Alter vielen beschwerlichen Kranckheiten unterworffen, und hätten tausend mahl mehr Ursache Uns nach der Ruhe zu sehnen; jedennoch weilen unser Vorhaben, zu einer beständigen Beruhigunge so vieler tausend Seelen angesehen ist, seynd Wir entschlossen, auch den rest unserer Kräfte darahn zu setzen, und unsere eigene persohn nicht eher der schweren Krieges-Last zu entziehen, biß solcher vorgesetzter Zwegk erlanget seyn wird. Bei solcher bewandnus nun, und da wir Euch kennen, ihr auch bereits bei Uns viel sauer und süßes gekostet habet, so ist es ja besser, daß ihr auch bey uns bis ans Ende außharret, und nachdem ihr den Sahmen werffen helffen, auch der Früchte genießet; welches mit Göttlicher Hülffe nach geendigter bevorstehender Campagne geschehen kann." Solchen treuherzigen und gnädigen Worten war nicht zu widerstehen, und freudig folgte Derfflinger seinem Herrn in den neuen Feldzug.

Den Angriff auf Rügen, Sept. 1678, führte er unter des Kurfürsten Oberbefehl; er war unter den vordersten, am 13. Sept. den Boden der Insel zu betreten, und kaum waren die ersten 200 Reiter ausgeschifft, so stellte er sich an ihre Spitze. Mit solchem Ungestümm fiel er auf 8 schwedische Schwadronen,

daß diese sich alsbald zur Flucht wandten, eine Fahne, ein Feldstück und viele Gefangene zurücklassend. Unvermögend, das Feld zu halten, zog Königsmark, der schwedische General, sich in die alte Fehrschanze zurück. „Am 14. rückte unser Feldmarschall an die alte Fehrschanze, wo er bemerkte, daß sich die Schweden mit eiliger Uebersetzung auf das feste Land beschäftigten. Er befehligte daher sogleich den Generalmajor von Schöning mit 500 Mann sich längs dem Strand nach der Wasserseite zu ziehen, und solche anzugreifen. Er selbst war bei dem Angriff in Person zugegen, und ließ, da er sahe, daß man sich mit dem Feind eingelassen hatte, einen Theil der Reuterei absitzen und Sturm laufen. Die Schanze ward glücklich erobert, und außer einigen hundert gebliebenen Schweden, 700 Mann gefangen und 250 Pferde mit sämtlicher Artillerie erbeutet. Der letzte, so die Insel nach einer äußerst hartnäckigen Gegenwehr verließ, war der Graf Königsmark, der zuletzt die Chaluppe bestieg. Derfflinger hatte nur 40 Mann Verlust, und ging sogleich auf die neue Fehrschanze los, die er schwach bestürmte, und den 16. Sept. ohne Blutvergießen einnahm, da die teutsche Besatzung sich gegen ihren Kommandanten Klinkowström empörte, ihn mit den Schweden, so sich außer ihnen daselbst befanden, aus der Schanze trieb, obgleich kaum einige Schüsse darauf gethan waren, und solche den Brandenburgern übergab. Eben so geschwind und glücklich folgte die Eroberung der an dem Eiland Rügen gelegenen Insel Dänholm, wo sich eine Schanze befand, die der Churfürst mit 2000 Mann einnahm. Alle diese glücklichen Vorbereitungen zu größeren Thaten waren mit ein Werk des tapfern Derfflinger, den wir bei allen Gelegenheiten nennen hören." Das vollständig eingeschlossene Stralsund fiel nun ebenfalls nach einem scharfen Bombardement am 15./25. Oct., Greifswalde am 6./16. Nov.; die Schweden waren hiermit vom deutschen Boden vertrieben und der Krieg schien beendigt in Ermangelung eines Schlachtfeldes, auf welchem sich die Streitenden treffen könnten, als es ruchbar wurde, daß 16,000 Schweden unter Horn verwüstend in Preussen eingedrungen seien. Schnell war Friedrich Wilhelm zu einem Winterfeldzuge entschlossen. Derfflinger ging

ihm voraus, aber die Schweden wollten ihn nicht erwarten, und hätte nicht der Kurfürst den kühnen Marsch über das gefrorne kurische Haf gemacht, um einen Landweg von 8 Meilen zu ersparen, so würde er weder noch sein Feldmarschall einen Schweden zu Gesicht bekommen haben. Dessen bedurfte es aber auch nicht, denn das schwedische Heer war vollkommen zu Grunde gerichtet, in erschöpften, aufgelösten Haufen entkamen kaum 2500 Mann. „Dieser denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf diesen noch durch die erhöhte Anstrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieser Thaten und Mühen wird der Name Derfflinger's immerdar mitleben."

Vermöge des nicht lange darauf zu St. Germain abgeschlossenen Friedens verlor nun zwar Derfflinger seine Herrschaft Wildenbruch, er erlangte dagegen die Ruhe, die er sich schon längst gewünscht hatte, nur daß er die Statthalterschaft von Hinterpommern und dem Fürstenthum Kamin beibehielt, auch Obergouverneur aller Festungen, General en chef über sämtliche kurfürstliche Truppen, geheimer Kriegsrath, Gouverneur von Küstrin und Inhaber dreier Regimenter blieb. Die hiermit ihm vergönnte Ruhe konnte jedoch die zerstörten Kräfte nicht wiederherstellen; er mußte sich häufig, um seiner Gesundheit zu pflegen, auf seinen Gütern aufhalten und konnte daher nur selten den geheimen Rathssitzungen beiwohnen. Diese Umstände waren es wohl hauptsächlich, welche nach vielen Zweifeln und Zögerungen den Kurfürsten veranlaßten, den französischen Marschall von Schomberg in seine Dienste zu nehmen und ihn zum Statthalter in Preussen und zum General über sämtliche Truppen zu bestellen. Er machte dieses dem Feldmarschall am 19. April 1687 in den gnädigsten Ausdrücken bekannt, der zwar in seiner S. 502 mitgetheilten Antwort seine Empfindlichkeit darüber, daß ihm die Oberaufsicht über die Armee entgehen sollte, nicht zu unterdrücken vermochte. Deshalb ließ er, auf des Großen Kurfürsten Ableben, dem Nachfolger ungesäumt seine persönlichen Wünsche und Ansprüche vortragen. Friedrich III rechnete ihm, außer seinen großen Verdiensten um den Staat, auch „in specie die sonderbare unterthänigste Devotion" gnädigst an, „welche

gegen Se. Kurf. Durchl. als damaligen Churprinzen er in vielen Begebenheiten erwiesen," und bestätigte ihm (11. Aug. 1688) den Rang als geheimer Kriegsrath und Generalfeldmarschall, Statthalter in Pommern, Gouverneur von Küstrin, mit dem Zusatz, daß er in dieser Stelle einzig und unmittelbar von dem Kurfürsten abzuhängen habe, endlich den Besitz der drei Regimenter. Vielleicht geschah es aus Dankbarkeit für solche Gnade, daß der Feldmarschall, obgleich alles eigentlichen Dienstes enthoben, darauf bestand, dem Kurfürsten nach den Niederlanden in den zwar thatenleeren Feldzug von 1690 zu folgen.

Zu Dienst und Geschäften fortan nicht mehr tauglich, scheint Derfflinger deren auch nicht mehr begehrt zu haben, wie sich aus seiner Aeußerung an der Wiege des Kurprinzen, nachmaligen K. Friedrich Wilhelm I ergibt. Er stand vor dem Kinde, in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte: „Nun, alter Derfflinger, was denkt er denn so nach?" Der Feldmarschall fuhr auf, anfangs etwas verlegen, faßte sich aber gleich und sprach: „Indem ich den Prinzen ansah, dacht ich mir, sagt ich im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, dein Vater hat mich gehudelt, aber du wirst mich wohl ungehudelt lassen." Der Feldmarschall verlebte noch sechs Jahre in stillem Frieden. Er starb im 89. Jahre seines ruhmvollen Alters, den 4. Febr. 1695, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, und wurde, seinem Willen gemäß, ohne alles Gepränge, in der schönen, von ihm erbauten Kirche zu Gusow zur Erde bestattet. In der Abdankungsrede, so ihm der Prediger zu Gusow, Salomon Sannovius, über Psalm 91, V. 15. 16. gehalten, und die im Druck vorhanden ist, wird seiner Thaten nicht im mindesten erwähnt, nur gesagt: „Gott hat ihn von der Muskete an, von dem niedrigsten bis zum höchsten Ehrengrad in der Miliz kommen lassen"; der Verewigte hatte das so verordnet, und es macht dieser Befehl auf eine sehr lobenswerthe Eigenschaft des Feldmarschalls aufmerksam. Er war bescheiden und anspruchlos, daneben ein biederer, zuverlässiger, ehrliebender und frommer Mann, der mit Recht seinem Kurfürsten versichern konnte, er habe ihm so treu mit seinem Leibe, als Gott mit seiner Seele gedient. Seine derbe Fröhlichkeit, die ihm wohl

von den sonnigen Alpen der Heimath gefolgt war, gewann ihm aller Herzen, wenn sie gleich zu Zeiten in dem an sich immer noch sehr derben Zeitalter auffiel. Den Krieg hatte er, gleich der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen, nur handwerksmäßig erlernt, aber er besaß in hohem Grade den Instinkt des Kriegs, und dieser Instinkt, sein natürlicher Scharfsinn, seine Entschlossenheit, sein freudiger Muth lehrten ihn große Dinge ausführen, absonderlich an der Spitze seiner Reiter, deren Dienst sein Element. Gelehrsamkeit, Studium blieben ihm fremd, nichtsdestoweniger hat er auf die Bildung der Brandenburgischen Armee den größten Einfluß geäbt; den Rittersinn, den sie länger als irgend eine Armee bewahrte, den esprit de corps, der bis zum J. 1806 eine ihrer Hauptstärken ausmachte, hatte ihr zuerst der alte Feldmarschall, der östreichische Plebeser, eingeimpft.

Derfflinger liebte auch die Künste, besonders die Bau- und Gartenkunst, wovon das durch ihn erbaute, schöne und zu seiner Zeit prächtige Haus am Cölnischen Fischmarkt Nr. 4 zu Berlin und seine Anlagen zu Gusow redende Beispiele sind. Der dortige classische Kappesbau möchte wohl ihm seinen Ursprung verdanken. Dieses Gusow, früher der Familie von Schaplow gehörig, hatte er, samt dem anstoßenden Platikow, 1649 um 24,000 Rthlr. erkauft; bei seinem Tode wurden beide Güter zusammen auf 130,000 Rthlr. gewürdigt. Außerdem besaß er noch in dem nämlichen Lebusschen Kreise die Güter Klessin, Hermersdorf und Wulkow, dann in der Neumark das wichtige, 1684 erkaufte Schildberg und endlich in Preussen das herrliche Quittainen mit den vielen dazu gehörigen Dörfern; ein Besitz, um dessentwillen er sich am 26. August 1682 das preussische Indigenat ertheilen ließ. Die Mittel zu so vielen Erwerbungen, so wie zu Anschaffung eines großen baren Vermögens fand Derfflinger theils in der sparsamen Verwendung eines reichlichen Diensteinkommens, theils in Geschenken seines Herrn, vielleicht auch auswärts, wenn anders der dänische Gesandte an dem Berliner Hofe, der von Ahlefeld, kein Verleumder ist. Es schreibt Ahlefeld an seinen König: er hoffe die Generals (zu Berlin) und sonderlich Derfflingern, dessen Geist über die andern dominire, auf seine Seite zu bringen,

zu welchem Ende er keine Zusagen oder Versprechen spare, quia Berolini ut Romae omnia sunt venalia. Derfflingers „Haupt zierte ein starkes krauses Haar, sein Gesicht ist durch die breite Stirn, starke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas stehen gebliebenes verstutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehren Merkmalen versehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, starker Mann gewesen sein, den schon die Natur zum Kriege gemacht." Wittwer durch der von Schaplow Ableben, ging er 1662 die zweite Ehe ein mit Barbara Rosina von Beeren. Die einzige Tochter erster Ehe, Beate Louise, wurde 1674 an den Generallieutenant Kurt Hildebrand von der Marwitz verheurathet. Aus der zweiten Ehe kamen 6 Kinder: 1) Friedrich, von dem unten; 2) Karl, ging als Volontair mit den Brandenburgischen Truppen nach Ungern und blieb vor Ofen im J. 1686. 3) Louise, verm. an den Generallieutenant Joachim Balzer von Dewitz auf Hoffelde. 4) Aemilia, vermählt an den Obristen Hans Otto von der Marwitz. 5) Charlotte, vermählte sich den 8. Mai 1683 mit dem Generalmajor Johann von Ziethen. 6) Dorothea, blieb unvermählt.

Friedrich Freiherr von Derfflinger, des Feldmarschalls älterer Sohn, zu Gusow, 1. April 1663 geboren, studirte mit seinem jüngern Bruder 1676 zu Frankfurt und Tübingen, durchreisete Frankreich, Holland, England, Italien, selbst Malta, ward den 24. Oct. 1688 Obristlieutenant bei dem Infanterieregiment Markgraf Philipp und den 15. Sept. 1689 Obrist. Nach dem Feldzug von 1691 nahm er den Abschied, weil sein hochbetagter Vater ihn um sich zu haben wünschte; einige Jahre nach dessen Ableben trat er jedoch neuerdings in Kriegsdienste. Er erhielt ein Dragonerregiment und wurde am 10. Dec. 1704 Generalmajor und am 27. Febr. 1713 Generallieutenant von der Cavalerie, während seine Dragoner in reitende Grenadiere umgewandelt wurden. Das Regiment ist ihm aber geblieben. Er starb den 29. Januar 1724 in dem Rufe eines gottesfürchtigen, gütigen und mildthätigen Mannes, der sich vor-

züglich um die Aufnahme seiner Güter verdient gemacht. Durch seines Vaters Testament war ihm nämlich alles unbewegliche Eigenthum zugefallen, und er hatte dasselbe durch die Erwerbung der in dem Königsbergischen Kreise der Neumark, in der Nähe von Schildberg gelegenen Güter Theeren, Kerkow und Krauseiche vermehrt. Kinder hatte ihm seine Gemahlin, Ursula Johanna von Osterhausen, vermählt den 17. Juni 1695, gest. zu Berlin im März 1740, nicht geboren; sein großes Vermögen fiel daher an die Schwestern oder ihre Kinder, mit Ausnahme der Güter Kerkow und Krauseiche, welche Friedrichs Wittwe dem Waisenhause in Züllichau vermacht hatte.

„So viel aus den noch vorgefundenen Papieren zu ersehen ist, fand Schomberg auf seiner betretenen neuen Bühne, was er suchte, das ist, seinen guten Theil Arbeit, oder, um mich seines eigenen, in frühern Jahren gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, sein redliches Bekomms. Der Brandenburgische Kriegsdienst hatte sich zwar unter diesem Kurfürsten einem großen Grade der Vollkommenheit genähert, trug aber noch ein ziemlich rohes Gepräge, und stand dem französischen in manchen Stücken nach. Insbesondere mangelte bei demselben jene sorgfältig bestimmte Rangordnung und Verbindung aller Glieder dieser großen Kette unter- und gegeneinander, welche, um schädliche Verwirrungen zu verhindern, hier vornehmlich nöthig ist. Zum Beweise könnte man einen ganzen Fascikel Schriften beilegen, welche zwischen dem Artillerieobristen Weiler und dem Commandanten in Berlin, von Schöning, gewechselt wurden. Jener ließ seine Leute mit Kanonen scharf exerciren, ohne diesem vorher etwas davon zu melden, und gab auf dessen Befragen die höhnische Antwort: ob es seinen Wachen und Posten um ihre Köpfe bang wäre?"

Ernst von Weiler, zu Berlin in einer geachteten Familie geboren, wurde 1677 Obristlieutenant und Chef der Brandenburgischen Artillerie, 1683 Obrist und Commandant zu Peitz, 1689 Generalmajor. Durch den Kaiser geadelt 1691, starb er den 28. Nov. 1692. Der Sohn seiner Ehe mit Sophie Fritzen, Christian Ernst, nicht Friedrich, von Weiler, war seit 1686 Major, durch Patent vom 15. Febr. 1693 Obristlieutenant, und

folgte dem Vater im Commando der Artillerie, nachdem er schon seit dem J. 1683 das Amt eines Oberzeugmeisters aller Festungen bekleidet hatte. Er wurde 1698 das Opfer unglücklicher häuslicher Verhältnisse und seiner Liebe zu der jungen Baronesse von Blumenthal. »Cette demoiselle,« schreibt Pöllnitz, »passoit pour une Sapho moderne; tout le monde citoit sa vertu et son esprit. Cependant, soumise aux foiblesses de l'amour, et ayant honte de les faire éclater à Berlin, où elle étoit considérée comme un oracle, elle prit le parti de quitter le lieu de sa naissance, et engagea son amant à tout abandonner, ses emplois, sa femme et ses enfants, pour vivre avec elle.« Von der Geliebten begleitet, entfloh Weiler etwan 1699 nach der Schweiz, in östreichischen Diensten ist er zu der Commandantur von Breslau gelangt und 1717 als Generalmajor in Wien gestorben, nachdem er auf seine Bitte von König Friedrich I Verzeihung erhalten und 1712 mit einem Salvum conductum nach Berlin gekommen war, um die Angelegenheiten seines Gutes Falkenrede, späterhin Eigenthum der Stadt Potsdam, zu ordnen, unter dem ausdrücklichen Versprechen, sich nicht an der Frau zu rächen, welche durch ihre Bösartigkeit zu der Liebschaft und Flucht mit dem genannten Fräulein Veranlassung gegeben, und dem Gelöbniß, nicht über die bestimmte Zeit in den königlichen Ländern zu verweilen.

Außer jener Frau, geb. Eleonore Fritzen, die durch ihre Xantippennatur vornehmlich des Mannes Ausreißen veranlaßte, war er zum zweiten Male mit der einzigen Tochter eines Patriziers aus Breslau, Dorothea Sophia Behmer, verheurathet; als Wittwe heurathete sie den Obristlieutenant Gustav Freiherrn von Horn, welcher bei Belgrad den Heldentod fand. Weiler hat sich als Befehlshaber der östreichischen Artillerie bei vielen Belagerungen in Ungern ausgezeichnet, und stand bis zu seinem Tode in großer Gunst bei Hofe, obgleich vielfach angefeindet wegen seiner Religion (er war Protestant), die er nicht aufgeben wollte. Es wird von ihm und ebenso von seinem Vater gerühmt, daß sie diejenigen gewesen, welche die Artillerie in Europa zuerst in Ordnung gebracht, ihre Force und Kraft entdeckt haben.

Von der böslich verlassenen Frau von Weiler erkaufte der Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt das in der Lindenstraße gelegene Palais, »qui pour lors étoit peu considérable,« welches er aber bedeutend vergrößerte. Es wurde von seiner Wittwe, geborne Prinzessin von Anhalt-Dessau bewohnt, demnächst den Chefs der Artillerie als Dienstwohnung angewiesen. Daraus ist das heutige Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preussen erwachsen. Als eine besondere Merkwürdigkeit kann noch angeführt werden, daß in einer 1700 erschienenen Liste der sämtlichen Officiere und übrigen Artilleriebedienten der Residenz Berlin, wie sie am 3. Dec. die Musterung passirt, unter den Personen des Stabes zwischen dem Feldscherer Johann Casseboom aus Bremen, 40 Jahre alt, 9 Campagnen gethan, und dem George Schöningk, Wagenbauer, 103 Jahre alt, 80 Jahre gedient, 36 Campagnen gemacht, „die alte Frau von Weilerin und die junge Frau von Weilerin" aufgeführt stehen.

„Auch andere Fragmente von Verordnungen bei dem Militär der damaligen Zeit enthalten verschiedene nicht allgemein bekannte Sachen. So lautet z. B. der 11te Artikel einer Instruction für den Auditor bei den Leibgarde-Trabanten: Denenjenigen welche bishero bürgerliche Nahrung, mit Bierschank oder andere Handthierungen getrieben, oder auch wohl Bordelle in ihren Häusern in den Vorstädten gehalten, hat er mit Ernst anzudeuten, daß sie solches unanständige Wesen einstellen, und sich, wie redlichen Brandenburgischen Trabanten gebürt, verhalten sollen. Ein so hohes Alter würden wir diesen Häusern in Berlin (nach den Zeiten der Reformation) nicht gegeben haben, wo noch im Sommer 1695 die Geistlichen sich herausnahmen, den Fürstlichen Personen eine zu ihrem Vergnügen erbaute Schaubühne abbrechen zu lassen, da sie bereits, um darauf zu spielen, angekleidet waren.

„Die von dem Kurfürsten schon im vorhergehenden Jahre mit dem Prinzen von Oranien zu Cleve genommenen Verabredungen, Holland gegen Frankreich auf der deutschen Seite sicher zu stellen, wenn der Statthalter nach England abgerufen werden sollte, forderten eine Menge noch zu treffender Anstalten. Auch den Fortificationsstand der bei diesem Vorhaben hochwichtigen

Festung Wesel traf Schomberg äußerst vernachlässigt an, und das benöthigte Geld dazu aufzutreiben, war ebenfalls ein Punct, worüber erst Vorschläge gemacht und überlegt werden mußten. Mitten unter diesen Rüstungen starb der große Kurfürst den 29. April 1688. Auf Schombergs Verhältnisse hatte dieser Todesfall nicht den mindesten Einfluß. Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger, Friedrich, als Kurfürst von Brandenburg der Dritte, und als König in Preussen der Erste, blieb dem System seines Vaters getreu, und Schomberg konnte sich unter ihm des nämlichen ausgezeichneten Vertrauens rühmen." Ein Beweis dafür findet sich in dem Bestreben des Königs von Polen, durch dessen Vermittlung für seinen Sohn Jacob Sobiesky die Hand der überreichen Wittwe des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, geborne Radziwill, zu gewinnen, wie aus des Marschalls Schreiben vom 14./4. Jul. 1688 ersichtlich.

Einen Monat später, im Aug. 1688 starb die Marschallin, nachdem sie nicht viel über ein Jahr in Berlin zugebracht, und kämpfte über ihrem Tode der Wittwer mit der größten Traurigkeit." Der Verewigten gedenkt die Sévigné zum öftern, z. B. 31. Jul. 1676: »Il est vrai que madame de Schomberg vous aime, vous estime, et vous trouve fort au-dessus des autres, mais elle n'est pas contente de M. de Grignan, qu'elle a toujours aimé tendrement, à cause qu'il est aimable, et que son amie l'adoroit. Elle croyoit que, la sachant si près de Provence (auf ihrer letzten Reise in des Mannes Hauptquartier zu Perpignan), il devoit faire quatre ou cinq lieues pour la voir, et lui offrir toutes les retraites qui étoient en son pouvoir, et qu'elle n'auroit pas acceptées. Cette plainte est amoureuse.« Weiter heißt es, 19. Aug. 1676: »Il me paroît que l'abbé de la Vergne a bien du zèle pour votre conversion; je la crois un peu loin, si elle tient à celle de madame de Schomberg. Il est vrai que son mérite s'est fort humanisé, elle en a toujours eu beaucoup pour ceux qui la connoissoient; mais cette lumière, qui étoit sous le boisseau, éclaire présentement tout le monde: elle n'est pas la seule à qui le changement de condition a fait ce miracle«; 26. Aug. 1676:

»J'ai vu madame de Schomberg, elle vous aime et vous estime beaucoup par avance: vous trouverez bien du chemin de fait. L'abbé de la Vergne lui écrit dignement de vous; mais elle m'a parlé très dignement de lui; il n'y a point d'homme au monde qu'elle aime davantage, c'est un père, c'est son premier et fidèle ami; elle en dit des biens infinis; ce chapitre ne finit point, quand une fois elle l'a commencé... Elle pense qu'il doit vous convertir de pleine autorité, parce que vous êtes persuadée que l'état où il vous souhaite est bon. Si elle en avoit autant cru de celui où il veut la mettre, c'eût été une affaire faite« (der Abbé de la Vergne, Convertit, hatte sich vorgesetzt, die Marschallin zu convertiren); 28. Aug. 1676: »Je viens d'écrire un billet à madame de Schomberg pour en apprendre des nouvelles. C'est un mérite que j'ai apprivoisé il y a long-temps, mais je m'en trouve encore mieux depuis qu'elle est notre générale. Elle aime Corbinelli de passion: jamais son bon esprit ne s'étoit tourné d'aucune sorte de science; de sorte que cette nouveauté qu'elle trouve dans son commerce, lui donne aussi un plaisir tout extraordinaire dans sa conversation.«

Aus seiner Trauer wurde der Marschall geweckt durch Botschaft von dem Prinzen von Oranien, der ihn nach dem Haag forderte, um sich seiner Einsichten für die vorlängst beschlossene Expedition nach England zu bedienen. „Der Kurfürst von Brandenburg erleichterte die Unternehmung des Prinzen zuerst dadurch, daß er unsern Schomberg nach Cleve schickte, um die Stadt Cöln, welcher der bekanntlich ganz französisch gesinnte Cardinal von Fürstenberg eine bedenkliche Neutralität angeboten hatte, zu erhalten. Der Marschall besetzte diese Reichsstadt, vereitelte dadurch die besorgten Absichten des französischen Hofs, und deckte die Grenzen der Niederlande, wenigstens für diesen Winter, gegen einen feindlichen Angriff. Als dieses berichtigt war, begab er sich mit 6000 Mann Brandenburgischer Truppen auf den Weg nach Holland, und sein jüngster Sohn, Graf Carl, kurbrandenburgischer Generalmajor, Inhaber eines Infanterieregiments und Gouverneur von Magdeburg, war dahin sein Begleiter."

Wie es scheint, hatte die Partei in England, durch welche die Invasion hervorgerufen, ausdrücklich verlangt, daß der Prinz von Oranien den Marschall von Schomberg um sich habe. Es war das eine Huldigung seinem hohen Rufe dargebracht, daher auch Dalrymple schreiben konnte: »Mais quand on vit le maréchal de Schomberg arriver subitement d'Allemagne au mois de septembre pour commander avec le prince, on prit la plus haute idée d'une entreprise qui devoit être conduite par de tels généraux.« In Frankreich betrachtete man freilich die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. In der Freude über das Mißgeschick der holländischen Flotte bei ihrem ersten Auslaufen, 19. Oct. 1688, äußert die Sévigné: »La joie est universelle de la déroute de ce prince, dont la femme est une Tullie. Ah! qu'elle passeroit bravement sur le corps de son père. Elle a donné procuration à son mari, pour prendre possession du royaume d'Angleterre, dont elle dit qu'elle est héritière; et si son mari est tué, car son imagination n'est point délicate, c'est M. de Schomberg qu'elle charge de prendre possession pour elle. Que dites-vous de ce héros qui gâte si cruellement la fin d'une si belle vie? Il a vu couler à fond devant lui l'Amiral qu'il devoit monter; et comme le prince et lui alloient les derniers, suivant la flotte qui étoit à la voile par un temps admirable, quand ils virent tout d'un coup la tempête effroyable, ils retournèrent au port, le prince avec son asthme et fort incommodé, et M. de Schomberg avec bien du chagrin.« Selbst Ludwig XIV, Meister der Kunst, in allen äußern Vorkommenheiten sich zu beherrschen, konnte sich eines mouvement de dépit gegen denjenigen, dem er den Dienst aufgekündigt hatte, nicht enthalten: »Ne trouvez-vous pas bien extraordinaire que M. de Schomberg, qui est né Allemand, se soit fait naturaliser Anglois, François et Portugais?« sprach er zu Villeroi, 17. Oct. 1688.

Der Prinz fand, obgleich seiner Landung kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, in den ersten Augenblicken die Aufnahme nicht, so ihm verheißen. Doch wurden seine Hoffnungen wieder belebt durch das allmälige Eintreffen einzelner Freischärler aus der

Ferne, und in kurzer Zeit fast zur Zuversicht glücklichen Erfolges gesteigert durch die Treulosigkeit des Lords Cornbury (Abth. III Bd. 3 S. 162). Für K. Jacob war der Verlust an Leuten unbedeutend und bald wieder zu ersetzen, aber das einmal gegebene Beispiel des Verraths fand Nachahmer in allen Theilen des Königreichs. Am 23. Nov. gingen der Herzog von Grafton und Churchill zum Feinde über. Churchill, Marlborough, als Deserteur in des Prinzen von Oranien Hauptquartier eintreffend, wurde von Schomberg mit der Bemerkung begrüßt, er sei der erste Officier von General-Lieutenants Rang, von dem je gehört worden, daß er seine Fahne verlassen habe. Die unblutige Revolution war vollbracht, Maria und Wilhelm III bestiegen den von K. Jacob aufgegebenen Thron.

Solchen Ausgang zu befördern, hatte Schomberg nicht nur durch seinen Namen, durch seine Rathschläge, sondern auch ganz vorzüglich durch die vortreffliche bei seinen Truppen eingeführte Disciplin beigetragen. Die Haltung dieser Blauröcke wurde den Engländern der Gegenstand der aufrichtigsten Bewunderung, und blieb nicht ohne Einfluß auf die Danksagung, welche das Haus der Gemeinen im Febr. 1689 dem General für die großen, der protestantischen Religion und dem Reiche geleisteten Dienste abstatten ließ. Noch war Wilhelms III Sieg einigermaßen zweifelhaft, als von mehren Seiten eine Art Wettstreit sich erhob, ihm denjenigen abtrünnig zu machen, der vor andern geeignet, diesen Sieg ihm zuzuwenden. „Als Schombergs vorhabende Reise nach Holland in Frankreich bekannt wurde, bemühte sich diese Krone, ihn durch verschiedene im Ausland unterhaltene Minister davon abzuziehen. Es sollten ihm unter andern durch französische Vermittlung große Vortheile in königlich dänischen Diensten verschafft werden. Als er sich schon in England befand, wurde noch ein französischer Emissär mit geheimen Aufträgen an ihn abgeordnet, um ihn, wo nicht zu überreden, doch bei seiner Partei verdächtig zu machen. Er hatte aber aus Frankreich Nachricht davon erhalten, und Anstalten getroffen, diese Person bei dem Eintritt in seine Wohnung in Verhaft zu nehmen, und der Obrigkeit zu überliefern. Auf der andern Seite wünschte Kur-

Brandenburg, weil er vorgedachter maßen zu der englischen Unternehmung gleichsam nur geliehen, und diese, so viel das Hauptwerk betrifft, vollzogen war, ihn wieder in Deutschland zu sehen. Auch das Commando über die alliirte Armee, und die durch Anwartschaften auf Besitzungen zu erleichternde Reichsfürsten-Würde wurden ihm jetzt in nähern Perspectiven gezeigt."

Des Marschalls Sprödigkeit wurde in Frankreich sehr übel empfunden und noch vor der Kriegserklärung von Seiten Englands seine Herrschaft Coubert confiscirt. Uebler noch erging es dem Stammschloß Schönberg. Von dessen Zerstörung schreibt Melissantes in seinem Schauplatz denkwürdiger Geschichten, 1715: „Im J. 1689 seind die Franzosen auch in Oberwesel eingefallen, haben darinne barbarisch gehauset, wie zu Speyer, Worms und viel andern hundert Orten, die Gebäude niedergerissen und die Thürne verbrannt. Da nun diese tyrannische Gäste keine Grausamkeit mehr in der Stadt ausüben konnten, gingen sie mit entsetzlicher Furie auf das Bergschloß Schönberg los, zerschossen das Thor, steckten die Wohnungen und alle Thürne in Brand, sprengten das Mauerwerk, zerstörten die Keller, schütteten die Brunnen zu, und zogen endlich, nachdem sie mit grimmiger Wuth die schöne Brücke über den Vorgraben am Thore ruinirt, wieder ihre Straße." Die kleine Besatzung von Haustruppen, geworbene Soldaten, obgleich, wie herkömmlich, durch das Aufgebot von Schönbergischen Unterthanen verstärkt, hatte die Feste nicht gegen den allzu überlegenen Feind zu behaupten vermocht. Bei der Gelegenheit wurden auch die zwei von der Belagerung von Jülich herrührenden metallnen Stücke, deren jedes 12 Pf. Eisen schoß und das Schönbergische Wappen trug, entführt. Seitdem liegt Schönberg in Schutt. Schombergs Besitzungen in der Pfalz erlitten ebenfalls arge Verwüstung.

Sollte er jemals eine Neigung verspürt haben, nach Frankreich zurückzukehren, so war ungezweifelt das Wüthen gegen sein Eigenthum der sicherste Weg, ihm diese Neigung zu verleiden, an England ihn zu fesseln, an das Land, wo König und Nation in Anerkennung seiner Verdienste wetteiferten, die durch ihn der

gemeinen Sache gebrachten Opfer zu vergelten. „Es war anfänglich in Vorschlag gekommen, den Marschall zum Duke of Albemarle, mit den nämlichen Pensionen, welche der verstorbene Herzog von Albemarle, Monks Sohn, gehabt, zu erheben. Weil aber seine Söhne nach ihm nur Grafen von Albemarle sein sollten, vielleicht auch, weil der deutsche Mann seinen Namen zu ändern nicht geneigt war, hatte solches der mehr nach Ehre, als nach Gold geizende Schomberg ausgeschlagen. Er erhielt also den 9. Mai 1689 die Naturalisation durch Ernennung zum Reichs-Baronen von Teyes, sofort zum Grafen von Brentford, dann zum Marquis von Harwich, und endlich, gegen die englische Sitte, unter seinem deutschen Namen zum Duke von Schomberg. In diesen Würden sollten ihm vorerst sein jüngster nach England mitgebrachter Sohn, Graf Karl, und dessen männliche Nachkommen, auf deren Abgang der zweite, Graf Meinhard, und dessen männliche Nachkommenschaft, nach solchen aber die übrigen männlichen Erben des Marschalls (gleich als ob er den Namen seines ältesten Sohns, Friedrich, vergessen hätte!) folgen. Diese Standeserhöhung geschah in einer und der nämlichen Handlung, und es wurde darüber ein prächtiges Patent ausgefertigt. Ein Geschenk von hunderttausend Pfund Sterling begleitete diese Ehre, zu welcher kurz darauf der Orden vom blauen Hosenbande, und die mit sehr beträchtlichen Besoldungen verbundenen Chargen eines Generalissimus der königlichen Armeen und eines Grand-Maitre der Artillerie hinzukamen. Der mit so vielen Zeichen der Achtung von einer freien Nation überhäufte und den Werth derselben fühlende neue Duc verfügte sich (16. Jul. 1689) noch vor seiner Abreise in die Kammer der Gemeinen, um sich zu beurlauben, und sagte ihnen bei dieser Gelegenheit: »J'ai souhaité de venir témoigner à cette Chambre ma juste reconnoissance des grandes faveurs que j'en ai reçues, ne doutant point que je n'en ressente les effets de l'extrême bonté de Sa Majesté, et je m'en vais sur cela prendre congé de cette honorable Chambre, étant prêt à partir pour l'Irlande, où j'exposerai fort librement ma vie, et pour le service du roi et pour le votre.«

Sobald gemeldet worden, daß der Herzog von Schomberg die Ehre, dem Hause eingeführt zu werden, begehre, »on ordonna que le dit seigneur seroit appelé, et étant entré, il se plaça sur un fauteuil qui avoit été mis pour lui au milieu de la Chambre, où, après avoir demeuré couvert un peu de temps, le sergent d'armes se tenant debout avec sa masse auprès de lui à sa main droite, il se leva, et parla, étant découvert.« Also das Protokoll dieser Sitzung, worin auch noch gesagt, »que ce duc étoit d'un si grand mérite, que le roi lui avoit donné une récompense royale, en le faisant duc et pair d'Angleterre avec une assignation pour lui et ses héritiers de 5000 liv. sterl. de rente par an, qu'il a perdu en France et en Allemagne, mais que pour faire un bon emploi du fond de cette rente en l'acquisition de quelque terre, il étoit nécessaire de nommer deux commissaires de là Chambre des seigneurs et deux de celle des communes.« Diese Rente sollte sich nach der für die Titel bestimmten Ordnung vererben.

Am 17. Jul. verließ Schomberg die Hauptstadt, und den 20. Jul. erreichte er Chester, in der Erwartung, dort eine wohl gerüstete Armee von 22 Regimentern zu finden. Davon befanden sich jedoch nur einige auf dem Platz, „und die angekommenen waren nichts weniger als vollzählig, ungeachtet sie der König schon lange für voll bezahlte. Transportschiffe, Geräthschaften und Vorrath jeder Art war nicht in der erforderlichen Menge vorhanden, und die neuen Monturen, Schuhe und Zelten taugten gar nichts. Die Mannschaft betreffend, so hatte der gröste Theil derselben nie eine Flinte losgeschossen, und wußte noch weniger von Subordination. Nicht viel besser verhielt sichs mit den Officieren. Diejenige, so sich unter Cromwell gebildet hatten, und noch am Leben waren, hatten sich aufs Landleben oder auf die Handelschaft gelegt, und ihre alten Tugenden, so wie ihre Laster vergessen. Die von Carls II Zeiten hatte der Aufenthalt in London, wo dieser König seine wenigen Truppen beisammenhielt, verdorben. Zu den Officieren des letzten Königs trug Wilhelm kein Zutrauen, und hatte daher ihre Stellen meistens den jüngsten Söhnen des Adels übertragen, um dadurch

die Gemüther ihrer Väter und Anverwandten an seine neue Regierung zu verbinden. Die besten Soldaten dabei waren die holländischen und die französischen Regimenter, und unter letzteren insonderheit ein Cavalerieregiment, bei welchem die ersten Glieder jeder Compagnie aus lauter schon in Frankreich gedienten Officieren bestanden. Schomberg hatte solches mit äußerstem Widerspruch der Engländer, die es für eine Beschimpfung ihrer Nation erklärten, aufgerichtet, und noch vor seiner Einschiffung, in Ermanglung der Pferde, zu Fuße gemustert.

„Zwei und zwanzig Tage harrte Schomberg auf dem Platze, um nur das Nothwendigste zu besorgen. Er war damit nicht viel weiter gekommen, als er sich, um die Jahrszeit nicht ganz ungenützt verstreichen zu lassen, den 12. Aug. entschloß, mit nur 5—6000 Mann, wenig Officieren, und nicht einer einzigen Compagnie berittener Reuterei, unter Segel zu gehen. Er hinterließ die Befehle, daß man ihm das Uebrige, sobald es immer möglich wäre, nachschicken sollte. Den andern Tag befand sich seine kleine Flotte in der Bay von Carrickfergus, und die Truppen traten bei Bangor ans Land.“ Belfast und Antrim wurden bei seiner Annäherung von den Irländern, die sich theils auf Lisburn, mehrentheils auf Carrickfergus zurückzogen, geräumt. Er unternahm den 20. die Belagerung von Carrickfergus, das nach einer Vertheidigung von 8 Tagen capitulirte. »Les Ecossois d'Ulster, guidés par le ressentiment des outrages qu'ils avoient souffert de la part de ces troupes, et par l'inimitié qu'ils avoient conçue pour les Papistes, tombèrent sur la garnison, la désarmèrent et la pillèrent, et l'auroient même massacrée, si le général n'eût interposé son autorité.«

Mit der Belagerung von Carrickfergus beschäftigt, wurde die Armee durch den Anzug der Dragoner von Inniskillen und durch Kirks Truppen verstärkt. „Der Anblick der Männer von Inniskillen, ihrer kleinen dürren Klepper, und der armselige Aufzug der Reiter, welche, Säbel und Pistolen am Gürtel tragend, einer Horde Tartarn glichen, auch einen großen Troß von Weibern und Kindern mit sich brachten, hätte, nur unter bessern Umständen, Stoff zum Lachen geben können.“ Inniskillen, den Punkt beherrschend, von

welchem die beiden Bassins des großen Ernesees ausgehen, schien vermöge dieser vortheilhaften Lage dem Protector ein geeigneter Waffenplatz, um die besiegten, aber noch nicht ausgerotteten Stämme von Ulster im Zaum zu halten. In solcher Absicht führte er daselbst eine Colonie seiner Levellers ein, die zu versorgen, bei der Menge der in dieser Gegend confiscirten Güter ihm nicht schwer wurde. Mann für Mann, auch der Schulmeister, erhielt sein bestimmtes Maas von Länderei. „In der Folge," schreibt Latocnaye, „ist die Schullehrerstelle zu Enniskillen zu einer Art Bisthum geworden; sie trägt jährlich gegen 2000 Pfund Sterling ein. Man kann sich vorstellen, daß dieses grade ein Mittel ist, keine Schule zu haben, wenn man jedem Schulmeister 2000 Pf. Sterl. gibt, und diese Wirkung hat es auch zu Enniskillen gehabt. Indessen ist der Mann, der gegenwärtig (1800) die Stelle bekleidet (D. Stock, in dessen gastfreundlichem Hause ich zwei Tage zubrachte), ein sehr gelehrter Mann, und hat außer seinen 12 bis 15 eigenen Kindern noch 5 oder 6 Nichten und Neffen, die er selbst erzieht, und 7 bis 8 Kostschüler, die jährlich 100 Guineen zahlen. Ich habe wenig Häuser gesehn, wo eine solche Ordnung mitten unter so vielen Kindern herrschte, aber ich sah auch nie einen solchen Schulmeister."

Von dergleichen Ueppigkeit wußte man 1689 noch nichts zu Inniskillen, vielmehr hatte die Colonie den vollen Charakter der Leveller beibehalten. Darum konnte man in England auf ihre Erhebung zu Gunsten des Protestantismus zählen, und waren Monturen für ihren Gebrauch hinübergeschickt worden. Da sie aber wahrgenommen, daß ihr seltsamer Aufzug den Irländern Schrecken einjagte, so weigerten sich die Anführer die Priesterröcke, mit welchen sie zu einer Auszeichnung theilweise bekleidet, die Gemeinen die Lumpen abzulegen, weil sie, nach ihrem Ausdruck, nicht für Soldaten gemeinen Schlags angesehen werden wollten. „Indessen erboten sich diese braven Leute freiwillig zur Avantgarde. Nur konnten sie keine Befehle ertragen, sondern erklärten bei jeder Ordre, daß sie nichts Gutes auszurichten im Stande seien, wenn man sie nicht nach ihrer Phantasie schalten lasse. So sehr dieses mit Schombergs strenger Disciplin con-

trastirte, so fand er doch für gut, eine Ausnahme bei ihnen zu machen, und sie ihrem eigenen Genius zu überlassen. Der Erfolg zeigte auch hier den Nutzen von der Menschenkenntniß des Generals, und diese leichten Truppen leisteten auf diese Weise die trefflichsten Dienste."

Den 2. Sept. brach Schomberg von Belfast auf, um über Lisburn, Hillsborough, Dromore und Loughbrickland in südlicher Richtung vorzugehen. „Schon auf diesem 6tägigen Marsch fanden seine neuen Truppen Gelegenheit, sich mit den Uebeln und Beschwerden bekannt zu machen, welche sie nachmals in vollem Maas zu ertragen hatten. Das ohnehin schwammige Erdreich war durch die früher als gewöhnlich eingefallene Regenzeit dergestalt erweicht, daß man nicht einmal Zelten aufschlagen konnte, welche der Wind nicht wieder zusammenwarf. Mann und Pferde glitschten an den Abhängen der Berge, und oft war man genöthigt, mitten in den Morästen Halt zu machen. Aus Mangel an Artilleriepferden wurden öfters Soldaten vorgespannt, und wenn die Räder ganz stecken blieben, die Feldstücke streckenlang auf Menschenschultern getragen. Der kleine Zug des Fuhrwesens verrieth den geringen Vorrath an Lebensmitteln, welche nur zur Nothdurft, weil es an Pferden gebrach, nachgeführt werden konnten. Eine unangenehme Aussicht vermehrte noch diese wirklichen Beschwerden. Wo nur die Soldaten das Auge hinwandten, erblickten sie nichts, als eine schreckliche Einöde, und ihren Gefährten, den Hunger. So wie nämlich schon im Frühling dieses Jahrs die Protestanten, aus Furcht vor der jacobitischen Armee, aus dieser Gegend entflohen waren, so hatten sich jetzt die Katholiken, auf K. Jacobs Befehle, in das Land hineingezogen und die Küsten verlassen. Auch das Vieh nahmen sie mit sich, und was sie nicht fortbringen konnten, fand man niedergestoßen und verdorben auf dem Felde liegen. Auf gleiche Weise waren die Früchte zwar geschnitten, allein auf den Aeckern verfault. An den verlassenen Häusern der Dörfer aber sah man meistens Kreuze über den Thüren, oder auf den Giebeln aufgesteckt, welche Spuren ehemaliger Menschenwohnungen die Wüstenei noch trauriger und einem ungeheuren Kirchhofe ähnlich machten.

Newry, wo der Herzog von Berwick mit einem Detachement aufgestellt, hatte er Zeit gehabt, in Brand zu stecken, mit Carlingford wurde in gleicher Weise verfahren. Da schickte Schomberg einen Trompeter an die feindlichen Vorposten, und ließ sie bedeuten, falls mit dem Brennen fortgefahren werden sollte, halte er sich nicht weiter verpflichtet, Quartier zu geben, ja er würde die in Londonderry verwahrten Kriegsgefangnen, die Officiere zuerst, hängen lassen. Die Drohung hatte die Folge, daß die Räumung von Dundalk ohne die geringste Beschädigung für den Ort vor sich ging. „Von Carrickfergus bis Dundalk, wo Schomberg den 7. anlangte, besteht das Land aus Gebirgen und sumpfigen Thälern, weiterhin aber wird es eben, trocken und offen. Bis zu dieser Erweiterung der Gegend war von der feindlichen Reuterei und Artillerie für die Engländer, welchen es an diesen Hauptstücken gebrach, wenig zu befürchten. Dort aber hoffte Schomberg weitere Verstärkung an Geschütz, Mannschaft und Pferden anzutreffen oder erwarten zu können. Den größten Theil seiner wenigen Artillerie ließ er also nach Carlingford, dem nächsten Hafen bei Dundalk, zur See gehen. Nur einige seiner leichtesten Feldstücke behielt er bei sich, und stellte die Ordre, daß auch die aus England kommenden Transportschiffe nach eben diesem Hafen segeln sollten."

In dieser Lage fand er weiteres Vorgehen unthunlich. Er bezog ein Lager, 1 Meile (irl.) nördlich von Dundalk, in einer sumpfichten Niederung, wo er die Höhen von Newry im Osten, die Stadt Dundalk und den Fluß gegen Süden, andere von Schluchten durchbrochene Höhen gegen Norden hatte: durch eine Reihe von Verschanzungen hatte er die Position vollends unzugänglich gemacht. Dieses plötzliche Einhalten fiel den Feinden auf, als welche schon im Begriffe gewesen, Drogheda zu räumen. Rosen, der nachmalige Marschall, sagte, „wenn Schomberg nicht auf uns losgeht, so hat er gewiß nicht alles was er haben muß." Rosen that noch mehr, er occupirte Dundalk, während sein Gegner noch beschäftigt, das Lager zu verwahren, und das irländische Heer, nachdem es bei Ardee sich zusammengezogen, ließ sich am 21. Sept. ungefähr in der Entfernung von zwei Kano-

nenschüssen, in völliger Schlachtordnung vor Schombergs Lager sehen. Seine Officiere wollten durchaus schlagen: »laissons les faire, nous verrons ce qu'ils deviendront,« blieb des Generals einzige Antwort, und daß er damit sich nicht irrte, bewies des Feindes Rückzug auf Ardee, 6. Oct. »L'armée du roi Jaques fut surprise de sa retraite. Persuadée de la facilité avec laquelle on pouvoit forcer le camp de Schomberg, elle imputa son irrésolution apparente à sa tendresse pour ses sujets anglois. »»Si Votre Majesté, lui dit Rosen, avoit dix royaumes, elle les perdroit tous.«« Les Anglois, de leur côté, soupçonnèrent que l'ennemi n'avoit fait ces mouvements que pour favoriser le complot qu'avoient formé les Papistes françois de livrer le camp. Il fut découvert le lendemain; on punit de mort les principaux complices, on désarma les soldats Papistes, et on les transporta en Hollande.«

Bis in den November hielt Schomberg in dem Lager vor Dundalk aus. „Ein Zurückzug in Gegenwart einer feindlichen Armee, welche mit dem zusammengelaufenen bewaffneten Landvolk über 42,000 Mann gerechnet wurde, wäre nicht nur schändlich, sondern höchst gefährlich gewesen. Die Wahl des Platzes hing also nicht von der Willkür des Feldherrn ab, wenn auch die eingerissenen Krankheiten ganz allein der Sumpfluft dieser Gegend beigemessen werden könnten. Diese war aber bei weitem nicht die einzige Ursache des Uebels, sondern Mangel an Lebensmitteln, guter Kleidung, und vorzüglich an Schuhen und Strümpfen (Folge des Eigennutzes der ihm aufgedrungenen Lieferanten und Commissarien) würden auch ein gesundes Lager um diese Jahrszeit in eine Mördergrube verwandelt haben. Zu einem Uebermaße des Unglücks mußte es sogar an Arzeneien fehlen, indem sich die Feldscherer zwar mit aller Geräthschaft, Wunden zu verbinden und zu heilen, aber mit sehr wenig Apothekermaterialien versehen hatten. Schomberg hatte zwar schon den 24. Oct. (den 3. vielmehr) Kriegsrath gehalten, und von allen Gliedern desselben ihr Gutachten schriftlich verlangt, welches durchgehends dahin lautete, daß man weder den Feind angreifen, noch sich zurückziehen, noch die Stellung verändern könnte, son-

dern die Verstärkung aus Schotland erwarten, und indessen die Cavalerie anderswohin verlegen müßte, weil sie in dem Lager nicht bestehen könnte. Diesem unerachtet mußte er sich sein hohes Alter und einen Kaltsinn gegen eine Nation, unter welcher er nicht wäre geboren worden, von den Engländern vorwerfen lassen. Ihre Erbitterung wurde dadurch verstärkt, daß unter den holländischen Truppen, theils weil es abgehärtete Soldaten, theils weil sie besser montirt, auch von ihren Officieren und Wundärzten sorgfältiger bedient waren, die Seuche weniger wüthete. Allein Schomberg überhörte diese Beleidigungen sowohl in Rücksicht der Größe des Uebels, welches die Armee wirklich erduldete, als in Betracht, daß das lauteste Geschrei von einem Volke herkam, welches die Freiheit zu murren unter seine Volksrechte zählen darf.

„Er schickte Courier über Courier an die Küsten, wie auch nach England und Schotland, und begab sich selbst einmal nach Carlingford, um daselbst zu suchen was er nicht fand und doch so sehr bedurfte. Nach und nach kamen zwar Schiffe aus England mit einigen Regimentern, aber die aus Schotland gekommenen verdienten kaum diesen Namen, denn die meisten Soldaten waren wegen nicht bezahltem Sold auf dem Marsch durchgegangen. Kurz, alle Verstärkungen reichten nicht hin, die Zahl der Gestorbenen zu ersetzen. Schomberg verbot nach der Ankunft dieser Regimenter (von welchen er die zuletzt angelangten aus Schonung sein verpestetes Lager nicht mehr beziehen ließ) den Gebrauch der militärischen Ehren bei den Leichenbegängnissen der Officiere, theils um dem Feind seinen täglichen Verlust zu verbergen, theils um den neuen Ankömmlingen den Muth nicht zu benehmen. Aber eben diese Todtenstille machte einen noch stärkeren Eindruck auf die Einbildungskraft der Soldaten, als der Knall der Musketen bei Beerdigungen. Endlich, da befohlen wurde, Baraken anstatt der Zelten aufzuschlagen, stieg die Verzweiflung aufs höchste, weil ihnen diese Anstalt eine verlängerte Dauer ihres Elends ankündigte.

„Der Zorn und das Murren der Soldaten verwandelten sich jetzt in kalte Muthlosigkeit. Sie unterhielten sich untereinander mit Erzählung alles Unglücks, welches von den ältesten

Zeiten her den Armeen in eben diesen Gegenden widerfahren war, oder widerfahren sein sollte, und mit Wunderzeichen, welche sich am Himmel oder auf der Erde hätten blicken lassen. Gänzliche Gefühllosigkeit eines jeden Einzelnen über das Leiden aller andern machte den Beschluß dieses grauenvollen Auftritts. Diese ging endlich so weit, daß sich die Soldaten ihrer todten Cameraden zu Kopfpolstern und Bänken bedienten, und wenn man die Sterbenden aus den Zelten in die Hospitäler trug, die Zurückbleibenden sich beklagten, daß sie dadurch dem Winde stärker ausgesetzt würden.

„Im November endlich wurde das Regenwetter so unerträglich, daß die feindliche Armee mit dem Aufbruch den Anfang machte (21. Oct. a. St.), um die Winterquartiere zu beziehen. Diesem lang gewünschten Beispiel folgte die Schombergische ohne Zaudern. Keine von beiden bezeigte Lust, den Marsch der andern zu erschweren. Jede war außer Stand etwas zu unternehmen, und schätzte sich glücklich, daß ihr nichts in den Weg gelegt werden konnte. Nun zeigte sich der englischen Armee ihr Elend in seiner ganzen Größe. Die Jacobiten, welchen das freie Land offen stand, hatten ihre Kranken nach und nach, und auf verschiedenen Straßen von sich geschafft. Schombergs Armee veranstaltete im Gegentheil diesen Transport auf einmal, den Tag vor ihrem Abzuge. Wer also bisher nur sein eigenes und seiner Nachbarn Unglück kannte, hatte nun, da sie von keinem Feinde gestört wurden, Muße, solches im Ganzen zu übersehen. Die Menge der Kranken war so groß, daß beinahe die ganze übrige Armee nur zu ihrer Wartung bestimmt zu sein schien. Weil nicht Wagen genug vorhanden waren, schlichen hier einige, gestützt auf noch etwas stärkere Kranken, einher. Dort stürzten andere, die sich mehr Kräfte zutrauten, als sie wirklich hatten, über der Eilfertigkeit, mit welcher sie dieses verhaßte Lager verlassen wollten, zu Boden. Viele erklärten, daß sie da, wo ihr Elend angefangen habe, auch ihr Leben zu endigen entschlossen seien. Diejenige welche hörten, daß sie nach England hinübergeschifft werden sollten, fluchten über die Grausamkeit, daß man, nachdem sie dem Rachen des Todes kaum in diesem fatalen Lande

entronnen wären, sie jetzt diesem wilden Elemente preißgeben wollte. Diejenige hingegen, welche vertröstet wurden, in das Hospital zu Belfast gebracht zu werden, beklagten sich, daß man sie aus einer Pestgegend in die andere verbanne, und ihnen die Pflege entziehe, deren sie sich in ihrem Vaterlande von den ihrigen zu getrösten haben würden. Einige welche wegen Mangel an Fuhrwerk, oder weil sie zum Fortbringen zu schwach waren, zurückgelassen werden mußten, sagten entweder ihren Freunden auf die kläglichste Weise das letzte Lebewohl, oder überhäuften sie, als Grausame, mit den gräßlichsten Flüchen. Mit einem Worte, dieser Tag gab das fürchterlichste Schauspiel, welches man sich denken kann, und erweckte wieder in allen Herzen das durch den Jammer erstickt gewesene Mitleiden.

„Obersten und Brigadiers konnte man hier, auf Schombergs Befehle, mit Willigkeit diejenigen Dienste bei den Wagen, Schiffen und Spitälern übernehmen und leisten sehen, welche sonst von Corporalen oder Sergeanten pflegen verrichtet zu werden. Als der lange Zug der mit Kranken beladenen Wagen seinen Anfang nahm, hielt Schomberg, an das Geländer jener Brücke gelehnt, worüber solcher gehen mußte, einige Stunden lang in Wind und Regen, dankte den vorüberziehenden für ihre geleisteten treuen Dienste, beklagte ihren elenden Zustand, sprach ihnen Muth zu, und gab den Officieren Verweise, welche sie nicht mit gleicher Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelten. A peine les chariots commencèrent-ils à marcher, que les malades qui étoient dedans, moururent. Les chemins furent dans un instant remplis de cadavres. On fit courir le bruit que l'ennemi paroissoit. Les malades prirent les armes, et toujours assurés de la victoire: »»les Papistes, s'écrièrent-ils, vont nous payer chérement le séjour que nous avons fait dans ces quartiers funestes!«« Heureusement l'alarme se trouva fausse. Schomberg profita de ce répit pour envoyer ses troupes dans les villes du Nord. Il s'y rendit, sans éprouver d'autre obstacle de la part de l'ennemi que la tentative qu'il fit sur le passage de Newry; mais ses soldats y portèrent la peste qui avoit ravagé leur camp.

„Des folgenden Morgens setzte sich die noch zum Marsche tüchtige Armee in Bewegung, und die Scene dieses Tags gab der vorhergehenden an Schauderhaftigkeit wenig nach. Jetzt erst bemerkten die Soldaten, wie sehr ihre Anzahl zusammengeschmolzen war. Von mancher Compagnie waren kaum 12 Mann übrig geblieben. Leute, welche das Lager in der vollen Blüte der Jugend bezogen hatten, verließen es mit dem blassen Aussehen alter Invaliden, und selbst diejenigen deren Miene noch am meisten versprach, besaßen kaum so viel Kräfte, als ein Marsch erforderte. Dieses war nicht genug. Sie machten einen Weg, welcher mit den Körpern ihrer todten oder sterbenden Cameraden, die man den Tag vorher abgeführt hatte, gleichsam besäet war. Manche der letzteren hatten sich, weil sie die Erschütterung des Fahrens nicht ertragen konnten, selbst von den Wagen gestürzt, und baten die vorübermarschirenden mit kläglicher Stimme, sie zu tragen, oder ihrem elenden Leben vollends ein Ende zu machen. Alle Relationen stimmen damit überein, daß von 14 bis höchstens 15,000 Mann, aus welchen diese Armee (mit Einschluß derjenigen, womit sie von Zeit zu Zeit war vermehrt worden) bestanden hatte, über 8000 theils in dem Lager, theils bald nach dessen Aufbruch gestorben seien."

Dergleichen Trauerscenen beschreibend, erinnere ich mich der schrecklichen Philippica, welche, gelegentlich eines Unfalls aus neuerer Zeit, ein Herr Dünzer gegen mich unlängst geschleudert. Schon der alte Cato äußerte, eine Anklage zurückweisend: „Römer, es ist höchst schwierig, Rechenschaft abzulegen gegenüber von Leuten, die in einem andern Jahrhundert, als demjenigen, worin der Angeschuldigte thätig, leben." Das ist genau mein Fall; ich muß von einem Söhnlein des 19. Jahrhunderts hören, daß unrichtig, was ich vom J. 1792 erzählt habe, daß der Monat Sept. dieses Jahrs, statt der 5½ Regentage, welche die Beobachter anmerkten, durch die anhaltendsten tropischen Regen heimgesucht worden. Von denen weiß Göthe zu erzählen, und gegen Göthe halten die zu Paris gemachten meteorologischen Anzeichnungen nicht Stich. Meteorologie scheint, unter mehrem, keineswegs des Hrn. Dünzer Fach zu sein. Sonst hätte er wohl nicht

angenommen, daß in Paris das schönste, um Chalons das schrecklichste Wetter walten konnte. Regengüsse, anhaltend und allgemein, wie die von Göthe besprochenen, kommen alle von Westen, mußten demnach zu Paris früher, denn an der obern Marne eintreten. Zum Ueberfluß war auch zu Coblenz der September sonnig und mild, daß also mit Göthe und Dünzer anzunehmen, das Diluvium habe lediglich die Gegend von Chalons heimgesucht. Ein solches Factum, das vermuthlich einzig in dem Laufe der Jahrhunderte, zugegeben, bleibt immer unerklärbar, wie die französische Armee, mit der ihr gegenüberstehenden denselben atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt, ihren verderblichen Wirkungen so vollkommen entgehen konnte, daß sie nicht nur im Stande, den Herzog von Braunschweig, oder eigentlich nur die Emigranten zu verfolgen, sondern auch unmittelbar darauf bei Jemmapes zu siegen und nach der Eroberung von Belgien bis zum Biesbosch, bis zur Roer vorzudringen. Ohne Zweifel wurden die Deutschen allein beregnet, die Franzosen von den Elementen respectirt; ein Dubium, das ich zwar keineswegs vorbringe, um mit Hrn. Dünzer zu rechten, sondern um aus seinem Munde einen jener Orakelsprüche, die ihm so geläufig sind, zu ver- und in geziemender Demuth aufzunehmen.

Denn jetzt endlich, freilich etwas spät, lerne ich einsehen, welchen tiefen unübertrefflichen Geschichtkenner und Forscher die Welt in Hrn. Dünzer besitzt; er hat, unter vielen andern stattlichen und nützlichen Büchern, geschrieben: Göthe's Götz und Egmont: Geschichte, Entwickelung und Würdigung beider Dramen, ein Meisterwerk, das mir zwar nicht zu Gesicht gekommen, dessen Titel allein aber schon hinreichend, mich eines capitalen Verbrechens zu überführen. Ich beging, der Infallibilität gegenüber, die Infamität, drucken zu lassen: „Egmont schreiben die Ignoranten", ein Blasphem, dessen Verzeihung durch eine bloße Abbitte zu erhalten, ich verzweifle, dafür aber mich verpflichte, künftig, dem großen Meister und seinem Commentator zu Ehren, Dendermont, Roermont, Yſſelmont, Urmunt zu schreiben. Möge der fromme Vorsatz auch eine andere Sünde, bisher zwar nur in Gedanken begangen, tilgen. Es will

zu Zeiten mir scheinen, als habe Göthe, in dem Personenverzeichniß des einen Drama den Grafen von Egmont als Prinz von Gaure bezeichnend, das Geständniß abgelegt, daß ihm die Persönlichkeiten seines Helden ziemlich fremd, ansonst er gewußt haben würde, daß der französische Sprachgebrauch früherer Zeit wohl erlaubt, statt des v ein u zu gebrauchen, daß diese Licenz aber ins Deutsche übertragen, den gehässigsten Lautwechsel hervorbringen muß, wie denn bis heute auf allen Bühnen von dem Prinzen von Gaur, statt Gawr gesprochen wird.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen wende ich mich den Artigkeiten zu, mit welchen Hr. Dünzer mich beehrt. Denn eine Ehre ist es allerdings, daß sieben volle Jahre nach dem Erscheinen meines unglücklichen Buchs immer noch Hr. Dünzer es der Mühe werth findet, sich damit zu beschäftigen, eine Ehre, die ich um so höher schätzen muß, je weniger ich sie zu erwiedern vermag. Bis auf Hrn. Dünzers Expectoration in der Allgemeinen Zeitung hatte ich nie ein Wörtchen von ihm gelesen, und gebe ich ihm hiermit die heiligste Versicherung, daß ich inskünftige auch keinen Buchstaben aus seinem Gänsekiel hervorgehend ansehen werde. Jene Ehre verdanke ich vornehmlich seiner Begeisterung für Göthe, die sich so rührend, so glücklich und treffend in seiner Identificirung mit Göthes Löffel ausspricht; dem Commentator ist geschehen, was dem Podesta von Lecco mit dem Conde-Duque, »perchè tutto ciò che si faceva o si diceva in onore del conte duca egli lo riteneva in parte come fatto per sé,« wovon die nothwendige Folge, daß alles, was nicht Weihrauch für den Gegenstand seiner Anbetung, ihm ein Delict erscheint. Das kann ich freilich dem Mann nicht verargen, der sein bischen Leben in Göthe aufgehen ließ, der vollständig Göthe's Faust erläuterte, in einer Weise zwar, die von den Geduldigen, welche dergleichen zu lesen sich bemühen, der Thätigkeit des Brunnens von Grenelle in den ersten Jahren seiner Existenz, wo er nur Sand und Schlamm sprudelte, verglichen wird; eines Mannes, dessen Ruhm einzig und allein auf Göthe beruhet, der auf dem reichen Apfelbaum wurzelt gleich der Schmarotzerpflanze, der Mistel; wohl aber muß ich ihm verdenken, daß er mich beschuldigen will, ich hätte „durch Schmutz-

flecken, geschäftigen Neid und mißredende Klatschsucht die Ehre eines unserer preiswürdigsten Männer, auf den Deutschland mit gerechtestem Stolz hinblicken darf, leichtsinnig angetastet."

Ich habe mit Göthe durchaus nichts zu schaffen, ich beneide ihn nicht, ich lese ihn nicht, er ist für mich hors de cause, und nur gelegentlich des Feldzugs nach der Champagne konnte ich seiner gedenken. Daß zwischen dem Jahr 1792 und der Einreihung der Campagne in Frankreich in Göthes Werke 30 Jahre liegen, mag gar wohl sein, daß aber die Redaction den Jahren 1822 und 1823 angehöre, kann fürwahr nur ein Dünzer glauben. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich sie nicht in den J. 1796 oder 1797 in der Minerva von Archenholz gelesen hätte. Es wird darin berichtet, Tag für Tag, freilich in auffallender Dürftigkeit und Einseitigkeit, was sich vom 25. Aug. bis in den Oct. zugetragen, und schon bekundet im Eingang das Tagebuch jene Tendenzen, die ich darin wahrzunehmen glaubte, und allen Dünzern zum Trotz glaube. Es heißt, 28. Aug.: „Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Recognosciren fünf Escadronen Husaren von Wolfrath auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohlgeführt, griffen an, und da die gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Säbel erbeuteten." Von dieser Waffenthat, deren Mittheilung sicherlich bestimmt, die Ahnung eines verzweifelten Widerstandes zu erwecken, weiß Dumouriez nichts, schreibt vielmehr: »La consternation était générale. Les soldats regardaient tous les officiers comme des traîtres, et prenaient ce prétexte pour ne conserver ni discipline ni obéissance. Les officiers craignaient les soldats, et n'osaient rien leur ordonner. Personne ne donnait d'ordres, et certainement si, du 22. au 28. le duc de Brunswick avait poussé seulement un corps de dix mille hommes sur Sedan, cette armée se serait dispersée dans les places ou aurait fui jusqu'à Paris.«

Dagegen wird in dem Tagebuch, 13—17. Sept. die schimpfliche Flucht, nicht von zehntausend Mann, sondern der ganzen

französischen Armee, vor einigen preussischen Husaren, nur gelegentlich besprochen, und gleich wieder neutralisirt durch den Zusatz: „zehntausend Mann konnten nur mit Mühe zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unsrigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche ohehin nur gewissermaßen auf Recognosciren ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten." In Wahrheit wurden die voreiligen Husaren sofort abgerufen, als man entdeckte, welche Gefahr durch sie den lieben Freunden drüben bereitet. Darum weiß auch Dumouriez nichts von den Thaten der Chamboran-Husaren. Er schrieb an den Präsidenten der Nationalversammlung: »J'ai été obligé d'abandonner le camp de Grandpré (fehlerhaft ist hier, wie bei Chamborand, Busancy rc., Göthes Orthographie, das zum Dank für die Belehrung um Akolûthen); la retraite été faite, lorsqu'une terreur panique s'est mise dans l'armée. Dix mille hommes ont fui devant quinze cents hussards prussiens. La perte ne monte pas à plus de cinquante hommes et quelques bagages. Tout est réparé et je réponds de tout.« Wahrlich eine unermeßliche Verantwortlichkeit, die er auf sich nahm, umgeben, wie es damals der Fall, mit seinen entmuthigten 15,000 Mann, von drei feindlichen Armeen, die zusammen an die 120,000 Streiter zählten, während seine Vereinigung mit Kellermann und Beurnonville zu bewerkstelligen, vier Tage erforderlich, die geringste Bewegung seiner Gegner aber diese Vereinigung zu einer Unmöglichkeit machen konnte. Eine solche Verantwortlichkeit durfte, bei der grenzenlosesten Jactanz, der Briefsteller sich nicht aufladen, wäre ihm nicht schon damals die Gewißheit um den Ausgang der angeknüpften Unterhandlungen gewesen. Daß Lombard diese führte, ist ausgemacht, daß mit ihm am 20. Sept. mehre Personen von der königlichen Suite sich fangen ließen, bekennt Göthe selbst, daß unter diesen Gefangnen Göthe und Lafontaine sich befanden, versichern die französischen Berichte, Dumouriez freilich nicht, der vor allem seine Feldherrenglorie im Auge hat, und darum so reich ist wie Göthe, an Reticenzen, jedoch zugibt, daß am 22. die ostensiblen Unterhand-

lungen um einen Waffenstillstand ihren Anfang nahmen. Wenn auch Sybel in seiner Geschichte der Revolutionszeit „aus der allerursprünglichsten Quelle (das heißt aus geduldigem Papier) mit völliger Beistimmung Häussers", nachgewiesen haben sollte, oder vielmehr nachzuweisen sucht, daß Lombard durch einen reinen Zufall gefangen genommen worden, daß jenes Auffällige in dem ganzen preussischen Feldzug bis auf die Räumung Longwys sich auf andere natürliche Weise erkläre, so liegt doch in den Begebenheiten, für Augen, minder trüb, als jene Dünzers, der deutlichste Beweis, daß ihnen etwas zum Grunde liegt, so man wohl vertuschen, niemals aber beseitigen kann. Es steht fest die Beraubung des Garde-meuble zu Paris, wo ein Schatz von 40 Millionen aufgehäuft gewesen, es sind bekannt die Wanderungen von einzelnen demselben entstammenden Kronjuwelen, es ist ein Factum der giftigsten Art, die Ruhe, in welcher die preussische Armee ihren peinlichen Rückzug bewerkstelligen durfte, während die Oestreicher, vornehmlich aber die Emigranten mit Macht verfolgt wurden. Aber freilich, was sind Emigranten nach eines Dünzer Urtheil, was kann ihr Geschwätz dem Erklärer von Prometheus und Pandora gelten, selbst nachdem dieses Geschwätz in den 20 darauf folgenden Jahren seine volle, seine schreckliche Bestätigung gefunden hat!

Dünzer nimmt Aergerniß daran, daß Göthe und Lafontaine Schreiber genannt werden. „Wir nennen uns Schreiber," äußert E. M. Arndt; „von dem Hauptmerkmal kömmt die Benennung. Einige der Unsern, mehr eitel, als wahr, geben uns den Namen Gelehrte. Das ganze Geschlecht könnte man unterscheidend so bestimmen: die, welche selbst schreiben oder andere zum Schreiben abrichten." Ich meine, man könnte noch eine dritte Abtheilung aufstellen, diejenigen, welche über das von Andern Erdachte faseln, die Anatomie der Seifenblase erforschen, das sind die Schreiberlein. Daß Lafontaine bei dem Regiment Thadden Feldprediger gewesen, ist mir nicht neu, er folgte seinem Beruf, seinem Regiment, konnte aber, als ein Mann von Fähigkeit, wenn auch ein schlechter Schreiber, ganz füglich zu Angelegenheiten, die dem Regiment fremd, verwendet werden. Göthe

hingegen, mit dessen herzlicher Anhänglichkeit für den Herzog von Weimar, Hr. Dünzer zu scherzen belieben, wird wohl ausersehen worden sein, um bei der Invasionsarmee den Dienst eines Pelisson oder Boileau zu übernehmen. Dem in dieser Eigenschaft Eingeführten war der Uebergang zu ernsthaftern mysteriösen Geschäften leicht. Daß er durch Bestechung für ein solches Geschäft gewonnen worden, wie Hr. Dünzer mich sagen läßt, ist in der That der erste eigenthümliche Gedanke, auf welchem ich ihn betrete, eine reine Erfindung zwar, um derentwillen ich ihm, dem vollendeten Windmühlenritter, mit vollem Recht den Vorwurf der Fälschung, das Prädicat des Fälschers zurückgebe. Dergleichen war mir im Traum nicht eingefallen, wie bekannt mir auch, daß für Bestechung anderer minder verächtlicher Art Göthe in hohem Grade zugänglich. Die Empfänglichkeit dafür wird er aus dem Vaterhause mitgebracht haben. Erinnere ich mich doch, daß seine Mutter gegen einen großen König geäußert hat: „Kommen E. M. doch nach Tisch um zwei Uhr, dann sitz ich am Clavier, spiele eine Sonate, trinke ein Glas Wasser, dann können E. M. mich beobachten!" Wie unverholen spricht sich hier die tollste Eitelkeit aus. Schiller selbst kann nicht umhin, Göthes übermäßige Deferenz für die Ansichten, Wünsche hoher Personen zu beklagen.

Daß Göthe es übernommen hat, die Thorheiten, die Albernheiten, die Niederträchtigkeit des Feldzugs zu verkleistern, ergibt sich zur Genüge aus des Herzogs von Braunschweig Worten: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden," Worte, deren Eindruck Göthe durch einen gewandten Zusatz, dessen Feinheit und Bedeutung einem Dünzer freilich entgehen mußte, zu erhöhen strebt: „Der Herzog hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte." Man sagt sprichwörtlich, wenn zwei Schelme sich zanken, kommt der ehrliche Mann zu seiner Sach.

Wenn Dünzer hier, wie an so vielen andern Stellen den Autor, den zu erklären er sich berufen wähnt, nicht verstand, so sollte er mir, von wegen des Unglücks, das uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbringt, von wegen meiner Unfähigkeit, den eigentlichen Werth der Lebensbeschreibung Cellini's zu erkennen, nur Mitleiden bezeugen. Von meinem beschränkten Standpunkt aus erscheint mir Cellini als ein unverschämter Lügner. Er rühmt sich, den Connétable von Bourbon erschossen zu haben, während es überall und allzeit desjenigen, dem ein solcher Meisterschuß gelang, angelegentlichste Sorge, sein Incognito beizubehalten, „dann," schreibt Johann von Werth, „die großen Herren Herren, ich aber ein armer Soldat verbleibe". Benvenuto will noch dazu den Prinzen von Oranien verwundet, einen spanischen, in Rosenfarbe gekleideten Hauptmann in zwei Stücken gespaltet haben rc. Das und seine Kurzsichtigkeit, die ihn vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen läßt, zu entschuldigen, wird wohl Hr. Dünzer eine neue Fälschung erfinden, erträumen müssen. Möge er nur dabei nicht abermals bekunden, daß ihm die Gabe zu träumen eben so unerbittlich versagt, als die Gabe, Träume zu erklären. Indem ich aber nicht gewohnt, in Ansehung mir werth gewordener Personen auf leere Wünsche mich zu beschränken, will ich Hrn. Dünzer für den Heimweg noch einen guten Rath mitgeben. Er buhle nicht weiter um die historische Dornenkrone, für die er nicht geschaffen, sondern kehre zurück zu den unschuldigen harmlosen Beschäftigungen der vorigen Zeit, die zwar niemanden nützen, aber auch niemanden schaden und ihm kein böses Blut machen, und sollte das heilige Feuer, so in seinem Busen lodert, dereinst abnehmen, so wird er in dem Auflösen von Räthselchen und Charaden, wofür sein Beruf nicht zu verkennen, eine sichere Bahn des Ruhmes finden.

Der unerwünschte unerwartete Ausgang des Feldzugs wurde in England der Gegenstand der heftigsten Angriffe, gegen welche sich zu rechtfertigen, Schomberg in zwei verschiedenen Memoiren unternahm. Wie schlagend auch die von ihm vorgebrachten Gründe, er wünschte ihr Gewicht zu verstärken durch mündliche

Auseinandersetzung, glaubte auch für seine körperlichen Beschwerden lediglich in England die nöthigen Heilmittel finden zu können, aber sein mehrmals erneuertes Urlaubsgesuch wollte der König um keinen Preis bewilligen. »Ce que je vous accorderois volontiers,« schrieb Wilhelm III am 30. Nov. 1689, »puisque vous le croyez nécessaire pour votre santé, et aussi que je serois très aise de vous voir. Mais si vous abandonnez présentement l'Irlande, tout y est perdu, étant impossible de la maintenir, si vous n'y restez. Ainsi je vous prie d'y rester et ne plus songer à venir en Angleterre présentement.« Einen andern Grund seiner Sehnsucht nach England wird der betagte Marschall zu bekennen, Bedenken getragen haben. Er war nicht ungeneigt, die dritte Frau zu nehmen. Es schreibt Bussy: »On me vient mander que M. de Schomberg n'est pas mort (ein Gerücht hatte ihn an der unter seinen Truppen eingerissenen Dysenterie sterben lassen), et ce qui le fait croire, c'est qu'il se va marier. Mais c'est une marque, à soixante et dix ans, qu'il veut bientôt mourir,« und etwas später: »Je compte le mariage de M. de Schomberg pour une mort un peu plus éloignée de quelques jours.« Der Gegenstand seiner Zärtlichkeit, die verwittwete Marquise von Antrim, war ihm bekannt geworden als Hofdame bei der Mutter König Wilhelms III, und stand er seit solcher Zeit mit ihr in Briefwechsel. Ihr Gemahl, Randel Macdonnell (so schreibt sich die Familie noch heute, ungeachtet ihrer Abstammung von dem großen Macdonald der Inseln), 2ter Graf, dann Marques von Antrim, war den 3. Febr. 1682 gestorben, und hatte seiner Wittwe ein Einkommen von 40,000 Pf. St. hinterlassen, das jedoch, gleich der ihr zugedachten Heurath, nur ein Traum. Denn die Güter wurden in dem Laufe des Bürgerkriegs dermaßen herabgebracht, daß Randels Neffe gleichen Namens sie um 8000 Pf. St. jährlichen Zinses in Erbpacht gab. „Es sind," schreibt Arthur Young, „in der Grafschaft Antrim die weitläuftigsten Güter, welche aus vier Baronien und 173,000 acres Land bestehen. Von diesen nimmt Lord Antrim 8000 Pf. Renten von Pachtern ein, welche sie auf ewig gepachtet haben, und von andern 64,000 Pf. Grundzins

wieder erhalten. Dieß ist wohl das grausamste Beispiel auf der Welt von Sorglosigkeit für das Wohl der Nachkommenschaft. Des ältern Randel erste Frau war die Wittwe des Herzogs von Buckingham (Abth. III Bd. 4 S. 715).

„Die Befehle des Königs hielten den Feldherrn auch den Winter hindurch in Irland zurück, wo nach und nach endlich die Hülfsvölker aus Dänemark ankamen, welche der Prinz Ferdinand Wilhelm von Würtenberg commandirte. Die Eintheilung und Vertheidigung seiner Quartiere gegen die Jacobitische Armee, welche nicht weniger große Verstärkung aus Frankreich erhielt, und die Ergänzung seiner so sehr geschwächten Regimenter, kurz die Anstalten, den Feldzug mit dem wiederkehrenden Frühling bald eröffnen zu können, gab ihm überflüssige Beschäftigung. Er selbst hatte sein Hauptquartier zu Lisburn aufgeschlagen, nachdem er Beltusbet, Newry und alle haltbaren Posten mit hinlänglichen Garnisonen versehen hatte, um immer wieder so weit, als es ihm gelungen war den Feind zurückzutreiben, vormarschieren zu können. Die Festung Charlemount hatte Schomberg schon lange blokirt gehalten, weil sie aber vorzüglich stark, und mit allem Nothwendigen versehen war, dachte sich der darin commandirende Irländer O'Regan so sicher, daß er auf die erste im Namen Schombergs ihm gemachte Aufforderung entgegnete: »»Le vieux coquin de Schomberg n'aura point ce château.««

„K. Jacobs allzugroße Sorgfalt für dieses Kleinod beschleunigte hingegen die Uebergabe. Er detachirte eine Verstärkung von 500 Mann, sich in den Platz zu werfen, und diese deckte zugleich einen Transport von Kriegs- und Mundbedürfnissen. Schomberg berechnete, daß diese Begleitung für den Belang der Zufuhr viel zu stark war, und gab Befehle, den Succurs gleichsam unbemerkt passiren zu lassen, sogleich aber die Festung desto enger einzuschließen. O'Regan sah die Beschwerlichkeit dieser Hülfe selbst ein, und logirte die neu angekommene Mannschaft auf die Contrescarpe und in die Gräben, mit der brutalen Ordre, ihr keinen Unterhalt zu geben, damit sie sich durchhauen müßte. Allein für die Möglichkeit des Durchschlagens war gesorgt. Der Irländer wurde durch den überhandnehmenden Mangel

bescheidener gemacht," und Schomberg bewilligte ihm eine Capitulation, Mai 1690.

Der Moment der Entscheidung nahte. Im halben Junius landete K. Wilhelm III in der Bay von Carrickfergus; ihm folgten 300 Transportschiffe, „einer unzähligen Menge kleinerer Fahrzeuge aus allen Häfen Englands, mit Erfordernissen zu einer großen Unternehmung befrachtet, nicht zu gedenken. Er marschirte nach Belfast, und vereinigte sich daselbst mit Schomberg, dessen Truppen jetzt in dem besten Stande waren, und bei diesem Willkomm ihren rückständigen Sold erhielten. Die ganze Armee bestand aus 36 bis 40,000 Mann, oder 62 Schwadronen Reuter und Dragoner und 52 Bataillonen Infanterie. Ungefähr die Hälfte derselben waren Ausländer, nämlich 10,000 Dänen, 7000 Holländer und Brandenburger und 2000 Franzosen. Auch unter der Generalität war ein beträchtlicher Theil Fremder. Das also vereinigte Heer setzte sich in Marsch nach Dundalk und weiter gegen Drogheda.

„Die irländische Armee war zwar mit 5000 Franzosen, welche der Kern derselben genannt zu werden verdienten, und den berühmten Lauzun zum Anführer hatten, vielleicht um 10,000 Mann stärker, als die englische. Allein ein großer Theil davon lag in Besatzungen, und Wilhelm fand bei seiner Annäherung eigentlich nur 27,000 Mann im Felde vor sich. Diese kleinere Armee genoß aber den Vortheil einer weit vorzüglichern Position jenseits der Boyne. Hier hielt Jacob Kriegsrath, und trat in demselben der Meinung der Franzosen bei, welche dahin gegangen war, den Angriff zu erwarten. Die Irländer hatten hingegen gerathen, sich weiter in das Land hinein, hinter den Fluß Shannon zurückzuziehen. Glaublicherweise würde K. Jacob seinen Entschluß geändert, und den Vorschlag der Irländer befolgt haben, allein die englische Armee zeigte sich den letzten Junius so schnell und so nahe an dem andern Ufer, daß beide Armeen sich zu kanoniren anfingen."

Auch Wilhelm hielt Kriegsrath, in welchem aber „weder über das Vorhaben, noch über die Art und Weise der Ausführung Berathschlagung gepflogen wurde. Wilhelm erklärte seiner

Generalität kurz, daß er den folgenden Morgen den Uebergang über die Boyne forciren, und einem jeden von ihnen die nöthigen Befehle noch vor Schlafengehen zuschicken wollte. Das Mißtrauen in seine englischen Generale veranlaßte dieses geheimnißvolle Betragen, weil der König, ohne sie öffentlich zu beleidigen, keinen Unterschied zwischen ihnen und den Fremden machen durfte. Selbst Schomberg konnte hiervon nicht ausgenommen werden, und dieser, welcher sich im ersten Augenblicke den Beweggrund zu diesem Benehmen nicht erklärte, sagte daher, als ihm die Ordre behändigt wurde, mit Bitterkeit: dieses sei das erstemal in seinem Leben, daß man ihm den Befehl zum Schlagen schriftlich zugeschickt hätte. Er ahnte wohl nicht, daß es auch das letztemal wäre; wiewohl es Schriftsteller gibt, welche den auf seinem Gesichte gemalten Unmuth, als er den Kriegsrath verließ, nachher für eine geheime Ahnung seines Todes auslegten.

„Wilhelms Disposition ging dahin, an drei verschiedenen Orten über den Fluß zu setzen. Graf Meinhard von Schomberg sollte mit einem Corps von 10,000 Mann, gröstentheils Cavalerie, auf dem rechten Flügel, oberhalb des Flusses durch von dem König selbst entdeckte Furten unter der Brücke bei Slane, ungefähr 5 engl. Meilen vom Lager, übergehen, und den Marsch nach Duleek richten, um dem Feind in den Rücken zu kommen, und den Weg zur Flucht abzuschneiden. Le duc de Schomberg, par l'effet d'une circonspection naturelle à son âge, lui conseilla (au roi) de s'emparer du pont de Slane, qui étoit environ trois milles au couchant du camp de l'ennemi, pour le prendre en flanc, et lui couper toute communication avec Duleek, qui étoit le seul endroit par où il pût faire sa retraite. On attribue généralement à l'indifférence que le roi témoigna pour ce conseil, le mécontentement avec lequel ce général se retira dans sa tente, où il reçut l'ordre de bataille, disant, que c'étoit le premier qu'on lui avoit envoyé. Jaques négligea pareillement le passage important de Slane. Hamilton lui conseilla d'envoyer huit régiments pour s'assurer de ce pont. Jaques lui répondit que cinquante dragons suffisoient pour cette expédition, sur quoi le général lui fit la révérence, et se tut.

„Sobald man von dem Erfolge dieser Unternehmung Nachricht erhalten habe, sollte der von unserm Duc de Schomberg commandirte Mittelpunkt der Armee durch die beschwerlichern und von den Feinden wohl besetzten Furten zwischen beiden Lagern das andere Ufer gewinnen. Hier konnte, weil es unebener und zum Theil morastiger Boden war, nur Fußvolk agiren, und dieses Haupttreffen war aus einem großen Corps Infanterie zusammengesetzt. Die dabei befindlichen holländischen und Brandenburgischen Regimenter, die protestantischen Franzosen und die Inniskillins sollten bei diesem Uebergange die vordersten sein. Die noch nicht versuchte dänische Infanterie und die Engländer, bei welchen Wilhelm immer einigen Hang zu ihrem entflohenen Könige besorgte, sollten nachfolgen. Wilhelm III selbst mit dem abermal aus Cavalerie bestehenden rechten Flügel wollte sich den Fluß hinunterziehen, zwischen Drogheda und dem Gros der Armee übersetzen, und den Feinden während des von dem alten Schomberg angefangenen Treffens in die Flanke fallen.

„K. Jacob sah die englische Armee in Bewegung, und traf auch seines Orts Verfügungen, solche tapfer zu empfangen. Er hatte an den seichten Stellen des Flusses zwischen beiden Lagern Brustwehren aufwerfen lassen. Wenn sich aber seine dahin postirte Mannschaft nicht würde halten können, sollte sie sich zu einigen höher stehenden Häusern, dann auf ein dahinter befindliches Gebüsch oder Häger, dann bis auf einige hinter diesen Hägern liegende Hügel und Anhöhen gegen Dunor, und zuletzt gegen Duleek zurückziehen, um den engen Paß daselbst zu besetzen und zu vertheidigen. Er selbst erwählte sich mit seiner Garde einen Hügel bei der Kirche von Dunor zum Standpunkte, wo er beide Armeen übersehen konnte. Die Retranchements am Ufer des Flusses und die hinter denselben befindliche Reihe von Häusern eines verlassenen Dorfs waren für 5000 Franzosen, auf deren Tapferkeit und Erfahrung man Rechnung machen konnte, bestimmt. Die Irländer erklärten aber, daß ihnen diese Ehrenposten gebürten, und daß sie auf jeden Fremden Feuer geben würden, der sie ihnen streitig machen wollte. Man fand sich gezwungen

ihnen nachzugeben, und die Franzosen formirten die Linie hinter den Irländern bei den kleinen Hügeln.

„Den folgenden 10./1. Julius brach Graf Meinhard mit 2 Brigaden Cavalerie, 4 Dragonerregimentern, 5 Bataillons Infanterie und 5 Feldstücken auf. Als Jacob ihn gegen Slane marschiren, große Corps ihm folgen sah, vermuthete er, daß die ganze englische Armee den Uebergang daselbst versuchen wollte, weil sie von seinen zwischen den beiden Lagern getroffenen guten Anstalten Nachrichten erhalten hätte, und solche für unüberwindlich hielt. Um also nicht in der Flanke angegriffen zu werden, und vornehmlich um sich den Weg nach Duleek nicht abschneiden zu lassen, commandirte er nach und nach verschiedene beträchtliche Detachements dahin, wodurch sein Haupttreffen außerordentlich geschwächt wurde. Allein der Graf hatte den am andern Ufer des Flusses seinen Bewegungen folgenden Feinden den Vorsprung abgewonnen. Er fand die bestimmte Furt nur mit 1200 Reutern besetzt, schickte also 100 Grenadiers zu Pferde voraus, mit dem Befehl, die Feinde zur Action zu bringen, während daß er mit einem Dragonerregiment ihnen auf dem Fuße folgen wollte. Die Grenadiere kamen an die Furt, stiegen von den Pferden, und setzten unter dem feindlichen Feuer in den Fluß. Als aber nach diesem Willkomm die Irländer sich zu einer neuen Ladung schwenken wollten, sprengte Meinhard an der Spitze seiner Dragoner mit dem Degen in der Faust in das Wasser, und fiel mit solcher Furie auf die Feinde, noch ehe sie zum zweiten Feuer kommen konnten, daß sie 70 Mann todt auf dem Platz ließen, und sich in Verwirrung gegen ihre Armee zurückzogen. Indessen war auch die Infanterie den Dragonern, so gut sie konnte, nachgefolgt. Ein jenseits angetroffener Morast schien Meinhards Vorschritten sich in den Weg zu stellen. Er ließ aber seine Cavalerie auf einer schmalen trockenen Erdzunge um diesen Sumpf defiliren, und watete mit der Infanterie gerade hindurch. Dieser kühne Entschluß that eine solche Wirkung auf die zur Vertheidigung dieses Postens aufmarschirten Irländer, daß sie, ohne seine Ankunft zu erwarten, sich eiligst nach der Seite von Duleek umsahen. Der Graf verfolgte sie Schritt vor Schritt in der schönsten

„Sobald man von dem Erfolge dieser Unternehmung Nachricht erhalten habe, sollte der von unserm Duc de Schomberg commandirte Mittelpunkt der Armee durch die beschwerlichern und von den Feinden wohl besetzten Furten zwischen beiden Lagern das andere Ufer gewinnen. Hier konnte, weil es unebener und zum Theil morastiger Boden war, nur Fußvolk agiren, und dieses Haupttreffen war aus einem großen Corps Infanterie zusammengesetzt. Die dabei befindlichen holländischen und Brandenburgischen Regimenter, die protestantischen Franzosen und die Inniskillins sollten bei diesem Uebergange die vordersten sein. Die noch nicht versuchte dänische Infanterie und die Engländer, bei welchen Wilhelm immer einigen Hang zu ihrem entflohenen Könige besorgte, sollten nachfolgen. Wilhelm III selbst mit dem abermal aus Cavalerie bestehenden rechten Flügel wollte sich den Fluß hinunterziehen, zwischen Drogheda und dem Gros der Armee übersetzen, und den Feinden während des von dem alten Schomberg angefangenen Treffens in die Flanke fallen.

„K. Jacob sah die englische Armee in Bewegung, und traf auch seines Orts Verfügungen, solche tapfer zu empfangen. Er hatte an den seichten Stellen des Flusses zwischen beiden Lagern Brustwehren aufwerfen lassen. Wenn sich aber seine dahin postirte Mannschaft nicht würde halten können, sollte sie sich zu einigen höher stehenden Häusern, dann auf ein dahinter befindliches Gebüsch oder Häger, dann bis auf einige hinter diesen Hägern liegende Hügel und Anhöhen gegen Dunor, und zuletzt gegen Duleek zurückziehen, um den engen Paß daselbst zu besetzen und zu vertheidigen. Er selbst erwählte sich mit seiner Garde einen Hügel bei der Kirche von Dunor zum Standpunkte, wo er beide Armeen übersehen konnte. Die Retranchements am Ufer des Flusses und die hinter denselben befindliche Reihe von Häusern eines verlassenen Dorfs waren für 5000 Franzosen, auf deren Tapferkeit und Erfahrung man Rechnung machen konnte, bestimmt. Die Irländer erklärten aber, daß ihnen diese Ehrenposten gebürten, und daß sie auf jeden Fremden Feuer geben würden, der sie ihnen streitig machen wollte. Man fand sich gezwungen

ihnen nachzugeben, und die Franzosen formirten die Linie hinter den Irländern bei den kleinen Hügeln.

„Den folgenden 10./1. Julius brach Graf Meinhard mit 2 Brigaden Cavalerie, 4 Dragonerregimentern, 5 Bataillons Infanterie und 5 Feldstücken auf. Als Jacob ihn gegen Slane marschiren, große Corps ihm folgen sah, vermuthete er, daß die ganze englische Armee den Uebergang daselbst versuchen wollte, weil sie von seinen zwischen den beiden Lagern getroffenen guten Anstalten Nachrichten erhalten hätte, und solche für unüberwindlich hielt. Um also nicht in der Flanke angegriffen zu werden, und vornehmlich um sich den Weg nach Duleek nicht abschneiden zu lassen, commandirte er nach und nach verschiedene beträchtliche Detachements dahin, wodurch sein Haupttreffen außerordentlich geschwächt wurde. Allein der Graf hatte den am andern Ufer des Flusses seinen Bewegungen folgenden Feinden den Vorsprung abgewonnen. Er fand die bestimmte Furt nur mit 1200 Reutern besetzt, schickte also 100 Grenadiers zu Pferde voraus, mit dem Befehl, die Feinde zur Action zu bringen, während daß er mit einem Dragonerregiment ihnen auf dem Fuße folgen wollte. Die Grenadiere kamen an die Furt, stiegen von den Pferden, und setzten unter dem feindlichen Feuer in den Fluß. Als aber nach diesem Willkomm die Irländer sich zu einer neuen Ladung schwenken wollten, sprengte Meinhard an der Spitze seiner Dragoner mit dem Degen in der Faust in das Wasser, und fiel mit solcher Furie auf die Feinde, noch ehe sie zum zweiten Feuer kommen konnten, daß sie 70 Mann todt auf dem Platz ließen, und sich in Verwirrung gegen ihre Armee zurückzogen. Indessen war auch die Infanterie den Dragonern, so gut sie konnte, nachgefolgt. Ein jenseits angetroffener Morast schien Meinhards Vorschritten sich in den Weg zu stellen. Er ließ aber seine Cavalerie auf einer schmalen trockenen Erdzunge um diesen Sumpf defiliren, und watete mit der Infanterie gerade hindurch. Dieser kühne Entschluß that eine solche Wirkung auf die zur Vertheidigung dieses Postens aufmarschirten Irländer, daß sie, ohne seine Ankunft zu erwarten, sich eiligst nach der Seite von Duleek umsahen. Der Graf verfolgte sie Schritt vor Schritt in der schönsten

Ordnung. Nur die Menge von Gräben, womit das Land durchschnitten ist, und keine Feinde waren es, welche noch je und je seinen Marsch aufhielten.

„K. Wilhelm hatte kaum Nachricht erhalten, daß Meinhard glücklich den Fluß hinter sich habe, so schickte er ihm eine Brigade Cavalerie und 10 Bataillons zur Unterstützung, und ertheilte dem indessen vorgerückten Haupttreffen Befehl, auf der Stelle, wo es sich befand, ebenfalls überzusetzen. Die blaue holländische Garde trat muthig zuerst in das Wasser, welches aber hier dermaßen angeschwollen war, daß es einem Theil der Infanterie bis an die Brust ging, und sie ihr Gewehr über den Häuptern emporheben mußten. Andern reichte es bis an den halben Leib, und die meisten Pferde schwammen. Es begrüßte sie eine einzige, aber mit einer solchen Bestürzung gegebene Salve, daß auch nicht ein Mann davon getroffen wurde. Dieses war alles, was von den Irländern auf ihrem so halsstarrig gesuchten Ehrenposten geschah. Sie verließen ihre Linien, und zogen sich nach den Häusern, ja sogar nach den Hägern zurück.

„So wie die ersten Truppen ans Land stiegen, stellten sie sich in Schlachtordnung. Die Engländer und Dänen eilten ebenfalls über das Wasser; unser Duc de Schomberg aber, welcher wohl einsah, daß hier der gefährlichste Platz sei, hielt sich mit einem ansehnlichen Corps noch diesseits der Boyne in Bereitschaft, um den Uebergesetzten und Uebersetzenden, wo es am nöthigsten sein würde, zu Hülfe zu kommen. Hamilton, der General der irländischen Reuterei, war wüthend über das schlechte Betragen der Infanterie, ließ seinen Dragonern Branntwein austheilen, und stürzte mit ihnen in vollem Rennen auf die Regimenter, welche bereits bis über das Gebüsch vorgerückt waren und gegen die Anhöhen marschirten. Zum Unglück verspätete sich die englische Reuterei, weil der Fluß an dem Orte, wo sie übersetzen sollte, nicht zu passiren war. Zugleich schienen neue Feinde gleichsam aus der Erde zu wachsen. Die bei Jacobs Armee dienenden Franzosen, welche man bisher gar nicht bemerkt hatte, rückten nämlich zwischen den Hügeln, hinter welchen sie postirt standen, hervor, und ihre Anzahl schien, theils durch die Be-

wegung, theils wegen eben dieser ihre Fronte unterbrechenden Erhöhungen, ansehnlicher als sie wirklich war. Ihr Anmarsch geschah mit einer Contenance und Regelmäßigkeit, wovon der Choc der Reuterei, den sie unterstützten, das gerade Gegentheil zeigte.

„Die Holländer und Brandenburger machten Halt. Die Engländer näherten sich langsam. Die Bewegung der Dänen ließ zweifeln, ob sie vorrücken oder wieder über die Boyne zurück wollten. Die protestantischen Franzosen aber, auf welche eben diese Hamiltonischen Dragoner in ihrer ganzen Furie angeprallt waren, wurden getrennt, in den Fluß gesprengt, und von einem Theil derselben bis an das diesseitige Ufer verfolgt. Caillemotte-Rouvigny, ein getreuer Gefährte Schombergs, commandirte die protestantischen, unter Wilhelms Fahne fechtenden Franzosen, und wurde bei diesem Anfall von der feindlichen Reuterei unter die Füße getreten. Die Gefahr eines solchen erprobten alten Freundes und des Mittelpunkts der Armee überhaupt spornten Schomberg gleich stark, durch seine nähere Gegenwart Muth und Ordnung wieder herzustellen. Caillemotte wurde, tödtlich verwundet, von seinen Soldaten wieder herüber getragen, und rief den noch gegen das jenseitige Ufer Marschirenden links und rechts zu: »A la gloire, mes enfants, à la gloire!« Schomberg schwamm in einiger Entfernung davon zu Pferd, wo das Wasser am tiefsten war, nur von einigen Officieren seines Regiments begleitet, zu gleicher Zeit und zum erstenmal hinüber. Er wies den sich wieder schließenden reformirten Franzosen ihre von der Jacobitischen Armee herannahenden Landsleute von weitem, mit den Worten: »»Allons, Messieurs, voilà vos persécuteurs!«« Dieses waren nach Leland und Dalrymple Schombergs letzte Worte; denn als die Hamiltonischen Dragoner wieder über das Wasser zurückgesprengt wurden, machten sie sich abermal durch die protestantischen Franzosen Platz, verwundeten den alten Schomberg, und führten ihn als einen Gefangenen mit sich fort. Seine eigenen Leute feuerten auf den feindlichen Trupp, unwissend daß ihr General darunter war, und eine dieser Kugeln tödtete wahrscheinlich unsern Greisen.“

Hingegen schreibt Saint-Felix, des Grafen Meinhard von Schomberg Generaladjutant, an die Gräfin, 2. Jul. 1690: »Le duc de Schomberg, qui étoit dans une fort grande joie (von wegen der Erfolge seines Sohnes), me dit, de lui dire de s'observer, et de ne s'exposer pas si souvent, puisque toute l'affaire dependoit absolument de lui, et qu'il alloit avec le roi commencer à faire charger. Ce qu'il fit. Mais le régiment des gardes hollandaises, et les trois régiments réfugiés françois, qui passèrent la rivière, l'eau jusqu'à la ceinture, étoient un peu ébranlés, n'étant soutenus d'aucune cavalerie, à cause qu'elle n'avoit pu passer dans le gué qu'on leur avoit montré. Le duc passa la rivière, pour les soutenir par sa présence. Mais un escadron des gardes du roi Jaques environna M. le maréchal-duc, qui reçut un coup de mousqueton dans le col, et deux ou trois coups de sabre sur le visage. Il n'y avoit que quelques officiers de son régiment qui avoient passés, et qui firent fort bien. Le cornet des gardes-du-corps fut tué par un d'eux, et l'étendard pris. Voilà une mort qui a touché toute notre armée. Les soldats le pleuroient comme leur père en véritable ressentiment.«

„Daß diese Particuläraction beiden Armeen Gelegenheit gab, ihre Schlachtordnung wieder herzustellen; daß indessen Wilhelm mit seiner Reuterei besser unten über den Fluß setzte, und den Feinden in die Flanke fiel; daß sich diese bis zu dem vortheilhaften Posten bei Dunor zurückzogen, wo sich erst zwischen den sämtlichen vereinigten Truppen (ausgenommen diejenige, welche den Weg nach Duleek ergriffen hatten, und von dem Grafen Meinhard von Schomberg verfolgt wurden) ein förmliches Treffen erhob; daß nach einer halben Stunde auch hier die irländische Infanterie dem Feinde den Rücken zeigte, König Jacob aber, noch ehe die Schlacht entschieden war, mit seinen vornehmsten Officieren zur Flucht das Beispiel gab; daß die Irländer im Fliehen sich nicht des Befehls erinnerten, sich bei dem Paß von Duleek zu sammeln und zu setzen, daß Jacob abermal nach Frankreich segelte, alles dieses gehört nicht mehr zur Biographie des Mannes, der sein schönes Leben im 75ten Jahr

auf eine so ehrenvolle Weise beschloß. Die Trauer bei der englischen Armee über Schombergs Tod läßt sich aus der Liebe, welche er bei den Soldaten hatte, schließen. Sie klagten ihren Vater, ja den Vater des Vaterlands verloren zu haben. Von gleicher Größe war aber auch die Freude der Feinde, sich eines Gegners von solchem Namen entledigt zu wissen. So schrieb eine Dame an Bussy: Il (König Jacob) ne savoit pas que ses ennemis avoient plus perdu que lui, und Bussy selbst: N'admirez vous pas la bonne fortune du roi. Il a toute l'Europe sur les bras — et il perd deux des plus redoutables capitaines de ses ennemis, le duc de Lorraine et Schomberg.«

Schomberg war mittler Größe, wohl gebaut, von lebhafter Färbung und dauerhafter Gesundheit, in seiner Miene lag Bedeutendes, Ehrerbietung verlangendes, und dazu stimmte seine ganze Haltung. Von Charakter besonnen, berechnend, streng, hielt er selbst im Verkehr mit den Kindern auf seine Würde, pünktlichen Gehorsam fordernd, wie er ihn stets seinen Obern bezeigt hatte. Fest seiner Religion anhängend, respectirte er, und ist das ein heimathlicher Zug, jedes andere Glaubensbekenntniß. Charakteristisch für ihn ist die durch van Effen aufbewahrte Anecdote: »M. le maréchal de Schomberg avoit un maître-d'hôtel françois, qui voulant un jour s'excuser d'avoir mal réussi dans une commission, dit à son maître: »»parbleu, Monsieur, je crois que ces gens là m'ont pris pour un Allemand.«« Ils avoient tort, répondit le maréchal avec beaucoup de flegme, ils devoient vous prendre pour un sot.« Aeußern Glanz liebend, hatte er besonders einen gewählten Marstall sich zugelegt. Er, der vollendete Reiter, dessen Anstand zu Gaul der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, hinterließ, die Maulthiere ungerechnet, 80 Pferde. Darunter waren unterschiedliche sehr kostbare Andalusier, welche seine Lieblingspferde gewesen zu sein scheinen, obgleich er, der Kenner, in einem Briefe klagt: »les chevaux d'Espagne sont plus jolis que bons.«

Des Marschalls Leiche wurde nach der Occupation von Dublin dahin gebracht, und in der Kirche des h. Patricius beigesetzt, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, die Stelle durch

eine Inschrift, oder nur durch einen Stein zu bezeichnen. Swift, Dechant an dieser Kirche, fühlte das Unanständige einer solchen Vergeßlichkeit für das Andenken des für England, für die protestantische Thronfolge gestorbenen großen Mannes: er wendete sich, Unterstützung einem des Gegenstandes würdigen Monument zu suchen, an des Marschalls weibliche Nachkommen, denn der Mannsstamm war erloschen, seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Da machte der Dechant seinen Einfluß auf das Capitel geltend, und eine Marmortafel wurde der Mauer der Capitelstube eingefügt, worauf in goldenen Buchstaben geschrieben:

Hic infra
situm est corpus
Frederici
Ducis de Schomberg
ad Bubindam occisi
A. D. MDCXC.

Decanus et capitulum maximopere etiam atque etiam petierunt, ut heredes Ducis in memoriam parentis monumentum quamvis exile erigi curarent. Sed postquam per epistolas, per amicos, diu ac saepe orando, nihil profecere, hunc lapidem indignabundi posuerunt; saltem ut scias hospes, quantula in cellula tanti Ductoris cineres in opprobrium heredum delitescant. Plus valuit virtutis fama apud alienos, quam sanguinis proximitas apud suos. A. D. 1731.

Ein gleichzeitiger von John Smith nach Kneller verfertigter vortrefflicher Sammetstich stellt den Marschall vor, zu Pferd, ein Mor tragt ihm den Helm nach. Unter dem Bilde heißt es: Frederik Duke of Schomberg, Marquis of Harwich, Earl of Brantford, Baron of Teys, Gen.l of all his Mas.ties Forces, Master Gen.l of his Mas.ties Ordnance, one of his Mas.ties most hon.ble Privy-Council, Knight of the most noble order of the Garter, Count of the holy Empire et Mertola, Grande of Portugal, Gen.l of the Elector of Brandenburgs Forces, Stadtholder of Prussia &c. Ein anderer Sammetstich nach Benj. West durch John Hall im J. 1781 gefertigt, zeigt im Vordergrund, wie Schombergs Leichnam in Gegenwart des Königs aus dem Flusse

gehoben wird. In der Entfernung bewerkstelligt die eine Abtheilung der englischen Armee, unter Graf Meinhard, den Uebergang der Boyne. Auch eine Medaille wurde dem gefallenen Helden zu Ehren geprägt. A. das Brustbild. R. ein römischer Krieger, deß linke Hand gestützt auf einem Schild, in welchem innerhalb eines Dreiecks das Namenszeichen Christi leuchtet, während die rechte Hand einen jungen Lorberbaum dem Boden einsenkt. Zu den Füßen, rückwärts, ein seine Schätze ausgießendes Füllhorn, die darin verborgen gewesene Schlange bäumt sich zischend gegen den Krieger. Im Hintergrund eine Pyramide, der angelehnt ein Lorberzweig, 5 Wappenschilde der Länder, in welchen Schomberg siegreich, tragend. In der Umschrift heißt es: Plantavit ubique feracem, im Abschnitt: Continuatis triumphis obdurata in Deum fide in Hibernia militanti 1690, und um den Rand: Pro religione et libertate mori vivere est.

Bevor ich von Schombergs Söhnen handele, muß ich eines natürlichen Sohnes, von Siburg, den die Sage ihm beilegt, gedenken. „Was ich aber hiervon ausforschen konnte, war, daß Schomberg, noch bei seinen Feldzügen in Portugal, der Taufpathe eines deutschen Officierssohns dieses Namens geworden, dessen Vater bei einem Treffen in diesem Lande sein Leben verloren hatte; daß er der hinterlassenen Wittwe auf einem seiner Güter in Deutschland einen Zufluchtsort, d. i. Wohnung mit einem Gärtchen, verschaffte, oder zu verschaffen gesonnen war; daß er auch seinen Pathen unterstützte, und dieser den Sohn des Marschalls, Grafen Meinhard, als derselbe bei Offenburg verwundet wurde, und in die Kriegsgefangenschaft gerieth, mit Vergießung seines eigenen Bluts zu retten suchte; endlich daß dieser Friedrich von Siburg ebenfalls aus französischen in englische Dienste gekommen sei. Wechselseitige Pathentreue war also vielleicht die Veranlassung des ganzen Gerüchtes. Friedrich von Siburg wurde als englischer Obrister, bei der Vertheidigung des Forts Alicante (1709) unter den Ruinen desselben begraben. Ein anderer von Siburg hingegen, mit dem Taufnamen Carl, bekam, nach dem Tode des Enkels unsers Marschalls (1713) dessen englisches Regiment, und starb im J. 1732 als General-Lieutenant."

Des Marschalls Söhne aus der ersten Ehe wurden, „so wie sie die erste Bildung unter den Augen der Mutter im Haag erhalten hatten, nach Utrecht und Saumur in Pensionen, und von dort aus nach Paris in sogenannte Akademien gethan. Letzteres waren bekanntlich Privatanstalten, in welchen junge Personen von Stande nach den ersten Schuljahren in allen ihnen anständigen Wissenschaften und Künsten unterrichtet wurden. Zu einem Beispiele von der Kostbarkeit dieser Erziehung bemerke ich nur, daß ein Gelehrter in Paris, bei welchem die zwei jüngern Schomberge allein Kost, Wohnung und einigen Unterricht im Lateinischen bekamen, 1400 fl. jährlich von ihnen erhielt, worunter weder die Unkosten in der Akademie, noch für die Privatlehrer im Hause begriffen waren. Daß auch schon damals Methodenkrämerei im Schwange ging, zeigt sich aus dem Brief eines dieser jungen Herrn, welchem die Grammatik eine besondere Plage schien, an seine Mutter. Er meldet ihr darin mit großer Freude, daß sie zu einem Mann wären gethan worden, welcher versprochen hätte, sie die lateinische Sprache in Zeit von einem Jahr zu lernen. Alle diese Kosten bestritt die gute Mutter mit deutschem Gelde. Die Söhne beklagten sich nicht nur gegen sie, daß ihr Vater, selbst wenn er in Paris anwesend wäre, sich nicht freigebig an ihnen erwiese, sondern auch, daß sie ihn kaum alle 14 Tage einmal, und dieses höchstens eine Viertelstunde lang, zu sehen und zu sprechen bekämen. Da sie die deutsche, französische und holländische Sprache gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatten, so drang der Vater hauptsächlich auf das Lateinische und auf die Philosophie. Zur Erholung sollten sie sich im Tanzen und Singen perfect machen, auch auf der Guitarre spielen lernen."

Von den sechs Brüdern fiel der Erstgeborne, Otto, über einem Ausfall der Besatzung von Valenciennes, 1656. Heinrich wurde auf Turennes Verwendung 1661 als Guidon, und sehr bald als Lieutenant bei den Gendarmes écossais angestellt. Aus seiner ersten Garnison schrieb er 1663 an die Mutter um Geld zu seiner Equipirung, weil von einem bevorstehenden Marsch Rede, hinzufügend: „Wenn kein Briefchen von der lieben Mutter

mit Labsal kommt, so will ich lieber als gemeiner Reiter mitgehen, als zurückbleiben, und vor allen Leuten zu Spott und Schanden werden, insonderheit da unser Name in Frankreich in so guter Reputation steht. Ich bitte Gott, daß er mich und meine Brüder in derselbigen erhalten, und in die Fußstapfen leiten möge, worin unsere Voreltern gewandelt haben." In einem Gefecht, so der Marquis von Nogent-Vaubrun in Flandern bestand, hieb sich Heinrich durch drei feindliche Schwadronen; er trug vier Wunden davon, wurde zuletzt überwältigt und als Gefangner nach Brüssel gebracht, wo er in Folge seiner Wunden sterben mußte, 1667. Der jüngste Sohn, Wilhelm, „wurde den 12. Sept. 1662, da sein Vater bereits in Portugal war, zu Pferde nach Paris geschickt, und bezeugte in einem unterwegs an seine Mutter geschriebenen Briefe seine zwar kindische, doch das Blut, woraus er stammte, charakterisirende Freude darüber, daß er schon den Versuch gemacht habe, auf dem Stroh zu schlafen. Nach seines Vaters erstem Siege über die Spanier schrieb er den 29. Jun. 1663 an eben dieselbe einen Glückwunsch aus Paris, worin er seiner Mutter nur den vierten Theil seiner darüber empfundenen Freude in ihrer Einsamkeit anwünscht, und nichts beklagt, als daß ihn sein Alter (von 16 Jahren) zurückhalte, bei solchen Scenen eine Rolle mitzuspielen. Dieses ist aber die letzte Spur, die ich von ihm auftreiben konnte. Er starb vermuthlich in Frankreich, kurz vor dem Tode seiner Mutter. Und so waren von 6 Söhnen nur noch drei, Friedrich, Meinhard und Carl, am Leben."

Friedrich verrieth unter seinen Brüdern die wenigste Neigung zum Studiren, und war daher der Vater 1656 zweifelhaft, ob er den noch nicht volle sechszehn Jahre zählenden Knaben in das schwedische Lager, oder zu dem Kurfürsten von Brandenburg oder zu dem Grafen von Waldeck schicken solle. Statt dessen kam Friedrich in des Grafen von Nassau Regiment in französischem Dienst, den er doch nach dem pyrenäischen Frieden quittirte. Er traf im Jul. 1659 in Paris mit dem Vater zusammen, und sollte nach dessen Willen noch ferner die Akademie besuchen, hierauf in die Fahrt nach Portugal ihn begleiten. Es wollte aber weder das eine

noch das andere dem jungen Herren zusagen, er stellte Bedingungen auf, denen der Vater die Genehmigung versagte, vielmehr für gut fand, den Quärulanten nach Kandia zu schicken, dessen Vertheidigung eine gemeinsame Angelegenheit des Adels der Christenheit geworden. Im Mai 1660 begab sich Friedrich auf die Reise, zu Venedig erhob er seinen Wechsel, statt aber zu Schiff zu gehen, wendete er sich nach Rom. Zeitig gingen ihm die Gelder aus, er verirrte sich nach Hamburg und kam von dannen, noch vor des J. 1660 Ablauf, zurück in das elterliche Haus zu Geisenheim, wo eben, im Oct. der Vater sich befand. Es gab ein unangenehmes Zusammentreffen, die Mutter vermittelte jedoch eine Aussöhnung, und Friedrich durfte den Vater nach Portugal begleiten. Hier nahm er sich den ganzen Krieg über vortrefflich, bei jeder Gelegenheit seine Unerschrockenheit bekundend. Nach geschlossenem Frieden wurde ihm der Auftrag, die englischen Regimenter nach Haus zu führen, dann begab er sich, statt dem Vater nach Frankreich zu folgen, in die Heimath, wo er sich im J. 1670 des Freiherrn Joh. Christ. von Buchholz Tochter, und, als Wittwer, das Fräulein Hedwig von Spaan beilegte. In Folge der von dem Vater beliebten Successionsordnung schrieb er sich nur Graf von Schomberg und Mertola, Freiherr zu Altorf und Laubersheim, Grande und General in Portugal.

„Er lebte auf einem sehr anständigen Fuß meistens zu Geisenheim, wo er den 5. Dec. 1700 mit Tod abging, ohne daß ich eine Spur gefunden habe, daß er jemals, von der Zeit an, als er sich zur Ruhe begeben hatte, seinen Vater oder seine Brüder, wenn sie je und je nach Deutschland kamen, auch nur gesprochen hätte. Wohl aber finden sich traurige Denkmale von Processen zwischen ihm und seinen Brüdern nach dem Tode des Vaters, wovon einige lange nachher erst mit seinen Erben beigelegt wurden. Es überlebten ihm die Gemahlin und die einzige Tochter erster Ehe (ein Söhnlein war in der Wiege gestorben), Maria Wilhelmina Elisabeth. Sie wurde die Gemahlin des Grafen Karl Friedrich von Sayn-Wittgenstein in Homburg, mit welchem diese Linie im J. 1743 erlosch.

Karl, durch des Vaters Ableben Herzog von Schomberg, hatte die Feldzüge in Portugal und Roussillon mitgemacht. Inhaber eines Cavalerieregiments, wurde er zum Angriff auf die Spanier vor Ceret 1674 commandirt. Das Regiment wurde aber sehr arg mitgenommen, Schomberg selbst von seinen Officieren im Stich gelassen und als Gefangener nach Barcelona gebracht. Er diente in der Folge unter Créquy, wurde Maréchal-de-camp, folgte dem Vater in die Verbannung nach Portugal, trat als Generalmajor der Infanterie, Obrist und Gouverneur zu Magdeburg in Brandenburgische Dienste, machte die Expedition nach England mit. Marquis von Harwich in der neuen Ordnung der Dinge, focht er am Rhein, wo er des Vaters schottisches Regiment befehligte. In den Trancheen vor Kaiserswerth verwundet 1689, wurde er 1691 nach Piemont entsendet, „um die Waldenser zu commandiren, anbei noch etliche Regimenter refugirte Franzosen, die in der Schweiz mit englischem Gelde geworben wurden, unter sich zu haben." Daß er dem Entsatz von Cuneo beigewohnt habe, ergibt sich aus seinem Schreiben, datirt aus dem Lager von Moncaglieri, 21. Jul. 1691: »Depuis mon arrivée ici nous avons été assez heureux de faire lever le siége de Cuneo, un poste fort considérable. Depuis ce temps là, les ennemis ne songent qu'à ravager le pays à leur ordinaire, mais à l'heure qu'il est, que la tête de nos troupes d'Allemagne (Kaiserliche und Bayern) commence à paroître, nous les reserrons un peu.«

Während die Alliirten mit der Belagerung von Carmagnola beschäftigt, war Catinat Willens, sich an den Lucerner Thalleuten, die ihm so vielfachen Abbruch gethan, „zu revangiren, ihre Weinberge, Obst- und Kastanienbäume zu verderben, und die noch übrige Gebäude zu Angrogna und Saint-Jean zu verbrennen. In diesem Absehen schickte er ein Detachement von 11 Compagnien Grenadieren, 4 Compagnien Kürassier-Reutern, 2 Escadronen Dragoner, und 3 Männern aus jeder Compagnie zu Fuß von der ganzen Armee, nebst 200 Maulesel, mit Kriegsmunition beladen, und bis tausend Hauen ab. Diese brachen unter dem Prinz d'Elbeuf, Obrist Biron und Pelot den 8. Oct. auf, die

Höhe von Angrogna einzunehmen, und ein Detachement gienge durch das Thal Saint-Jean hinein. Der Herzog von Schomberg aber sahe dieses voraus, wann der Feind bei Saluzzo werde aufbrechen, er einen starken Streif und Verwüstung der Lucerner Thäler könnte vornehmen, deswegen ließ er den Waldenser Obristlieutenant Mallet aus dem Lager von Carmagnola aufbrechen, und in besagte Thäler gehen. Als er den 9. Oct. da ankam, ließ er alsobald die Waldensische Capitains mit ihren Leuten versammeln, den Feind aus denen Thälern zu jagen. Allein der Feind ließ ihm keine Zeit, die Leute zusammen zu bringen, sondern fieng gleich nach seiner Ankunft an, die Fourrage zu Angrogna zu verbrennen, deswegen ließ der Herzog von Schomberg Alarm machen durch den Capitain Blion und Lieutenant Duchesne, das wenige Volk, so sie in den Weingärten finden würden, zu versammeln und gerad gegen den Feind zu marschiren, bis die Capitains ihre Völker zusammen brächten. Nachdem sie dann bey hundert Mann hatten, marschirten sie an den Feind, welcher auf dem höchsten Berg vor Angrogna postirt war. Wie nun der Feind diese sahe, machte er drey Detachements, gieng ihnen entgegen, und begegneten einander unter der Höhe, allwo es an ein scharfes Gefecht gieng. Da aber der Prinz d'Elbeuf von der Höhe die Waldenser von allen Seiten unter dem Obristlieutenant Mallet, diese zu succurriren ankommen sahe, retirirte er sich, und stellte alle seine Grenadirer und Carabinier-Reuter zur Arrieregarde, welche der Obriste Belot commandirte. Durch diese Retirade bekamen die Waldenser neuen Muth, und verfolgten den Feind bis in die Nacht, da sie des Scharmuzierens ein Ende machen musten. Diese Action dauerte von 11 Uhr bis in die Nacht, und wurden bis 600 Franzosen niedergemacht, die Allirten aber bekamen nur 8 Todte und 12 Blessirte." Gleichwohl wurde Schombergs Mannschaft, sowohl von Seiten des Herzogs von Savoyen, als des englischen Ministeriums dergestalten vernachläßigt, daß er die Geduld verlor, und seinem König diese Umstände persönlich vortragen wollte. Aber Wilhelm III ließ ihm aus dem Lager bei Ramillies den Befehl zugehen, um keinen Preis die Armee zu verlassen, verhieß

aber zugleich, daß er bedacht sein würde, den gerügten Mängeln abzuhelfen. Schomberg mußte ausharren.

Die Alpen zu übersteigen, in das Thal der Durance die Schrecknisse, von welchen unlängst der Rhein heimgesucht worden, zu tragen, allenfalls auch Winterquartiere in Dauphiné zu beziehen, war die Aufgabe des Feldzugs von 1692. Von den drei Corps der alliirten Armee führte das dritte Schomberg, „welcher auf des Königs von England Unkosten 4000 Waldenser und französische Flüchtlinge commandirte, und durch die Lucerner Thäler auf Mirabouc marschirte, in Willens sich des Schlosses Queiras am Durancefluß und selbiger Päſſe zu bemächtigen. Der Herzog ließe auch viel tausend allerhand Gewehr mitführen, um das Landvolk und die Neubekehrte, welche sich, dem Vermuthen nach, mit ihm conjungiren würden, damit zu bewaffnen. Dem General Catinat, der vermeynet, die alliirte Armee werde den Kopf vor Pignerol zerstoßen, fiel nichts unvermutheter als dieser Marsch. Weil er sich also nicht in dem Stand sahe, solches zu hindern, so wollte er zum wenigsten eine französische Rodomontade der siegsbegierigen Armee sehen lassen und ließ dem Prinzen Commercy entbieten: Er hätte vernommen, daß die Alliirten gesinnet wären, ihren Marsch gegen das Dauphiné fortzusetzen, er ließ, ihr Vorhaben desto glücklicher zu bewerkstelligen, ihnen seine Dienste offeriren, und insgesamt Glück auf die Reise wünschen. Doch machte er, wiewohl vergeblich, ein und andere Gegenanstalten," nur daß Schomberg, während er mit der Belagerung von Queiras beschäftigt, durch ein stärkeres, von Catinat detachirtes Corps beinahe umringt, für den Augenblick in etwelche Noth gerieth. Er entzog sich aber mit seltenem Geschick, ohne Verlust eines Mannes, der gefährlichen Schlinge, wie der feindliche Feldherr selbst bezeugt.

Anders lauten die deutschen Berichte von diesem Hergang. Die Hauptarmee hatte die Belagerung von Embrun vorgenommen. „Unterdessen kam der Herzog von Schomberg mit dem dritten Corpo durch das Lucerner Thal im Lager an. Indem er aber unter Wegs das Schloß Queiras mit wegnehmen wollte, und solches, da es versichert war, daß er keine Stücke bey sich hatte, die angemuthete Uebergab abschlug, er aber viel an dem Castell

gelegen zu seyn vermeynte, schickte er an den Herzog (von Savoyen), und begehrte etliche Kanonen; allein dieser hatte selbige vor Embrun vonnöthen, und ließ ihm deshalben zuentbieten, er möchte sich nicht lang mit einem Schloß, so eben von keiner sonderlichen Consideration seye, aufhalten, sondern sich je eher je besser zu ihm verfügen, um weiter in Frankreich zu dringen." Schomberg war kaum vor Embrun eingetroffen, und Victor Amadeus und Caprara wurden durch die Nachricht von Catinats Eintreffen zu Guillestre, mit der Hauptmacht abgerufen, daß die Belagerung fortzusetzen, lediglich Schomberg mit 6000 Mann zurückblieb. Gleichwohl capitulirte die Stadt den 16. Aug.

Gap wurde den 30. Aug. occupirt, ein Strich Lands von sieben bis acht Meilen Wegs von St. Bonnet bis Tallard, it. um Seine und Colmars bei die 80 Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer in die Asche gelegt, Lyon selbst schien bedroht, „und contribuirte es noch viel darzu, da man denen Neubekehrten sehr schmeichelte, und in Embrun durch reformirte Minister öffentlich predigen ließ. Aber die feindliche Furcht und der Alliirten Hoffnung ward in einem Augenblick unterdrückt. Es fanden sich von Tag zu Tag nebst des Herzogs von Savoyen Krankheit noch andere Inconvenienzen ein, so denen kaiserlichen Progressen ein Ziel steckten." Das wesentlichste Hinderniß lag ungezweifelt in den hergebrachten Kniffen des Turiner Cabinets. „Einige, so die Affaire mit dem regierenden Herzog von Savoyen etwas genauer betrachteten, finden ein und andere Zeichen der Wankelmüthigkeit, so schon zu dieser Zeit den Herzog in ziemlichen Verdacht gebracht. Dann der Herzog von Schomberg hatte eine große Menge Neubekehrter an sich gezogen, und hätte man von diesen alleine eine Armee aufrichten können, zumalen da eben dieser Herzog eine große Menge Gewehr vor sie in Bereitschaft hatte. Allein der Herzog von Savoyen sagte, es mangelte ihm an Proviant, und also musten diese arme Leute aus Hunger wieder auseinandergehen. Nach diesem verfolgte der Herzog die Neubekehrten in Dauphiné ärger als die Franzosen, und ließ ihre Dörfer abbrennen." Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als den Rückzug über die Alpen anzutreten.

„Nachdem die Völker einquartiert, gieng der Herzog von Schomberg nach England und Holland, um hin und wieder einige Relationes abzustatten, im May 1693 aber stellte er sich mit einer großen Summa Gelds aus Holland beym Turinischen Hof wieder ein.“ Der Feldzug begann mit einigen Demonstrationen, dann wurde das Außenwerk von Pignerol, das Fort Sta Brigida belagert. „Den 30. Jul. öffnete man durch 2000 Kaiserliche, unterm Commando des Grafen de las Torres, nebst 800 Arbeitern, 2000 Schritt von dem Platz die Trancheen. Den 31. wurden die Kaiserlichen Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhren durch 1700 in englischem Sold stehende Truppen unter Commando des Herzogs von Schomberg in denen Trancheen abgelöst, und dieweil es ein schöner Tag, und noch ziemlich hell war, feuerten die Franzosen entsetzlich heraus, tödteten aber nur 5 bis 6 Gemeine, und dem Capitain Sarrazin vom Schombergischen Regiment nahm eine Stückkugel den Kopf weg. Sobald der Tag anbrach, gieng aufs neu ein grausames Kanoniren aus der Vestung mit Stücken an, welches denen Belägerern 40 Todte und Verwundete brachte. Man fieng auch diese Nacht eine neue Batterie an zu verfertigen, wobey, als der Herzog von Schomberg in Gesellschaft des Obristen über die englischen Truppen, de Loches, und anderer Officier, das Werk besichtigen wollten, dieser Obrist an der Seiten des Herzogs aus einem Carabiner-Rohr, wie auch der Capitain St. Maurice und ein Lieutenant von selbigem Regiment blessirt, und der Capitain Montauban an einem Bein gequetscht worden.“ Das Fort wurde den 15. Aug. von der Besatzung geräumt, die aber nur zum Schein unternommene Belagerung von Pignerol selbst, bei der auch Schomberg thätig, sehr bald durch Catinats Annäherung unterbrochen.

Am 4. Oct. 1693 wurde bei Marsaglia oder Orbassano geschlagen. „Die kaiserliche Infanterie und die, so die Königin in England allda unterhielten, machten das Corps de Bataille, welches von dem Prinzen Eugenio, Herzog von Schomberg, Marquis de Parella und Grafen de las Torres heldenmüthigst commandirt ward, und haben die Franzosen nur gegen den linken Flügel einen Sieg, und gegen das Corps de Bataille durch

überlegene Macht einen Vortheil erhalten. Der Herzog von Schomberg war bei denen Alliirten ein Muster der Tapferkeit, er stund vor seinem Regiment, und wollte kein anderes Commando, als Obrister, annehmen. Nachdem die Franzosen die Attaque gethan, ersuchte ihn der Graf de las Torres, das Corps de Bataille als General zurückzuziehen, aber er antwortete, daß er hierzu des Herzogs von Savoyen expressen Befehl nöthig hätte, und also müßte er, ehe derselbe käme, das feindliche Feuer probiren. „„Allein ich sehe wohl,““ sagte er, „„die Sachen sind schon zu weit kommen, und also muß man entweder überwinden oder sterben.““ Er focht bis zu Ende der Bataille, und da er in das dicke Bein blessirt ward und fiel, warf sich sein Kammerdiener Lasalle auf ihn, und schrie: Quartier; aber dieser getreue Mensch bekam sogleich einen Schuß, daß er todt liegen blieb. Der Herzog selbst ward hierauf von einem irländischen Fähndrich erkannt, und gefangen zum Catinat geführt, der ihn aber auf seine Parole nach Turin gelassen, wo er den 17. Oct. 1693 den Geist aufgab, und zu Lausanne in der Schweiz, wie er selbst verlangt hatte, begraben ward.“ Nur 48 Jahre alt, war er unvermählt geblieben, daher er durch zu Turin errichtetes Testament seinen Bruder Meinhard zum Erben ernannte. Nach seinem vollständigen Titel hieß Karl Duc de Schomberg, marquis de Harwich, comte de Brentford, baron de Teyes, comte du Saint-Empire, lieutenant-général des armées de S. M. Britannique et colonel du premier régiment des Gardes angloises.

Meinhard, Obrist-Lieutenant im Beginn des ersten Feldzugs in Portugal, wurde zum Brigadier befördert gegen Ausgang des J. 1674, vorher schon, zugleich mit dem Vater in Frankreich naturalisirt; auch war, für den Fall er dem Vater überlebe, die Würde eines Duc à brevet auf seine Person ausgedehnt. In dem Reitergefecht am Kochersberg, 8. Oct. 1677, zeichnete er sich aus, wie nicht weniger sein Bruder Karl. Dieser Action folgte die Belagerung von Freiburg, wo Meinhard, an der Spitze von 300 Mann, die durch einige Brigaden unterstützt, mit dem Degen in der Faust zwei Redouten nahm, und hiermit die Eröffnung der Trancheen erleichterte. Wenige Tage später bemäch-

tigte er sich an der Spitze von zwei Bataillonen eines andern Außenwerks, welches den Belagrern mit seinem Feuer sehr beschwerlich fiel, und machte die darin gelegenen Truppen zu Kriegsgefangnen. Davon schreibt an diesen Sohn der Vater, d. d. Saint-Germain, 19. Nov. 1677: »Il y a trois jours comme le roi étoit à son souper, il me dit que dans l'attaque qu'on a faite du côté d'un faubourg de deux redoutes, vous avez fort bien fait, l'ayant emporté d'assaut. M. le marquis de Louvois m'en reparla encore hier à table. Vous pouvez croire que cela me fait un grand plaisir, et cela ensuite de ce que vous avez fait à ces combats de cavalerie. Ce que j'ai encore à y souhaiter c'est que dans votre vie vous teniez une bonne conduite, afin que par là les envieux ne puissent rien diminuer de votre bonne réputation.«

Als Maréchal-de-camp auch 1678 unter dem Marschall von Créquy dienend, drang Meinhard in der scharfen Action bei der Rheinfeldener Brücke an der Spitze der Dragonerregimenter Listenois und la Reine auf der linken Seite dem Retranchement des Grafen von Starhemberg ein. In dem Treffen bei Ortenburg, unweit Offenburg aber gerieth er, nachdem er Wunder persönlicher Tapferkeit verrichtet, verwundet in Gefangenschaft. Beide Ereignisse fielen in den Julimonat. „Im J. 1683 befand er sich mit Aufträgen von seinem Hofe zu Heidelberg, wo er sich den 4. Jenner mit Carolina Raugräfin zu Pfalz (Bd. 6 S. 263) vermählte. Als der Marschall mit seiner Familie Frankreich zu verlassen gezwungen wurde, hielt Meinhard sich eben in der Pfalz auf, ging im J. 1686 nach Wien, und wohnte als Freiwilliger einem Feldzuge in Ungern bei. Nach seiner Zurückkunft nahm er mit seiner indessen zu Heidelberg gebliebenen Gemahlin den Weg nach Berlin, wo ihn der Kurfürst als General der Cavalerie anstellte. In gleicher Eigenschaft, aber in englischem Dienst, war er 1689 bei der Campagne in Irland. Im J. 1690 machte Meinhard seinem Vater die letzte Freude durch den muthigen Uebergang über die Boyne, welcher die Grundlage zu dem an diesem Tage erfochtenen Siege genannt werden kann (S. 557). Der König betrauerte mit ihm den Verlust seines

unsterblichen Vaters, und ernannte Meinhard, weil sein jüngerer Bruder dadurch Duc de Schomberg in England wurde, zum Duc und Peer in Irland unter dem Titel eines Barons von Tarragh, Grafens von Bangor und Duc de Leinster. Im J. 1696 den 7. Jul. verlor unser Meinhard seine Gemahlin. Sie wurde den 11. in der Westminster-Abtei beigesetzt." Damals schrieb die Kurfürstin von Hannover an die Schwester der Verstorbenen: „Wie ich die tugendsame Herzogin von Schomberg beklagt, kann ich meiner herzlieben Baas nicht genugsam sagen. Bin nicht verwundert, daß ihr Herr so sensible von seinem Verlust ist, dann Sie gewiß eine Gemahlin verloren haben, die Ihnen von Herzen liebte, und sehr viel Meriten hatte. Madame ist auch sehr betrübt." —

„Erst nach dem Tode seines Bruders Carl erscheint Meinhard wieder als Duc de Schomberg und Leinster, welche Vereinbarung der englisch- und irländischen Peerschaft in einer Person damals als etwas ungewöhnliches bemerkt wurde. Da Wilhelm III im J. 1699, genöthigt vom Parlament, eine Reduction seiner Landmacht vornehmen mußte, war es an dem, daß Meinhard von den Händen derjenigen sein Leben verlor, welche seinen Vater niemals anders als ihren Vater genannt hatten. Eine ganze Schaar dieser abgedankten Reuter und Soldaten, nebst einem Heer von Weibern, deren Männer im Dienst ihr Leben verloren hatten, umringten ihn nämlich den 21. Jul., als er in dem Park von Whitehal spazieren ging, und forderten von ihm den rückständigen Sold, der ihnen nicht auf der Stelle konnte bezahlt werden. Ihre Drohungen waren so ungestümm, daß er sich mit Mühe noch in das Versammlungszimmer des Kriegsraths rettete. Als diese aufrührerische Menge das unschuldige (?) Opfer ihres Zorns sich entrissen sah, wollte sie die Wuth an seinem Palast ausüben. Man schickte Wachen dahin, und Schomberg selbst, welcher es erst um 10 Uhr des Abends wagen durfte, durch die Königlichen Gärten in sein Haus zu schleichen, fand für räthlich, vor Anbruch des Tages sich auf sein Landgut zu begeben, nachdem er seine meisten Kostbarkeiten in den Palast von St. James hatte bringen lassen.

„Im J. 1704 sollte Meinhard, welcher den 24. Aug. des vorhergehenden Jahres mit dem Ritterorden des Hosenbandes beehrt worden, den König von Spanien, Erzherzog Carl, mit einer Begleitung von 9000 Köpfen regulirter Mannschaft, nach Portugal bringen, und die englischen und holländischen Truppen in diesem Königreich commandiren. Er befand sich also sowohl bei der ersten, durch Sturm vereitelten, als bei der andern glücklichern Ueberfahrt. Berwick war hier sein Gegner, noch mehr aber die in dem Königreich Portugal abermals schlecht getroffenen Anstalten. Jener hatte mit den spanischen und französischen Völkern bereits eine ganze Liste portugiesischer Ortschaften hinweggenommen, ehe Schomberg den 10. Mai vom Hofe nach Elvas entlassen wurde, wo zwar eine portugiesische Armee mit den fremden Hülfstruppen zusammenstieß, er aber, ungeachtet der König in Portugal den 12. dieses Monats auch ihn zum Mestre-de-camp général de l'armée de la province d'Alentéjo ernannt hatte, wegen allerhand widriger Umstände bis zum 20. ganz unthätig bleiben mußte.

„Von allem was man anzutreffen gehofft und gewünscht hatte, war nach alter portugiesischer Sitte das wenigste in Bereitschaft. Der Anschlag des Prinzen von Darmstadt auf Barcelona mißlang. Die Spanier, welche dem Erzherzog zufallen sollten, stellten sich nicht ein. Die holländischen und englischen Hülfstruppen allein waren nicht stark genug, etwas zu unternehmen. Nicht einmal für Pferde war in Portugal gesorgt, um die ganze Schombergische Reuterei beritten zu machen. Schomberg mußte daher zu dem beleidigenden Hülfsmittel schreiten, einen Theil der portugiesischen Reuterei ab- und die seinige auf ihre Pferde sitzen zu lassen. Die portugiesische Generalität wollte überhaupt von dem Duc de Schomberg und dem holländischen General keinen Rath annehmen, und über diesen Zwistigkeiten mußten die Feinde allenthalben Gelegenheit finden, Vortheile zu gewinnen. Endlich kam es zwischen unserm Duc und dem Almirante von Castilien, welcher den Ministrissimus in Portugal spielte, zu einem so heftigen Wortwechsel, daß der König in Portugal selbst die Königin von England ersuchte, ihn abzurufen.

Dieses geschah. Schomberg ging nach England zurück, und Lord Galloway übernahm das Commando.

„Die letzten 14 Jahre, nämlich vom J. 1705 bis zum 15./5. Jul. 1719, wo er zu Hillington verschied, scheint Schomberg im Privatleben zugebracht zu haben, so viel es nämlich einem Manne seines Rangs in England erlaubt ist; denn bei Parlamentsdebatten finden wir auch noch in dieser Zwischenzeit seines Namens gedacht. Sein Alter von 78 Jahren und 5 Tagen überstieg das Alter seines berühmten Vaters, und alle Schriftsteller stimmen überein, daß er von ihm die meisten Tugenden, nur nicht in gleich hohem Grade dessen außerordentliches Talent, sich beliebt zu machen, geerbt habe. Seine ihm zu früh entrissene Gemahlin schenkte ihm 5 Söhne und 4 Töchter. Sie starben aber alle in der ersten Jugend, bis auf seinen erstgebornen Sohn und zwei Töchter."

Der Sohn, Karl Ludwig, Marquis von Harwich, war den 15. Dec. 1683 geboren. Der Vater trat ihm zu Anfang des Jahrs 1711 sein Cavalerieregiment ab, womit er als Obrist im folgenden Jahre den Feldzug in Flandern unter Marlboroughs Befehlen machte. Im Sommer 1713 marschirte er, die drei Regimenter Schomberg, Cadogan und Palms führend, von Gent nach Dünkirchen, von dannen er mit diesen Truppen im Sept. nach Irland überschiffte. Daselbst wurde er, vor seinem betagten Vater, durch ein hitziges Fieber hingerafft. Mit dem Vater scheint er nicht immer harmonirt zu haben. Es schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin Louise, 23. März 1709: „Diesen Abend habe ich Briefe von Madame de Malauze bekommen, die schreibt mir, daß euer Neveu der junge Duc de Schomberg etwas gethan, so ich recht approbire, ob es zwar seinen Vater erzürnt. Er soll von ihm gangen sein und hat ihm einen respectablen Brief geschrieben, daß er um Verzeihung bäte, daß er ihn so oft gebeten, ihn entweder reisen zu lassen oder im Krieg zu schicken. Er hätte nie keines von beiden thun wollen, also hätte er wider seinen Willen die partie müssen nehmen. Alle Menschen approbiren ihn."

In dem Brief vom 30. Sept. 1713 heißt es: „Lasst uns von was Nöthigeres reden, die Engländer hier haben mir zu

verstehen geben, daß euer Neveu, mit Verlaub, die Franzosen hat. Lasst es nicht einwurzeln, sonst werdt ihr ihn verlieren, schickt ihn nach Paris, da heilt man diese Krankheit besser, als in keinem Ort von der Welt. Mylord Oglethorpe hat mir versprochen, seinen Urlaub bei dem General, dem duc d'Ormond zu erhalten, daß er wird nach Paris dörffen, bis er courirt seyn wird; denkt ernstlich an diese Sach, denn in der Krankheit muß man keine Zeit verlieren." Am 19. Oct. 1713: „Ich erfreue mich auch mit euch, liebe Louise, daß euer neveu wieder gesund ist, und wünsche von Herzen, daß unser Herr Gott euch lange Jahre erhalten wird, und ihr seine arrière-neveux sehen möget. Ich denke, weilen ihr so tendre vor euren neveu seid, was wäre es denn gewesen, wenn ihr euch geheurath hättet, Mann und Kinder bekommen, so würdet ihr vor Sorgen gestorben seyn." Am 26. Oct. 1713: „Wenn euer neveu nur die kleine galanterie hat, wäre es besser als Brustweh, aber hat er die große, ist es der Brust eben so gefährlich, auch sehr gefährlich vor das Leben." Den 5. Nov. 1713: „Herzallerliebste Louise, ich war vergangen so erschrocken über den Verlust von eueres armen neveu, mylord Harwich, daß ich das Herz nicht hatte, euch ein Wort zu schreiben, noch auf euer liebes Schreiben vom 20. Oct. zu antworten. Ich weiß auch nicht was ich euch sagen soll, denn in solchen Fällen kann Gott allein trösten."

Es blieben dem Herzog die beiden Töchter Friderike und Maria, dann hatte er von einer Maitresse, einer Engländerin des Namens Box, einen Sohn, geb. 1704, den er nach des Marquis von Harwich Ableben legitimiren, gleichwie sein Ehebündniß mit der Box solenniter declariren ließ. Mit der Tochter Maria, mit dem wunderlichen Charakter des Vaters, mit der Maitresse beschäftigt sich die Herzogin von Orléans häufig, z. B. 22. Sept. 1714: „Mich deucht, liebe Louise, daß euer Schwager, unter uns geredt, gar zu einen wunderlichen Humor hat, um daß ihr glücklich und vergnügt bei ihm würdet leben können, denn bei seiner Maitressen zu leben, wäre ja euer Sach nicht, sehet ihr sie nicht, wird sie euern Schwager gegen euch verhetzen, also glaube ich nicht, daß ihr wohlthun würdet, nach England

zu gehen." Den 4. Januar 1715: „Ich wünsche von Herzen, daß ihr euere Niecen bald nach Vergnügen versorgen möget, damit ihr bald wieder in die gute Luft von unser liebes und gelobtes Vaterland kommen möget. Euer Schwager wollte gern seine Tochter verheurathen wie der seigneur Harpagon, sans dot, aber das geht nirgends wohl an, die Freier seind wohl so verliebt des beaux yeux de la cassette, als von der Damen Schönheit. Es verdrießt mich auf euere niecen, daß sie nichts von unser lieb Vaterland halten, ein rechter aufrichter Teutscher ist besser als alle Engländer mit einander. Wie ihr mir die jüngste von euern niecen beschreibt, so bilde ich mir ein, daß sie Caroline sel. gleicht, wenn das ist, glaube ich, daß diese die liebste bei euch seyn wird. Man sagt, daß es ein mariage de conscience ist, was der Duc de Schomberg gethan hat."

Den 12. März 1715: „Ich komme jetzt auf was ihr mir wegen eurer niece und Vettern von Degenfeld meldet, muß aber noch vorher sagen, daß euer Vertrauen, liebe Louise, mir recht das Herz gerührt hat, und wenns möglich seyn könnte euch lieber zu haben, so würde das Vertrauen zu mir dieses zuwegen gebracht haben. Ich finde den Heurath, den ihr gern sehen wollt, sortable genug, wenn nur der Freier reich genug ist, daß sie gemächlich nach ihrem Stand werden leben können, denn wie unsere liebe selige Churfürstin als pflegt zu sagen, „„liefften ist liefften, maer kacken gaet vor all."" Denn sollten durch diesen Heurath die zwei jungen Leute, so einander lieben, content seyn, der karge Vater aber würde sich über euch zu beschweren haben, als wenn ihr euere leibliche niece euerm Vettern sacrifirt hättet, hat er aber Mittel genug, nach seinem Stand zu leben, so ist nichts dagegen zu sagen, das ist meine Meinung, liebe Louise, denn die Liebe vergeht mit der Zeit, und wenn es hernach schmale Bisscher gibt, und viel Kinder kommen, die nicht nach ihrem Stand können erzogen werden, wird man denen bitter feind, so den Heurath gemacht haben, und anstatt Freunde bekommt man Erzfeinde. Ich habe dergleichen exempel mehr gesehen, darum warne ich euch darvor. Es ist Schad wenn Reichthum sich nicht bei Tugend findt, der Cavalier ist der damen oncle à la mode

de Bretagne. Alle karge Leute wollen ihre Tochter nie verheurathen, aus Furcht ein Heurathsgut geben zu müssen, fürchte, daß ihr große Mühe mit euerm Schwager haben werdet, ehe er sich wird resolviren können zu geben, damit sie wohl zu leben haben möchte. Wie ich von den Engländern habe reden hören, so ist ihr Adel eben so doll als hier, hat euer Schwager ein Fehler in seinem Haus, so muß es von der englischen Seiten her seyn, denn von der teutschen Seiten seind sie gut. Der wunderliche Humor von euerm Schwager mag auch wohl von der englischen Großmutter kommen."

Den 10. Mai 1715: „Es ist ein Elend, wenn die Leute, mit welchen man zu thun muß haben, wie ihr mit euerm Schwager, keine raison begreifen wollen... Ich glaube daß euere jüngste niece mehr zu weinen hat, als die ältste, im Fall der Herr von Degenfeld wieder mit euch in Teutschland geht." Den 28. Mai 1715: „Da der Duc de Schomberg ja alle articlen vor seine Tochter eingangen ist, kostet es ihm ja nichts mehrers, die Sach zu unterschreiben. Worauf wartet er denn? Man sollte ihm zu verstehen geben, daß wenn er seine zwei Töchter auf einmal heurath, daß ihm das ein Hochzeit spart." Den 7. Juni 1715: „Ich erfreue mich mit euch, liebe Louise, daß ihr endlich zum Zweck von euerer Reise gelanget seid, und euere ältste niece werdet vor euerer Abreise verheurath sehen. Wenn alles mit der ältsten ganz richtig und ausgemacht wird seyn, so bitte ich euch, macht mein Compliment und Glückwünschung an den Duc de Schomberg und euere niece. Ihr seid wohl die beste tante so man jemals gesehen, bei euer Lebenszeit was ihr habt, schon unter euere niecen zu vertheilen, da ihr es doch wohl unterdessen euer Lebenszeit hättet behalten können und ihnen in euer Testament verlassen. Ich erfreue mich mit euch, daß euer ältste niece endlich geheurath ist, aber seid ihr auch wohl sicher, daß der Heurath vollzogen ist. Die Wahrheit zu sagen, so bin ich ein wenig mißtrauisch mit wunderlichen Leuten, wie euer guter Herr Schwager ist, und kommt es mir gar wunderlich vor, daß er so ein klein Haus genommen, seines Tochtermanns Mutter nicht bei der Hochzeit zu haben, noch euch." Den 2. Jul. 1715:

„Ich fürchte, euer Schwager wird nicht lang mehr leben, weilen sein humor sich so verbessert, denn wenn man so sehr ändert, ist es ein Zeichen vom Todt. Ich habe viel jüngere als ihn gesehen, denen es so gangen ist, es wäre mir recht leid wegen der alten Kundschaft, und auch weilen ich glaube, daß es euch betrüben sollte." Den 26. Jul. 1715: „Der Duc de Schomberg thut gar wohl, alle Tag auszufahren oder zu reiten, denn das ist recht gesund. Es ist mir lieb, daß er so viel von dem Herrn von Degenfeld hält, das macht mich hoffen, daß euer zweiter Wunsch, wegen euer jüngste niecen, auch möge vollzogen werden."

Den 8. Aug. 1715: „Ich finde nichts häßlicher als Tabak nehmen und die Nasen zu haben, als wenn sie, mit Verlaub, in Dreck gefallen wären — wie hat der Duc de Schomberg seiner ältsten Tochter erlaubt, Schnupftabak zu schnüpfen. Es ist nichts häßlicher. Ich weiß euerm Herrn Schwager recht Dank, daß er noch gut teutsch ist, ich kann nicht leiden, wenn die Teutschen anders als teutsch seyn wollen, und ihre nation verachten. Die so seyn, taugen ordinarie nicht ein Haar." Den 15. Oct. 1715: „Liebe Louise, ich wollte daß ihr aus England weg wäret, denn alles schlägt euch übel zu in England. Euere niece dauert mich, die ihren Herrn lieb hat, so bald von ihm geschieden zu werden. Wenn er nur nicht auch in seiner Provinz assassinirt wird, sie hat wohl gethan, in diesem Tumult nicht mit zu gehen." Den 14. Nov. 1715: „Wie euer Schwager mit euch lebt, meritirt er nicht, daß ihr euch ferner mit seinen affairen quälet, wie ihr bisher gethan habt, denn euch ohne den geringsten Dank noch Erkenntniß allezeit zu plagen, ist euch, liebe Louise, nicht zu rathen. Ich habe längst gehört, daß er sich durch ein Mensch regieren läßt, mit welcher er Kinder hat; das benimmt ihm alle Lieb vor seine rechte Kinder, und da ist kein Rath zu. Mich däucht, weilen er sich so durch das Mensch regieren läßt, so müßte man suchen, das Mensch zu gewinnen, oder bang zu machen." Den 26. Nov. 1715: „Die Prinzeß von Wallis condemnirt euern Schwager sehr, nicht besser mit euch zu leben. Er ist auch zu condemniren hierin, und daß er sich opiniatrirt,

seine jüngste Tochter dem Herrn von Degenfeld zu geben. Ich glaube nicht, daß er an seinem guten Haus zweifelt, denn das ist ihm ja, da er ein Teutscher ist, zu wohl bekannt, aber wie er gar karg ist, findt er ihn vielleicht nicht reich genug vor seine Tochter."

Den 21. Januar 1716: „Ich finde, daß die Prinzeß von Wallis groß Recht hat, übel zufrieden vom Duc de Schomberg zu seyn, daß er dem König nicht danken kommt vor die Gnade so er ihm gethan, ihn zum geheimen Rath zu machen, die Prinzessin sollt er auch danken vor ihn geredt zu haben. Wo hat er das gelernt? Wie er hier war, war er poli und wußte wohl zu leben, ich habe ihn allezeit recht höflich gesehen, sein humor hat sich, wie ich sehe, nicht in England verbessert." Den 13. Nov. 1716: „Ich mache euch mein Compliment, daß euer Anschlag angangen und Herr Max Sohn (von Degenfeld) zum Grafen worden. Ihr wißt daß ich euch oft gesagt, euch euers Schwagers Sachen nicht so sehr anzunehmen, denn er würde es euch keinen Dank wissen, geht ein wenig gemach, auch mit eurer niecen, und denkt, daß so gut Gemüth man auch haben mag, sich nie in einen Stand setzen muß, von seinen Verwandten zu dependiren und ihren Gnaden zu leben, wenns auch gleich leibliche Kinder wären, denn man sieht überall Leute, den solche Sachen gereuet haben." Den 5. März 1717: „Ich erfreue mich mit euch, liebe Louise, daß der Graf Degenfeld seine Liebst bekommen, Gott lasse euch viel Trost und Freude an euern niecen und ihren Männern erleben, macht ihnen mein Compliment und auch an den Duc de Schomberg. Zweifle nicht, daß es ihm ein Trost wird seyn, seine zwei Töchter versorgt zu sehen."

Den 11. Dec. 1717: „In diesem Augenblick empfange ich ein Schreiben von der Prinzeß von Wallis, Graf Degenfeld hat sie zu Gevatter gebeten; euer Schwager und seine ältste Tochter seyn wunderliche Köpf und meritirten nicht die Freundschaft, so ihr vor ihnen habt, und die Mühe, so ihr euch vor ihnen gebt. Ich bin euerthalben recht bös auf sie beide, und die Prinzeß von Wallis auch, doch verzeihe ichs euerm Schwager eher als euerer ältsten niece, deren ist es nicht zu verzeihen keine affection

vor euch zu haben, es seye dann daß es eine pure fantaisie von einer schwangern Frau ist. Die Prinzeß hat Graf Degenfeld verboten es euch zu schreiben, aber ich kanns euch nicht verbergen, sie haben, der Vater und die Tochter, nicht leiden wollen, daß man euch zu Gevatter bitt, aber die Prinzeß hat es gewollt." Den 19. Dec. 1717: „Mich wundert, daß der Duc de Schomberg seine Tochter nicht im Kindbett besucht, ich weiß nicht wie die Welt nun wird, man folgt seiner Schuldigkeit nicht mehr in den familien." Den 28. Dec. 1717: „Wie mir die Prinzeß von Wallis den Graf Degenfeld beschrieben, so soll er viel schöner als euere niece seyn, das Töchterchen hat wohl gethan, diese Gleichnuß zu nehmen, zudem so sollen alle Töchter glücklich werden, so den Vätern gleichen."

Den 27. Jul. 1719: „Graf Degenfeld sagt, sein Schwieger-Herr Vater hätte alle die französische Güter seiner Gemahlin vermacht; ich habe ihm geschrieben, daß er sehen möchte, wie sie sich mit einander in dem Stück vergleichen wollten, daß ich gethan was bei mir gestanden." Den 30. Jul. 1719: „Von dem armen Duc de Schomberg sage ich nichts mehr, denn ihr werdet durch mein letztes Schreiben erfahren haben, daß ich weiß, wie er geendet hat. Man meint daß es ein groß Glück vor seine Tochter ist, daß er so plötzlich gestorben, denn man sagt daß seine intention gewesen, seine maitress vor seine Frau zu erklären, seine Tochter zu enterben, und seinen Bastard, so er mit der maitress hat, vor seinen Erben zu erklären. Das wäre abscheulich gewesen, und ein falsch Stück, nachdem er seiner Tochter und Graf Degenfeld so viel amitié erwiesen, aber es ist wohl abgangen."

Von der älteren Tochter des verstorbenen Herzogs, von der Gräfin Friderike schreibt die Herzogin von Orléans, 7. Oct. 1719: „So viel ich von der Prinzeß von Wallis Briefen judiciren, hält sie recht viel von der Comtesse de Holderness, sagt, sie wäre angenehm und hätte viel Verstand; die Gräfin von Degenfeld gefällt ihr nicht so wohl, sie meint, ihr wäret ein wenig blind an dieser niece, und glaubt ihr mehr Verstand, als sie in der That hat. An den Seinigen liebt man wohl den

Verstand, aber es muß auch ein gut Gemüth darbey seyn. Die Prinzeß von Wallis praetendirt, daß die Comtesse de Holderness beides auf ein besitzt, und gar desinteressirt ist, das seynd doch drei große Qualiteten, Verstand, gut Gemüth und ohne Interesse, das ist sehr estimable. Sie sagt die Gräfin von Degenfeld sehe ganz pfälzisch aus, damit brouillirt sie sich nicht mit mir." Ferner, 17. Dec. 1719: „Die Prinzessin von Wallis hatte mir schon der Gräfin von Holderness Unglück bericht, es war ein alter Duc de Bellegarde hier vor diesem, der sagte als, »»je n'ai que les peurs que l'honneur permet,«« aber der Schrecken, so euere ältste niece gehabt, ist gar gewiß von denen, denn es schaudert einem dran zu denken; 3 Kerl durch ein Fenster einzusteigen sehen, ist etwas abscheuliches. Wundert mich gar nicht, daß dieser Schrecken ihr ein bös Kindbett zuwegen gebracht hat." Vermählt im J. 1715 mit dem Grafen von Holderneß, hat Friderike aus sothaner Ehe einen Sohn und eine Tochter hinterlassen. „Der Sohn ist der heutige (1751) Staats-secretarius Robert Darcy Graf von Holderneß, und die Tochter die Gräfin von Decram (?). Nach ihres ersten Gemahls Tode vermählte sie sich zum andern male mit Bennet Mildmay Grafen von Fitzwalter, dem sie aber kein Kind geboren. Sie genoß auf Lebenszeit eine auf das Postwesen angewiesene Pension von 4000 Pf. Sterling, die König Wilhelmus III dem Herzoge von Schomberg und seinen Descendenten ausgemacht hatte. Ueberdieses hatte sie 1500 Pf. Sterling aus den Einkünften ihrer Familie. Alles dieses ist durch ihren Tod dem Grafen von Holderneß anheimgefallen, welcher auch die Witthumsgelder, die er an sie zu zahlen gehabt, geerbet." Sie starb zu London, in dem Alter von etlichen 50 Jahren, den 18. Aug. 1751. Ihre Schwester, die Gräfin von Degenfeld, verm. 16. Febr. 1717, starb zu Frankfurt, 29. April 1762. Bevor ich von dem gräflichen Hause Degenfeld-Schönberg handle, will ich doch auch Coubert, die Schombergische Besitzung in Frankreich, besprechen.

Coubert, Schloß und Park, liegt in einiger Entfernung von dem Flüßchen Yeres, in einigem Abstand zu der Straße von Provins nach Brie-sur-Yeres, die zwar das Dörfchen Bas-Coubert durch-

schneidet. Außer demselben gehörten zu der Herrschaft: Sognolles, Barneau, Petit-Nogent, das Gehölz von Vitry, endlich das Dorf Yebles, dessen Bd. 4 S. 268—269 gedacht. Dort hausete nämlich, hauset vielleicht noch der um die Cultur der Rosen so außerordentlich verdiente Desprez. „Man hat mich gebeten," schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin, 23. Jul. 1719, „mich zu erkundigen, ob der Duc de Schomberg Coubert verkaufe, denn man möchte es gerne kaufen, und man möchte wissen bei wem man sich adressiren sollte, im Fall man es verkaufen wollte. Schreibt mir derowegen, was ihr wollt, daß ich denen personen antworten soll. Es seind Leute von qualitet, die es kaufen wollen. Ich habe gesagt daß ihr des Duc de Schomberg affairen unter Hand habt, daß ich euch also davon schreiben wollte, schreibt mir denn, ob man es verkaufen will und was man davor haben wollte. Ich glaube, ihr werdet besser thun es zu verkaufen, denn wie euere niecen reformirt seind, werden doch weder sie, noch ihre Kinder es selbsten besitzen, und nur von den Bedienten bestohlen werden. In diesem Augenblick kommt man mir sagen, daß euer Schwager den 6. gestorben soll seyn, ich habe gleich an mein Sohn geschrieben, damit er sich Coubert nicht mag ausbitten lassen, sondern vor euere niecen behalten." Ferner, 20. Aug. 1719: „Ehe ich Graf von Degenfeld Brief empfangen, hatte ich schon Coubert vor die Schombergische Kinder ausgebeten (das mußte von wegen des droit d'aubaine geschehen). Sobald mans ihnen geben, könnt ihr wohl glauben, daß sie es geniessen werden, wie ihr Herr Vater es genossen hat. Wenn sie es verkaufen wollen, weiß ich ihnen zwei Kaufleute vor einen. Schreibt mir nur, bei wem sie sich anmelden müssen, sie haben mich drum gebeten, und schreibt mir, was es kost. Das ist etwas rares, daß Schwäger einig seyn, ist aber löblich, und ein Zeichen, daß sie beide ehrliche Leute seyn." Den 1. Oct. 1719: „Vorgestern bekame ich ein Schreiben von M. le Roy, der berichtet, daß M. Lefevre seine Sach so wohl gemacht, daß er Coubert umb ein Million verkaufen wird, welches euere niecen besser bekommen soll, als wenn sie dies Gut behielten." Den 19. Oct. 1719: „Was ich vor

euere niecen von Schomberg gethan, ist ja nur meine Schuldigkeit. Ich glaube sie werden verwundert sein, eine million zu theilen finden. M. Le Roy, mein advocat, hat M. Lefevre nicht geschadt, aber M. Lefevre hatte sich durch sein ehrlich Verfahren ein ewiges Lob hier erworben. Ich habe ein brevet ausgebeten, damit euer niecen ihr Leben lang keine Unruhe in ihrem Verkaufen finden mögen: Kaufleute haben sie genug gefunden, die Chardons seind ehrliche Leute, M. Lefevre ist gar wohl mit ihnen zufrieden." Den 30. Juni 1720: „Die billets de banque seind mir recht zuwider, aber laßt uns von was anderst reden, dieses macht einen gar zu ungeduldig, M. Lefevre hat die Hälfte müssen verlieren auf Coubert, ohne es zu hindern können."

Die Chardons scheinen bei dem Ankauf von Coubert nur den Namen hergeliehen zu haben, während der eigentliche Käufer der berühmte Geldmann Samuel Bernard gewesen ist; für den wurde noch in demselben Jahre 1720 Coubert zu einer Grafschaft erhoben. Beinahe so viel Aufsehen, denn der Marschall von Schomberg, hat unter seinen Zeitgenossen Samuel Bernard gemacht, den Unterschied einzusehen, fand die Nachwelt nicht allzu schwer. Vielfältig war Samuels vermeintliche jüdische Herkunft besprochen worden, ihm selbst nicht selten ein Gegenstand des Scherzes: »Qu'on me fasse chevalier, et alors mon nom ne choquera plus personne,« pflegte er wohl zu sagen. In der That ist er geadelt worden. »On aurait grand tort,« heißt es in den Souvenirs de la marquise de Créquy, »de se le représenter comme un juif ignoble ou comme un financier ridicule. Samuel Bernard, comte de Coubert-en-Brie, conseiller d'état du roi Louis XIV, et chevalier de son ordre de Saint-Michel, était fils du peintre et graveur Samuel Bernard, originaire d'Amsterdam († 1687), où leur famille occupe encore un rang distingué dans la bourgeoisie municipale sous les noms de Bernard van der Grootelindt et de Bernard van Cromwyk. Il y a même eu des Pensionnaires de la République dans cette famille. Samuel Bernard, le millionnaire, était né dans la communion des calvinistes, et c'est parce que son père avait embrassé la secte d'Arminius qu'il avait été

contraint à s'expatrier. Après avoir fait la banque avec un succès prodigieux et une probité notoire, Samuel Bernard (deuxième du nom) était de mon temps un vieux magistrat dont les habitudes étaient modestes et dont la bienfaisance était inépuisable. Il ne distribuait pas moins de vingt-cinq mille écus par an pour aumônes ou pensions charitables. Après sa mort, on a trouvé pour cinq millions de reconnaissances dont il avait raturé les signatures, et dont ses héritiers ne pouvaient exiger ni poursuivre la rentrée, en exécution d'un codicile à son testament.«

Samuel war bereits so bedeutend geworden, daß in den Nöthen des J. 1708 Ludwig XIV es über sich gewann, seine Hülfe persönlich anzurufen. »Je ne veux pas omettre une bagatelle,« erzählt Saint-Simon, »dont je fus témoin à cette promenade, où le roi montra ses jardins de Marly, et où la curiosité de voir les mines et d'ouïr les propos du succès du voyage de Clichy m'empêchèrent d'en rien perdre. Le roi sur les cinq heures, sortit à pied et passa devant tous les pavillons du côté de Marly. Bergheyck sortit de celui de Chamillart pour se mettre à sa suite. Au pavillon suivant le roi s'arrêta: c'était celui de Desmarets, qui se présenta avec le fameux banquier Samuel Bernard, qu'il avait mandé pour dîner et travailler avec lui. C'était le plus riche de l'Europe, et qui faisait le plus gros et le plus assuré commerce d'argent. Il sentait ses forces, il y voulait des ménagements proportionnés, et les contrôleurs généraux, qui avaient bien plus souvent affaire de lui qu'il n'avait d'eux, le traitaient avec des égards et des distinctions fort grandes. Le roi dit à Desmarets qu'il était bien aise de le voir avec M. Bernard, puis, tout de suite, dit à ce dernier: »»Vous êtes bien homme à n'avoir jamais vu Marly, venez le voir à ma promenade, je vous rendrai après à Desmarets.«« Bernard suivit, et pendant qu'elle dura, le roi ne parla qu'à Bergheyck et à lui, et autant à lui qu'à l'autre, les menant partout et leur montrant tout également avec les grâces qu'il savait si bien employer quand il avait dessein de combler. J'admirais,

et je n'étais pas le seul, cette espèce de prostitution du roi, si avare de ses paroles, à un homme de l'espèce de Bernard. Je ne fus pas longtemps sans en apprendre la cause, et j'admirai alors où les plus grands rois se trouvent quelquefois réduits.

»Desmarets ne savait plus de quel bois faire flèche. Tout manquait et tout était épuisé. Il avait été à Paris frapper à toutes les portes. On avait si souvent et si nettement manqué à toutes sortes d'engagements pris et aux paroles les plus précises, qu'il ne trouva partout que des excuses et des portes fermées. Bernard, comme les autres, ne voulut rien avancer. Il lui était beaucoup dû. En vain Desmarets lui représenta l'excès des besoins les plus pressants, et l'énormité des gains qu'il avait faits avec le roi, Bernard demeura inébranlable. Voilà le roi et le ministre cruellement embarrassés. Desmarets dit au roi que, tout bien examiné, il n'y avait que Bernard qui pût le tirer d'affaire, parce qu'il n'était pas douteux qu'il n'eût les plus gros fonds et partout; qu'il n'était question que de vaincre sa volonté et l'opiniâtreté même insolente qu'il lui avait montrée; que c'était un homme fou de vanité, et capable d'ouvrir sa bourse si le roi daignait le flatter. Dans la nécessité si pressante des affaires, le roi y consentit, et pour tenter ce secours avec moins d'indécence et sans risquer de refus, Desmarets proposa l'expédient que je viens de raconter. Bernard en fut la dupe; il revint de la promenade du roi chez Desmarets tellement enchanté, que d'abordée il lui dit qu'il aimait mieux risquer sa ruine que de laisser dans l'embarras un prince qui venait de le combler, et dont il se mit à faire des éloges avec enthousiasme. Desmarets en profita sur-le-champ, et en tira beaucoup plus qu'il ne s'était proposé.«

Aber Bernard hatte sich in sehr gewagtes Spiel eingelassen, und wurde seine Lage noch bedenklicher durch eine Operation der Regierung im J. 1709. »En attendant, la refonte de la monnaie et son rehaussement d'un tiers plus que sa valeur intrinsèque, apporta du profit au roi, mais une ruine

aux particuliers et un désordre dans le commerce qui acheva de l'anéantir. Samuel Bernard culbuta Lyon par sa prodigieuse banqueroute dont la cascade fit de terribles effets. Desmarets le secourut autant qu'il lui fut possible. Les billets de monnaie et leur discrédit en furent cause. Ce célèbre banquier en fit voir pour 20,000,000. Il en devait presque autant à Lyon. On lui en donna 14 (millions) en bonnes assignations, pour tâcher de le tirer d'affaire, avec ce qu'il pourrait faire de ses billets de monnaie. On a prétendu depuis qu'il avait trouvé moyen de gagner beaucoup à cette banqueroute; mais il est vrai que, encore qu'aucun particulier de cette espèce n'eût jamais tant dépensé ni laissé, et n'ait jamais eu, à beaucoup près, un si grand crédit par toute l'Europe, jusqu'à sa mort arrivée 35 ans depuis, il faut en excepter Lyon et la partie de l'Italie qui en est voisine, où il n'a jamais pu se rétablir.«

Daß Bernard inmitten seines Unglücks großen Gewinn gemacht habe, ist wahrscheinlich, nicht nur nach den allgemeinen Regeln des Bankeruts, sondern auch vermöge der wunderlichen Launen der Glücksgöttin, die unter allen Umständen ihn begünstigte. Man erzählt, er habe einstens einen sehr vornehmen Gast zum Tischgenossen gehabt, nachdem er demselben eine Probe von seinem vorzüglichen Malagawein verheißen. Unvergleichlich war, wie es in dem Hause herkömmlich, die Mahlzeit, aber beim Dessert brachte der Haushofmeister die schmerzliche Botschaft, der Malaga sei ausgegangen. In des Ritters von Lang Memoiren heißt es: „Beim Frühstück genoß der König ein weißes Brötchen und reichte davon einiges seinem Lieblingspudel hin. Für dieses Brötchen berechnete man täglich 5 Gulden. Als nun der Oberrechenkammer diese Aufrechnung befremdend vorkam, und sie glaubte, daß schon mit einem halben Gulden ein so unbedeutendes Bedürfniß gedeckt werden könnte; so brachte die Dienerschaft dem König das nächste Frühstück nur mit einem halben Brötchen, und erwiederte dem erstaunt fragenden König mit Achselzucken: die Oberrechenkammer hätte befunden, daß Se. Majestät sich künftig mit einem halben Brötchen begnügen könnte, worauf der

König in einen solchen Zorn gerieth, daß er sich im Augenblick, dem Rechnungshofe zum Trotz, bei allen Bäckern in der Nähe für 25 Gulden weiße Brötchen herbeiholen ließ, welche dann der Hund und die höhnische Dienerschaft verzehrten." In verwandtem Sinn gab Bernard, den Defect in seinem Keller vernehmend, Auftrag, den gesamten Vorrath von Malagawein, wie er zu Amsterdam gelagert, einzukaufen, und hat er mit sothanem capriccio schweres Geld verdient.

Das Schooskind des Glückes anrufen zu lassen in Nöthen, wie sein Urgroßvater sie erfahren, sah auch K. Ludwig XV sich genöthigt. »Quand on a besoin des gens, c'est bien le moins qu'on en fasse la demande soi-même,« entgegnete Bernard der Jeremiade des an ihn abgefertigten Unterhändlers. Noth kennt kein Gebot, er wurde dem König vorgestellt, vernahm aus dessen Munde schmeichelhafte Worte, und einer der Großen des Hofs erhielt den Auftrag, vor dem parvenu die Herrlichkeiten der königlichen Pfalz aufzurollen. Bernard wurde als der Erretter des Staates begrüßt. Alle Höflinge machten ihm den Hof, er speisete bei dem Marschall von Noailles, soupirte bei der Herzogin von Tallard, spielte und verlor so viel man wollte. An dem Willen, seinen guten Willen zu benutzen, wird es nicht gefehlt haben; man versichert, ein Potocki habe an die Königin von Frankreich, Maria Lesczynska, 25,000 Louisd'or verloren, um das ihm gemachte Compliment, er sei ein guter Spieler, einigermaßen zu erwidern. Daneben wurden Bernards etwas bürgerliche Manieren belacht, was ihn doch nicht abhielt, die Millionen, deren man bedurfte, vorzuschießen. Nicht minder freigebig bezeigte er sich gegen die Kriegsleute, Officiere, die ihre Noth ihm klagten, wurden fast niemals abschlägig beschieden. Zu Zeiten gelangten zwar an ihn wunderliche Zumuthungen. »Un particulier a écrit une lettre anonyme à Samuel Bernard (14. Febr. 1724), pour lui demander quarante mille livres dont il avait besoin, et dont il devait venir prendre réponse à son portier. Il y est venu: on avait préparé deux sacs pleins de liards: il les a emportés, croyant que c'était de l'or, et fort joyeux de sa prise, mais il a été arrêté dans le moment et mené au For-

l'Evêque ; là, il s'est découvert, et a écrit une lettre signée où il a dit qu'il s'appelait d'Antoine, qu'il était conseiller au parlement de Provence, homme marié, ayant femme et enfans, allié de fort près aux Duluc et Vintimille, beau-frère de M. de Versalieu, président à mortier à Dijon, etc. On a été surpris de cette folie. Bernard a couru au premier ministre demander sa liberté; il l'a refusé, a envoyé le conseiller à la Bastille, et n'a point voulu se rendre aux larmes de cette famille affligée, qui sait bien que ce conseiller, un des premiers de Provence, n'est pas un fripon, mais qu'il doit être devenu fou de la perte d'un procès qui venait d'être jugé, aventure singulière qui montre bien le peu que c'est l'homme. Les gens trop riches comme Bernard ne sont pas tranquilles dans la possession de leurs richesses; il pouvait refuser cet homme sans le faire arrêter, mais peut-être eût-il été assassiné le lendemain. Au reste, il est dur de ne pas rendre cet homme à ses parens« (er wurde den 24. März 1724 entlassen).

In Bernards Nachlaß soll man Quittungen im Betrag von mehr als zehn Millionen, von welchen niemals ein Heller zurückbezahlt worden, gefunden haben. Des Siegelbewahrers Chauvelin Freund, blieb er demselben auch im Unglück getreu. Dem Aberglauben ergeben, soll er seine Existenz von jener einer schwarzen Henne abhängig geglaubt haben; das Huhn, vielleicht die goldenen Eier legend, starb, und sehr bald darauf, den 18. Januar 1739, war auch Bernard, in seinem 88. Jahr, eine Leiche. „Er kann mit Recht der reiche Mann unserer Zeit heißen, weil er nicht nur an sich selbst sehr reich gewesen, sondern auch als ein reicher Mann gelebt. Außer verschiedenen Häusern und Landgütern (Coubert z. B., Grosbois, Rieux) besaß er so viel bares Geld, daß man sein ganzes Vermögen über 35 Millionen geschätzt. Er hat zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen, deren jedes 8 Millionen erbt. Der älteste Sohn ist Requetmeister und Surintendant von den Finanzen der Königin, und der andere mit dem Zunamen de Rieux, ist Präsident bei der zweiten Enquetenkammer. Die Tochter hat den Präsidenten à mortier,

Molé, zum Gemahl. Die andere Tochter war des Marquis von Mirepoix, der sich jetzo als Königl. Ambassadeur am Kaiserlichen Hofe befindet, Gemahlin, sie ist aber nach vierjähriger Ehe An. 1737 gestorben. Weil sich dieser Marquis zur Zeit seines Absterbens gleich in Paris aufhielte, ließ er ihn noch den Abend vor seinem Ende zu sich kommen, und sprach zu ihm: es sey nun aus mit ihm, er merke sein Ende, wolle ihm aber noch, ehe er stürbe, ein Zeichen seiner Freundschaft geben; wobei er ihm ein Instrument über eine ansehnliche Schenkung zustellte. Für alle seine Bedienten hat er ansehnliche Legata gemacht, auch die Kirche S. Eustachii, wohin er den 20. Jan. begraben worden, ingleichen die Medicos nicht vergessen. Wenn man die vielen Millionen, so er hinterlassen, das Geld, das er bei seinen Lebzeiten auf seine Maitressen, darunter Mademoiselle Fontaine die vornehmste gewesen, und auf die reiche Ausstattung seiner Töchter und Enkelinen verwendet, die Schulden seiner Familie, die er abgetragen, und da er erst vor 3 bis 4 Jahren vier Millionen für sie gezahlt, den Aufwand in seinem Hause, da er alle Tage offene Tafel gehalten, welche wohl die köstlichste und beste in ganz Frankreich gewesen, indem er auf 100 Schüsseln für den einzigen Freitag, der doch ein Fasttag ist, gegeben, die Ausgaben auf seinen Landgütern und dergleichen mehr betrachtet, so muß man gestehen, daß das Glücke ihm ganz besonders günstig gewesen. Hiernächst war er von guter Leibes-Constitution und dauerhafter Gesundheit, kunte sich auch der ganz sonderbaren Gnade des Königs und seiner Minister bis in sein hohes Alter rühmen. Seine Maitresse, die Mademoiselle Fontaine, hat im Testamente fast eine Million, und über dieses die Bezahlung aller der Billets, so von ihm an sie gerichtet, erhalten. Sie soll bei seinem Leben über 12 Millionen für sich und ihre Kinder bekommen haben."

Des Samuel Bernard Enkel von seinem zweiten Sohn, Rieux, Anna Gabriel Henri, auf Saint-Saire, Passy-lez-Paris und Saint-Paul-de-Gersolles, »Maître des requêtes de l'hôtel et Prévôt de Paris,« war in zweiter Ehe mit einer Halencourt verheurathet, mit jener Marquise von Boulainvilliers, die Bd. 2

S. 267 als der la Mothe Valois erste Beschützerin vorkommt. »Je me rappelle que le petit Maréchal avait fait une drôle de *Jeannoterie* sur le jeune M. Bernard, qui s'était décoré du nom de Boulainvilliers, parce qu'il avait la terre de ce nom-là, et parce que sa mère était de cette ancienne famille picarde. M. Maréchal disait donc que M. Bernard était devenu Boulainvilliers *par terre, par mer et par air;* mais ce qu'il y a de plus joli dans l'affaire du petit Maréchal, c'est qu'il avait fini par se faire appeler M. de Bièvre, et que M. de Boulainvilliers l'avait affublé du titre de Marquis dont il n'a jamais pu se débarrasser. Son père avait acquis la terre de Bièvre après avoir fait sa fortune à titre de premier chirurgien du Roi, et de plus, il avait été mon accoucheur. Le jeune homme avait la plus jolie tournure et le plus joli minois possibles; il avait une sorte d'esprit qui consistait à jouer sur les mots; ils appelaient cela faire des calembourgs, et je n'ai jamais su pourquoi. Vous pensez bien qu'on ne le voyait pas dans un certain monde, mais il était la coqueluche des financières et les délices du foyer de l'Opéra. Il y disait un jour, à votre père, avec un air de fatuité familière: »»J'espère, M. de Créquy, que vous me pardonnerez de ne pas vous avoir fait une visite pour le premier janvier: j'ai les visites en horreur, et je n'en fais jamais à personne. Mon petit Maréchal, lui répondit mon fils, heureusement pour ma mère et pour moi que monsieur votre père n'avait pas la même aversion!««

Es bleibt mir noch übrig, von den Grafen von Degenfeld-Schomburg, in welchen das Geschlecht der rheinischen Schönberg fortlebt, zu handeln. Es sollen die Degenfeld von den angeblichen Freiherren von Tägerfeld aus dem alemannischen Aargau abstammen. Man will wissen, daß einer von Tägerfeld den Bischof David von Lausanne entleibte 850, daß ein Tägerfeld im 11. Jahrhundert Bischof zu Constanz gewesen. Ulrich wird 1175 als Bischof zu Chur und Abt zu St. Gallen, Romana zu Anfang des 13. Seculi als Aebtissin eines Klosters im Elsaß genannt, Burkard von Tägerfeld, Ritter, ist in einer Urkunde

1265, Rudolf, auch Ritter, in einer von 1305, Burkard von Tegervelt, Edelknecht, verkauft 1314 seinen Hof zu Lupfen, Franz und Ulrich fielen bei Sempach 1368. Am berühmtesten ist unstreitig geworden Konrad von Tegerfeld, Ritter. Ihm war die Sorge für die Erziehung Johanns von Schwaben oder Oestreich aufgetragen, und die Sorge hat ihn zur Theilnahme an dem Morde Kaiser Albrechts geführt (Bd. 4 S. 11). Es folgte die Blutrache: „von Tegerfeld hat niemand gehört," vielleicht daß ein minderer Grad von Schuld, er soll doch den Kaiser verwundet haben, oder die Unbedeutendheit ihn schützte. Dieses Dunkel aber hat man benutzt, um denen von Degenfeld eine dynastische Abstammung beizulegen. Der Verfolgung zu entgehen, soll Konrad von Tegerfeld aus dem südlichen nach dem nördlichen Alemannien sich gewendet, und in der Nähe von Gmünd ein neues Stammhaus sich erbauet haben, dessen Namen er jedoch, aus Rücksicht für das seiner Lage angemessene Incognito, in Degenfeld verwandelte. Das soll um das J. 1280 sich zugetragen haben, Kaiser Albrecht wurde aber den 1. Mai 1308 ermordet. Ueberhaupt scheint in dem Bestreben, einem Geschlechte, dessen uralter Adel unbestreitbar, einen freiherrlichen Ursprung zu geben, indem man an dessen Spitze einen Mörder setzt, den Irrthum, welchem ein kurtrierischer Regimentsschneider verfiel, sich zu wiederholen. Der Mann supplicirte unter der neuen Herrschaft um eine Pension, vermochte es aber nicht, durch ein Patent seinen Anspruch zu begründen. Er behalf sich, in dessen Ermanglung, mit einem kriegsgerichtlichen Erkenntniß, wodurch er, wegen in seinem Amte verübten Unterschleifs, zu einjährigem Festungsarrest auf dem Ehrenbreitstein verurtheilt worden, legte eine Deduction bei, worin seine Unschuld standhaft behauptet, und erhielt die Pension. Nicht so gut ist es Konrads von Tägerfelden angeblichen Nachkommen ergangen, „sie sind durch das widrige Glück veranlasset worden, den Freyherrlichen Titel fahren zu lassen, welchen sie aber nachgehends wiederum an sich gebracht."

Das eigentliche Stammhaus, Degenfeld liegt unweit des nicht zu Unrecht Lauter genannten Flüßchens, und sind auf dem nahen

Hügel noch einige Gräben und Ruinen der vormaligen Burg sichtbar, gleichwie auch die Pfarrkirche mehre Grabmale der Familie enthält, wenn auch das Dorf vorlängst in andere Hände gekommen ist. Würtemberg besaß die eine Hälfte, 226 durchaus evangelische Unterthanen im J. 1787, so es für 17,500 Gulden im J. 1597 von Christoph von Degenfeld erkaufte; die katholischen Unterthanen dagegen sind Rechbergischer Herrschaft. Hans von Degenfeld erkaufte 1456 um 8000 fl. von Wilhelm von Zillenhard das Dorf Eybach, nordöstlich von Geislingen, wurde auch im folgenden Jahr von Abt Johann von Ellwangen belehnt mit Ybach, Schloß und Dorf, mit ihren Zugehörungen, „als er das alles umb Wilhelmen von Zillenhard erkauft, ußgenommen die geistliche Lehenschaft der Pfarrkirchen zu Ybach, die unserm Stift gehört." Des am 24. Aug. 1496 verstorbenen Wilhelms Sohn, Martin von Degenfeld, Würtembergischer Statthalter zu Göppingen, mit Ursula von Plieningen verheurathet, starb den 12. Aug. 1557, Vater des Würtembergischen Landhofmeisters Christoph von Degenfeld († 1604), der in der Ehe mit Barbara von Stammheim die Söhne Hans Christoph und Konrad V gewann. Hans Christoph, verm. mit Barbara von Reischach († 1616) wurde der Stammvater des in drei Speciallinien noch blühenden ältern freiherrlichen Zweigs. Sein Sohn Christoph Jacob, samt seinen Vettern von der jüngern Linie den 27. Januar 1625 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, wurde in der Ehe mit Anna Barbara Horneck von Homberg ein Vater von zwei Söhnen, davon der jüngere, Christoph Bleickhard, als Capitain-Lieutenant in Italien blieb, indeß der ältere, Johann Christoph, Gem. Veronica Benigna von Dachenhausen, unter mehren Kindern die Söhne Christoph Friedrich und Ferdinand Friedrich hinterließ. Christoph Friedrich, Obristlieutenant und Baden-Durlachischer Obrist-Stallmeister, der die Neuhauser Linie fortsetzte, gewann in der Ehe mit Maria Magdalena von Neipperg den Sohn Johann Friedrich, geb. 21. Sept. 1683, dem im J. 1713 Maria Friderike Felicitas Göler von Ravensburg angetraut wurde. Die Linie weiter zu verfolgen, vermag ich nicht. Neuhaus, Schloß und Hof im Badischen Amt Sinzheim,

ist ein ansehnliches Rittergut mit einer Kirche, worin die Linie ihr Erbbegräbniß hat. Ferdinand Friedrich von Degenfeld, der Begründer der Linie in Ehestätt, geb. 1665, gest. im Oct. 1717, erheurathete Wagenbach, im Badischen Bezirksamt Waibstadt, mit Maria Philippina von Helmstatt, und wurde der Vater von Christoph Ferdinand, auf Ehestätt bei Sinzheim, Wagenbach und Waibstadt, geb. 12. Aug. 1699, der in der Ehe mit Clara Juliana von Gemmingen, verm. im Januar 1722, neun Kinder, darunter mehre Söhne, gewann.

Konrad V, der jüngern Hauptlinie Ahnherr, fiel im Zweikampf mit einem von Gültlingen, 9. Oct. 1610. Seine Hausfrau, Margaretha von Zillenhard, † 1608, hatte ihm die Söhne Christoph Wolfgang, Christoph Wilhelm und Christoph Martin geschenkt. Christoph Wolfgang, kaiserlicher Obrist, blieb vor Mantua 1631. Christoph Wilhelm hinterließ aus der Ehe mit Anna Ursula von Lützelburg die einzige, an Otto Philipp Vogt von Hunolstein verheurathete Tochter Sophia Barbara. Christoph Martin, geb. 1599, suchte sein Glück im Kriege, und focht unter Wallensteins und Tillys Befehlen in Deutschland, Böhmen und Ungern. Als kaiserlicher Rittmeister wurde er von Spinola in den spanischen Dienst übernommen. Der mag ihm nicht allerdings zugesagt haben und er wurde schwedischer Reiterobrist. Von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar detachirt, um dem Herzog Julius Friedrich von Würtemberg bei der Belagerung von Villingen 1633 zu secundiren, legte er hohe Ehre ein über der standhaften Abwehr des von den Kaiserlichen versuchten Entsatzes. Dafür haben diese aber 1635 bei Ravensburg sein Regiment vollständig zu Grunde gerichtet, ein Umstand, der ihn veranlaßt haben könnte, den schwedischen mit dem französischen Dienst zu verwechseln. Mit einigen deutschen Regimentern, durch ihn geworben, befand er sich bei dem Heere, welches König Ludwig XIII im Sept. 1636 zur Belagerung von Corbie führte, und hatte er Anfangs Oct. mit sechs Regimentern sein Quartier im Dorfe Montigny, zwischen Doullens und Corbie. Hier von Johann von Werth überfallen, erlitt er schwere Einbuße, wie das Abth. III Bd. 1 S. 121 erzählt.

Dem [illegible] zu [illegible] ertheilt Degenfeld, der auch bei der Belagerung von Dole thätig gewesen, 1638, die Stelle eines Colonel-général de la cavalerie allemande. [illegible] gelang. »Gassion refusa de le reconnoitre, sous prétexte qu'il y avoit beaucoup de François dans son régiment: d'autre part disant son régiment tantôt françois, tantôt étranger. Il refusoit de se soumettre au colonel-général de la cavalerie françoise, et au colonel-général de la cavalerie allemande. Le colonel d'Egenfeld après quelque temps fit des instances auprès des maréchaux de la Force et de Chatillon pour être reconnu par M. de Gassion: et celui-ci refusant toujours de le faire, il y avoit danger que la querelle n'aboutit à un duel ou à faire quitter le service à un des deux. M. de Gassion soutenoit qu'il avoit une dispense particulière du roi par écrit pour ne pas se soumettre au colonel-général de la cavalerie allemande, et M. d'Egenfeld prétendoit donner à sa charge toute l'étendue qu'elle devoit avoir. Ce différend embarrassoit beaucoup les deux maréchaux qui commandoient l'armée aux Pays-Bas. Enfin le roi termina l'affaire en déclarant le régiment de Gassion régiment françois, et en lui ordonnant de reconnoitre désormais le colonel-général et le mestre-de-camp général de la cavalerie françoise.« Der Streit war hiermit ausgeglichen, hatte aber auch bei andern französischen Generalen böses Blut gesetzt, und mit denen kam Degenfeld über der Belagerung von Ivoy, 1639, zu solchen Weitläuftigkeiten, daß er das Lager verließ. Nochmals mußte König Ludwig XIII oder sein Minister vermittelnd einschreiten, und Degenfeld blieb an der Spitze der deutschen Cavalerie, bis die Republik Venedig ihn 1642 für ihren Dienst gewann. Er befehligte die Venetianische Cavalerie in dem Krieg mit Papst Urban VIII 1643, und vertheidigte in dem 1647 zum Ausbruch gekommenen Türkenkrieg Dalmatien mit vielem Glück gegen die Angriffe der Feinde. Die Venetianischen Heere, mehrentheils siegreich unter seinen Befehlen, eroberten die Schlösser Zemonico, im Gebiet von Zara, Poglizza, Novigrad, Knin, Nostizzina, Radin und Scardona, verheerten die ganze Landschaft Kotar, zerstörten

Urana, weiland des Priors der Johanniter Sitz, bestimmten viele tausend Morlachen, die in dem Gebiete des Sandschaks von Licca herumzogen, der Signoria zu huldigen, und zwangen die in Salona seßhaften Türken, ihre Stadt zu verlassen. Diese Verluste zu ersetzen, legte sich Techiali, der Vizier von Bosnien, vor Sebenico. Seinen Marsch bezeichneten arge Grausamkeiten, an den ihm verdächtigen Morlachen verübt, aber die Belagerung von Sebenico mußte er aufgeben, nachdem Degenfeld den verzweifelten Sturm vom 9. Sept. 1647 in der glänzendsten Weise abgeschlagen, und die übrigen Morlachen fanden in dem Wüthen gegen ihre Brüder vielmehr eine Einladung, den Venetianern sich anzuschließen. Im J. 1648 vertheidigte Degenfeld Sebenico mit dem gleichen Erfolg, er ließ auch Scign und Dernisch verwüsten, und erstieg am 31. März die gewaltige Burg Clissa, bis dahin der Sitz eines türkischen Sandschaks. Zum Lohn ward ihm zu Venedig, von wegen des Senats eine goldene Kette zusamt einem Gedächtnißpfennig mit der Aufschrift: Dalmatia strenue tutata, überreicht. Aber mit dem neuen General, mit Leonhard Foscolo, konnte er sich nicht vertragen, er quittirte, und wurde von 1650 an der Krieg nur mehr in der schläfrigsten Weise betrieben, daß demnach kein Zweifel übrig, wem die bisherigen Fortschritte zuzuschreiben. Der General begab sich auf seine Güter in Schwaben, wo er Eybach, Dürrnau und Neuhaus besaß, und starb den 13. Oct. 1653. Verm. seit 1631 mit Anna Maria Adelmann von Adelmannsfelden, hatte er von ihr zehn Kinder, Ferdinand, Isabella Sophie, Gustav, Louise, Charlotte Christina, Anna Katharina, Adolf, Christoph, Maximilian, Hannibal.

Isabella Sophia, geb. 31. März 1631, und in erster Ehe an Friedrich Albrecht von Liebenstein, darauf als dessen Wittwe an Georg Wilhelm von Brunnen im Herrenkopf und Haselberg, seit 1664 Amtmann zu Boxberg, verheurathet, blieb kinderlos. Louise, oder, wie sie von andern genannt wird, Maria Susanna, ist als die Geliebte oder morganatische Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig zu Pfalz, und als die Mutter der Raugrafen und Raugräfinen zu Pfalz vielfach besprochen, Bd. 6 S. 233—236,

und 259—260. Sie starb den 18. März 1677 a. St. Charlotte Christina, geb. 2. Sept. 1636 und an Franz von Welden verheurathet, starb ohne Kinder. „Frau Charlotte kann nicht viel Kinder hinterlassen haben," schreibt die Herzogin von Orléans, „denn sie war ein alt Jüngferchen, wie sie sich geheurath hat, sie war aber von allen Schwestern so am wenigsten Verstand hatte, sie solle aber die Haushaltung und affairen wohl verstanden haben, die Frau von Wollmershausen war viel angenehmer als sie. Im Himmel glaube ich sie wohl, denn der gehört nur Glauben und Tugend zu, und keine Schlauigkeit." Anna Katharina, geb. 9. Febr. 1638, starb 1712 als des Albrecht von Wollmershausen Wittwe (seit 1708). Ferdinand, geb. 31. Dec. 1629, folgte dem Vater, der ihm eine Rittmeisterstelle verliehen hatte, nach Dalmatien, verlor aber bei der Belagerung von Urana 1647 durch einen Schuß beide Augen, ohne daß dadurch die Lebhaftigkeit seines Geistes oder seine Thätigkeit beeinträchtigt worden wäre. Trotz seiner Blindheit wurde er zu Gesandtschaften verwendet, wie er denn auch kurpfälzischer Geheimrath gewesen ist. Dem Kurfürsten Karl Ludwig erklärte er, „daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurtheil seiner Schwester Louise zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst ihre Ehre nicht herstelle, und sie gar nicht, oder auch nur heimlich heurathe." Als die Franzosen 1693 Heidelberg einnahmen, wurde er von ihnen mit großer Achtung behandelt, und bis zur Reichsarmee escortirt. Die Herzogin von Orléans schreibt von ihm, 13. Dec. 1701: „Herr Ferdinand muß nun wohl nicht weit von das 70. Jahr sein, denn ich glaube, daß er wohl 20 Jahr älter ist, als ich. Ich habe ihn allezeit recht estimirt und viel von ihm gehalten, es deuchte mir auch, daß er mich nicht haßte. Er ist all sein Leben ein wenig dick gewesen." Er starb zu Venedig, wo er immer noch eine beträchtliche Pension zu beziehen gehabt, im J. 1710. Gustav, geb. 12. Dec. 1633, blieb als Major vor Kopenhagen 1659. Adolf, geb. 20. Januar 1640, der Republik Venedig Obrister zu Fuß, starb auf Kandia an einer Kopfwunde, 1668. Hannibal, geb. 2. Nov. 1649, verrichtete ebenfalls auf Kandia seine ersten Waffenthaten, trat dann in holländische und demnächst in baye-

rische Dienste, und wohnte als bayerischer Feldmarschall-Lieutenant dem Entsatz von Wien bei. Nochmals für die Venetianer fechtend, schlug er 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil mit Morosini zerfallen, nach Deutschland zurück, wurde jedoch von der Republik als Oberfeldherr mit ungewöhnlichen Vorzügen und 20,000 Dukaten Sold zurückgerufen, und starb in demselben Jahre 1692 zu Napoli di Romania, aus der Ehe mit Anna Maria von Gersdorf die einzige an einen von Hacke verheurathete Tochter Antonia hinterlassend. Christoph Freiherr von Degenfeld, geb. 8. Oct. 1641, legte die ersten Proben seiner Tapferkeit ab in der Venetianer Dienst auf Kandia; er empfing viele Wunden und war, nach Uebergabe der Stadt, der letzte sie zu verlassen, wie er dann das Thor hinter sich schloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelische, dann in kursächsische und zuletzt in Pfälzische Dienste, und starb als kurpfälzischer Generalmajor und Gouverneur der Festung Frankenthal 1685. Er ist ungezweifelt jener Christoph, dessen in der Herzogin von Orléans Brief vom 13. Dec. 1701 gedacht: „Der junge Herr von Degenfeld ist just des Herrn Degenfelds Sohn, den wir den Obersten Degenfeld hießen, denn er hieß Christoffel, hatt was an einem Aug; ich habe ihn gar wohl gekannt, er war immer in meiner Cammer, denn er war ein wenig charmirt von die Wolzogin, das Effel, das hernach den Eberfritz den Venninger bekommen. Dies seind alte Geschichten." Mit Johanna Susanna von Neidegg verheurathet, gewann Christoph den Sohn Christoph Ferdinand, der geb. 5. Sept. 1677, noch nicht 20 Jahre alt in französische Kriegsgefangenschaft gerieth. „Ihr müßt," schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin, 13. Mai 1696, „ihr müßt mir sobald möglich ein mémoire schicken wo der junge Herr von Degenfeld gefangen worden, und wo er nun ist, sonsten kann ich ihm unmöglich helfen, aber sobald ich wissen werde, wo er gefangen worden, und wo er sich aufhält, will ich fleißig vor ihm sollicitiren, und ihr könnt die Frau von Degenfeld versichern, daß ich mein Bestes vor ihm thun werde, ihn los zu bekommen; sie hat recht, zu treiben, daß er aus Frankreich kommt, denn schöne Buben leiden mehr Gefahr hier als schöne

und 259—260. Sie starb den 18. März 1677 a. St. Charlotte Christina, geb. 2. Sept. 1636 und an Franz von Welden verheurathet, starb ohne Kinder. „Frau Charlotte kann nicht viel Kinder hinterlassen haben," schreibt die Herzogin von Orléans, „denn sie war ein alt Jüngferchen, wie sie sich geheurath hat, sie war aber von allen Schwestern so am wenigsten Verstand hatte, sie solle aber die Haushaltung und affairen wohl verstanden haben, die Frau von Wollmershausen war viel angenehmer als sie. Im Himmel glaube ich sie wohl, denn der gehört nur Glauben und Tugend zu, und keine Schlauigkeit." Anna Katharina, geb. 9. Febr. 1638, starb 1712 als des Albrecht von Wollmershausen Wittwe (seit 1708). Ferdinand, geb. 31. Dec. 1629, folgte dem Vater, der ihm eine Rittmeisterstelle verliehen hatte, nach Dalmatien, verlor aber bei der Belagerung von Urana 1647 durch einen Schuß beide Augen, ohne daß dadurch die Lebhaftigkeit seines Geistes oder seine Thätigkeit beeinträchtigt worden wäre. Trotz seiner Blindheit wurde er zu Gesandtschaften verwendet, wie er denn auch kurpfälzischer Geheimrath gewesen ist. Dem Kurfürsten Karl Ludwig erklärte er, „daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurtheil seiner Schwester Louise zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst ihre Ehre nicht herstelle, und sie gar nicht, oder auch nur heimlich heurathe." Als die Franzosen 1693 Heidelberg einnahmen, wurde er von ihnen mit großer Achtung behandelt, und bis zur Reichsarmee escortirt. Die Herzogin von Orléans schreibt von ihm, 13. Dec. 1701: „Herr Ferdinand muß nun wohl nicht weit von das 70. Jahr sein, denn ich glaube, daß er wohl 20 Jahr älter ist, als ich. Ich habe ihn allezeit recht estimirt und viel von ihm gehalten, es deuchte mir auch, daß er mich nicht haßte. Er ist all sein Leben ein wenig dick gewesen." Er starb zu Venedig, wo er immer noch eine beträchtliche Pension zu beziehen gehabt, im J. 1710. Gustav, geb. 12. Dec. 1633, blieb als Major vor Kopenhagen 1659. Adolf, geb. 20. Januar 1640, der Republik Venedig Obrister zu Fuß, starb auf Kandia an einer Kopfwunde, 1668. Hannibal, geb. 2. Nov. 1649, verrichtete ebenfalls auf Kandia seine ersten Waffenthaten, trat dann in holländische und demnächst in baye-

rische Dienste, und wohnte als bayerischer Feldmarschall-Lieutenant dem Entsatz von Wien bei. Nochmals für die Venetianer fechtend, schlug er 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil mit Morosini zerfallen, nach Deutschland zurück, wurde jedoch von der Republik als Oberfeldherr mit ungewöhnlichen Vorzügen und 20,000 Dukaten Sold zurückgerufen, und starb in demselben Jahre 1692 zu Napoli di Romania, aus der Ehe mit Anna Maria von Gersdorf die einzige an einen von Hacke verheurathete Tochter Antonia hinterlassend. Christoph Freiherr von Degenfeld, geb. 8. Oct. 1641, legte die ersten Proben seiner Tapferkeit ab in der Venetianer Dienst auf Kandia; er empfing viele Wunden und war, nach Uebergabe der Stadt, der letzte sie zu verlassen, wie er dann das Thor hinter sich schloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelische, dann in kursächsische und zuletzt in Pfälzische Dienste, und starb als kurpfälzischer Generalmajor und Gouverneur der Festung Frankenthal 1685. Er ist ungezweifelt jener Christoph, dessen in der Herzogin von Orléans Brief vom 13. Dec. 1701 gedacht: „Der junge Herr von Degenfeld ist just des Herrn Degenfelds Sohn, den wir den Obersten Degenfeld hießen, denn er hieß Christoffel, hatt was an einem Aug; ich habe ihn gar wohl gekannt, er war immer in meiner Cammer, denn er war ein wenig charmirt von die Wolzogin, das Effel, das hernach den Eberfritz den Venninger bekommen. Dies seind alte Geschichten." Mit Johanna Susanna von Neidegg verheurathet, gewann Christoph den Sohn Christoph Ferdinand, der geb. 5. Sept. 1677, noch nicht 20 Jahre alt in französische Kriegsgefangenschaft gerieth. „Ihr müßt," schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin, 13. Mai 1696, „ihr müßt mir sobald möglich ein mémoire schicken wo der junge Herr von Degenfeld gefangen worden, und wo er nun ist, sonsten kann ich ihm unmöglich helfen, aber sobald ich wissen werde, wo er gefangen worden, und wo er sich aufhält, will ich fleißig vor ihm sollicitiren, und ihr könnt die Frau von Degenfeld versichern, daß ich mein Bestes vor ihm thun werde, ihn los zu bekommen; sie hat recht, zu treiben, daß er aus Frankreich kommt, denn schöne Buben leiden mehr Gefahr hier als schöne

Mädger." In dem Schreiben vom 29. Sept. 1702 heißt es: „Ihr macht mir gar ein avantageux portrait vom jungen Herrn von Degenfeld, denn Carllutz war gar nicht häßlich, und hübscher als er muß gar was hübsches sein." Der schöne Bub brachte es im kaiserlichen Dienst bis zum Obristen und Commandant von Veterani, Cürassier, und starb den 5. Sept. 1733. Er hatte zwei Frauen gehabt: die erste, Sophie Charlotte von Bärner, verm. 18. Jul. 1703, starb den 12. Aug. 1713, die andere, Sophie Louise von Degenfeld, Wittwe von Venningen, verm. 10. Mai 1719, nahm noch den dritten Mann. In der ersten Ehe hatte der Obrist eine Tochter, Euphrosina Susanna, geb. 8. April 1707, die am 19. Oct. 1729 dem Hans Eitel Diede zum Fürstenstein, Oberamtmann des Fürstenthums Hersfeld (gest. als Burggraf zu Friedberg im J. 1747) angetraut wurde.

Maximilian von Degenfeld, des Christoph Martin fünfter Sohn, geb. 16. Sept. 1645, war kurpfälzischer Obristlieutenant, zuletzt Geheimrath, Vicedom zu Neustadt seit 1672, Administrator des Stiftes Limburg, und starb den 15. Dec. 1697. Daß er Vicedom zu Neustadt an der Hart gewesen, veranlaßte den Lexicographen Iselin, den Vater mit einem siebenten Sohn, Hartenius, zu beschenken. Seine erste Frau, des Johann Friedrich von Landas Tochter, starb 14. Dec. 1683. In der zweiten Ehe mit Margaretha Helena von Kanstein, verm. 1686, gest. 1. Febr. 1746, gewann er vier Kinder, Philipp August, Christoph Martin, Sophie Louise, Maria Louise, diese an Adolf Ferdinand von Schönberg auf Reinsberg, Meissnischer Linie, verheurathet. Sophie Louise, geb. 25. Jul. 1690, † 13. Jun. 1763, wurde als des Oberjägermeisters Karl von Venningen Wittwe, seit 13. April 1718, ihrem Vetter, dem kaiserlichen Obristen Christoph Ferdinand von Degenfeld, und abermals Wittwe am 4. Mai 1735 dem kurbraunschweigischen Geheimrath Wilhelm Dietrich von Diede zum Fürstenstein († 14. Febr. 1737) angetraut. Philipp August, kursächsischer und Hessen-Casselischer Geheimrath, hessischer General-Lieutenant der Cavalerie und General-Kriegscommissar, starb unverehlicht zu Cassel, 27. Jul. 1750. Christoph Martin, geb. 26. April 1689, ist der Herzogin

von Orléans ein Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit. Sie schreibt, 8. Oct. 1715: „Ihr gebt mir gute opinion von Herrn von Degenfeld, daß er, so jung er auch ist, vor solchen debauchen geeckelt hat"; 13. Nov. 1716: „Ich mache euch mein Compliment, daß euer Anschlag angangen und Herrn Max Sohn zum Grafen worden"; 5. März 1717: „Ich erfreue mich mit euch, daß der Graf Degenfeld seine Liebst bekommen"; 6. Januar 1718: „Der Graf Degenfeld konnte wohl den abbé Dubois nicht finden, denn er war gewiß in der Zeit hier zu Paris, ist erst den Christtag wieder nach England gereist. Ich werde dem abbé Morgen schreiben, und werde ihme Commission geben den Graf Degenfeld meinetwegen zu grüßen, und auch die Gräfin. Ich weiß der Frau Gräfin rechten Dank, nach Teutschland zu verlangen, das ist ein Zeichen, daß sie ihr teutsch Geblüt in sich fühlt, und nichts von der englischen Bosheit in sich hat. Daß der Graf Degenfeld nach Haus verlangt, ist kein Wunder, denn Teutschland ihm bekannt ist"; 23. Oct. 1718: „Gott ist mein Zeug, daß ich euch gern dienen wollte in alles was in meinem Vermögen steht, allein betracht, daß ein gouvernement zu geben ein recompens ist, daß der Graf Degenfeld dem König in Schweden nie gedient hat, also kein recompens von J. M. prätendiren kann, daß der König so viel officierer hat, so Noth und Elend mit ihm in der Türkei ausgestanden haben: würde es denen nicht eine große mortification sein, einen blutfremden Menschen zu bekommen sehen, was sie mit treuen Diensten prätendiren können, das deucht mir nicht billig zu sein; hätte Graf Degenfeld diesem König gedient und daß es nur um die Préférence zu thun wäre, so wäre die Sach billig und würde es gleich ohne difficultät thun"; 21. Januar 1719: „Ich habe mich letzte Post so eilen müssen, daß ich euch nicht habe auf den Herrn von Degenfeld recht antworten können; ob ich zwar nicht gar gern Gevatter bin, so ist es doch eine andere Sach mit dem Herrn Grafen von Degenfeld, erstlich so ist er Herr Max Sohn, so all sein Leben mein guter Freund gewesen, kann also gar wohl von sich selbsten prätendiren, dies Vertrauen zu mir zu haben, zum andern so ist seine Frau ja meine niece, welches

Hügel noch einige Gräben und Ruinen der vormaligen Burg sichtbar, gleichwie auch die Pfarrkirche mehre Grabmale der Familie enthält, wenn auch das Dorf vorlängst in andere Hände gekommen ist. Würtemberg besaß die eine Hälfte, 226 durchaus evangelische Unterthanen im J. 1787, so es für 17,500 Gulden im J. 1597 von Christoph von Degenfeld erkaufte; die katholischen Unterthanen dagegen sind Rechbergischer Herrschaft. Hans von Degenfeld erkaufte 1456 um 8000 fl. von Wilhelm von Zillenhard das Dorf Eybach, nordöstlich von Geislingen, wurde auch im folgenden Jahr von Abt Johann von Ellwangen belehnt mit Ybach, Schloß und Dorf, mit ihren Zugehörungen, „als er das alles umb Wilhelmen von Zillenhard erkauft, ußgenommen die geistliche Lehenschaft der Pfarrkirchen zu Ybach, die unserm Stift gehört.“ Des am 24. Aug. 1496 verstorbenen Wilhelms Sohn, Martin von Degenfeld, Würtembergischer Statthalter zu Göppingen, mit Ursula von Plieningen verheurathet, starb den 12. Aug. 1557, Vater des Würtembergischen Landhofmeisters Christoph von Degenfeld († 1604), der in der Ehe mit Barbara von Stammheim die Söhne Hans Christoph und Konrad V gewann. Hans Christoph, verm. mit Barbara von Reischach († 1616) wurde der Stammvater des in drei Speciallinien noch blühenden ältern freiherrlichen Zweigs. Sein Sohn Christoph Jacob, samt seinen Vettern von der jüngern Linie den 27. Januar 1625 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, wurde in der Ehe mit Anna Barbara Horneck von Homberg ein Vater von zwei Söhnen, davon der jüngere, Christoph Bleickhard, als Capitain-Lieutenant in Italien blieb, indeß der ältere, Johann Christoph, Gem. Veronica Benigna von Dachenhausen, unter mehren Kindern die Söhne Christoph Friedrich und Ferdinand Friedrich hinterließ. Christoph Friedrich, Obristlieutenant und Baden-Durlachischer Obrist-Stallmeister, der die Neuhauser Linie fortsetzte, gewann in der Ehe mit Maria Magdalena von Neipperg den Sohn Johann Friedrich, geb. 21. Sept. 1683, dem im J. 1713 Maria Friderike Felicitas Göler von Ravensburg angetraut wurde. Die Linie weiter zu verfolgen, vermag ich nicht. Neuhaus, Schloß und Hof im Badischen Amt Sinzheim,

ist ein ansehnliches Rittergut mit einer Kirche, worin die Linie ihr Erbbegräbniß hat. Ferdinand Friedrich von Degenfeld, der Begründer der Linie in Ehestätt, geb. 1665, gest. im Oct. 1717, erheurathete Wagenbach, im Badischen Bezirksamt Waibstadt, mit Maria Philippina von Helmstatt, und wurde der Vater von Christoph Ferdinand, auf Ehestätt bei Sinzheim, Wagenbach und Waibstadt, geb. 12. Aug. 1699, der in der Ehe mit Clara Juliana von Gemmingen, verm. im Januar 1722, neun Kinder, darunter mehre Söhne, gewann.

Konrad V, der jüngern Hauptlinie Ahnherr, fiel im Zweikampf mit einem von Gültlingen, 9. Oct. 1610. Seine Hausfrau, Margaretha von Zillenhard, † 1608, hatte ihm die Söhne Christoph Wolfgang, Christoph Wilhelm und Christoph Martin geschenkt. Christoph Wolfgang, kaiserlicher Obrist, blieb vor Mantua 1631. Christoph Wilhelm hinterließ aus der Ehe mit Anna Ursula von Lützelburg die einzige, an Otto Philipp Vogt von Hunolstein verheurathete Tochter Sophia Barbara. Christoph Martin, geb. 1599, suchte sein Glück im Kriege, und focht unter Wallensteins und Tillys Befehlen in Deutschland, Böhmen und Ungern. Als kaiserlicher Rittmeister wurde er von Spinola in den spanischen Dienst übernommen. Der mag ihm nicht allerdings zugesagt haben und er wurde schwedischer Reiterobrist. Von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar detachirt, um dem Herzog Julius Friedrich von Würtemberg bei der Belagerung von Villingen 1633 zu secundiren, legte er hohe Ehre ein über der standhaften Abwehr des von den Kaiserlichen versuchten Entsatzes. Dafür haben diese aber 1635 bei Ravensburg sein Regiment vollständig zu Grunde gerichtet, ein Umstand, der ihn veranlaßt haben könnte, den schwedischen mit dem französischen Dienst zu verwechseln. Mit einigen deutschen Regimentern, durch ihn geworben, befand er sich bei dem Heere, welches König Ludwig XIII im Sept. 1636 zur Belagerung von Corbie führte, und hatte er Anfangs Oct. mit sechs Regimentern sein Quartier im Dorfe Montigny, zwischen Doullens und Corbie. Hier von Johann von Werth überfallen, erlitt er schwere Einbuße, wie das Abth. III Bd. 1 S. 121 erzählt.

Dem Unfall zu Trotz erhielt Degenfeld, der auch bei der Belagerung von Dole thätig gewesen, 1638, die Stelle eines Colonel-général de la cavalerie allemande, die bis dahin der Obriste Streiff gehabt. »Gassion refusa de le reconnoître, sous prétexte qu'il y avoit beaucoup de François dans son régiment; desorte que disant son régiment tantôt françois, tantôt étranger, il refusoit de se soumettre au colonel-général de la cavalerie françoise, et au colonel-général de la cavalerie allemande. Le colonel d'Egenfeld après quelque temps fit des instances auprès des maréchaux de la Force et de Châtillon, pour être reconnu par M. de Gassion; et celui-ci refusant toujours de le faire, il y avoit danger que la querelle n'aboutît à un duel, ou à faire quitter le service à un des deux. M. de Gassion soûtenoit qu'il avoit une dispense particulière du roi par écrit pour ne pas se soumettre au colonel-général de la cavalerie allemande, et M. d'Egenfeld prétendoit donner à sa charge toute l'étendue qu'elle devoit avoir. Ce différend embarrassoit beaucoup les deux maréchaux qui commandoient l'armée aux Pays-Bas. Enfin le roi termina l'affaire en déclarant le régiment de Gassion régiment françois, et en lui ordonnant de reconnoître désormais le colonel-général et le mestre-de-camp général de la cavalerie françoise.« Der Streit war hiermit ausgeglichen, hatte aber auch bei andern französischen Generalen böses Blut gesetzt, und mit denen kam Degenfeld über der Belagerung von Ivoy, 1639, zu solchen Weitläuftigkeiten, daß er das Lager verließ. Nochmals mußte König Ludwig XIII oder sein Minister vermittelnd einschreiten, und Degenfeld blieb an der Spitze der deutschen Cavalerie, bis die Republik Venedig ihn 1642 für ihren Dienst gewann. Er befehligte die Venetianische Cavalerie in dem Krieg mit Papst Urban VIII 1643, und vertheidigte in dem 1647 zum Ausbruch gekommenen Türkenkrieg Dalmatien mit vielem Glück gegen die Angriffe der Feinde. Die Venetianischen Heere, mehrentheils siegreich unter seinen Befehlen, eroberten die Schlösser Zemonico, im Gebiet von Zara, Poglizza, Novigrad, Knin, Nostizzina, Radin und Scardona, verheerten die ganze Landschaft Kotar, zerstörten

Urana, weiland des Priors der Johanniter Sitz, bestimmten viele tausend Morlachen, die in dem Gebiete des Sandschaks von Licca herumzogen, der Signoria zu huldigen, und zwangen die in Salona seßhaften Türken, ihre Stadt zu verlassen. Diese Verluste zu ersetzen, legte sich Techiali, der Vizier von Bosnien, vor Sebenico. Seinen Marsch bezeichneten arge Grausamkeiten, an den ihm verdächtigen Morlachen verübt, aber die Belagerung von Sebenico mußte er aufgeben, nachdem Degenfeld den verzweifelten Sturm vom 9. Sept. 1647 in der glänzendsten Weise abgeschlagen, und die übrigen Morlachen fanden in dem Wüthen gegen ihre Brüder vielmehr eine Einladung, den Venetianern sich anzuschließen. Im J. 1648 vertheidigte Degenfeld Sebenico mit dem gleichen Erfolg, er ließ auch Scign und Dernisch verwüsten, und erstieg am 31. März die gewaltige Burg Clissa, bis dahin der Sitz eines türkischen Sandschaks. Zum Lohn ward ihm zu Venedig, von wegen des Senats eine goldene Kette zusamt einem Gedächtnißpfennig mit der Aufschrift: Dalmatia strenue tutata, überreicht. Aber mit dem neuen General, mit Leonhard Foscolo, konnte er sich nicht vertragen, er quittirte, und wurde von 1650 an der Krieg nur mehr in der schläfrigsten Weise betrieben, daß demnach kein Zweifel übrig, wem die bisherigen Fortschritte zuzuschreiben. Der General begab sich auf seine Güter in Schwaben, wo er Eybach, Dürrnau und Neuhaus besaß, und starb den 13. Oct. 1653. Verm. seit 1631 mit Anna Maria Adelmann von Adelmannsfelden, hatte er von ihr zehn Kinder, Ferdinand, Isabella Sophie, Gustav, Louise, Charlotte Christina, Anna Katharina, Adolf, Christoph, Maximilian, Hannibal.

Isabella Sophia, geb. 31. März 1631, und in erster Ehe an Friedrich Albrecht von Liebenstein, darauf als dessen Wittwe an Georg Wilhelm von Brunnen im Herrenkopf und Haselberg, seit 1664 Amtmann zu Boxberg, verheurathet, blieb kinderlos. Louise, oder, wie sie von andern genannt wird, Maria Susanna, ist als die Geliebte oder morganatische Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig zu Pfalz, und als die Mutter der Raugrafen und Raugräfinnen zu Pfalz vielfach besprochen, Bd. 6 S. 233—236,

und 259—260. Sie starb den 18. März 1677 a. St. Charlotte Christina, geb. 2. Sept. 1636 und an Franz von Welden verheurathet, starb ohne Kinder. „Frau Charlotte kann nicht viel Kinder hinterlassen haben," schreibt die Herzogin von Orléans, „denn sie war ein alt Jüngferchen, wie sie sich geheurath hat, sie war aber von allen Schwestern so am wenigsten Verstand hatte, sie solle aber die Haushaltung und affairen wohl verstanden haben, die Frau von Wollmershausen war viel angenehmer als sie. Im Himmel glaube ich sie wohl, denn der gehört nur Glauben und Tugend zu, und keine Schlauigkeit." Anna Katharina, geb. 9. Febr. 1638, starb 1712 als des Albrecht von Wollmershausen Wittwe (seit 1708). Ferdinand, geb. 31. Dec. 1629, folgte dem Vater, der ihm eine Rittmeisterstelle verliehen hatte, nach Dalmatien, verlor aber bei der Belagerung von Urana 1647 durch einen Schuß beide Augen, ohne daß dadurch die Lebhaftigkeit seines Geistes oder seine Thätigkeit beeinträchtigt worden wäre. Trotz seiner Blindheit wurde er zu Gesandtschaften verwendet, wie er denn auch kurpfälzischer Geheimrath gewesen ist. Dem Kurfürsten Karl Ludwig erklärte er, „daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurtheil seiner Schwester Louise zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst ihre Ehre nicht herstelle, und sie gar nicht, oder auch nur heimlich heurathe." Als die Franzosen 1693 Heidelberg einnahmen, wurde er von ihnen mit großer Achtung behandelt, und bis zur Reichsarmee escortirt. Die Herzogin von Orléans schreibt von ihm, 13. Dec. 1701: „Herr Ferdinand muß nun wohl nicht weit von das 70. Jahr sein, denn ich glaube, daß er wohl 20 Jahr älter ist, als ich. Ich habe ihn allezeit recht estimirt und viel von ihm gehalten, es deuchte mir auch, daß er mich nicht haßte. Er ist all sein Leben ein wenig dick gewesen." Er starb zu Venedig, wo er immer noch eine beträchtliche Pension zu beziehen gehabt, im J. 1710. Gustav, geb. 12. Dec. 1633, blieb als Major vor Kopenhagen 1659. Adolf, geb. 20. Januar 1640, der Republik Venedig Obrister zu Fuß, starb auf Kandia an einer Kopfwunde, 1668. Hannibal, geb. 2. Nov. 1649, verrichtete ebenfalls auf Kandia seine ersten Waffenthaten, trat dann in holländische und demnächst in baye-

rische Dienste, und wohnte als bayerischer Feldmarschall-Lieutenant dem Entsatz von Wien bei. Nochmals für die Venetianer fechtend, schlug er 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil mit Morosini zerfallen, nach Deutschland zurück, wurde jedoch von der Republik als Oberfeldherr mit ungewöhnlichen Vorzügen und 20,000 Dukaten Sold zurückgerufen, und starb in demselben Jahre 1692 zu Napoli di Romania, aus der Ehe mit Anna Maria von Gersdorf die einzige an einen von Hacke verheurathete Tochter Antonia hinterlassend. Christoph Freiherr von Degenfeld, geb. 8. Oct. 1641, legte die ersten Proben seiner Tapferkeit ab in der Venetianer Dienst auf Kandia; er empfing viele Wunden und war, nach Uebergabe der Stadt, der letzte sie zu verlassen, wie er dann das Thor hinter sich schloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelische, dann in kursächsische und zuletzt in Pfälzische Dienste, und starb als kurpfälzischer Generalmajor und Gouverneur der Festung Frankenthal 1685. Er ist ungezweifelt jener Christoph, dessen in der Herzogin von Orléans Brief vom 13. Dec. 1701 gedacht: „Der junge Herr von Degenfeld ist just des Herrn Degenfelds Sohn, den wir den Obersten Degenfeld hießen, denn er hieß Christoffel, hatt was an einem Aug; ich habe ihn gar wohl gekannt, er war immer in meiner Cammer, denn er war ein wenig charmirt von die Wolzogin, das Effel, das hernach den Eberfritz den Venninger bekommen. Dies seind alte Geschichten." Mit Johanna Susanna von Neidegg verheurathet, gewann Christoph den Sohn Christoph Ferdinand, der geb. 5. Sept. 1677, noch nicht 20 Jahre alt in französische Kriegsgefangenschaft gerieth. „Ihr müßt," schreibt die Herzogin von Orléans an die Raugräfin, 13. Mai 1696, „ihr müßt mir sobald möglich ein mémoire schicken wo der junge Herr von Degenfeld gefangen worden, und wo er nun ist, sonsten kann ich ihm unmöglich helfen, aber sobald ich wissen werde, wo er gefangen worden, und wo er sich aufhält, will ich fleißig vor ihm sollicitiren, und ihr könnt die Frau von Degenfeld versichern, daß ich mein Bestes vor ihm thun werde, ihn los zu bekommen; sie hat recht, zu treiben, daß er aus Frankreich kommt, denn schöne Buben leiden mehr Gefahr hier als schöne

Mädger." In dem Schreiben vom 29. Sept. 1702 heißt es: „Ihr macht mir gar ein avantageux portrait vom jungen Herrn von Degenfeld, denn Carllutz war gar nicht häßlich, und hübscher als er muß gar was hübsches sein." Der schöne Bub brachte es im kaiserlichen Dienst bis zum Obristen und Commandant von Veterani, Cürassier, und starb den 5. Sept. 1733. Er hatte zwei Frauen gehabt: die erste, Sophie Charlotte von Bärner, verm. 18. Jul. 1703, starb den 12. Aug. 1713, die andere, Sophie Louise von Degenfeld, Wittwe von Benningen, verm. 10. Mai 1719, nahm noch den dritten Mann. In der ersten Ehe hatte der Obrist eine Tochter, Euphrosina Susanna, geb. 8. April 1707, die am 19. Oct. 1729 dem Hans Eitel Diede zum Fürstenstein, Oberamtmann des Fürstenthums Hersfeld (gest. als Burggraf zu Friedberg im J. 1747) angetraut wurde.

Maximilian von Degenfeld, des Christoph Martin fünfter Sohn, geb. 16. Sept. 1645, war kurpfälzischer Obristlieutenant, zuletzt Geheimrath, Vicedom zu Neustadt seit 1672, Administrator des Stiftes Limburg, und starb den 15. Dec. 1697. Daß er Vicedom zu Neustadt an der Hart gewesen, veranlaßte den Lexicographen Iselin, den Vater mit einem siebenten Sohn, Hartenius, zu beschenken. Seine erste Frau, des Johann Friedrich von Landas Tochter, starb 14. Dec. 1683. In der zweiten Ehe mit Margaretha Helena von Kanstein, verm. 1686, gest. 1. Febr. 1746, gewann er vier Kinder, Philipp August, Christoph Martin, Sophie Louise, Maria Louise, diese an Adolf Ferdinand von Schönberg auf Reinsberg, Meissnischer Linie, verheurathet. Sophie Louise, geb. 25. Jul. 1690, † 13. Jun. 1763, wurde als des Oberjägermeisters Karl von Benningen Wittwe, seit 13. April 1718, ihrem Vetter, dem kaiserlichen Obristen Christoph Ferdinand von Degenfeld, und abermals Wittwe am 4. Mai 1735 dem kurbraunschweigischen Geheimrath Wilhelm Dietrich von Diede zum Fürstenstein († 14. Febr. 1737) angetraut. Philipp August, kursächsischer und Hessen-Casselischer Geheimrath, hessischer General-Lieutenant der Cavalerie und General-Kriegscommissar, starb unverehlicht zu Cassel, 27. Jul. 1750. Christoph Martin, geb. 26. April 1689, ist der Herzogin

von Orléans ein Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit. Sie schreibt, 8. Oct. 1715: „Ihr gebt mir gute opinion von Herrn von Degenfeld, daß er, so jung er auch ist, vor solchen debauchen geeckelt hat"; 13. Nov. 1716: „Ich mache euch mein Compliment, daß euer Anschlag angangen und Herrn Max Sohn zum Grafen worden"; 5. März 1717: „Ich erfreue mich mit euch, daß der Graf Degenfeld seine Liebst bekommen"; 6. Januar 1718: „Der Graf Degenfeld konnte wohl den abbé Dubois nicht finden, denn er war gewiß in der Zeit hier zu Paris, ist erst den Christtag wieder nach England gereist. Ich werde dem abbé Morgen schreiben, und werde ihme Commission geben den Graf Degenfeld meinetwegen zu grüßen, und auch die Gräfin. Ich weiß der Frau Gräfin rechten Dank, nach Teutschland zu verlangen, das ist ein Zeichen, daß sie ihr teutsch Geblüt in sich fühlt, und nichts von der englischen Bosheit in sich hat. Daß der Graf Degenfeld nach Haus verlangt, ist kein Wunder, denn Teutschland ihm bekannt ist"; 23. Oct. 1718: „Gott ist mein Zeug, daß ich euch gern dienen wollte in alles was in meinem Vermögen steht, allein betracht, daß ein gouvernement zu geben ein recompens ist, daß der Graf Degenfeld dem König in Schweden nie gedient hat, also kein recompens von J. M. prätendiren kann, daß der König so viel officierer hat, so Noth und Elend mit ihm in der Türkei ausgestanden haben: würde es denen nicht eine große mortification sein, einen blutfremden Menschen zu bekommen sehen, was sie mit treuen Diensten prätendiren können, das deucht mir nicht billig zu sein; hätte Graf Degenfeld diesem König gedient und daß es nur um die Préférence zu thun wäre, so wäre die Sach billig und würde es gleich ohne difficultät thun"; 21. Januar 1719: „Ich habe mich letzte Post so eilen müssen, daß ich euch nicht habe auf den Herrn von Degenfeld recht antworten können; ob ich zwar nicht gar gern Gevatter bin, so ist es doch eine andere Sach mit dem Herrn Grafen von Degenfeld, erstlich so ist er Herr Max Sohn, so all sein Leben mein guter Freund gewesen, kann also gar wohl von sich selbsten prätendiren, dies Vertrauen zu mir zu haben, zum andern so ist seine Frau ja meine niece, welches

noch eine rechte Ursach ist: es ist also hieran gar nichts zu tadeln, und nehme es mit Dank an, werde ihm auch erster Tage drauf antworten"; 13. März 1721: „Die Prinzessin von Wallis wissen, was einen abscheulichen Widerwillen ich auf alle den Händel von Missisipi hier, und in England von Südsee habe und actionen, daß sie mir nie davon spricht: euer neveu Graf Degenfeld solle gar nicht dabei profitirt haben"; 10. Jul. 1721: „Ihr werdet nun wissen, wie ihr wohl groß Recht gehabt, vor euere Kinder in Sorgen zu stehen. Sie haben abscheuliche Gefahren in der See ausgestanden mit einem erschrecklichen Meersturm, ein Schiff, so aus Virginie kam, hat der Wind auf sie getrieben. Wäre nicht zu ihrem Glück eine barque mit 6 Personen zwischen ihnen kommen, wäre ihr Schiff zerschmettert worden, aber alles was in der unglückseligen barque war, ist zu Grund gangen, die Jacht aber, worin eure Kinder waren, hat ihren Mastbaum verloren, den müssen sie wieder zurecht machen lassen, das wird ihre Reise verlängern, wenn nur der Schrecken, den euere niece ausgestanden, ihr nichts schadt, denn, wie ihr wohl wissen werdt, so ist sie wieder schwanger, Gott gebe, daß alles nach euerm Vergnügen ausschlagen möge. Mich verlangt zu vernehmen, wie es weiter abgeloffen, mich deucht Graf Degenfeld hätte klüger gethan, sein kindermachen zu sparen, bis er zu Haus sein würde, so hätte er seine Gemahlin nicht in so große Gefahr gesetzt, aber die Männer seind so, sie meinen, es seye kein Freundschaft besser zu erweisen, als in kindermachen, aber mich deucht, daß ein sanftes Leben, Vertrauen und Estime hundertmal mehr die Freundschaft bezeugt, als die Wüsterei"; 17. Jul. 1721: „Es ist ein großer Unterschied, in einem Lande geboren zu sein und die Sprach wohl zu können, oder ganz fremd und erwachsen hinein zu kommen. Ist euere niece die Gräfin von Degenfeld verliebt von ihren Herrn, wird sie alles gut und schön finden (denn das ist eine Sauce, so alle Essen gut schmecken macht), ich will sagen, so alles hübsch und gut finden, wenn man nur bei dem ist, was man herzlich liebt, und, wie man in dem Prologue von Pourceauniac singt:

Quand deux coeurs s'aiment bien
Tout le reste, tout le reste n'est rien.

Also, liebe Louise, bestehet die Sach hierin, hat sie ihren Herrn herzlich lieb, wird alles reussiren, so ihr anstellt, ihr Teutschland gefallen zu machen, aber hat sie ihre Frau Schwester lieber als den Mann, wird sich die Liebe des Vaterlands noch dazu schlagen, welches verhindern wird, daß ihr nichts in Teutschland gefallen wird"; 16. Aug. 1721: „von Qualität kenne ich kein einziges Paar, so einander lieb hat und treu ist, seind also gar nicht von dem humor wie die Herrn von Degenfeld"; 11. Sept. 1721: „Unsere Prinzeß von Wallis ist persuadirt, daß euere niece ihren Mann lieber hat, als er sie, aber wie ich sehe so meint ihr doch, daß Graf Degenfeld seine Gemahlin eben so lieb hat, als sie ihn."

„Christoph Martin Graf von Degenfeld," heißt es in seinem Necrolog, „Königl. Preussischer würkl. geheimer Staats- und Kriegs-Minister, General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adlers, starb den 16. Aug. 1762 zu Frankfurt am Mayn nach langwieriger Krankheit im 74sten Jahre seines Alters. Er war ein geborner Pfälzer und ein Enkel Christoph Martins Freyherrns von Degenfeld, der als Venetianischer General gestorben, und unter andern die berühmte Maria Louise von Degenfeld hinterlassen, die durch ihre Schönheit und Wissenschaften den Churfürsten Carl Ludwig von Pfalz so geblendet, daß er sich dieselbe an die linke Hand trauen lassen und viele Kinder mit ihr gezeugt, die den Titel der Raugrafen bekommen. Er hat seine Jugend in den Diensten des Churfürstens von Pfalz zugebracht. Nachdem er einige Zeit sich zu der Römisch-Catholischen Religion bekannt, trat er wieder zu der Reformirten und hatte nicht lange hernach das Glück, sich den 16. Febr. 1717 mit Maria, der Tochter und Erbin des letzten Herzogs Meinhards von Schomberg in Engelland, einer Enkelin des ehemaligen berühmten Französischen Marschalls von Schomberg zu vermählen, durch welche er ein großes Vermögen erlangte. Er trat in Preussische Dienste als General-Major, und ward Gesandter in Engelland, allwo er sich bis 1733 befunden, während der Zeit er nicht nur im Oct. 1732 General-Lieutenant, sondern auch Ritter des schwarzen Adlers worden, erhielt auch die Anwart-

schaft auf die Gensd'armes nebst einer Pension. Den 6. Febr. 1733 starb die letzte Raugräfin Louise von Pfalz unvermählt. Weil sie nun seiner Gemahlin Tante war, erbte sie ihre ganze Verlassenschaft. Er hat sich nachgehends meistens zu Frankfurt am Mayn aufgehalten, und von dem Könige in Preussen den Titel eines würkl. geheimen Staats- und Kriegs-Ministers erhalten. Er verlor den 29. April 1762 seine Gemahlin, mit welcher er 9 Kinder gezeugt, davon noch 2 Söhne und 3 Töchter leben."

Die dem Grafen verliehene, doch niemals in Erfüllung gegangene Anwartschaft auf das preussische Regiment Gendarmen wird vielleicht eine Digression rechtfertigen, die den Ursprung der Worte Gendarme, Gendarmerie beleuchtend, auf die ungeheuere, durch die französische Revolution mit ihrer Bedeutung vorgenommene Veränderung aufmerksam macht. Ungezweifelt war es die Absicht der Veränderung, eine aus dem Ritterthum herstammende Einrichtung in den Augen des Volkes herabzusetzen, indem man sie dem Dienst der sogenannten Maréchaussée widme. Die Absicht konnte, der unbestreitbaren Nützlichkeit und Ehrenhaftigkeit des neuen Instituts gegenüber, nur unvollständig erreicht werden, doch wird es immer dem Königthum als eine Schwachheit angerechnet werden müssen, daß es die revolutionaire Bedeutung des Wortes anerkannte, sanctionirte. Homme d'armes, in der Mehrzahl Gens d'armes, hieß dem alten Frankreich jeder vollständig Geharnischte, oder Helm, nach dem deutschen Ausdruck. Gemeiniglich wird angenommen, daß es K. Karl VII gewesen, welcher sich im J. 1445 fünfzehn compagnies d'hommes d'armes de ses ordonnances, jede zu 100 Lanzen, zulegte. Das bestreitet indessen P. Daniel. »Il ne me paroît pas certain que Charles VII soit le premier qui ait donné le nom de compagnies d'ordonnances aux compagnies de gendarmes. Je crois que ce nom est plus ancien, et qu'avant lui on le donnoit à quelques compagnies de gendarmerie levées par des ordonnances particulières du roi, pour les distinguer des autres troupes que les seigneurs et gentilshommes fieffés étoient obligés d'amener au service, suivant la coutume de la monarchie. En effet, le roi Charles V dans son ordonnance de Vincennes de l'an

1373 appelle les chefs de ces compagnies de gendarmerie, capitaines ordonnés. Charles VII même semble avoir pris pour modéle des quinze compagnies cette ordonnance de Charles V, et l'on voit dans les compagnies instituées par Charles VII à peu près la même police et les mêmes régles de discipline que dans l'ordonnance de Charles V.

»Il y eut dans la suite divers changemens dans ces compagnies. Par une ordonnance de Louis XI la lance fournie ou garnie ne comprenoit plus que six hommes (das gewöhnliche Gefolge eines Ritters im Felde). Dans une autre qu'on appela la grande ordonnance, il est dit qu'il retrancha un des trois archers, et qu'il n'en laissa dans chaque compagnie d'ordonnance que deux. Louis XII dans son ordonnance du 7. juillet 1498 met 7 hommes pour une lance fournie, et François I 8 dans son ordonnance du 28. juin 1526. Mais ce septième et ce huitième homme, ajoutés aux compagnies, en quelle qualité y servoient-ils? Etoit-ce en qualité d'archers, ou de celle de coustilliers, ou en celle de pages ou de valets? La difficulté de répondre à cette question est augmentée par un article de l'ordonnance de Henri II de l'an 1549, où il est dit: Chacune lance de nosdites ordonnances sera fournie de 8 chevaux, d'un homme d'armes et de deux archers, suivant les anciennes ordonnances. Mais dans chaque lance fournie n'y ayant plus qu'un homme d'armes et deux archers, en quelle qualité y étoient les 5 autres? Je crois qu'il n'y avoit plus sous Henri II ces distinctions de coustilliers et de pages ou de valets, et que les 5 autres cavaliers étoient 5 chevaux-légers. Je me le persuade d'autant plus aisément, que par l'ordonnance de François I, faite à Bordeaux, l'an 1530, les archers mêmes eurent ordre de se mettre en équipage de chevaux-légers. Ainsi tout cela varia beaucoup sous les divers régnes.

»Ce page ou valet dont il est parlé dans les anciennes ordonnances, n'étoit pas un domestique du gendarme. C'étoient de jeunes hommes de condition, ou vivans noblement, qui selon l'ordonnance de 1498 devoient avoir au moins 15 ans

et au moins 17, selon l'ordonnance de 1526. Une chose montre que ces pages ou valets étoient gens de condition, c'est qu'ils devoient avec le temps, et selon l'ordonnance, quand ils auroient l'âge, être promûs à la place d'archer ou de gendarme, où l'on ne recevoit alors que des personnes de quelque naissance, suivant ce que dit M. de la Noue, que de son temps c'étoit la coutume de mettre les jeunes gentilshommes parmi les archers des compagnies d'ordonnance. Ces pages ou valets étoient alors comme les Cadets que nous avons vûs dans les derniers temps au régiment des Gardes, et parmi les gardes-du-corps. Il me paroît que dans la suite, sous le régne de Charles IX, ces archers à qui l'on donnoit encore ce nom, quoiqu'ils ne se servissent plus d'arcs et de flèches, furent mis dans la cavalerie légère, et séparés des compagnies d'ordonnance, lesquelles ne furent plus composées que de véritables gendarmes, c'est à dire, de gens armés de pied en cap, et qu'il n'étoit plus alors question de lances fournies ou garnies de leurs archers etc.

»On peut ici faire une question au sujet de ces archers, de ces coustilliers, de ces pages ou valets, savoir de quelle manière ils combattoient dans la gendarmerie. Car il n'est pas vraisemblable qu'ils combatissent rangés avec les gendarmes, c'est à dire que dans un rang de gendarmes il y eut des archers, des coustilliers etc. mêlés avec eux. La raison est que les archers et les autres étoient bien moins armés que les gendarmes; ils ne l'étoient guères plus que la cavalerie légère. Or avec une telle armure, ils n'auroient pû soutenir l'assaut des gendarmes ennemis. De plus, leurs chevaux n'étoient point des chevaux de bataille comme ceux des gendarmes, et ils auroient été facilement culbutés par les grands et forts chevaux des gendarmes qui les auroient attaqués. Je crois donc que les archers etc. n'étoient point mêlés dans un combat avec les gendarmes, ni dans les mêmes rangs, mais qu'ils servoient à deux usages. Le premier à escarmoucher, tantôt à pied, tantôt à cheval avant le combat des gendarmes les uns contre les autres. Le second, après

que la gendarmerie ennemie avoient été rompue, ils servoient à la poursuite et à empêcher le ralliement, en quoi ils avoient un grand avantage sur les gendarmes rompus, que la pesanteur de leurs armes empêchoit de se remuer si aisément; au lieu que les archers, les coustilliers et les valets faisoient bien plus promptement leurs mouvemens, étant bien moins embarrassés de leur armure qui étoit beaucoup plus légère. Les archers, les coustilliers, les pages ou valets marchoient donc dans une bataille, ou derrière les rangs des gendarmes de leur compagnie, ou plutôt sur les flancs pour combattre à leur manière, suivant l'ordre que le capitaine de la compagnie leur donneroit. Tout ceci est confirmé par une ordonnance de Charles le hardi duc de Bourgogne, où l'on voit expressément que les archers ne combattoient point dans les rangs des gendarmes, qu'ils mettoient quelquefois pied à terre etc.

»Par plusieurs ordonnances chaque capitaine avoit sa livrée et sa devise, et les archers, les pages et les serviteurs des hommes d'armes étoient obligés de porter le hoqueton de leur compagnie. Cela se faisoit non seulement parce que cette variété de devises et de livrées dans les diverses compagnies, et l'uniformité dans chacune, servoit à la beauté de ces troupes: mais les ordonnances marquent encore une autre raison de cet usage; c'est que si un archer ou un autre de la compagnie faisoit quelque violence ou quelque désordre, on connoissoit par là de quelle compagnie il étoit, et le châtiment et la réparation en étoit aussitôt faite par le capitaine, et afin que l'on connût plus promptement de quelle compagnie étoit le coupable, on envoyoit dans toutes les sénéchaussées ou bailliages la forme de la livrée de chaque compagnie d'ordonnance.

»Si nous nous rapportons à un auteur du régne de Louis XIII, ce fut ce prince qui abolit l'usage des hoquetons ou des casaques dans la gendarmerie. Nos gendarmes, dit-il, portèrent long-temps des casaques de la livrée et du blason de leurs capitaines: mais le roi regnant voyant que les armes reluisantes d'un acier bien fourbi et doré, battues des rayons du

soleil, rendoient comme un éclair flamboyant qui éblouissoit les yeux, et rendoit l'appareil d'une armée plus terrible, il voulut être armé à blanc, et enjoignit le même à ses troupes. J'ajoûterai à cet article une chose qui est dans les mêmes ordonnances dont j'ai parlé, et qui montre la magnificence de ces compagnies de gendarmerie. »»Et pour ce que, dit l'ordonnance, la plupart d'eux ont hoquetons couverts d'orfévrerie, ils les pourront épargner, et chacun en faire faire d'autres de drap aux couleurs et à la devise des capitaines.«« C'est ce qui se pratique encore aujourd'hui dans les compagnies des gendarmes et des chevaux-légers de la garde, qui ont de très-beaux habits dans les revues, dans les batailles et en certaines cérémonies, et qui en ont de plus communs hors de ces occasions, mais sans obligation néanmoins de les avoir de la livrée ou couleur de la compagnie.«

Die ursprüngliche Zahl von 15 Compagnien wurde in spätern Zeiten häufig überschritten, und ist aus der Ordonnanz von 1498 ersichtlich, daß man Compagnien hatte von 100, von 60, 50, 40, 30, 25 Lanzen. »La raison de cette multiplication étoit que l'emploi de capitaine d'hommes d'armes étoit très-considérable, et qu'il n'y avoit ni prince ni grand seigneur qui ne s'en tint très-honoré.« Einen gewaltigen Stoß erlitt die Gendarmerie durch die Einführung deutscher Söldner, der sogenannten Reiter, die zur Schwadron geordnet, mit Leichtigkeit die einfache Linie der Gendarmen durchbrechen, und vermöge ihrer minder schwerfälligen Bewaffnung bis zu seinen äußersten Grenzen diesen ersten Vortheil verfolgen konnten. »Les compagnies d'ordonnance ou de gendarmes, dont plusieurs princes et grands seigneurs étoient capitaines, ont subsisté jusques vers le temps de la paix des Pyrenées. Celles des seigneurs furent alors supprimées. Le roi est aujourd'hui capitaine de toutes les compagnies de gendarmerie, excepté de celles de quelques princes qui en ont; et les commandans n'ont que le titre de capitaine-lieutenant. De toutes les anciennes compagnies d'ordonnance instituées par Charles VII, il n'y a plus que la compagnie écossoise qui subsiste; encore n'est elle

plus écossoise que de nom, étant toute composée d'officiers et de gendarmes françois.« Zur Zeit der Schlacht von Fleurus 1690 waren nur mehr acht Compagnien Gendarmen vorhanden, die aber an jenem Tage dergestalten sich auszeichneten, daß der König sich veranlaßt fand, den bestehenden, acht andere Compagnien hinzuzufügen. Es blieben ihrer 16 bis zu der Reduction vom 5. Juni 1763, vermöge welcher die zu dem Corps gehörigen 6 Compagnien Chevaux-légers, de la Reine, Dauphin, Berry, Provence, Artois und Orléans supprimirt, die Mannschaften den beibehaltenen 10 Compagnien Gendarmen, Ecossois, Anglois, Bourguignons, Flandres, de la Reine, Dauphin, Berry, Provence, Artois, Orléans, zugetheilt wurden. In solcher Verfassung bestand das Corps, 1181 Köpfe stark, bis zu seiner Auflösung durch Ludwig XVI im J. 1788. Neben diesem Corps, »le premier de la cavalerie de France, il marche après la maison du roi, et à l'armée il est de la même brigade,« gab es noch eine besondere zur maison du roi gehörige, 210 Köpfe starke Compagnie Gendarmen, K. Heinrichs IV Schöpfung. In Scharlach gekleidet, wie die übrige Gendarmerie, unterschied sie sich durch die Aufschläge von schwarzem Sammet.

Den französischen nachgebildet waren die Gendarmen in der preussischen Armee. Wenige Tage nach dem Tode des großen Kurfürsten hatte dessen Nachfolger, Kurfürst Friedrich III, nachheriger König Friedrich I, dem Major Gneomar von Natzmer den Auftrag ertheilt, auf den Fuß der durch den Marschall Grafen von Schomberg 1687 aus französischen geflüchteten Edelleuten errichteten Compagnien der Grands-Mousquetaires und Grenadiers à cheval eine Compagnie deutscher Grands-Mousquetaires aus deutschen Edelleuten zu errichten. Nach sechs Wochen war die Formation der Compagnie vollendet, daß sie schon bei dem Leichenbegängnisse des Kurfürsten unter dem zu ihrem Commandeur ernannten Oberstlieutenant von Natzmer paradiren konnte. Einige Jahre später überzeugte man sich indeß, daß es mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde, dieselbe durch Edelleute stets vollzählig zu erhalten, und die durch den Obersten von Natzmer deshalb gemachten Vorstellungen veranlaßten, daß ihm unterm

10. Dec. 1691 der Befehl ertheilt wurde, in Stelle dieser Compagnien eine Compagnie Gendarmen zu 118 Pferden im Magdeburgischen und Halberstädtischen anzuwerben, die, Haustruppe gleichsam, mehrer Prärogativen zu genießen hatte. So sollte sie vor dem Feinde zwar Feldwachen- und Patrouillen-Dienste thun, jedoch nie mit andern Reitern vermengt werden, damit ihre Thaten besser bemerkt werden könnten. Dabei bezog sie das Gehalt der Garde du Corps, wonach jeder Gendarme monatlich 8 Thlr. erhielt.

Nach der im Mai 1692 vollendeten Formation setzte sich die Schwadron nach Lüttich in Marsch und daselbst stieß sie zu dem gegen Frankreich dienenden Corps. Mit Auszeichnung focht sie 1694 und 1695 in den Belagerungen von Huy und Namur, wiewohl sie bei erfolgtem Frieden auf 60 Mann reducirt wurde. Laut der Etatsbücher von 1697 zählte sie 110 Köpfe, indem ihr nach dem Tod des General-Lieutenants Johann Georg von Tettau die weiße Escadron Garde du Corps einverleibt worden, bald darauf wurde sie aber wieder auf 60 Mann herabgesetzt, in welcher Stärke sie sich bei der im Sept. 1699 stattgefundenen Huldigung zu Küstrin befand. Ein unterm 1. Nov. d. J. erlassener Befehl vermehrte ihren Etat um 20 Mann, die bereits am 1. Mai 1700 vollzählig waren. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, den die Schwadron mitzumachen den Befehl erhielt, wurden 10 Mann derselben, auf Vorschlag ihres Commandeurs, des 1698 zum Generalmajor beförderten von Natzmer, mit Carabinern bewaffnet und dabei auf leichtere Pferde gesetzt, um als Carabiniers in kleinen Trupps auf Märschen und im Gefecht der Schwadron voranzugehen. So focht sie vor Rheinbergen, wohnte im folgenden Jahre den Belagerungen von Geldern und Bonn bei und nahm Theil an dem Treffen von Lauingen; 1704 that sie sich in der Schlacht von Höchstätt besonders hervor und 1706 stand sie vor Menin. Hierauf nach den bisher erlittenen bedeutenden Verlusten wieder complettirt, wurde sie in zwei Compagnien zu 40 Mann getheilt, von denen die erste der Oberst von Canstein, die zweite der Oberstlieutenant von Bequignoles commandirte. Unter dem unmittel-

baren Befehl des General von Natzmer hatte sie das Glück, 1708 in der Schlacht von Oudenarde Beweise der größten Tapferkeit abzulegen, indem sie, nur 80 Mann stark, mehre französische Escadrons warf, zwei Bataillone der französischen und Schweizer-Garde über den Haufen ritt, dabei drei Fahnen eroberte und nach dem Verlust ihrer eigenen Standarte mit der Standarte der französischen Gardes du Corps aus dem Gefecht zurückkehrte; der Oberst von Canstein und die Hälfte der Mannschaften waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Im folgenden Jahre focht sie bei Malplaquet, 1710 und 1711 nahm sie Theil an den Belagerungen von Douay, Bethune, Aire und Bouchain.

Nach einem Musterungsbericht des Generalmajors von Borstel vom Jahre 1700 war das Regiment blau gekleidet. Die Officiere hatten blaue Röcke mit goldenen Schleifen; Schabraken und Holsterkappen waren roth gestickt. Die Unterofficiere und Gendarmen trugen blaue Cürassier-Röcke, dergleichen Mäntel mit Boy gefüttert und Hüte, die bei jenen mit einer goldenen, bei den Gendarmen mit einer silbernen Tresse eingefaßt waren. Ueberhaupt unterschieden sich die Unterofficiere von den Gendarmen durch den Besatz der Röcke, indem die der Erstern mit goldenen Schleifen und die Knopflöcher derselben mit dergleichen Tressen benähet wurden, dagegen die der Letztern diese Verzierungen in Silber hatten. Die Mantelkragen waren bei Beiden mit einer goldenen Tresse eingefaßt. Die Trompeter und Pauker trugen weite faltige Röcke, an denen die Aermel-Aufschläge und Vordertheile mit goldenen Schleifen besetzt wurden, zwischen denen silberne Schnüre an beiden Enden mit dergleichen Frangen. Die Schabraken und Holsterkappen waren von blauem Tuch; zu den Gehenken und Patrontaschenriemen wurde Elend-, zu den Carabinerriemen Büffelleder, mit silbernen Tressen besetzt, verarbeitet. Die Waffen bestanden in Flinten (die Unterofficiere führten gezogene), in Degen und Pistolen, die in Bielefeld oder Cassel gekauft wurden.

„König Friedrich Wilhelm I errichtete bei seinem Regierungsantritte aus den bisher bestandenen schwachen Compagnien Gendarmen zwei vollzählige Schwadronen, jede zu 150 Pferden, zu

denen Fürst Leopold von Anhalt-Dessau sich die Erlaubniß erbat, für seinen, seit Februar 1703 bei den Gendarmen stehenden Sohn, den Erbprinzen Wilhelm Gustav, eine dritte Schwadron werben zu dürfen. Als unterm 30. Dec. 1713 der Uebertritt der nur noch bestehenden einen Schwadron Garde du Corps zu den Gendarmen befohlen wurde, formirte diese Schwadron die vierte des nunmehr 600 Mann starken Regiments. Derselbe Befehl ernannte das Regiment nach Auflösung der Garde du Corps zum ersten Hausregiment. Bei der 1718 erfolgten Auflösung der Cürassier-Regimenter von Heyden, Markgraf von Bayreuth und von Wartensleben zur Formirung der fünften Schwadronen bei den übrigen Cürassier-Regimentern, wurde auch das Regiment Gendarmen auf fünf Schwadronen gebracht und erhielt, als gleichzeitig die bisherigen vier Dragoner-Regimenter von Blanckensee (früher Leib-Dragoner), von der Albe, Markgraf Albrecht von Brandenburg und von Pannewitz (früher Küchen- und Taschen-Dragoner) zu den Cürassier-Regimentern Nr. 4 (1806 von Wagenfeld), Nr. 7 (1806 von Reitzenstein), Nr. 11 (1806 Leib-Carabiniers) und Nr. 12 (1806 von Bünting) umgeformt wurden, unter den nunmehr bestehenden zwölf Cürassier-Regimentern die Nummer 10.

„Durch den am 8. Mai 1731 erlassenen Befehl wurde jede dieser Schwadronen in zwei Compagnien getheilt, wonach das Regiment aus zehn Compagnien bestand. So blieb es bis 1740, zu dem Tode Friedrich Wilhelms I; das Jahr vorher hatte es den Tod seines seit 1691, also 48 Jahre hindurch, ihm gebliebenen Commandeurs-en Chef, des General-Feldmarschalls von Natzmer, zu betrauern gehabt, in dessen Stelle der Oberst Wolf Adolf von Pannewitz zum Commandeur ernannt worden war. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I änderte sich die Uniform des Regiments gänzlich. Wie die übrigen Cürassier-Regimenter trugen die Gendarmen gelb lederne Collets, gelb lederne Hosen und Steif-Stiefel. Die Collets hatten rothe Aufschläge, die mit einer goldenen Tresse besetzt; ebenso war der Hut mit einer goldenen Tresse eingefaßt; auf der blauen Schabrake und den Holsterkappen befand sich gestickt der Stern des schwarzen

Adlerordens." Der Obrist von Pannewitz wurde 1743 pensionirt. Sein Nachfolger, Georg Konrad von der Golz starb 1747. Es folgen Andreas von Katzler, Friedrich Graf von Schwerin 1761, 1768 pensionirt, der General-Lieutenant Johann Friedrich Christian von Krusemark, gest. 1775, der Generalmajor Joachim Bernhard von Prittwitz.

Der schwarze Cüraß war bereits 1787 abgelegt. Noch trugen die Gemeinen gelbléderne Collets und Hosen. Der Officiere Staatsuniform war Scharlach mit blauen Aufschlägen, reicher Stickerei in Gold, goldenen Achselschnüren. Im J. 1788 war die Uniform jener der übrigen Cürassierregimenter gleich, durch die rothen Aufschläge unterschieden. Das Regiment Gendarmen nahm an den Waffenthaten K. Friedrichs II ruhmvollen Antheil. Späterhin und bis zum Ausbruch des Kriegs von 1806 garnisonirte es in Berlin. In den unglücklichen Ereignissen dieses Kriegs fand auch dieses Regiment seinen Untergang, und wurde es bei der Reorganisation der Armee nicht wieder hergestellt, vermuthlich um nicht gegen das Liberalatern der neuen Zeit anzustoßen. Das Regiment Gendarmen war in Bezug auf Mannschaften, Pferde und Ausrüstung eins der stattlichsten im Heere, und wenn es auch nicht unter den eigentlichen Gardetruppen zählte, so nahm es doch neben ihnen vermöge seines Ansehens und seiner glänzenden äußern Erscheinung genau dieselbe Stellung ein, welche die Gendarmerie in Frankreich hergebracht hatte. Aus diesem Grunde und von wegen der Annehmlichkeiten der Hauptstadt wurden die Officierstellen von den Söhnen der reichsten und angesehensten adlichen Familien gesucht, die häufig nach kurzer Dienstzeit quittirten, und einem andern Geschlechte aufstrebender Brauseköpfe Platz machten. Daß unter solchen Verhältnissen der Muth der jüngern Officiere zuweilen übersprudelte, kann nicht befremden, wohl aber der herbe Tadel, den man mitunter hierüber ausgesprochen findet. Durchaus ungerecht würde es sein, des Regiments unglückliches Ende ihm selbst oder seinem Officiercorps zuzuschreiben. Napoleon, in der den gefangenen Officieren bezeigten Härte, hat sich an dem Unglück versündigt.

Dem Grafen Christoph Martin von Degenfeld-Schönburg überlebten die Söhne Friedrich Christoph und August Christoph, dann drei Töchter. Davon wurde die älteste, Elisabeth Dorothea, geb. zu London, 12. Dec. 1718, an den Grafen Karl von Wieser, die andere, Friderike Sophie, an den Grafen Heinrich von Bünau, die jüngste an den Freiherrn Karl Röder von Schwende verheurathet. Graf Friedrich Christoph, geb. 17. Dec. 1721, holländischer Obristlieutenant und Capitain bei dem Regiment Garde zu Fuß, vermählte sich im Haag, 27. Januar 1750, mit Louise Susanne, des Grafen Wilhelm Adrian von Nassau-Berg Tochter. „Den 24. März 1766 starb der seit 26 Jahren zu Wien gestandene holländische Abgesandte, Barthold Dauma Freiherr von Burmannia, im hohen Alter. Da dieser Posten einer der ansehnlichsten in Holland, und mit 22,000 Gulden jährl. Gehalts verknüpft ist, haben verschiedene Personen vom ersten Rang sich darum beworben, worunter der Graf von Hompesch, Deputirter der Provinz Overyssel bei der Versammlung der Generalstaaten, und der Graf von Degenfeld, Obrister bei der Garde, die vornehmsten gewesen. Da die Provinz Holland diese Stelle zu vergeben hatte, und das Vorwort des Prinzen Statthalters hierbei viel gilt, so hatte der Graf von Degenfeld das Glücke, daß er den 26. April 1766 zu der ansehnlichen Stelle eines Abgesandtens ernennet wurde. Seine Gemahlin, eine geb. Gräfin von Nassau-Berg, war damit wohl zufrieden. Diese Dame hat bisher den Assembleen im Haag sowohl wegen ihrer hohen Herkunft, als auch wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften einen besondern Glanz gegeben; und da dieses Haus schon lange eines der besten und gleichsam der Versammlungsort der schönsten Personen gewesen, so vermuthet man, daß der Graf von Degenfeld im Haag gar sehr werde vermisset werden. Er ist im Nov. 1766 zu Wien angelangt.“ Generalmajor von der Infanterie, seit 5. Mai 1767 commandirender Obrist des 2ten Bataillons vom ersten Regiment Oranien-Nassau, auch Envoyé extraordinaire am k. k. Hofe, zu Wien, starb er daselbst 10. März 1781. Graf August Christoph, geb. 21. März 1730, trat 1754 als Kammerherr und Generaladjutant in Würtem-

bergische Dienste, quittirte als Obrist, war in erster Ehe mit Elisabeth Louise von Racknitz, in anderer Ehe, seit 3. Aug. 1762, mit Friderike Helena Elisabeth von Riedesel verheurathet, und gewann in dieser zweiten Ehe acht Kinder. Die älteste Tochter, Louise, an Christian Karl, den regierenden Grafen von Erbach-Fürstenau verheurathet, wurde Wittwe den 10. Mai 1803. Henriette wurde am 27. Nov. 1797 dem regierenden Grafen zu Solms-Laubach, Friedrich Ludwig Christian angetraut. Johann Christoph Maximilian, geb. 16. Juni 1766, kurmainzischer Kammerherr, Hof- und Regierungsrath, dann k. k. Regierungs- und Appellationsrath zu Freiburg, hierauf k. k. Kämmerer, und seit 26. Februar 1799 Reichshofrath, starb 16. Sept. 1816. Verm. 8. Oct. 1800 mit Anna Gräfin Telefy von Szeck, hat er drei Söhne hinterlassen. Friedrich Christoph, geb. 30. Sept. 1769, war Obrist bei O'reilly, Chevaux-legers, des Maria Teresa-Ordens Ritter, 1804 als General-Directionsrath bei der k. k. Reichswerbung in Frankfurt angestellt, letzlich Generalmajor, und wurde in der Ehe mit Louise Gräfin zu Erbach-Erbach ein Vater von drei Söhnen und drei Töchtern. Hans Philipp Christoph, geb. 26. Nov. 1773, großherz. Badischer Geheimrath, der nach einander mit zwei Schwestern von Venningen verheurathet gewesen, hat ebenfalls zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen. Der älteste Bruder endlich, Eugen Friedrich Christoph Gustav, k. k. Kammerherr, geb. 20. Januar 1764, nachdem ihm nur eine Tochter geblieben aus seiner Ehe mit Friderike von Berlichingen, freite sich ihre Schwester Maria, die Erbin von Rechenberg und Milz (dieses war 1795 an den Grafen von Soden verkauft) und starb den 5. Juni 1807. Es überlebten ihm drei Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn, Graf Christoph Martin Maximilian Friedrich Graf von Degenfeld-Schönburg, geb. 21. Sept. 1797, verm. 6. Febr. 1823 mit Charlotte Gräfin von Dürckheim-Montmartin, Wittwe 15. Juni 1831, hat zwei Söhne und eine Tochter.

Eybach, des Grafen ordentlicher Wohnsitz, hat ein 1760—1770 erbautes, durch seinen einfach-edlen Styl sich empfehlendes Schloß mit schönen Gartenanlagen. Hohen-Eybach, die Burg,

auf dem das Dorf beherrschenden Himmelsfelsen, wurde im 30=jährigen Kriege zerstört. Das sehr bedeutende Gut, von welchem der Helenen=, Christophs= und Schloßhof abhängig, ist Mannlehen, Fideicommiß zu Gunsten des Mannsstamms ohne Primogenitur; in eventueller Mitbelehnung steht die freiherrlich Degenfeld=Neuhauser Linie. Die Kirche, den beiden Confessionen gemeinschaftlich, enthält die Degenfeldische Familiengruft. Die evangelische Pfarre wurde durch die Gutsherrschaft gegründet, nachdem sie 1607 angefangen hatte, die Reformation einzuführen. Dürrnau, zwischen Wiesensteig und Göppingen, vordem dem Rittercanton Kocher steuerbar, wurde zur Hälfte 1684 von denen von Zillenhard, und 1766 die andere Hälfte von der kurbayerischen Herrschaft Wiesensteig angekauft. Es ist demnach ebenfalls ein Simultanort mit einer evangelischen Pfarrei, während bis in die neueste Zeit der katholische Gottesdienst durch das 1625 gestiftete Capuzinerhospitium versehen wurde. Das alte Schloß ist von einem Wassergraben umgeben. Der Blutbann war vordem Reichslehen, das übrige Würtembergisches Lehen. Groß=Eislingen, an der Fils, 1/2 Stunde von Göppingen, wurde zu 2/3 denen von Welden abgekauft, nachdem es einst derer von Greiffenklau gewesen, das andere Drittel gelangte an Würtemberg. Die Degenfeldischen Unterthanen sind katholisch, und haben ihre eigene Pfarrei im Ort, die Würtembergischen pfarren nach Holzheim. Degenfeld übte in seinem Antheil alle hohen und niederen Regalien, hohe und niedere Jurisdiction, auch den Blutbann. Die Stabsgerechtigkeit hatte Degenfeld 2 Jahre, dann fiel sie für ein Jahr an Würtemberg. Rechberghausen, das Pfarrdorf zwischen Göppingen und der Herrschaft Rechberg, wurde 1789 den Grafen von Preysing um 180,000 Gulden abgekauft. Es war ein Schwabenlehen und steuerte zum Canton Kocher. Staufeneck, dem Hohenstaufen gegenüber, auf der Ecke eines hohen Berges, an dessen Fuß das Dorf Salach gelegen, gelangte von denen von Freyberg an die Degenfeld. Es ist eine alterthümliche einsame Burg, von dem Degenfeldischen Obervogt und dem evangelischen Pfarrer von Salach bewohnt. Salach, mit dem Karpfenhof, ist ebenfalls Degenfeldischer Herrschaft.

Die Mehrzahl der Unterthanen ist katholisch. Essingen, der Marktflecken zwischen Gmünd und Aalen, gehört zu $^{1}/_{3}$ von Degenfeld, zu $^{2}/_{3}$ von Wöllwart, und hat jede Herrschaft ein Schloß, das aber von den Bauernhäusern kaum zu unterscheiden. Streichenberg, die Burg, im Badischen Bezirksamt Eppingen, mit einem Güterdistrict von etwa 500 Morgen, wurde bei Erbauung der Festung Mannheim von Kurpfalz an Meinhard von Schönberg überlassen, tauschweise für seine zu dem Festungsbau gezogenen Lehengüter, und befindet sich noch heute, samt dem benachbarten Dorf Steppach, in der Grafen von Degenfeld Besitz. Denen gehören auch Groß-Eicholsheim bei Mosbach, Pfarrdorf mit einem schönen Schloß und beträchtlichen Gut, und das 1 Stunde nördlich von Groß-Eicholsheim entlegene Haydersbach; die vormals dem Canton Rhön und Werra zugetheilte, von den Hanauischen Aemtern Schlüchtern, Schwarzenfels und Brandenstein umgebene Herrschaft Ramholz und Vollmers, endlich die Burg zu Bellersheim, weiland einer darnach benannten adlichen Familie Stammhaus, auch der Riedesel von Bellersheim Sitz, in dem zur Herrschaft Münzenberg gehörigen Kirchdorf Bellersheim. Veräußert sind dagegen worden in den Jahren 1807—1812 die sämtlichen Schönbergischen Stammgüter, wie sie in den Kellnereien Bacharach und Geisenheim vereinigt gewesen. Indem ich hiermit vollends von Schönberg scheide, kann ich nicht umhin, den S. 324 begangenen Irrthum zu berichtigen. Die Schönbergischen Regesten, und ihre Fortsetzung 324—359, wurden mir allerdings von Hrn. Eltester mitgetheilt, sind jedoch die Arbeit des Abth. I Bd. 1 S. 392 nach Verdienst besprochenen Archivsecretairs, des Hrn. Görz. Die von mir benutzte Abschrift war von der Hand des Hrn. Eltester, daher der Irrthum, dem ich verfiel.

Zu den Füßen des Schönbergs breitet Oberwesel sich aus, die uralte Stadt mit den vielen Thürmen und den starken Mauern, die so vielen Eisgängen getrotzt haben, gleichwie der gothische Anstrich der Stadt überhaupt den vielfachen Feuersbrünsten der neuern Zeit und den gewaltigen Demolitionen, Folge der Nothwendigkeit, die Poststraße nach dem Innern der Stadt

zu verlegen, überlebte. Ueber alle Beschreibung anmuthig bald, dann wieder schauerlich ist der Weg, der von St. Goar aus ihr zuführt, und großentheils von dem rechten Rheinufer her durch die Lurley beherrscht wird. Hin und wieder reichen die bewaldeten Höhen, die Felsen beinahe bis zum Rhein hinab, auf den mehrsten Stellen sind sie jedoch mit einem bald sich erweiternden, bald verengenden Saume von Reben bekleidet. Es schreibt Bertola, der zwar von Wesel selbst nichts zu berichten weiß, wie er denn aller Orten blind für mittelalterliche Pracht: »Questa nuova serie di rocce ci annunziava in qualche maniera il nuovo spettacolo che ci attendeva indi a poco. I monti o screpolati spaventevolmente o tagliati quasi a piombo e pendenti sopra le acque, si alzano e s'incrocicchiano in guisa che i dubbj che qui il Reno si perdesse in un lago, venivano a rinforzarsi quasi ad ogni occhiata. Erano le tre ore dopo il mezzogiorno, et tutto quivi era ombra. Un patetico che trae all'orrore, spira tra queste alture, e s'insinua profondamente nell'animo: placidissimo il corso del fiume, un alto silenzio all'intorno, il quale noi rompemmo con alquante grida, onde riconoscere e salutare una celebre e distintissima eco, le cui risposte vanno cupamente romoreggiando per le tortuose cavità di que'balzi, i quali piglian nome dalla medesima. Villaggi alquanto sparuti occupano qua e là le anguste spianate lambite dal fiume: alcuni hanno da un fianco la tenue verdezza di un orticello o di un campo, i quali vengono timidamente appoggiandosi a un qualche decrescente angolo delle rocce. Ma la pesca che e abbondantissima in queste acque, somministra abbastanza a sussistere.« Ein Vorgebirg, das gleichsam der Lurley Fortsetzung, ist zu umkreisen, und es bietet sich die überraschendste Ansicht der Stadt. Mauern, Thürme, Häuser, in wundersamer Harmonie mit der Landschaft steigen zu der Höhe hinan, auf welcher die ansehnliche Kirche des h. Martin mit ihrem stumpfen Thurm thront. Das Amphitheater, zu welchem von diesem Gesichtspunkt aus die Stadt sich gestaltet, wird in der prächtigsten Weise durch die Rothe Kirche, und die Ruine von Schönberg über ihr, geschlossen, im Hintergrund er-

scheinen zwischen Weinbergen, Obstpflanzungen und hangenden Gärten, Caub mit dem Gutenfels und die Pfalz.

Auf die sieben Schwestern, S. 286, auf das Taubenwerth folgt die Stelle, wo einst die dem h. Goar geweihte Capelle, und wir befinden uns am Fuße des Ochsenthurms, der seit einem halben Jahrtausend beinahe die Nordseite von Oberwesel beschirmt. Ueberhaupt ist auffallend gut erhalten die ganze mittelalterliche Befestigung, in welcher deutlich die drei verschiedenen Theile der Stadt hervortreten, d. i. die eigentliche Stadt und die beiden Vorstädte Kirchhausen (Kirbelhausen, das Kirchspiel hausen der Mauer) oberhalb, und Niederburg unterhalb derselben. Die innere Stadt, welche wohl auf der Stelle des alten Römercastells steht, bildet ein längliches Viereck von einer starken, 20 Fuß hohen Ringmauer nebst Mauergang und Thürmen umgeben. Längs der Rheinseite zählt man 2 Thore, 3 runde und 2 viereckige Thürme, gegen Süden führt die viereckige Oberpforte in die Vorstadt Kirchhausen, und bildete ein nun abgerissener runder Thurm hier die Ecke der Stadt. Gegen den Berg zu stehen in der Mauer 4 viereckige hinten offene Thürme, wovon einer noch bedacht und bewohnt und mit dem städtischen Adler geziert ist. Zwei kleine Thore führen hier die Felsen hinauf nach dem Hundsrücken. Gegen die Niederburg zu öffnet sich die Niederpforte. Das ganze Befestigungswerk scheint auf älteren Substructionen zu ruhen, doch deuten die Mauerkränze, eine ausgemalte Spitzbogennische an der Oberpforte und die zahlreichen Mauerschlitze auf eine keinesfalls über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinausgehende Bauperiode. Von römischem Mauerwerk findet sich keine Spur.

Die Vorstadt Niederburg am untern Ende der Stadt hat eine besondere, der innern Stadt sich anschließende Befestigung mit einem der Niederpforte entsprechenden Thorthurm, einem Thore gegen den Berg zu, 3 viereckigen Halbthürmen und dem die Stadt nach dem Rheine zu abschließenden schönen sogenannten Ochsenthurme. Dieses zierliche Bauwerk hat einen 80 Fuß hohen runden Unterbau mit 8 Fuß dicken Mauern, worauf innerhalb einer durch Zinnen bedeckten Gallerie ein 40 Fuß hoher acht-

eckiger Oberbau steht. Der Thurm ist jedenfalls älter, als der runde sehr ähnliche Thurm von Andernach, und wird wahrscheinlich gegen 1400 unter Erzbischof Werner erbaut sein. Die Mauer, welche die Liebfrauenkirche und die Vorstadt Kirchhausen umgab, ist bis auf ein altes malerisches Thor verschwunden. Offenbar mit zur Vertheidigung bestimmt ist der starke viereckige Thurm der auf der Anhöhe hinter der Stadt liegenden St. Martinskirche. Er ist nämlich, zweifelsohn erst im 14. oder 15. Jahrhundert, ähnlich wie die St. Martinskirche zu Münstermaifeld, nachträglich mit einer sehr zierlichen Zinnenbekrönung und Erkerthürmchen versehen und zur Hochwarte der Stadt umgeformt worden. Durch die zahlreichen Thürme, welche noch die deutlichen Spuren der Beschießungen des 30jährigen Krieges tragen, hat die Stadt noch heute ein ächt mittelalterliches Ansehen, welches indessen durch den vor der Stadt aufgeschütteten Eisenbahndamm in diesem Augenblick eine beträchtliche Einbuße erleiden wird.

Oberwesel zählte mit Inbegriff der Weiler Boppard und Engehell, des Hofes Schönberg bei der Schloßruine, dreier anderen Höfe und der 18 Mühlen, im J. 1830, in 395 steuerbaren und 8 steuerfreien Häusern 2365 Menschen, darunter 43 Juden, an sich selbst aber, nur mit Einschluß von 5, der Stadt dicht anliegenden Mühlen, höchstens 2100 Menschen (1677 im J. 1791) in 358 Häusern, von denen doch 14 im besagten J. 1830, diese beiläufig zu 8000 Rthlr. abgeschätzt, Behufs der dringend nothwendigen Erweiterung der Heerstraße abgerissen werden mußten. Die Markung enthält überhaupt 3782 Morgen Magdeburg., als 619 Morgen 131 Ruthen 43 Schuh Ackerland, 110 Morgen 9 Ruthen 74 Schuh Wiesen, 500 Morgen 82 Ruthen 13 Schuh Weinberge, 544 Morgen 45 Ruthen 12 Schuh Schlagholz, 11 Morgen 134 Ruthen 48 Schuh Wiesen mit Baumpflanzungen, 40 Morgen 72 Ruthen 33 Schuh Gärten, 405 Morgen 58 Ruthen 11 Schuh Hochwald, 82 Ruthen 48 Schuh Baumschule, 102 Morgen 33 Ruthen 7 Schuh Heide und Weideland, 569 Morgen 102 Ruthen 68 Schuh Oedland und Ufer, 93 Ruthen 6 Schuh Sumpf und Graben, 1 Morgen 99

Ruthen 32 Schuh Weiher und Canäle, 36 Morgen 179 Ruthen 35 Schuh Felsen, Ruinen, Sand- und Kiesgruben, 18 Morgen 105 Ruthen 61 Schuh Weidenpflanzungen, 25 Morgen 55 Ruthen 58 Schuh Gebäulichkeiten und Fabrikanlagen, 795 Morgen 62 Ruthen 9 Schuh unsteuerbaren und ertraglosen Raum, den mehrentheils der Rhein, so weit er hierher gehörig, einnimmt. Von dieser Markung entrichtete die Gemeinde, nach der allgemeinen Ausgleichung, für das Jahr 1829, an eigentlicher Grundsteuer 716 Rthlr. 14 Sgr. 7 Pf., an Häusersteuer 251 Rthlr 21 Sgr. 10 Pf., wovon indessen nur 720 Rthlr. 1 Sgr. 6 Pf., nämlich 532 Rthlr. 25 Sgr. 3 Pf. Grundsteuer, und 187 Rthlr. 6 Sgr. 3 Pf. Häusersteuer in die Staatscasse flossen.

Das Haupterzeugniß ist Wein, in mittelguten Jahren 800 Fuder, der bekanntlich zu den edelsten Gewächsen am Rhein gehört, auch immer höher im Preise steht als die mittlern Sorten des Rheingaues. Vorzüglich berühmt und gesucht ist der Engeheller, ein weißer Wein von dem eigenthümlichsten Duft und Geschmack, der stets um 25 Procent höher bezahlt wird als der eigentliche Oberweseler, wo hingegen der rothe Oberweseler, der vorzüglich in der sogenannten Flur, oberhalb der Stadt gewonnen wird, an Lieblichkeit und Stärke kaum dem Asmannshäuser und Steeger nachsteht. Auch auf dem rechten Rheinufer, in der Gemarkung von Caub, besitzt die hiesige Bürgerschaft einen bedeutenden Strich Weinberge, der wohl von Oberwesel aus urbar gemacht worden (er liegt der Stadt gegenüber, und zieht sich bis nach St. Goarshausen hinab, wäre also kaum von Caub aus zu bebauen), und der vermöge des im J. 1665 unter Pfalz-Neuburgischer Vermittlung zwischen Kurtrier und Kurpfalz errichteten Vertrags, von der Schatzung und allen andern außerordentlichen Anlagen befreiet worden, wogegen die Oberweseler Bürgerschaft jährlich 3½ Beede, 2½ an Kurpfalz, eine an die Stadt Caub, überhaupt 146 Gulden 10 Albus 14 Heller zu entrichten hat. Wie bedeutend dieser District, dessen Ertrag nicht einbegriffen unter den 800 Fudern, welche als jährliches Erzeugniß des Oberweseler Weingebirgs angenommen, ergibt sich daraus, daß er in der Pfälzischen Schatzungsrevision vom Jahre

1665 zu 27,060 Gulden Schatzungswerth angeschlagen, indessen das ganze übrige Caub nur 20,715 Gulden Schatzung hatte.

Außer den nothwendigen Handwerken bestehen in Oberwesel 8 oder 9 Tuchweber und zwei Rothgerber, für deren Gewerbe zwei starke Bäche, die von Birkheim herkommende Niederbach, die gleich bei dem Ochsenthurm in den Rhein mündet, und die Oberbach, große Vortheile bieten. Die Oberbach, in deren Thal die Engehell und die Boppard gelegen, geht mitten durch die Stadt, und birgt, hierin der Niederbach vergleichbar, in ihren vielen Wendungen die anmuthigsten Spaziergänge, deren Reiz doch mitunter durch grausenhafte Contraste gesteigert. Ein solcher findet sich in der sogenannten Würgenhell, auf deren höchstem Punkt der Ehrenbreitstein sichtbar wird. Von den Salmenfängen zwischen Wesel und St. Goar ist Bd. 5 S. 86—87 Rede gewesen. Unbedeutend sind die in Weseler Markung belegenen Schieferbrüche, Erze haben sich nirgends zeigen wollen, wenn gleich Konrad Weidelich von Bamberg am 13. Julius 1516 von Erzbischof Richard ermächtigt worden, bei St. Goars Capelle, wo ein meist von den Fluthen des Rheins bedeckter Sauerbrunnen quillt, zu schürfen. Die Stadt hält Jahrmarkt den zweiten Dienstag nach Ostern, 2 Tage, Dienstag und Mittwoch nach Allerseelen, dann im Gemeindewald bei der vormaligen Capelle zu St. Aldegund, Montag nach Jacobi, Kram- und Viehmarkt (S. 285), führt im Wappen einen schwarzen Adler im silbernen Felde, und betrachtet als ihr Wahrzeichen einen großen Stein auf dem Markt, mit dem Abdruck eines Hufeisens, der von dem Pferde des h. Hubert herrühren soll. Als Monumente der vormaligen Wichtigkeit der Stadt wurden gewöhnlich die weitläuftigen Trümmer des im J. 1689 mit seiner Umgebung eingeäscherten Rathhauses, dann die Münzstraße angeführt. Von dem Rathhause äußert Lassaulx: „Die wenigen Reste des unbedeutenden Rathhauses sind schon seit mehren Jahren verschwunden.“ Die Münzstraße bewahrt das Andenken der allem Ansehen nach von Erzbischof Kuno angelegten Münze. Von Kuno selbst kennt man einen hier geprägten Goldgulden, von seinem Nachfolger Werner mehre Goldgulden, Weißpfennige und Weißgroschen, von Otto

von Ziegenhayn Goldgulden und Weißgroschen, von Ulrich von Manderscheid einen Landheller, von Johann von Baden einen Denar, sonder Zweifel das letzte in Oberwesel geprägte Stück.

Mehr Aufmerksamkeit verdienen die Kirchen der Stadt, alle vier sehenswerth, eine fünfte, am nördlichen Ende von Oberwesel, hat ein Brand, im J. 1802, so ich nicht irre, ganz und gar vernichtet. Es war diese eine Dependenz des, nach Dielhelm „betrachtungswürdigen" Bernhardiner- oder Cisterziensernonnenklosters zu Allerheiligen, so nach Brauns Städtebuch „in dem Stifft Trier das alleräliste seyn solle." Sein Ursprung soll nämlich, freilich nicht als Cisterzienserkloster, in des h. Willibrord Zeiten fallen. Papst Gregor IX erließ d. d. Terni, 17. Juni 1237, zu Gunsten des Klosters, oder eigentlich zu dessen Verlegung nach anderer Stelle, einen Ablaßbrief. Heinrich von Salze, Burger zu Wesel, und seine Hausfrau Irmentrud, stiften sich eine Memorie durch Hingabe eines Wingerts an das Kloster, 1255. Werner genannt Rapa von Gauböckelheim und Aleid, Eheleute, verkaufen dem Kloster ihre Güter zu Horweiler um 20 Mark, 13. Jun. 1263. Emmerich von Schönberg, Humberts des Alten Sohn, und seine Gemahlin Greta verschreiben dem Kloster 2 Mark Zins von ihrem Hause in der Holzgasse 1264; eben so Emmerichs Schwester Benigna in demselben Jahre ½ Mark aus der Mühle zu Wapmannsroth. Humbert von Schönberg, Ritter, und Benigna, Eheleute, versichern ihren Nichten, den Töchtern des Ritters Graho von Dunen, und ihrer eigenen Tochter Agnes im Kloster zu Wesel, ihr Erbtheil, 31. Aug. 1265. Die Eheleute Dietrich und Gertrud zu Cöln stiften 7 Schilling aus einem Wingert zu Perscheid, 1268. Der Erzbischof Heinrich von Trier stellt dem Kloster zu Vortheil einen Ablaßbrief aus, in octava Assumptionis Mariae 1273. Ritter Lembikin und seine Frau Gertrude stiften 4 Schilling jährlich aus einem fränkischen Wingert bei Lengesheim 1273. Gebbold, Ritter, in Eppilsheim, seine Frau Benigna und sein Bruder Arnold, sowie dessen Frau Agnes, verkaufen dem Kloster die Zinsen, so dasselbe von dasigen Gütern an sie zu entrichten gehabt, 21. Jun. 1279. Werner von Treiß und Frau consentiren in den von ihren Vettern

Theoderich und Karl von Milewald, Gebrüdern, geschehenen Verkauf ihres zu Wesel gelegenen Hauses an das Kloster, ausgefertigt zu Treiß auf der Burg, am Sonntag Quasimodo 1280. Methildis, Konrads Wittwe schenkt all ihre Güter zu Wesel 1285, Humbert von Schönberg, Ritter, und seine Frau Lukard ein Haus und einen Wingert daselbst 1286. Friedrich von Heppenheft, Ritter, und Hildegund, Eheleute, stiften 6 Schilling aus einem Hof zu Klopp 1287. Die Rheingrafen Werner und Sifried, Gebrüder, bewilligen dem von Werner, genannt Masung, neuerbauten Kloster Allerheiligen die Zollfreiheit zu Geisenheim. Ein Datum ist nicht angegeben; Rheingraf Werner II starb 1268, Sifried I um 1303, die Rheingrafen besaßen in Wesel eine eigene Behausung, gleich neben dem Hospital. Heinrich, Sifrieds des Schenken von Sternberg Bruder, schenkt dem Kloster alle seine Habe, mit Ausnahme dessen, so er zu Kisselspey hat, 1295, die Clausnerin Gepa 14 Schilling aus einem Wingert in der Heybach 1300, und die Beguine Agnes, des Ritters Sybold von Winterheim Tochter, ihr Eigenthum zu Appenheim 1312. Der Wäpeling Konrad, Sohn der Margaretha Bagilse von Lorch, überläßt dem Kloster alle seine Güter in Horweiler, tauschweise gegen dessen Besitzungen zu Lorch, Mittwoch in der Osterwoche 1306. Der Trierische Weihbischof, Daniel Bischof von Mota, stellt Urkunde aus über die Weihung von zwei Altären in der Klosterkirche, verbunden mit einem Ablaßprivilegium für dieselben, Donnerstag nach Petri Kettenfeier 1322. Peter Ringreben testirt zu Gunsten seiner Schwester und einer im Kloster durch ihn gestifteten Spende, 13. Dec. 1340. Die Grafen Wilhelm und Eberhard von Katzenellenbogen, Gebrüder, freien des Klosters Güter am Zoll zu St. Goar, 11. Nov. 1381, und ein Gleiches thut Graf Johann, Sonntag nach Lucien 1415. Wilhelm Humbrecht von Schönberg präsentirt zu dem Liebfrauenaltar in der Klosterkirche, 1452 und 1455, wogegen der Convent den genannten Altar an den Priester Lorenz Gysel vergibt 1528. Friedrich I Kurfürst zu Pfalz ertheilt dem Kloster einen Freibrief für die Zölle zu Caub und Bacharach, Dienstag nach Kiliani 1476, und so thut Kurfürst Philipp, Montag nach Leonhardi 1477, und Kurfürst

Ludwig, Freitag nach Petri Kettenfeier 1501. Katharina Wingens schenkt ihre Güter in Cäuber Mark 1536. Der Convent einigt sich mit den Eheleuten Peter und Agathe Pletz, hinsichtlich der Aufnahme ihrer Tochter zu einem Conventskind, Montag nach Margarethen 1549. Die Mühle an der Niederbach wurde von Hieronymus Becker angekauft 21. Dec. 1574, für Seb. Burckhard und seine Frau ein Präbendebrief ausgefertigt den 17. Jun. 1611.

Das Kloster, erzählt Browerus, wurde durch zwei Feuersbrünste heimgesucht; die letzte, beiläufig 1467, erregte allgemeine Theilnahme, sowohl bei der Familie von Schönberg, von welcher die Stiftung ausgegangen war, als bei den Bürgern und andern Gläubigen, deren milde Beiträge der h. Vater durch wiederholte Indulgenzbriefe in Anspruch nahm. Das Visitationsrecht stand der Abtei Disibodenberg zu; nachdem diese um das J. 1532 unter weltliche Verwaltung gezogen worden, hatte auch Allerheiligen unter solchem Wechsel zu leiden. Es verfiel bitterer Armuth, bis des verwahrloseten Zustandes Kurfürst Johann VI sich erbarmte, und das Kloster Allerheiligen, durch Vertrag mit dem Ordensgeneral Nicolaus Boucherat im J. 1574 errichtet, der Abtei Himmerod untergab. Maria Justina Kröschel kommt von 1762—1794 als Aebtissin vor. Wie das Kloster zu dem Besitz des Domhofs in Caub gekommen, vermag ich nicht anzugeben. Nach dem Brande, der auch das Bild der schönen Schwester Angela, Fränzchen Sebastiani, Bd. 2 S. 448—452, verzehrte, wurde der von der Kirche und den Klostergebäuden eingenommene Raum mit Reben bepflanzt.

Der Stadt höchsten Punkt nimmt ein die Kirche zu St. Martin mit dem stumpfen Thurm, aus dessen Zinnen ein zweiter Thurm in verjüngtem Maasstab hervorgeht. Die Zinnen vornehmlich geben ihm das Ansehen eines Donjon, wie das an mehren Martinskirchen, zu Münstermaifeld und an Groß-St.-Martin in Cöln z. B., sich wiederfindet; eine Anspielung vielleicht auf des h. Martinus frühern Stand. Daß St. Martins Kirche in Oberwesel bisher nur einen Rector zum Vorstand gehabt habe, obgleich die Einkünfte hinreichend für den Unterhalt von sieben oder auch mehr Priestern, scheint gewissermaßen Erzbischof Dieter

von Nassau zu beklagen. Darum verordnet er in der Urkunde vom 12. Dec. 1303, mit Willen und Zustimmung Hermanns von Weilnau, des Archidiacons, und der Patrone, des Ritters Merbodo, weiland Tillmanns von Schönberg Sohn, und der Brüder Emmerich, Johann und Georg von Schönberg, Wäpelinge, daß inskünftige an dieser Kirche bestehen sollen Propstei, Decanat und fünf Präbenden, diese auf besondere, von den Einkünften des Propsten und des Dechants unterschiedene Gefälle radicirt. Alle sieben Präbenden haben die von Schönberg zu vergeben. Den Propst, der weder zur Seelsorge noch zur Residenz verpflichtet, aufzunehmen und zu investiren, hält der Erzbischof sich bevor. Der Dechant, Priester und residirend, hat die Chorherren, die in der Seelsorge ihm beistehen werden, zu investiren. Die Präbenden wurden auch sofort vergeben, obgleich zwei davon erst nach Ableben oder Resignirung des canonisch instituirten Propstes Berthold von Katzenellenbogen und des zur Dechanei präsentirten Heinrich von Lichtenberg errichtet werden sollten. Die Propstei und zwei Canonicate zu verleihen waren berufen die Gebrüder Emmerich, Johann und Georg von Schönberg oder ihre Erben, das Decanat und zwei Canonicate fielen auf Merbodos und seiner Erben Antheil, in der Präsentation zu dem fünften Canonicat sollten die beiden Stämme abwechseln. Die zu den Canonicaten präsentirten Individuen müssen Priester, oder befähigt sein, in des Jahres Verlauf die priesterliche Weihe zu empfangen. Bis dahin sie die Weihe haben, gelangen sie nicht zum Genuß der Präbende, sondern es sind die Einkünfte zum Besten der Fabrik zu verwenden. Würde ein solcher Präsentatus die Priesterweihe nicht binnen Jahresfrist erlangen, ihm auch von Seiten des Propstes, Dechants und Capitels keine Dispens ertheilt werden, so haben die Patrone, spätestens binnen 30 Tagen nach des Jahres Verlauf, eine andere Präsentation vorzunehmen. Sind sie darin nachlässig, so fällt das Präsentationsrecht an den Propst oder Dechant, und, falls diese ebenfalls saumselig sich erwiesen, nach Verlauf eines Monats, daß die Devolution ihnen eröffnet, an den Erzbischof. Einem jeden der Chorherren wird der Dechant auf Begehren alljährlich eine Vacanz von drei

Wochen bewilligen, doch daß der solchergestalt Entlassene an hohen Festtagen zugegen sein muß, damit der Kirchendienst nicht leide. Der zu der Kirche gehörige Hof wird für jetzt zwischen Propst und Dechant getheilt, so daß, was dem Haupteingang zur Rechten gelegen, mit der untern Hauptstube, dem unter der Stube gelegenen Keller, und dem Gaden über der Stube, bis zu dem Thor und dem Stall, samt der rückwärts befindlichen Küche, und dem darunter gelegenen Wingert, der sich von dem Kirchhofsweg bis zu der Stadtmauer ausdehnt, jedoch durch eine Mauer von dem Hof geschieden ist, dem Dechant Heinrich zufalle, während alles übrige, samt dem Garten, der außerhalb der Stadtmauer auf dem Abhang nach dem Nonnenkloster (das demnach ursprünglich vor der Stadtmauer stand) gelegen, dem Propst Berthold zugehören wird. Sollte sich ergeben, daß die Theilung nicht allerdings gleich, so wird derjenige, welchem das bessere Loos gefallen, seinen Collegen nach der Bestimmung verständiger Männer, mit barem Geld entschädigen, und dieses Geld dem geringern Loose zu einer Besserung verwendet werden. Als corpus praebendarum sind ausgesetzt zwei Wingerte im Hannert, 30 Malter Korn im Dorf Bassenheim, und der Hof in Appenheim samt Zinsen, Gänsen, Kapaunen ꝛc. Ferner zwei Wingerte, deren einer das Gesetz, der andere Werchenhellen in der Endigenbach genannt, die Wingerte in Hambruse und im Flur, item die Wingerte in Mesale und in Michelfeld, jener in dem Acker vor dem Thor, jener in Lützelbach und die zwei im Klüppelberg. Item die Wingerte und Theiltrauben, welche die Kirche bisher zu Niederburg, Damscheid, in Buden und der Rheinhalde besaß. Item soll der Weinberg neben dem, die Claus genannten Haus, und sothanes Haus, welches weiland der Jungfrau Benigna gewesen, endlich 6 Mark alljährlich aus den Zinsen der St. Martinskirche zu entnehmen, zu gleichen Theilen unter die Stiftsherren vertheilt werden. Hingegen werden Propst und Dechant den großen und kleinen Weinzehnten, die Frucht- und Haferzehnten, und alle sonstigen Gefälle zu gleichen Portionen unter sich theilen. Damit aber die Diener des Altars ein desto bessereres Auskommen finden, sollen, so oft Propstei,

Decanat oder Präbende ledig werden, die Früchte eines ganzen Jahrs zur Besserung der Präbenden angelegt werden. Endlich wird verordnet, daß der Propst alljährlich eine Mark, der Dechant eben so viel und jeder der Chorherren 6 Schilling Weselisch, in zwei Terminen, innerhalb der Allerheiligen- und der Osteroctave an den Rector der bei der Kirche bestehenden Schule entrichten sollen, so lange, bis aus diesen Beiträgen ein regelmäßiges Salarium von 4 Mark für den Rector erwachsen. Besiegelt ist sothane Urkunde von dem Chorbischof Hermann von Weilnau, von Merbodo von Schönberg, und Namens der Gebrüder Emmerich, Johann und Georg, als welche des Siegels ermangeln, von Heinrich von Schönberg dem Burggrafen.

Des Merbodo Antheil brachte eine Enkelin oder Urenkelin, Margaretha von Schönberg, Johanns Tochter, mit der Herrschaft Ehrenberg und andern Besitzungen an ihren zweiten Gemahl, Kuno von Pirmont, und Kunos Enkelin, Elisabeth von Pirmont an Philipp von Eltz, der wegen Vergebung der Propstei mit denen von Schönberg, oder dem andern Stamme in Streit gerieth, aber durch den am Samstag nach Misericordia 1538 mit Pfalzgraf Johann von Simmern in Betreff der Herrschaft Ehrenberg errichteten Vertrag, unter mehrem das Patronat der Dechanei und 3½ Präbende zu St. Martin an den Pfalzgrafen abtreten mußte. Dieses war indessen nur vorübergehend, denn schon am Montag nach Lätare 1545 wurden Philipps Söhne, Friedrich und Heinrich von Eltz, gegen Erlegung von 8000 rheinischen Gulden in Gold, mit der ganzen Herrschaft Ehrenberg belehnt, und hat Friedrich von Eltz im J. 1556 den Theoderich Schleichen, und der von Quad am 2. Dec. 1586 den Christian Collner als Dechant zu St. Martin präsentirt. Außer den Canonicaten bestanden noch mehre Vicariate; vom Tage Petri und Pauli 1429 ist die Sühne und Rachtung zwischen Junker Johann von Stein genannt Roney und dem Vicar des St. Marien-Magdalenen-Altars im Stift St. Martin mit dem Capellan zu Renstait über den Zins von einem, vom h. R. Reich herrührenden Haus in Wesel genannt Ortenberg.

Der dreißigjährige Krieg bereitete auch diesem Collegiatstift den Untergang, und es erhielt sich lediglich die Propstei, die fortwährend, und bis zum Erlöschen des Hauses, von denen von Schönberg, seitdem von den Erzbischöfen von Trier vergeben wurde. Der erste Propst, Berthold von Katzenellenbogen, des Grafen Dieter III von Katzenellenbogen jüngster Sohn, starb den 9. Oct. 1316. Als dessen Nachfolger werden genannt Johann von Rhens, 1365, 1368 und 1370; Johann Boos von Waldeck, schwört Samstag nach Lucien 1502, gest. 1508; Peter Lutern von Bornich, schwört 23. März 1508, gest. 1515; Wigand Fuisten; Richard von Eltz, präsentirt durch Philipp von Eltz, in Concurrenz mit Philipp von Stockheim, zu dessen Gunsten Richard letzlich, nach längerm Rechten resignirte; Philipp von Stockheim, durch die Brüder Johann und Friedrich von Schönberg präsentirt, schwört 6. Mai 1539 und stirbt 1548; Gottfried von Walderdorf, Domscholaster zu Trier, 1548 durch Friedrich den Aeltern von Schönberg präsentirt, stirbt als Chorbischof tit. S. Agathae, 10. Jan. 1570 more Trev.; Johann von Schönenburg mit den Kreuzen, präsentirt 1571, resignirte, nachdem er den 31. Julius 1581 zum Kurfürsten erwählt worden; Philipp Cratz von Scharfenstein, investirt den 14. Febr. 1582, starb als Fürstbischof zu Worms, 13. Jul. 1604; Philipp Sarler, schwört den 17. Nov. 1646; Anton Vogt, ernannt im Aug. 1655; Damian Karl Boos von Waldeck, ernannt den 6. Nov. 1753, starb als Dombechant zu Lüttich, 20. März 1787, und kommen zu seiner Zeit als Pfarrer zu St. Martin vor Johann Peter Prim, 1762—1765, und Melchior Baumgarten, 1766—1776; der letzte Propst, 1794, war Joseph Ludwig Beck, der vielvermögende Staatsrath. Unvollständiger noch ist das Verzeichniß der Dechante, wie ich es aufzustellen vermag: Heinrich von Lichtenberg, 1303; N. Fulken, 1393; Johann von Frankfurt, Licentiat des kanonischen Rechtes, Official zu Coblenz, 1441 und 1450; Nicolaus von Malsen, 1465; Kuno von Pirmont, präsentirt durch den Patron, Heinrich von Pirmont, den 7. Dec. und bestätigt 10. Dec. 1478; Jacob Hoelen von Pirmont, schwört den 15. Dec. 1496 und stirbt aõ 1512; Nicolaus

Alberti von St. Goar, Artium magister, präsentirt 12. April 1512 durch Herrn Eberhard von Pirmont, Ehrenberg und Reckheim, schwört 30. April 1512, wird auch 1515 genannt; Gerhard von Arscheidt, des Dechants zu St. Castor in Coblenz und vordem in St. Goar Bruder, schwört den 23. Oct. 1526 und stirbt 1556; Dietrich Schleichen, präsentirt 1556 durch Friedrich von Eltz, Herrn zu Ehrenberg, stirbt 1568; Adam Richardi, präsentirt 1568, schwört 13. Nov. 1570, gest. 1586; Damian Quadt von Landskron, präsentirt durch seinen Bruder Wilhelm, den Chorbischof tit. S. Castoris, 2. Dec. 1586, ohne doch seine Präsentation gegen den ebenfalls am 2. Dec. 1586 von der Herrschaft Ehrenberg präsentirten Christian Collener durchsetzen zu können, Collener empfangt die Investitur den 15. Jan. 1587. Peter Grandjean, ein Coblenzer, wurde 1723 von dem Kurfürsten zum Dechant und Pastor ernannt. In dem Laufe der französischen Occupation wurden die beiden Pfarreien, die Unterpfarre, St. Martin, und die Oberpfarre, Liebfrauen, combinirt, so zwar, daß der Pfarrer, seit längern Jahren Dechant, der hochverdiente Hr. Klütsch, bei St. Martin residirt, für den Kirchendienst zu Liebfrauen einen Vicarius bestellt. „Der Geistliche, der hier wohnt, hat ohnstreitig eine der wohlgelegensten Wohnungen. Man erfreut sich hier, wenn auch nicht einer sehr weiten, aber doch sehr malerischen Aussicht.“ Die Kirche hat vier Altäre, zu St. Martin, der Hochaltar, St. Laurentius, St. Erasmus, St. Anna, dieser in dem einen Seitenschiff. Das zweite Seitenschiff ist nicht zu Stande gekommen. Der Hochaltar wird gegenwärtig neu und auf das prächtigste ausstaffirt.

Der Schutzheilige dieser Kirche, und des gesamten Frankenvolks, Martinus, wurde im J. 316 zu Sabaria, Stein am Anger, Szombathely, in Pannonien, geboren, und hat die Frömmigkeit späterer Zeiten auf der Stelle, die einst des Knaben Wiege trug, eine Kirche erbaut, als Zubehör des neben ihr bestandenen Dominicanerklosters. Seines Vaters bleibender Wohnsitz ist daselbst aber nicht gewesen: Kriegsmann und endlich Tribun, mußte dieser ein bewegtes unstätes Leben führen, doch findet sich angemerkt, daß der Sohn seine Knabenjahre mehrentheils in Tici-

num, Pavia, verlebte. Zehn Jahre war Martin alt, und er kam, den heidnischen Eltern zu Undank, nach einer Kirche, begehrend in die Zahl der Katechumenen aufgenommen zu werden. So inbrünstig war er in seiner Andacht, daß er in dem Alter von 12 Jahren ein Einsiedler zu werden sich vorsetzte, und nur durch seine Jugend abgehalten wurde, die Gelübde zu sprechen. Es erging aber ein kaiserliches Edict, laut dessen die Söhne der Veteranen zum Kriegsdienst herangezogen werden sollten, und das schien dem Vater die erwünschte Gelegenheit, den Sohn demjenigen, so eine Thorheit in seinen Augen, zu entziehen: er verrieth den Häschern des Knaben stillen Aufenthalt. Martin wurde ergriffen, in Ketten und Banden zur Legion geschleppt, gezwungen zur Fahne zu schwören.

Einem allen seinen Neigungen widerstrebenden Beruf eingeführt, erachtete der siebenzehnjährige Martin sich verpflichtet, dessen Obliegenheiten nach ihrer ganzen Strenge zu erfüllen, ohne doch darum die Vorschriften christlicher Demuth zu verabsäumen. Seines Burschen Dienste mit gleichen Diensten zu vergelten, hat er niemals sich geschämt, häufig ihm die Schuhe ausgezogen und geputzt, mit ihm an einem Tisch gegessen, und dabei ihn bedient. Zwanzig ganzer Jahre hat er unter den Waffen zugebracht, und in dem so vielen Versuchungen ausgesetzten Stande stets von ihnen frei sich erhalten. Jederzeit seinen Kameraden liebreich, wußte er, wie sehr auch seine Lebensweise die ihrige verdammte, Aller Achtung sich zu verdienen: ihnen, wie allen Bedürftigen zu helfen war er stets willig. Die Hungrigen zu nähren, die Nackten zu kleiden, opferte er willig sein geringes Einkommen, kaum das zu seinem täglichen Unterhalt Erforderliche sich vorbehaltend. Denn keineswegs des Evangeliums tauber Zuhörer, dachte er nicht an den folgenden Tag.

Einstens, bei ganz ungewöhnlicher Winterkälte, traf er zu Amiens im Thor auf einen nackten Bettler. Der rief die Barmherzigkeit der Vorübergehenden an, und alle gingen sie an ihm vorüber. Nicht wollte Martin vorübergehen, wiewohl Waffen und Rock sein ganzer Reichthum. Wie dem Bettler zu helfen,

bedacht er sich keinen Augenblick, er nahm den Mantel von der Schulter, und mit einem kräftigen Schwerthieb hat er in zwei Hälften ihn gespaltet, die eine dem Bettler gegeben, die andere wieder umgeworfen. Einige, so deß Zeugen, lachten des Kriegsmannes, daß er in solcher Weise seinen Anzug entstelle, mehre aber schämten sich, daß sie von ihrem Ueberflusse nichts hergeben wollen, um des Armen Nacktheit zu bekleiden. In der folgenden Nacht erblickte Martinus den Heiland, der das dem Bettler gespendete Stück Mantel an sich trug. Es wurde ihm geboten, den Herrn genau anzusehen, auch das Kleidungsstück, so er weggegeben, anzuerkennen. Darauf sprach Jesus sehr vernehmbar zu den Engeln, die in großer Zahl ihn umgaben: „Mit diesem Gewand hat Martinus, der Katechumene mich bekleidet." Von wegen des ihm gewordenen Gesichtes im Geringsten nicht sich überhebend, suchte dieser vielmehr sich noch ferner zu heiligen durch den Empfang des Sacraments der Taufe, ão 351. Damals 35 Jahre zählend, hätte er wohl die Kriegsdienste aufgeben mögen, er ließ sich jedoch durch die Bitten seines Tribuns, mit dem er enge befreundet, bestimmen, noch fernere vier Jahre bei der Fahne auszuhalten.

Im Begriff, gegen die Barbaren auszuziehen, ließ der Cäsar Julian gelegentlich der Musterung zu Worms, 356, den Soldaten ein Gnadengeschenk reichen. Solches zu empfangen, wurde Mann für Mann aufgerufen, und betrachtete Martinus das als die geeigneteste Zeit, seinen Abschied zu begehren. Er sprach: „Bis jetzt, o Cäsar, habe ich für dich gestritten, laß mich nun meinem Gott dienen. Dein Geschenk empfange ein anderer, der dafür fechten wird; ich, der Soldat Christi, darf kein Blut vergießen." Darüber höchlich entrüstet, äußert der Tyrann: nicht um der Religion willen, sondern in der Furcht der am andern Tage zu liefernden Schlacht wolle er seine Waffenbrüder verlassen. Unerschrocken, gestärkt vielmehr durch die ihn bedrohende Gefahr, entgegnet Martinus: „Soll das der Feigheit, nicht dem Glauben zugeschrieben werden, so will ich morgen unbewaffnet vor die Schlachtlinie mich stellen, und im Namen des Herrn Jesu, durch das Kreuzeszeichen, nicht durch Schild

und Helm gedeckt, der Feinde dichteste Scharen durchbrechen.“ Er wurde zur Haft gebracht, damit er am andern Morgen seine Verheißung erfülle, der Barbaren Beute werde. Ueber die kam aber in der Nacht anderer Sinn, sie ließen durch Gesandte um Frieden bitten, und ergaben sich und all das Ihre in des Cäsars Willen.

Nachdem er in solcher Weise der Heeresfolge ledig geworden, eilte Martinus dem Lande der Pictaver zu, in der Schule christlicher Weisheit, so der dortige Bischof, der h. Hilarius eröffnet hatte, sich zu vervollkommnen. Den Werth des Schülers erkennend, suchte Hilarius ihn festzuhalten durch Verleihung des Diaconats. Solches verbat aber Martinus beharrlich, seine Unwürdigkeit vorschützend. Da kam dem erleuchteten Bischof in den Sinn, den Widerspenstigen zu beugen, indem er zu einem Amt ihn ernenne, das als eine Zurücksetzung gelten könne. Exorcist sollte Martin werden, und diese niedere Weihe auszuschlagen, wagt er nicht, damit ihm nicht angemuthet werde, er finde sie unangemessen seinem Verdienst. Bald darauf wurde im Traum ihm aufgegeben, daß er die Heimath und die immer noch im Heidenthum versunkenen Eltern besuche, eine fromme Sorgfalt ihnen zuwende. Dazu gab der h. Hilarius seinen Willen, unter vielen Bitten und Thränen ihm anbefehlend, des Wiederkommens nicht zu vergessen. Beim Abschied zeigte Martinus sich sehr bewegt, er würde, äußerte er, viele Widerwärtigkeit zu ertragen haben.

Gleich beim Uebersteigen der Alpen fiel er in eine Räuberbande. Schon hatte einer der Schelme die Streitaxt erhoben, das Haupt ihm zu spalten, doch fing ein zweiter den Streich auf. Aber die Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden, damit er dem ihm beigegebenen Hüter nicht entrinnen könne. Der führte ihn tiefer in die Wildniß, verlangte zu wissen, wer er sei? Ein Christ. Fragte jener weiter, ob er sich fürchte? Im Gegentheil habe er niemals ein ähnliches Gefühl von Sicherheit empfunden: er wisse, daß in der Versuchung die Barmherzigkeit Gottes am nächsten ihm sei; ihn jammere vielmehr wer, mit Raub und Ungerechtigkeit sich beflecken, der Barm-

herzigkeit Christi unwürdig werde. Diesem Eingang folgte ein ferneres Gespräch über Glaubenssachen, und das Wort Gottes hat Martinus dem Räuber gepredigt. Der glaubte, und wurde ein Frommer. Martinus aber, seine Reise fortsetzend, wurde jenseits Mailand von dem Teufel, der sich eine menschliche Gestalt zugelegt hatte, angerufen, gefragt, wohin des Wegs? Auf die Antwort, wohin Gott ihn rufe, entgegnet der Versucher, wohin er sich wenden, was er unternehmen möge, stets werde der Teufel ihm entgegen sein. Sprach der Fromme: „mir ist Gott ein Helfer, die Menschen fürcht ich nicht," und der Feind verschwand.

Zu den Seinen gelangt, entband Martinus seine Mutter der Fesseln des Heidenthums, während der Vater in der Nacht des Irrthums beharrte, mehre bekehrte er durch sein Beispiel. Aber die arianische Ketzerei, durch welche die Welt verpestet, hatte vorzüglich in Illyrien Wurzel gefaßt: der einzige beinahe bekämpfte Martinus die abgefallenen Priester, wogegen sie mit harten Strafen ihn verfolgten, namentlich ihn öffentlich stäupen ließen, daß er am Ende genöthigt, die Vaterstadt, eine ihm feindlich gewordene Heimath zu verlassen. Zu Mailand angelangt, hörte er von den Wirren in Gallien, und wie der h. Hilarius durch der Ketzer Bosheit ins Elend getrieben worden: er suchte und fand Aufnahme in einem der Klöster von Mailand. Den Aufenthalt verleidete ihm sehr bald der Arianer Oberhaupt, Auxentius, der Verfolgung zu entgehen, flüchtete er, begleitet von einem Priester seltener Tugend, nach der Insel Gallinaria. Hier lebte er eine Zeitlang einzig von wilden Kräutern; unvorsichtig eines Tages Nieswurz zu sich nehmend, gerieth er über sothane Kost in die äußerste Todesnoth. Er betete, und es wich aller Schmerz. Vernehmend, daß dem h. Hilarius erlaubt worden, nach seinem Sitz zurückzukehren, begab Martinus sich auf den Weg nach Rom, in der Absicht, dort mit ihm zusammenzutreffen. Der Freund empfing ihn auf das Liebreichste, Martinus aber, dem vielleicht das Geräusch der großen Stadt lästig, bezog ein ihr benachbartes Kloster. Hier fand sich zu ihm ein Katechumene, um dem Mann Gottes zur Seite die Geheimnisse höherer Weis-

heit zu ergründen. Der erkrankte aber in den nächsten Tagen, und als eine Leiche fand ihn wieder der nach dreitägiger Abwesenheit heimkehrende Martinus. Ueber dem plötzlichen Todesfall hatte der Sterbende die h. Taufe nicht empfangen können. Den Verblichenen umgaben, betend und trauernd, die Brüder, als Martinus unter sie trat, die Zelle verlassen sie hieß und die Thüre verschloß; dann warf er sich auf den entseelten Leichnam, und im Gebet verharrend, hat er in dem Laufe von zwei Stunden die entflohene Seele in ihre Hülle zurückgerufen. Sein dankender Jubelruf verkündigte den draußen ängstlich Harrenden, was in der Zelle sich zugetragen, sie schauten lebendig, den sie als einen Todten verlassen. Der solchergestalten Erweckte wurde getauft und lebte noch mehre Jahre; zum öftern erzählte er, wie seine Seele, dem Körper entwichen, und dem höchsten Richterstuhl vorgeführt, an einen Ort der Finsterniß, wo nicht die beste Gesellschaft, verwiesen worden. Indem aber hätten zwei Engel dem Weltrichter vorgestellt, das sei derjenige, für welchen Martin bete, und in Betracht dieses Gebets sei ihm vergönnt worden, nach der Welt zurückzukehren. »A cette époque notre lumière commença à paraître, et la Gaule à être éclairée des rayons d'un nouvel astre; c'est-à-dire que dans ce temps saint Martin commença à prêcher dans les Gaules, faisant connaître aux peuples, par un grand nombre de miracles, le Christ, vrai fils de Dieu, et dissipant l'incrédulité des Gentils. Il détruisit leurs temples, accabla l'hérésie, bâtit des églises, et, brillant par un grand nombre d'autres miracles, pour mettre le comble à sa gloire, il rendit trois morts à la vie.« Nach Verlauf kurzer Zeit besuchte Martin das Landgut des Lupicinus, eines reichen und angesehenen Mannes. Es empfing ihn Wehklage und Jammergeschrei, eben hatte ein Knecht sich erhängt. Zu dessen Kammer ließ der Heilige sich führen, vor allem die Anwesenden insgesamt abtreten, dann streckte er über die Leiche sich aus, und die belebt sich allgemach unter seinem Gebet. Nicht lange, und der von den Todten Erstandene schreitet, durch die Hand seines Erretters unterstützt, zur Halle hinab.

Gallien als sein zweites Vaterland betrachtend, verschloß Martin sich in einem Kloster bei Poitiers. Das zu begründen, hatte der h. Hilarius ihm ein Gütchen, Locociagum, das heutige Ligugé, zwei Leuken von Poitiers, überlassen. Daselbst erbaute Martinus das Kloster, so man für das älteste in Gallien hält, und das noch im 8. Jahrhundert vorhanden. Der Bischofstuhl von Tours wurde erledigt, und zu ihrem Bischof den frommen Religiosen zu haben wünschten die Turonen, nur wußte keiner, wie ihm beizukommen, da er nicht leicht die heiligen Mauern verließ. Ruricius übernahm es, den Heiligen nach Tours zu locken, und das gelang, indem er dessen Beistand für seine angeblich erkrankte Frau erflehte. Unterwegs schlichtete Martin die Streithändel dortiger Bürger, und es kam zur Bischofswahl, Behufs deren die ganze Provinz versammelt. Ein einziger Wille beherrschte die Versammlung, Martinus sei unser Bischof, glücklich die Kirche, der ein solcher Vorsteher wird, hieß es in aller Munde. Nur wenige, namentlich einige Bischöfe, so ihr Interesse bei der Wahl des Metropoliten herbeigerufen, erhoben Einwendungen: es sei ein verächtlicher Mensch, der bischöflichen Ehren unwürdig, in Kleidung schmutzig, ungekämmt sein Haar. Aber was Gott wollte, hat auch das Volk gewollt. Unter den Bischöfen war Defensor des h. Martinus thätigster Widersacher, und setzte es daher großen Jubel, als in der Unordnung, durch das Gedräng in der Kirche veranlaßt, der für die Lection bestimmte Psalm nicht sogleich aufgefunden werden konnte, und deshalb jemand den ersten Psalm, der in dem Psalterium ihm vorgekommen, anstimmte, den Psalm 32, anhebend mit den Worten: Ex ore infantium et lactentium perfecisti laudem propter inimicos tuos, ut destruas inimicum et *defensorem:* alsobald verstanden, wurde die Anspielung entscheidend für Martins Wahl.

Kaum wird es nöthig sein zu erinnern, daß Martin, zu den Herrlichkeiten des Episcopats erhoben, in allen Dingen die Lebensweise des demüthigen Mönchs fortsetzte. Eine Zeitlang bewohnte er das der Kirche angebaute Zellchen. Weil ihm aber die vielfältigen Besuche lästig wurden, wählte er zu seinem Aufenthalt eine in ge-

ringer Entfernung von der Stadt, jenseits der Loire, entlegene Stelle, die in ihrer Einsamkeit einer Thebais nicht unähnlich. Auf der einen Seite von Felsen umschlossen, hatte sie vor sich eine schmale, durch die Loire begrenzte Ebne. Dahin führte ein einziger enger Weg. Dort bezog Martin eine aus Holz gezimmerte Zelle, und in ähnlicher Weise waren theilweise die Brüder untergebracht. Die mehrsten aber hauseten in den Hölen, deren das felsige Ufer der Loire so viele darbietet, das Ganze erwuchs zu einer Abtei, die als das bedeutendste der von Martinus gestifteten Klöster den Namen Majus Monasterium, mit der Zeit in Marmoûtier verwandelt, empfing. Marmoûtier, das über dem fortwährenden Anwuchs der Stadt Tours ein Bestandtheil ihrer Vorstadt St. Symphorien geworden, bestand in seiner klösterlichen Verfassung, bis das Zeitalter Belials, 1790, gekommen. Die in den Felsen ausgehauenen Zellen konnten die Vandalen freilich nicht zerstören. Hier lebten unter Martins Leitung an die achtzig Brüder, keiner besaß etwas zu eigen, alles wurde in die Gemeinschaft gegeben. Kaufen und verkaufen war Allen untersagt. Keine Kunst wurde getrieben, das Schreiben allein ausgenommen, und dazu wurden die jüngern Mönche verwendet, die ältern mußten beten. Selten verließ einer seine Zelle, es geschah denn, um der gemeinsamen Andacht beizuwohnen. Wein war einzig den Kranken vorbehalten. Die meisten bekleideten sich mit Tuch aus Kameelhaar gewebt: weichere Stoffe zu tragen war als ein Verbrechen verpönt. Unter denjenigen, welche dieser strengen Lebensart sich unterwarfen, waren viele Edle, die doch in ganz anderer Weise erzogen worden. Viele derselben haben wir später als Bischöfe gesehen. Denn welche Stadt oder Kirche hätte nicht gebuhlt um einen Priester aus St. Martins Kloster.

Von ihm selbst soll indessen vornehmlich die Rede sein. Nicht weit von der Stadt, dem Kloster näher, befand sich eine Stelle, so der Menschen Wahn als die Grabstätte eines Märtyrers in Ehren hielt, ja es hatte einer der vorigen Bischöfe dabei einen Altar errichtet. Martinus, nicht geneigt, Zweifelhaftem Glauben zu schenken, befragte die Aeltesten seiner Clerisei um den Namen des Märtyrers, um die Zeit seiner Passion: darüber konnte niemand Gewisses berichten. Längere Zeit hielt der

Bischof sich dem Orte fern, um dem Vorwurf, er habe eine wenn auch zweifelhafte fromme Pflicht verabsäumt, zu entgehen, daneben um nicht, indem er den Wahn des Volks zu theilen scheine, dem Aberglauben zu fröhnen. Eines Tags aber verfügte er sich, von wenigen Brüdern begleitet, zur Stelle. Vor dem Grabe stehend, flehte er zu dem Herren, daß ihm kund gethan werde, wer und weß Geistes Kind hier begraben. Indem er hierauf zur Linken sich wendete, erblickte er eine widerliche gräßliche Gestalt. Der gebot er, sich zu nennen, sich zu legitimiren. Sie offenbarte ihren Namen und ihr Verbrechen, daß sie, Räuber im Leben, hier mit dem Tode gebüßt habe, daß sie, in der Pein, mit den Märtyrern in der Glorie nichts gemein habe. Das Gespräch vernahmen die Umstehenden, gesehen haben sie nichts. Darauf ließ Martinus den Altar beseitigen, und dem Aberglauben war gesteuert.

Gelegentlich einer Reise traf der Bischof zusammen mit der Leiche eines Heiden und ihrem abgöttischen Gefolge. Ein halbes Tausend Schritte davon entfernt, machte er Halt, denn das ländliche Aussehen der Leute fiel ihm auf, und noch mehr das Flattern der durch den Wind bewegten, den Leichnam bedeckenden leinenen Tücher; er glaubte die gottlosen Ceremonien eines heidnischen Opfers zu erblicken, dieweil es der Gallier Brauch, zu gewissen Zeiten ihre Götzenbilder, mit dem weißen Linnen bedeckt, durch die Felder spazieren zu führen. In dieser Meinung machte er gegen den Zug das Zeichen des Kreuzes, gebot, daß keiner von der Stelle sich rühre, daß die Träger ihre Last niedersetzten. Im ersten Augenblick erstarrten die Elendigen, daß sie Felsen vergleichbar, sodann ermannten sie sich zu den gewaltsamsten Anstrengungen, die verlorne Regsamkeit wieder zu gewinnen. Das wollte aber nicht gelingen, nur daß manche, dem Kräusel gleich, hin und her sich drehten und rollten, bis sie dann, vollständig überwältigt, die Leiche niedersetzten, und, von Staunen ergriffen, sich begafften und durch Mienenspiel einander zu befragen schienen, was ihnen geschehen. Nachdem jedoch der Mann Gottes wahrgenommen, daß die Versammlung einem Leichenconduct, nicht aber sündhaftem Opfer gelte, streckte er nochmals die Hand

gegen sie aus, und sofort mochte sie frei und ungehindert ihren Weg verfolgen.

Einstens hatte Martinus in einem Dorfe den uralten Tempel gebrochen, und es sollte nun auch die neben der Tempelstätte sich erhebende Fichte gefällt werden. Dem widersprachen mit Ungestümm der Ortsvorsteher und viele der Insassen, wiewohl sie gleichgültig geblieben bei der Zerstörung des Schauplatzes einer vermeinten Andacht. Ernstlich sprach Martinus ihnen zu, erinnerte sie, daß nichts Geweihtes in dem Baume, ermahnte sie, dem Gott zu folgen, dem er diene, sagte ihnen, daß der Baum, indem er dem Teufel geweihet, nicht länger stehen dürfe. Da sprach von Allen der vorlauteste: „Wenn du Vertrauen hast zu dem Gott, welchen anzubeten du vorgibst, so wollen wir selbst jenen Baum abhauen, den wirst du aber in seinem Fall aufzufangen haben. Ist der Herr, wie du sagst, mit dir, so wird er dich bewahren.“ Dem hat Martin, felsenfest in seinem Glauben, eingewilligt, und gern ist auf den Vorschlag die Gemeinde eingegangen, erwägend, daß des Baumes Fall sie des Feindes ihrer Götter entledigen würde. Der Baum neigte sich bereits nach der einen Seite, ohne Zweifel in Gefolge der ersten gegen ihn gerichteten Axtschläge, und weil vorzusehen, daß nach dieser Seite der Fall erfolgen würde, wurde in derselben Richtung der Heilige, gebunden, aufgestellt. In ausgelassener Lustigkeit gingen die Bauern an die Arbeit. Schon begann die Fichte zu wanken, jeden Augenblick konnte sie zu Fall kommen. Die Mönche, des Heiligen Begleiter, schauten in starrem Entsetzen den Fortgang der Gefahr, der Hoffnung und des Glaubens bar, erwarteten sie nur mehr des Meisters Tod. Der aber, in Gott vertrauend, blieb unerschüttert, nur daß er, das Gekrach des ihm zugerichteten Falles vernehmend, das Zeichen des Heils ihm entgegensetzte. Und wie durch einen Sturmwind ergriffen, wendet der Stamm sich der andern Seite zu, und kaum entgingen dem Tode die dort in voller Sicherheit sich zu befinden geglaubt hatten. Ein Schrei durchdrang die Lüfte, es erstarrten die Heiden ob des Mirakels, es weinten freudige Thränen die Mönche, einträchtig wurde von Allen Christi Namen gepriesen, und fand sich in der

unzähligen Menge der allda versammelten Götzendiener kaum einer, der nicht verlangt hätte, durch Auflegung der geheiligten Hände das Zeichen seiner Anwerbung für den Dienst Jesu Christi, den bis dahin nur sehr wenige nennen gehört hatten, zu empfangen. Regelmäßig hat Martinus, wo er einen Tempel zerstörte, sofort eine Kirche oder ein Kloster hingesetzt.

Um dieselbe Zeit schleuderte er die Brandfackel gegen einen sehr alten hochberühmten Tempel. Die Flamme ergriff auch das anstoßende Haus, und bestieg, ihr Einhalt zu thun, Martinus das bedrohte Dach. Auf sein Gebet wich die Flamme, wie heftig auch der Wind sie vor sich hertrieb. In dem Dorfe Leprosum stand ein überreicher Tempel, den ebenfalls wollte Martinus vernichten, es widerstand ihm aber der Heiden Menge, und er wurde in der empfindlichsten Art zurückgewiesen. Da zog er sich zurück in einen benachbarten Ort, fastend, mit dem Cilicium bekleidet, mit Asche bedeckt, betete er drei ganzer Tage unausgesetzt, daß jener Tempel, welchen zu brechen, menschliche Kräfte unvermögend, auf des Herren Gebot untergehen möge. Und es fanden sich alsbald zwei Engel zu ihm, bewaffnet mit Schild und Lanze, sprechend, sie seien von Gott gesendet, um die Bauern zu verscheuchen und den Gottesmann zu beschützen, auf daß keiner ihn hindere, den Tempel zu zerstören. Darum möge er wiederum hingehen, vollenden, was er angefangen. Eilt also Martinus, dem nachzukommen, und die in Scharen zugelaufenen Heiden schauten ruhig zu, wie er das Haus der Sünde bis auf die Grundmauern niederriß, zu Staub Altäre und Götzenbilder schlug. Und die Bauern überzeugten sich, daß es die Hand des Herren, durch welche sie geschreckt und gefesselt worden, glaubten an Jesum, sagten ab den Götzenbildern, die sich nicht helfen konnten. In einem Dorfe der Aeduer, wo ebenfalls der Heilige beschäftigt, den Tempel einzureißen, wurde er von einem wüthenden Haufen angefallen. Der Verwegenste ging auf ihn mit gezücktem Schwerte los, und er warf den Mantel von sich, bot dem Streiche den entblößten Nacken dar. Ausholte der Heide, zu hoch jedoch die Rechte erhebend, fiel er rücklings nieder; vom Schrecken Gottes überwältigt, bat er demüthig um

Verzeihung. An vielen Orten fühlten sich die Heiden von des Bischofs Redemacht dergestalt ergriffen, daß sie selbst Hand anlegten, ihre Tempel niederzuwerfen.

So wirksam erzeigte sich die ihm verliehene Kraft der Heilungen, daß fast niemals vergeblich Kranke ihm vorgeführt wurden. Ein Mädchen zu Trier war durch paralytische Anfälle dermaßen gelähmt, daß alle seine Glieder erstorben, nur mehr an einem dünnen Faden das Leben hing. In der Erwartung, den nächsten Augenblick eine Leiche bestatten zu müssen, versammelten sich die trauernden Anverwandten, und es wurde ihnen kund gethan, Martinus befinde sich in der Stadt. Zu ihm eilt, seiner selbst beinahe bewußtlos, der Vater, für seine Tochter zu bitten. Zufällig befand der Heilige sich in der Kirche. Vor dem wirft sich Angesichts der Gemeinde und der zahlreich versammelten Bischöfe der greise Vater heulend auf die Knie, spricht: „Meine Tochter stirbt an dem kläglichsten Uebel, und was bitterer als der Tod selbst, sie lebt nur mehr im Geiste, im Fleische ist sie gestorben. Ich bitte dich, gehe zu ihr hin, segne sie, denn ich vertraue festiglich, daß du ihr die Gesundheit wiedergeben wirst.“ Ob solcher Rede bestürzt, machte der Heilige Einwendungen, sagend, die Kraft, dergleichen zu thun, sei ihm nicht verliehen, der alte Mann befinde sich im Irrthum, für seine Person fühle er sich nicht würdig, daß durch ihn der Herr verherrlicht werde. Um so schmerzlicher jammerte, um so dringender bat der Vater, daß er das leblose Kind besuchen möge: sich fügend endlich dem vereinten Zureden der anwesenden Bischöfe, ging Martin nach des Mädchens Haus. Ihm folgte eine unzählige Menschenmenge, vor der Hausthüre ehrerbietig des Heiligen Thun abzuwarten. Nach seinem Brauche betete er vordersamst, ausgestreckt zum Boden. Dann trat er zum Mädchen heran, verlangte Oel, segnete das, und flößte einige Tropfen der heiligen Flüssigkeit dem Munde der Kranken ein. Sofort kam ihr die Stimme wieder, allmälig belebten sich, über der Berührung des Heiligen, ihre erstorbenen Glieder, daß sie zuletzt vermögend, sich zu erheben und ohne irgend einen Beistand vor die lauschende Menge zu treten.

Der Proconsular Tetradius hatte einen Diener, welcher vom Bösen besessen, ausersehen schien, das schrecklichste Ende zu nehmen. Er bat, Martin möge den Elenden sich vorführen lassen, die Hände ihm auflegen. Beides sollte geschehen, aber in keiner Weise wollte der unsaubere Gast zugeben, daß der geplagte Mensch aus seiner Stube herausgezogen werde: gegen alle, die ihm sich zu nahen wagten, wüthete er in nie erhörter Weise. Tetradius wirft sich dem Gottesmann zu Füßen, bittet, daß er sich gefallen lasse einzukehren dem Hause wo der Besessene weilt. Martin erklärt, das Haus eines Weltlichen, eines Heiden, dürfe er nicht betreten. Tetradius verspricht ein Christ zu werden, falls der böse Geist aus dem Knaben gebannt werde. Und der Heilige legt dem Kranken die Hand auf, es entflieht der Unhold, Tetradius aber glaubte an Jesum Christum, wurde zur Stunde ein Katechumene, nicht lange darnach getauft, und hat Zeitlebens Martinum als den Urheber seines Heils verehrt. Tetradius soll sein Haus zu einer Kirche, welche der Anfang der berühmten Abtei St. Martin geworden ist, umgebaut haben.

Um dieselbe Zeit zum Besuch in ein Haus gekommen, blieb Martin wie angewurzelt auf der Schwelle, betheuernd, im Vorhaus erblicke er schrecklichen Teufelsspuk. Daß der weiche, befahl der Mann Gottes, und im Augenblick erfaßte der Spuk einen im Innern des Hauses wohnenden Anverwandten der Familie. Der Elende fletschte die Zähne, verwundete alle die ihm begegneten. Die Hausgenossen wurden von Entsetzen erfüllt, die Andern begaben sich auf die Flucht. Martin stellt sich dem Wüthenden entgegen, gebietet ihm, nicht von der Stelle zu weichen, dieser knirscht mit den Zähnen, als wolle er alles zermalmen, und Martin stößt ihm die Finger in den gähnenden Rachen, dazu sprechend: „Friß die, wenn du dessen mächtig.“ Und als fühle er glühendes Eisen in der Kehle, zog der Rasende das Gebiß zurück, sorgfältig vermeidend, die Finger des Gottesmannes zu berühren. Darauf wurde mit Beschwörungen und Strafen dem Höllenhund zugesetzt, bis er aus dem besessenen Leibe wich. Nicht aber wurde ihm erlaubt, durch den Mund seinen Rückzug zu

bewerkstelligen, sondern er entfloh mittels eines Bauchflusses, der die häßlichsten Spuren zurückließ.

Um die gleiche Zeit wurde die Stadt Trier durch das Gerücht eines bevorstehenden Einfalles der Barbaren beunruhigt. Der Heilige ließ sich einen Besessenen vorführen, und gebot dem zu offenbaren, ob in Wahrheit jenes Gerücht begründet sei. Da erfolgte das Geständniß, es seien der Teufel sechszehn gewesen, welche die falsche Nachricht unter dem Volke verbreiteten, lediglich damit Martinus durch den Schrecken aus der Stadt vertrieben werde; die Barbaren dächten im mindesten nicht an Invasion. Durch solches Bekenntniß, welches in der Kirche selbst der böse Geist abzulegen sich genöthigt sah, wurde die Bevölkerung der Stadt ihrer Angst ledig.

Alle diese Dinge ereigneten sich während Martins zweitem Aufenthalt in Trier. Das erstemal war er gleich nach seiner Erhebung zum bischöflichen Stuhl dort eingetroffen, um gewisse Angelegenheiten am Hofe zu betreiben. Valentinian aber, dem nicht unbekannt, was Martin sich zu erbitten gedenke, und der solches zu bewilligen, keineswegs gesonnen, hatte befohlen, ihm den Eingang seines Palastes zu versagen. Hart und stolz von Art, war Valentinian noch dazu beherrscht durch die Arianerin, seine Gemahlin Justina: die hatte Alles aufgeboten, um ihren Herren dem heiligen Manne abzuwenden, um zu verhindern, daß er demselben die ihm gebürende Ehre erweise. Martinus, nachdem er zu wiederholten malen, stets vergeblich, versucht, zu dem stolzen Selbstherrscher zu gelangen, erhob die vielfältig erprobten Waffen, bekleidete sich mit dem Cilicium, bestreute sein Haupt mit Asche, versagte sich Speise und Trank, verharrte Tag und Nacht im Gebet. Am siebenten Tage trat vor ihn ein Engel, gebot ihm, nach dem Palast zu gehen: deß Thüren, wenn auch verschlossen, würden von selbst sich öffnen, daß er zur Milde den Kaiser gestimmt finde, könne er versichert sein. Im Vertrauen auf des Engels Mittheilung und Beistand kommt Martinus zum Palast; offen stehen die Zugänge, niemand tritt ihm hindernd entgegen, er gelangt zum Kaiser. Der, von der Ferne ihn erblickend, knirscht vor Wuth mit den Zähnen, und

macht keine Miene zum Empfang des Besuchs von seinem Sitz sich zu erheben, bis die Flammen um seinen Thron auflodern, und der Brand ihn an dem Theile seines Leibes, worauf er sich niedergelassen, berühret. Also wird von seinem Thron der Uebermüthige vertrieben, wider seinen Willen dahin gebracht, vor Martinus sich zu erheben, demjenigen, welchen zu verachten er sich vorgesetzt, Ehrfurcht, ja Liebe zu bezeigen. Martinus wurde sogar der Mühe enthoben, seine Bitten vorzutragen, alles was er wünschen konnte, hat, ihm zuvorkommend, der Kaiser bewilligt, auch demnächst häufig zum Gespräch oder zu Gastgeboten ihn eingeladen. Martins wichtigste Angelegenheit, während des zweiten Aufenthaltes in Trier, galt der Ketzerei der Priscillianisten. Er fand, daß Ithacus, der hispanische Bischof von Ossonoba, in ihrer Verfolgung übermäßiger Strenge sich gebrauche, und suchte durch gütliche Vorstellungen ihn zu besänftigen, erhielt auch von Kaiser Maximus das Versprechen, es solle der Unglücklichen Blut nicht vergossen werden.

Er hatte dem Kaiser vorgestellt, es würde Strafe genug sein, wenn die Ketzer, als solche durch der Bischöfe Ausspruch anerkannt, aus ihren Kirchen verwiesen würden; hingegen würde es zu neuem unerhörten Aergerniß gereichen, wenn der weltliche Richter über kirchliche Angelegenheiten entscheiden sollte. Es blieb auch, so lange Martinus in Trier weilte, die Sache ausgesetzt, sobald er aber die Stadt verlassen, änderte Maximus, vermuthlich auf Anrathen des Rufus und Magnus, spanische Bischöfe, die ebenfalls durch den Priscillianismus nach Trier gerufen, seine Meinung, und es wurde die Untersuchung dem Praefectus praetorio Ivodius aufgetragen, während Martinus, wegen seiner Milde, durch den Bischof von Ossonoba als ein Ketzer verschrien wurde. Es erging auch gegen die Priscillianisten ein sehr strenges Urtheil, das indessen, wie es Martin vorgesehen, keineswegs dem Uebel abhalf. „Des Priscillianus und seiner Anhänger Tod diente anstatt das Feuer der Ketzerei auszulöschen, vielmehr dazu, solches nur desto mehr anzuzünden. Denn seine Anhänger entwendeten die Leichen der Hingerichteten, und brachten sie nach Spanien, allwo sie anfingen, ihnen, als so viel Märtyrern, eine

Verehrung zu erzeigen. Auch in Gallien verursachte diese Begebenheit große Verwirrung, da einige Bischöfe, den Theognistes an der Spitze, mit dem Bischof Ithacus und seinem Landsmann und Gehülfen, dem Bischof Idacius oder Ursacius von Merida, keine Gemeinschaft haben wollten, sie als irregulares betrachteten, weil sie des Priscillianus und seiner Sectirer Ankläger, und die Ursache ihres Todes geworden. Andere, die minder scrupulös, auch die Angefeindeten bei dem Kaiser in Gnaden sahen, verharrten in ihrer Gemeinschaft.

„Die in solcher Weise sich ankündigende Spaltung zu beseitigen, veranstaltete der Kaiser in Trier einen Convent von Bischöfen, wo die mehrsten Stimmen, aus Gefälligkeit für den Herrscher, dahin sich erklärten, daß Ithacus von der Gemeinschaft der Kirche nicht ausgeschlossen, gleich wenig irregularis sei, wie sehr dem auch einige Eiferer für die Kirchenzucht widersprachen. Idacius aber, gewahrend, daß mit diesen die Mehrzahl der abwesenden Bischöfe, in Gallien sowohl, als anderer Orten, gleicher Meinung, legte freiwillig sein Bisthum nieder.“ Mittlerweile hat der h. Martin ebenfalls, ungerufen, wie es scheint, auf den Weg nach Trier sich begeben. „Unter verschiedenen Bewegungsgründen, die er zu dieser Reise hatte, war die hauptsächlichste diese, weil Maximus Vorhabens war, Inquisitions-Tribunen nach Spanien zu senden, welche die mit der Ketzerei Befleckten zum Tod verurtheilen, und ihre Güter einziehen sollten. St. Martin erschrack über diesen Entwurf, befürchtend, daß diese peinlichen Richter sich durch den Geiz, der Unschuldige und Strafbare nicht unterscheidet, blenden lassen, und ebenfalls viel Unheil unter den Katholiken anrichten würden, hielt es daher für seine Schuldigkeit, alles anzuwenden, um die Ausführung dieses Entschlusses zu hintertreiben.“

Die Meldung von seiner Annäherung brachte große Bestürzung unter die versammelten Bischöfe: sie befürchteten, daß er ihre Gemeinschaft meidend, die Zweifelhaftigen unter ihnen durch das Gewicht seiner Persönlichkeit umstimmen, die Ehrfurcht für seine Heiligkeit dem Kaiser mildere Gesinnungen einflößen würde. „Sie baten darum den Maximus, ihm den Eintritt der Stadt verbieten zu lassen,“ bis dahin er seine Bereitwilligkeit,

mit den versammelten Bischöfen Frieden zu halten, ausgesprochen haben würde. In dem Sinn befragt, äußerte Martin, Christi Frieden bringe er mit sich, „und es wurde ihm der Eingang verstattet, worauf er jedoch mit den Bischöfen von des Ithacus Partei keine Gemeinschaft haben wollte. Hierüber beklagten sich die Bischöfe aufs heftigste bei dem Maximus, und dieser von der besondern Heiligkeit St. Martins eingenommene Herr suchte ihn durch Liebe zu gewinnen, ihn zu überreden, daß Ithacus durch die Kirchenversammlung gerechtfertigt, von der ihm angeschuldigten Unregelmäßigkeit losgesprochen sei." Während aber die Collegen durch schmähliche Deferenz für den Monarchen mehr und mehr sich herabwürdigten, behauptete der einzige Martinus eine apostolische Autorität.

So oft er, für Andere zu bitten, dem Kaiser sich nahete, schien er vielmehr zu befehlen, als zu bitten. Häufig zu dessen Tafel geladen, entgegnete er, ein Tischgenosse könne er nicht sein ihm, der einem Kaiser den Thron, dem andern das Leben genommen. Maximus fand es nicht unter seiner Würde, sich zu rechtfertigen: er habe sich nicht, dies seine Worte, des Reichs angemaßt, sondern es sei ihm, nach dem Willen Gottes, von den Legionen die Verpflichtung auferlegt worden, zu regieren; die Waffen habe er zu seiner Vertheidigung geführt, daß Gott mit ihm, ergebe sich aus dem unglaublichen, ihm verliehenen Siege; und so viel hat er durch Gründe, oder aber durch Bitten erreicht, daß Martin endlich einwilligte, an seiner Tafel sich niederzulassen, dem Gastgeber zu unaussprechlicher, auch in der Wahl der Gäste ausgedrückten Freude. Da saßen Evodius, der Präfectus Prätorio und Consul; zwei comites, mit unbegrenzter Macht bekleidet; des Kaisers Bruder und Oheim, und zwischen ihnen der Priester, so Martins Begleiter. Dem Bischof selbst war ein Sessel unmittelbar neben dem Kaiser angewiesen. Als das Banket halb, wurde, wie es Sitte, der Trunk durch den Mundschenken dem Kaiser dargebracht: der befahl, zuvorderst dem Bischof zu kredenzen, in der Hoffnung, sodann aus dessen Rechten den Pokal zu empfangen. Den reichte aber Martinus, nachdem er getrunken, seinem Priester, damit andeutend,

daß er den vor allen Anwesenden würdig finde, ihm Bescheid zu thun. Alle, der Kaiser selbst, haben dergestalt dieses bewundert, daß sie mit Wohlgefallen die ihnen bezeigte Geringschätzung aufnahmen. Bei dieser Gelegenheit mag es wohl geschehen sein, daß Martin dem Kaiser prophezeite, er werde, Italien überziehend, in dem ersten Zusammentreffen mit Valentinian obsiegen, dann sehr bald seinen Tod finden.

Eigenthümlicher jedoch ist das Gastmahl, zu welchem ab Seiten der Kaiserin Martinus als einziger Gast geladen worden. Kein Diener wurde zugezogen, alles Erforderliche veranstaltete, beschaffte, besorgte die hohe Frau; eigenhändig bedeckte sie mit Polstern den Sessel, eigenhändig zog sie den Tisch heran. Dem Gast reichte sie das Waschwasser, die Speisen, durch sie bereitet, setzte sie ihm vor. Er saß, die Kaiserin stand ihm zur Seite, genau in der bescheidenen Haltung eines Dieners, der seine Schule mit Erfolg durchgemacht hat, unbeweglich, stets eines Winkes gewärtig. Sie mischte das Getränke, reichte es dem Dürstenden dar. Als die Mahlzeit geendigt, sammelte sie den Abfall des Brodes, und jedes Bröcklein hat sie zusammengelesen, ein solches werther haltend, denn alle Leckerbissen der kaiserlichen Tafel.

Aber bei dem allen war der Streit mit der Synode keineswegs beigelegt. Die Bischöfe, welchen Martinus die Gemeinschaft versagte, bestürmten ängstlicher denn zuvor den Kaiser mit ihren Vorstellungen, klagten, es sei um sie geschehen, wenn Theognistes, der einzig und allein es gewagt, sie öffentlich zu verdammen, in seiner Hartnäckigkeit durch das Gewicht von Martins Ansehen bestärkt werden sollte; dieser trete bereits auf, nicht als ein Vertheidiger, sondern als der Ketzer Rächer; vergeblich sei Priscillianus gestorben, wenn Martin für ihn Rache nehmen dürfe. Zuletzt riefen sie, niedergeworfen in den Staub, unter Thränen und Wehklage, den Kaiser an, daß er seiner Allgewalt gegen den einen Menschen sich gebrauche. Wenig fehlte, und der Monarch wäre genöthigt gewesen, den Heiligen in der Ketzer Schicksal zu verwickeln. Aber Maximus, wenn auch, den Bischöfen gegenüber, übermäßig nachsichtig, wußte nur zu wohl, daß

Martinus in Glauben, Heiligkeit und Tugend wenig seines Gleichen unter den Sterblichen finde, versuchte gelindere Mittel, seinen Widerstand zu besiegen. Süße Worte gab er, einem traulichen Gespräch die Einleitung; dann erinnerte er, wie mit Recht die Ketzer gestraft worden, vielmehr durch den Ausspruch eines öffentlichen Gerichtshofes, als durch die Umtriebe der Bischöfe; es sei kein Grund vorhanden, daß er die Gemeinschaft mit Ithacus und den Männern seiner Partei verdammen könne: Theognistes habe vielmehr aus persönlichem Haß, als aus Rechtsgefühl den Zwiespalt verursacht, sei auch dazu der einzige, der vorläufig der Gemeinschaft abgesagt habe; bei den Uebrigen seien keine Neuerungen vorgekommen, wohl aber habe vor wenigen Tagen die Synode des Ithacus Schuldlosigkeit anerkannt. Das Alles machte wenig Eindruck auf Martinus, daß letzlich der Kaiser ergrimmte, sich entfernte, und auf der Stelle diejenigen, so bestimmt, für Spanien eine Geisel zu sein, ernannte. Das erfuhr der Heilige, und von christlicher Liebe getrieben, wagte er sich noch einmal, ob es gleich Nacht, in den Palast, und da versprach er, die ihm abgeforderte Gemeinschaft einzugehen, wenn die Ernennung der Tribunen, durch welche die Kirche von Hispanien zerfleischt werden sollte, zurückgenommen würde. Das bewilligte Maximus zur Stunde.

Britonius, der Trierische Bischof, welchem der 5. Mai geheiligt, war mittlerweile verschieden, und ward zu seinem Nachfolger Felix ernannt. „Für den folgenden Tag wurde die Vorbereitung zu dessen Weihe getroffen, und an demselben Tage bequemte sich Martinus auf die Communion einzugehen, denn er hielt es zweckmäßiger, für jetzt nachzugeben, als diejenigen, auf deren Nacken das Schwert lastete, aufzugeben: dem Heiligen erschien es eine ausgemachte Wahrheit, daß, sollte einmal die Zwingherrschaft in Spanien eingeführt sein, gleiche Härte die Strafbaren und die Unsträflichen treffen würde. Aber die fernere Nachgiebigkeit, auf welcher die Bischöfe mit Hartnäckigkeit bestanden, daß er die Communion mit ihnen durch seine Unterschrift bekräftige, war in keiner Weise von ihm zu erpressen. Weitern Zudringlichkeiten durch seine Abreise sich entziehend, ergab er sich auf seiner Straße

den schmerzlichsten Betrachtungen, daß er sich bei einer sträflichen Communion betheiligt, und zumal fühlt er sich von der bittersten Reue ergriffen, als er nicht weit von der Straße bei dem (eingegangenen) Dorfe Andethanna (so zweifelsohn der Familie von Anethan den Namen gab) am Eingange der ausgedehnten Waldungen, während seine Begleiter schon aufgebrochen, eine kurze Rast machte. Bald anklagend, bald rechtfertigend sein Beginnen, erblickte er unerwartet an seiner Seite einen Engel, der sprach: „Gerecht sind die Vorwürfe, die du dir machst, aber in anderer Weise konntest du dich der Verwicklung nicht entwinden. Rufe deine Tugend zurück, sammle deine Standhaftigkeit, auf daß du, nicht an deinem Ruhm, sondern an deiner Seelen Heil nicht gefährdet werdest.“ Er hat auch von dem an so viel möglich sich gehütet, mit der Partei des Ithacus durch die Communion in Berührung zu kommen. Wenn er aber zu Zeiten langsamer denn vordem, und nicht in dem gleichen Gnadengefühl manche Besessene zu heilen hatte, dann bekannte er den Seinen unter Thränen, er empfinde eine Abnahme seiner Kraft in Gefolge jener unglücklichen Communion, zu welcher er durch die Situation, durch die Nothwendigkeit getrieben worden, ohne daß der Geist dabei gewaltet habe. Er lebte hierauf noch sechszehn Jahre, besuchte weiter keine Synode, hielt sich allen Versammlungen von Bischöfen fern.

Seiner Rückreise nach Tours mag wohl das Wunder mit dem Aussätzigen angehören. Dem begegnete er zu Paris unter dem Thore, wo gerade ein starkes Menschengedränge. Schrecklich anzusehen, allen ein Entsetzen war der Aussätzige, den gleichwohl der Heilige küsset und segnet. Auf der Stelle geheilt, geht jener am andern Tage zur Kirche, den schuldigen Dank für seine Genesung abzustatten, und des Staunens, ihn mit glatter glänzender Haut zu sehen, ist kein Ende. Das zu bewirken, hätte es indessen kaum des Kusses bedurft. Ein Faden aus dem Gewand oder dem Bußkleid des Heiligen gezogen und dem Finger oder dem Halse des Kranken aufgelegt, hat nicht selten seine Heilung zur Folge gehabt. Arborius, »vir praefectorius,« und eines frommen gläubigen Herzens, war Vater einer Tochter,

die durch ein hartnäckiges Quartanfieber heimgesucht. Einen Brief des h. Martin, der durch Zufall ihm zu Handen gekommen, steckte er dem Mädchen während des heftigsten Anfalls in den Busen, und augenblicklich war das Fieber gebannt. Da weihte Arborius das Kind dem Dienste des Herren, unverbrüchlicher Jungfräulichkeit. Er reisete auch eigens nach Tours, dem Heiligen das lebendige Zeugniß der ihm verliehenen Wunderkraft vorzustellen, und bestand darauf, daß Martinus, und kein anderer, seiner Tochter das jungfräuliche Kleid reiche. Paulinus, der vielen ein hehres Beispiel zu werden bestimmt, litt an einem schmerzhaften Augenübel, schon war durch eine dichte Wolke das eine Auge verdunkelt, da berührte dasselbe Martinus mit einem Pinsel und der Kranke fand sich geheilt.

Es ereignete sich, daß Martinus, die Treppe herabsteigend, auf den holperichten Stufen zu Fall kam, darüber schwere Verletzungen erhielt. Bewußtlos, nur die heftigsten Schmerzen empfindend, lag er in seiner Zelle, und es trat in der Nacht, mehren sichtbar, zu seinem Lager ein Engel, der die Wunden auswusch, mittels eines heilsamen Balsams die gebrochenen Glieder zusammenfügte. Am andern Tage waren die Verletzungen mit ihren Folgen dergestalten geschwunden, daß Martinus kaum eine Erinnerung an den gefährlichen Zufall behielt. Ueberhaupt hat man häufig seinen Verkehr mit den Engeln beobachtet, ganze Gespräche, so er mit ihnen führte, vernommen. Dagegen wurde ihm nicht minder häufig der Teufel sichtbar, und den unter allen Gestalten zu erkennen, schien ihm ein Leichtes. Einstens stürmte der böse Geist, lärmend und polternd, ein von Blut triefendes Ochsenhorn tragend, in des Heiligen Zelle. Die blutige Rechte ausstreckend, jubelnd ob seiner neuesten Lasterthat, prahlte der Versucher: „Wo ist, Martin, deine Kraft? Eben habe ich einen der Deinen erschlagen.“ Eiligst läßt Martin die Brüder zusammentreten, theilt ihnen mit, was der Teufel ihm hinterbracht, gebietet in allen Zellen nachzusehen, um zu ermitteln, wer etwa des Satans Opfer geworden sein könnte. Es fand sich, daß von den Mönchen keiner fehle, nur hieß es, der Bauer, gemiethet, das nöthige Brandholz herbeizuführen, sei nach

dem Wald gegangen. Boten werden ausgeschickt, den Mann zu suchen, und die finden ihn, der beinahe leblos, in der Nähe des Klosters. Er rafft seine letzten Kräfte zusammen, um zu erzählen, er habe an seinen beiden neben einander gespannten Ochsen die locker gewordenen Stricke schärfer anziehen wollen, und darüber dem einen Thier den Kopf freigegeben, was dieses benutzte, ihm die Hörner in die Weichen zu stoßen. Sprachs und gab den Geist auf.

Die verschiedensten Gestalten nahm der Versucher an, den Heiligen zu berücken; bald stellte er den Jupiter vor, am häufigsten den Mercurius, nicht selten auch die Venus oder Minerva. Stets unerschrocken, bekämpfte ihn Martinus mit dem Zeichen des Kreuzes und der Macht des Gebets. Häufig wurde das Gebrüll der Schimpfreden, mit welchen die Höllenscharen ihn einzuschüchtern vermeinten, vernommen. Das nichtige eitle Geschwätz rührte ihn niemals. Etwelche Mönche berichteten, sie hätten mit Ohren gehört, wie Satan in der unverschämtesten Weise den Heiligen strafte, daß er Unterschiedene, welche durch mancherlei Sündenfall des Heilmittels der Taufe verlustig gegangen, nachdem sie späterhin sich bekehrt, in sein Kloster aufgenommen habe, und wurden dabei der Reihe nach eines jeden Sünden vorgetragen. Dem entgegnete Martin, die alte Schuld werde durch gebesserten Wandel getilgt, und die göttliche Barmherzigkeit erlasse die Sünden derer, welche aufhörten zu sündigen. Wie dann Satanas darauf bestand, daß keine Gnade für Verbrecher, daß den einmal zu Fall Gekommenen der Herr keine Barmherzigkeit erweisen könne, versetzte Martin in heiligem Eifer: „Dir selbst, Elender, wolltest du nur aufhören, den Menschen nachzustellen, dafür aber in dieser Zeit, welcher so nahe der Tag des Gerichtes, deine Missethaten bereuen, könnte ich, in Gott vertrauend, von Jesus Christus Barmherzigkeit verheißen."

Ein merkwürdiges Beispiel von des Heiligen Gabe für die Erkennung des Lügengeistes, findet sich in dem Vorfall mit Clarus. „Hochadlicher Herkunft, verließ Clarus, unlängst noch Priester, jetzt selig durch ein frommes Ende, all das Seine, dem h. Martinus zu folgen, und hat er sehr bald den Gipfel der höchsten

Glaubensreinigkeit und aller Tugenden erreicht. Er wohnte in der Nähe des Martinsklosters, wo auch viele andere Brüder sich angebaut, und zu ihm fand sich ein Jüngling des Namens Anatolius, welcher, mit der Kutte bekleidet, Demuth und Unschuld zu heucheln verstand. Er führte mit den Uebrigen eine Zeitlang ein gemeinsames Leben. Späterhin erzählte er von seinen Unterredungen mit Engeln. Davon wollte anfangs keiner wissen, mit der Zeit aber gelang es ihm, durch mancherlei Andeutungen und Zeichen den mehrsten den Glauben an seinen Verkehr mit höhern Wesen beizubringen. Solchem Glauben blieb jedoch Clarus beharrlich unzugänglich. Zum öftern hat Anatolius mit dem Zorne Gottes ihn bedroht, mancherlei Plagen ihm verkündigt, dieweil er an das Heilige nicht glaube, zuletzt gegen ihn geäußert: „Sieh, in dieser Nacht wird Gott vom Himmel herab mir ein weißes Kleid reichen, damit bekleidet, werde ich unter euch wandeln, und soll euch ein Zeichen sein, daß ich in der Gnade Gottes bin, jenes Kleid, mit welchem er mich beschenkte." Bei allen ergab sich die lebhafteste Erwartung eines derartigen Gottesurtheils. Gegen die Mitternacht wurde eine Bewegung bemerkt, ein Gekrach vernommen, als solle das ganze Kloster von seiner Stelle verrückt werden. Die Zelle, welche jener Jüngling innehatte, erglänzte in dem Schimmer der vielen Lichter, man hörte das Geräusch der darin sich herumtreibenden Personen, vernahm vielerlei Stimmen. Darauf wurde es still, und Anatolius, aus der Zelle hervortretend, rief den Bruder Sabatius an, und zeigte ihm die Tunica, womit er bekleidet. Von Erstaunen ergriffen, ruft dieser die Uebrigen herbei. Selbst Clarus eilt zur Stelle, es wird Licht gebracht, von Allen das Kleid aufmerksam beschaut. Es war seidenweich, von blendender Weiße, mit einem Purpurschimmer, der Stoff, obgleich Wolle, nicht zu bestimmen. Daß es aber ein Kleid, ließ sich, wie neugierig auch viele Augen und Hände anlegten, nicht verkennen. Inzwischen ermahnet Clarus die Brüder zu gemeinsamem Gebet, damit der Herr deutlicher offenbare, was hier vorliege. Demzufolge verharrten sie die übrige Nacht in dem Absingen von Hymnen und Psalmen. Mit dem grauenden

Morgen wollten sie das Gewand dem h. Martinus vorlegen, in der Ueberzeugung, daß dieser durch keine teuflische Kunst zu blenden. Dem widersetzte sich aber der Elende, vorschützend ein Verbot, welches ihm untersage, den Heiligen jenen Rock sehen zu lassen. Man wollte ihn zwingen mitzugehen, und während die andern an ihm zerrten, ist der Gegenstand des Streites unter ihren Händen verschwunden. Ohne Zweifel hat Satanas, im Bewußtsein der dem Heiligen verliehenen Kraft, es nicht zu hoffen gewagt, daß seine trügliche Schöpfung vor solchen scharfen und begabten Augen bestehen könne."

Ein andermal glücklicher zu sein, legte Satanas königliche Gewänder an, und ein von Gold und Demant leuchtendes Diadem um die Schläfe tragend, goldene Schuhe an den Füßen, heitern Blickes, angekündigt durch den Purpurglanz, von dem er umflossen, stellt er sich dem in seiner Zelle betenden Martinus dar. Etwas betreten schien dieser durch den Anblick, sprachlos blieben beide eine Weile. Das Schweigen brach Satanas: „Erkenne, Martin, den du erblickest. Ich bin Christus, herabgestiegen zur Erde, wollt ich dir zuerst mich offenbaren." Martin blieb stumm. In seiner Verwegenheit bestärkt, fuhr der Teufel fort: „Warum stehst du an, zu glauben, was deine Augen sehen? Ich bin Christus!" Und es sprach Martinus: „Der Herr Jesus hat uns nicht verheißen, im Purpurgewand, in leuchtendem Diadem wiederzukehren. Ich werde nie glauben, es sei Christus gekommen, er stelle sich denn in der Gestalt und Haltung dar, so er im Leiden angenommen, und zeige mir die von dem Kreuze ihm aufgedrückten Wundmale." Das Wort war kaum gesprochen, und die Erscheinung schwand als ein Rauch, füllte jedoch die Zelle mit einem unerträglichen Gestank, um dessen höllischen Ursprung kein Zweifel walten konnte.

Das Meßopfer darzubringen, näherte Martinus sich dem Altar, und als er denselben, wie es die Feier erfordert, zu segnen begann, sahen wir eine Feuerkugel aus seinem Haupte hervorgehen, die sich ausdehnend, Haar und Hals ihm mit ihrer Flamme bedeckte. Es war ein hoher Festtag und deshalb ungewöhnlich zahlreich die Gemeinde versammelt, doch wurden

nur eine Jungfrau, ein Priester und drei Mönche des Anblicks gewürdigt, als blicke der Himmel selbst wohlgefällig auf seines Dieners Bescheidenheit. Denn stets zeigte Martinus sich bedacht, die Wunder, durch ihn gewirkt, der Welt zu verbergen. Man weiß von zwei Todten, die er, bevor er zum Bisthum gelangte, erweckte, von ähnlichen Erweckungen, die er als Bischof vornahm, ist nur eine einzige zu unserer Kunde gekommen.

„Wir waren,“ so erzählt Gallus, „in der Reise nach Chartres begriffen. Sie führte uns in die Nähe eines sehr volkreichen Dorfes, aus welchem ein unübersehbarer Zug Menschen, Heiden durchaus, denn Christum kannte in jenem Ort niemand, hervorkam. Es war auf die Meldung, daß der berühmte Bischof von Tours erwartet werde, das weite Gefilde beinahe zu enge geworden, alle die Neugierigen zu fassen. Martin erkannte, daß hier ein Tagewerk ihm bereitet, und er schauderte zusammen, indem der Geist in ihm sich rührte. Nicht als ein Sterblicher hat er das Wort Gottes den Massen verkündigt, nur durch häufige Seufzer, daß so vielen Leuten der Heiland unbekannt, sich unterbrechend. Während eine unbeschreibliche Menge uns umringte, brachte eine Frau den Leichnam ihres unlängst verstorbenen Söhnleins dem Heiligen dar; die Hände gegen ihn ausstreckend, jammerte sie: „Wir wissen, daß du der Freund Gottes bist, gib mir den einzigen Sohn zurück.“ All das Volk vereinigte mit den ihrigen seine Bitten. Da dachte Martinus, wie er selbst nachmalen uns erzählte, der vielen in banger Erwartung Harrenden Heil zu werben, könne ihm wohl die Kraft, deren er hier bedürfe, verliehen sein. Er nahm das Kind auf die Arme, kniete nieder vor Aller Augen, verrichtete sein Gebet, erhob sich, als das gesprochen, und reichte der Mutter den Knaben lebend dar. Des unzähligen Volkes Freudenruf stieg hinauf zu den Wolken, Alle riefen Christi Namen an, und warfen sich scharenweise vor dem Gottesmann nieder, gläubig begehrend, daß er sie zu Christen mache. Und hat er ohne Zögern im freien Felde sie insgesamt durch Auflegung der Hände zu Katechumenen angenommen, wie denn einer derselben, gegen uns sich wendend, bemerkte, nicht zu Unrecht würden im freien Felde die Katechu-

menen eingesegnet, da man auch die Märtyrer auf freiem Felde weihe."

Claudiomagus, das Dorf an der Bituriger und Turoner Grenze, hat eine Kirche, die berühmt ist durch die Verehrung der Heiligen, und nicht minder durch die große Zahl der Gott geweihten Jungfrauen. Dahin einstens gelangt, nahm Martin Quartier in der Capitelstube der Kirche. Kaum war er von dannen aufgebrochen, so eilten jene Jungfrauen nach der Capitelstube, um sich jede Stelle, wo der heilige Mann gesessen hatte, gestanden war, genau anzusehen: in das Stroh, so er zum Lager gehabt, theilten sie sich. Nach weniger Tage Verlauf hing die eine von dem Stroh, welches sie als einen Segen aufbewahrte, etwelche Halme einem Besessenen an den Hals, und der unreine Geist wich. Um dieselbe Zeit, auf der Rückreise von Trier, stießen wir auf eine Kuh, die vom Satan ergriffen, von der Herde sich abgesondert und bereits viele Menschen gefährlich verwundet hatte. Als sie uns zurannte, schrien die aus der Ferne sie verfolgenden Männer, wir sollten uns in Acht nehmen. Schon war sie uns so nahe, daß der durch die Wuth entstellte Blick des Thiers uns auffallen konnte, da gebot ihm Martin, die Hand erhebend, zu halten, und sofort wurde es unbeweglich. Deutlich schaute Martin den bösen Geist, der auf des Thieres Rücken huckte, und den bedrohend, sprach er: „Steige herab, du Mörder, und höre auf, das unschädliche Thier zu beunruhigen." Er gehorcht, es weicht der Böse, die Kuh aber scheint zu begreifen, wem sie ihre Befreiung verdanke. Sie sinkt nieder zu den Füßen des Gottesmannes, auf dessen Gebot sie demnächst, sanft als ein Lamm, zu der Herde zurückkehrt. Solches ereignete sich schier um dieselbe Zeit, daß von Flammen ringsum eingeschlossen, Martin doch keineswegs von ihnen zu leiden hatte.

Ein andermal, die verschiedenen Sprengel seiner Provinz bereisend, kreuzte er sich mit einer Jagdgesellschaft. Von den Hunden verfolgt, durch die lange Hetze ermüdet, nirgends in der weiten Fläche einen Zufluchtsort gewahrend, suchte das Thier nur mehr durch häufige Wendungen die Gefahr zu entfernen. Seiner Noth erbarmte sich der Heilige, er gebot den Hunden

abzulassen von der Verfolgung. Sie gehorchten seinem ersten Wort, das Häschen entkam. „Ein Hund belästigte uns durch sein Gebell. Da sprach einer, der nicht genannt sein will, in Martins Namen befehle ich dir still zu sein. Und des Hundes Geschrei verstummte, als sei die Zunge ihm ausgeschnitten."

Ein zwölfjähriges Mädchen aus Chartres, das stumm geboren, führte der Vater dem Heiligen vor, bittend, er möge durch sein Verdienst die gefesselte Zunge lösen. Der meinte, zu solchem Werk würden die in der Nähe sich befindenden Bischöfe Valentinian und Victricius tüchtiger, weil heiliger sein. Die aber vereinigten ihre Bitten mit jenen des Vaters, und ließ Martin sich bestimmen, ihre Wünsche zu erfüllen. In der Bischöfe und des Vaters Gegenwart wirft er betend sich nieder, dann segnet er, den Exorcismus vorausschickend, einige Tropfen Oel, und die geheiligte Flüssigkeit gießt er dem Mädchen in den Mund, während er zugleich mit den Fingern dessen Zunge erfaßt. Dann fragt er das Kind um des Vaters Namen, und deutlich hat es ihn ausgesprochen. Von Freude trunken, doch unter Thränen, des Heiligen Knie umfassend, bekennt der Vater, zum erstenmal vernehme er seiner Tochter Stimme.

Bekannt genug ist des Comes Avitianus barbarischer blutgieriger Sinn. Der zog zu Tours ein, in seinem Gefolge eine lange Reihe Gefesselter, welche den andern Tag, Angesichts der bestürzten Stadt, unter den manichfaltigsten und schrecklichsten Formen hingerichtet werden sollten. Davon in Kenntniß gesetzt, ging Martinus allein, kurz vor Mitternacht nach dem Prätorium, wo jener bestialische Mensch abgestiegen. Da lag alles im Schlaf begraben, verschlossen waren sämtliche Thüren, auf die blutige Schwelle läßt der Heilige sich nieder. Fest schlief auch Avitianus, aber den bearbeitet ein Engel mit den Worten: „Gottes Diener liegt auf deiner Schwelle und du ruhst!" Aufgeschreckt durch solchen Zuruf, springt er aus dem Bette, ruft die Diener zusammen, spricht in sichtlicher Angst, Martinus sei vor der Thüre, man solle eilends aufschließen, damit nicht der Mann Gottes zu Schaden komme. Die aber hatten kaum die Stubenthüre hinter sich, daß sie, wie es solchen Volkes Brauch, ihres Herren spot-

teten, weil er durch einen Traum sich äffen lasse. Ungereimt schien ihnen die Vermuthung, daß irgend jemand in der Nacht, die keines Menschen Freund, zur Thüre kommen, der Heilige auf der Schwelle sich niedergelassen haben sollte. Dessen ließ zuletzt auch Avitianus sich überreden, und nochmals versank er in Schlaf. Stärker jedoch, denn vorher, aufgeschüttelt, schrie er, Martinus draußen lasse ihm an Leib und Seele keine Ruhe. Noch zögerten die Diener, und zum äußern Thor eilt Avitianus, wo er findet den zu finden er vermeint hat. Ergriffen von der tugendhaften Aufopferung fragt er: „Warum, Herr, thust du mir das? Doch, du hast nicht nöthig zu sprechen. Ich weiß was du wünschest, sehe was du verlangest, gehe je eher je lieber, damit nicht wegen dir angethaner Unbild die Rache des Himmels mich verzehre: Strafe genug habe ich schon erlitten. Daß ich selbst ging, wird dir sagen, wie viel ich gelitten habe." Der Heilige entfernte sich, der Comes rufte seine Beamten zusammen, befahl ihnen die Gefangenen alle freizugeben, und setzte ohne Säumen seine Reise fort. Der Flucht Avitians erfreute sich die befreite Stadt.

Schweigend, von Ehrfurcht und Schrecken ergriffen, als seien sie auf Wache gestellt vor eines Engels Gezelt, saßen seit mehren Stunden Gallus und Sulpitius vor der verschlossenen Thüre von Martins Zelle, der zwar so nahe sie nicht wußte, und sie vernahmen das leise Gemurmel mehrer im Gespräche begriffenen Personen. Es erfaßten sie die Schrecken einer Ahnung von göttlicher Nähe. Nach Verlauf von beinahe zwei Stunden trat Martinus heraus, und Sulpitius, der vertraulicher denn jeder andere mit ihm zu reden gewohnt, bat, er möge ihnen beiden doch den Schrecken Gottes, den sie empfunden, erklären, ihnen sagen, mit wem er in seiner Zelle sich unterredet habe, denn es sei ihnen der schwache kaum vernehmbare Wiederhall von Stimmen zugekommen. Er zögerte lange, sprach dann endlich: „Euch will ich es mittheilen, doch bitte ich, es niemanden weiter zu sagen, Agnes, Thecla und Maria waren bei mir." Dann beschrieb er uns die Gesichtszüge, die Tracht einer jeden, sie hätten ihn aber nicht nur an diesem Tage, sondern häufig besucht, fügt

er hinzu. Daß er auch die Apostel Peter und Paul zum öftern sehe, wollt er nicht läugnen; daß er vertraulich mit den Engeln verkehre, wußten wir bereits. Zu Nimes sollte eine Versammlung von Bischöfen stattfinden; sie besuchen wollte Martin nicht, wohl aber wünscht er zu wissen, was dort verhandelt worden. Er reisete zu Wasser, Sulpitius mit ihm, der Heilige, wie es sein Brauch, hielt sich von den übrigen entfernt, in dem Hintertheile des Schiffs. Da berichtete ihm ein Engel, was in jener Versammlung sich zugetragen. „Nachträglich erkundigten wir uns, zu welcher Zeit das Concilium eröffnet worden, und es ergab sich, daß es gerade an jenem Tage gewesen, und daß darin die Decrete erlassen worden, von welchen der Engel dem Gottesmann berichtet."

Dagegen konnte Martinus auch die Höllenbewohner, wenn sie sich ihm darstellten, mit ihrem Namen aufrufen. Mercurius wurde ihm am lästigsten, den Jupiter nannt er einen ungeschlachten Tölpel. Wenn er nur die Schwelle seiner Zelle betrat, um zur Klosterkirche zu gehen, dann erhoben sich brüllend die vielen dahin gebrachten Besessenen, daß die des Bischofs erwartenden Kleriker von seiner Annäherung durch das Toben dieser Elenden benachrichtigt wurden. Einen davon habe ich gesehen, der die Annäherung des Heiligen verspürend, in die Höhe gehoben wurde, und da mit weit auseinander gebreiteten Armen hängen blieb. Den Exorcismus nahm Martin vor, ohne einen der Kranken zu berühren, ohne lange Reden an sie zu richten; die Besessenen rief er zu sich, das übrige Volk hieß er abtreten, die Thüren wurden geschlossen, der Heilige, mit dem Cilicium bedeckt, mit Asche überstreut, warf sich inmitten der Kirche auf den Boden und betete. Dann wurde den Elenden in allerlei Weise zugesetzt; mehre, an den Füßen aufgehoben, blieben in der Höhe, daß sie von einer Wolke herabzuhängen schienen, aber niemals fielen ihnen die Kleider über das Gesicht herunter, jede Entblößung war verhütet. Viele bekannten unaufgefordert ihre Missethaten.

Ein Dorf im Lande der Semnonen sah alljährlich seine Saaten durch den Hagel zerschlagen. Gedrängt durch das Ueber-

maas des Uebels, suchten die Einwohner des Heiligen Hülfe, welche zu erbitten, Auspicius, »praefectorius vir,« übernahm, denn am meisten hatten dessen Aecker vom Sturm gelitten. Martin begab sich auf Ort und Stelle, betete und bannte so vollkommen jenes Uebel, daß in den zwanzig Jahren, so er noch lebte, von keinem Hagel mehr Rede. Zum Zeugniß aber, daß ihm allein die Gnade gewährt, wurde in dem Jahr seines Scheidens der Ort von den so lange zum Schweigen verurtheilten Stürmen heimgesucht. Zu Amiens, wo späterhin eine zahlreiche Colonie von Brüdern sich niederließ, stand noch immer ein gewaltiger Götzentempel. Thurmartig aus geschliffenen Steinen aufgeführt, endigte er in einem Thron, daß demnach die Majestät des Bauwerks dem Aberglauben ungemein förderlich. Dessen Zerstörung hatte der Heilige wiederholt dem dasigen Priester Marcellus aufgegeben. Ueber einige Zeit wiederum nach Amiens gekommen, strafte er den Priester, daß noch immer der Baalsbau bestehe. Dieses zu entschuldigen, erinnerte Marcellus, daß ein so festes Gebäude zu schleifen, kaum unter dem Schutze der Militairbehörde durch der gesamten Bevölkerung vereinigte Anstrengungen möglich sein würde, wie sollte das durch gebrechliche Cleriker oder sieche Mönche zu bewerkstelligen sein. Da wendet Martinus sich zu seinen gewöhnlichen Waffen, bringt die ganze Nacht im Gebet zu. Am Morgen erhebt sich ein Sturm und vernichtet den Götzentempel bis zu seinen Fundamenten. Das hat Marcellus selbst bezeugt. Ein anderes Götzenbild, einer Säule von außerordentlicher Stärke aufgesetzt, zu beseitigen, fehlten dem Heiligen alle Mittel. Wiederum nimmt er seine Zuflucht zum Gebet, und vor des gesamten Volkes Augen läßt sich eine ganz ähnliche Säule vom Himmel herab, welche auf das Götzenbild treffend, es samt seiner festungsartigen Unterlage zu Staub schlagt. Eine Frau, am Blutflusse leidend, erfaßt, gleich jener des Evangeliums, des Heiligen Gewand, und wird zur Stunde gesund. „Eine Schlange schwamm durch den Fluß, und näherte sich dem Ufer, wo wir hauseten. In des Herren Namen, sprach Martinus, befehle ich dir, umzukehren. Auf sein Wort machte das Ungethüm kehrt, und wendete sich, deß waren wir alle Zeugen,

dem entgegengesetzten Ufer zu. Schmerzlich erseufzte der Mann Gottes: Die Schlangen hören mich, die Menschen hören mich nicht. Gewohnt, in den Ostertagen Fische zu essen, fragt er kurz vor der Stunde der Mahlzeit, ob deren vorhanden? und es berichtet Cato, der Diacon, welcher der Oeconomie vorgesetzt, und ein geübter Fischer, den ganzen Tag habe er noch keinen Fang gethan, und auch den Fischern von Handwerk, die regelmäßig zum Kloster kamen, ihre Beute zu verkaufen, habe keine solche sich dargeboten. Sagte der Heilige: Geh, wirf dein Netz aus, der Fisch wird nicht ausbleiben. Wir alle folgten in diesen Ferientagen dem Fischer, in der gespanntesten Erwartung, ob und welche Fische er auf Martins Geheiß zu Martins Gebrauch fangen werde, und auf den ersten Zug fand sich in seinem gebrechlichen Netz ein ungeheurer Salmen."

Arborius, »vir praefectorius«, bezeugt, er habe gesehen, daß Martins Hand, während er das Meßopfer darbrachte, mit den kostbarsten Juwelen bekleidet gewesen und im Purpurglanz leuchtete, er habe auch den Schall der Edelsteine, die in den Bewegungen der Hand einander berührten, vernommen. Lycontius, einer der Vicarien, litt unaussprechlich unter einer ansteckenden Krankheit, von welcher seine ganze Familie heimgesucht. Durch Schreiben flehte er um Beistand, den zu gewähren, fand jedoch Martin schier allzu schwer, da ihm offenbart worden, es sei über jenes Haus göttliche Strafe verhängt. Doch betete und fastete er ganzer sieben Tage und sieben Nächte, bis die Gnade ihm zugestanden, behufs deren seine Fürbitte angerufen worden. In kurzem eilte Lycontius herbei, ihm zu melden, daß sein Haus aller Gefahr enthoben, und dafür seinen Dank abzustatten. Eine Gabe von hundert Pfund Silber sollte ihn noch weiter bekunden, die hat der Mann Gottes aber weder angenommen, noch zurückgewiesen; bevor das Geschenk die Klosterpforte erreichen konnte, bestimmte er es zum Loskaufen von Gefangnen. Nun wollten zwar die Brüder, daß er einiges davon zurückbehalte, um die Ausgaben der Haushaltung zu bestreiten, spärlich sei ohnehin die Kost, abgängig die Kleidung. Er entgegnete, die Kirche wird uns nähren, so wir anders nichts verlangen.

„Einer der Brüder (der Namen ist euch nicht unbekannt, muß aber verschwiegen bleiben, aus Ehrfurcht für den heiligen Mann), einer der Brüder, indem er in Martins Ofen die reiche Kohlengluth bemerkte, zog einen Sitz daran, und ließ sich, der Wärme um so besser zu genießen, mit entblößtem H. und auseinander gespreizten Beinen nieder. Alsbald empfand Martinus die seinem geheiligten Dache angethane Beleidigung, und die Stimme erhebend, sprach er: Wer verunehrt mein Hüttchen mit seinem entblößten H.? Das vernahm jener Bruder, und beschämt ob des verdienten Vorwurfs, kam er athemlos auf uns zu, wo er dann seine Beschämung, zugleich mit Martins Lob verkündigte.

„Eines Tags saß Martinus in dem engen Hof, von dem sein Hüttchen umgeben, auf dem euch allen bekannten hölzernen Stuhl, und den Blick den Felsen, von welchen das Kloster überragt, zuwendend, schaute er auf der äußersten Höhe zwei Teufel, die munter und fröhlich, gleichsam jemand zu ermuntern, schrien: Heisa Brictius, heisa Brictius! Vermuthlich erblickten sie den von der Ferne ihnen zuschreitenden Nichtswürdigen, und freuten sich des Sturmes, den sie in seinem Innern hervorgerufen. Es währte nicht lange, und Brictius, vor Wuth sich nicht mehr kennend, stürzte in den Hof, und überhäufte den Heiligen mit Schmähungen. Der hatte ihm nämlich unlängst verwiesen, daß er Pferde halte, Sklaven kaufe, da er doch, bevor er Cleriker geworden, nicht das mindeste besaß, vielmehr von Martinus in dem Kloster erzogen worden. Viele beschuldigten ihn gar, daß er Knaben nicht nur, sondern auch Mädchen schönen Angesichts gekauft habe. Deshalb fiel der Unglückliche in blinder Wuth, und hauptsächlich durch jene Teufel getrieben, über den Heiligen her, daß er, Hand an ihn zu legen, kaum sich enthalten konnte, indeß der Heilige, Milde in allen seinen Zügen, in ruhiger Haltung, durch freundliche Worte den Rasenden zu beruhigen suchte. Der aber, vom Geist des Bösen beherrscht, mit bebenden Lippen, entstellten Angesichts, vor Wuth leichenblaß, ermüdete nicht in den vermessensten Schmähungen, rühmte seine eigene Heiligkeit, indem er von Kindheit an im Kloster, nach den hei-

ligen Satzungen der Kirche von Martinus selbst erzogen worden, während dieser, was er nicht läugnen werde, mit den Künsten des Kriegs sich verunreinigt habe, und jetzt im Alter, in eitlen Aberglauben versunken, an den lächerlichen Gebilden seiner verwirrten Phantasie sich ergötze. Viele andere, noch unglimpflichere Worte, die zu verschweigen das Klügste sein wird, hat er noch vorgebracht, dann rennt er, im Wüthen ersättigt und ermüdet, in der Richtung fort, da er hergekommen. Bald jedoch, nachdem die bösen Geister auf Martins Gebet, wie ich glaube, von ihm gewichen, empfand er Reue, kehrte zurück, warf sich vor Martin nieder, suchte Verzeihung, bekannte seinen Irrthum, und daß der Böse in ihm gewesen. Es war nicht Martins Art, dem Bittenden sein Herz zu verschließen. Darauf erzählte er dem Sünder und uns allen von den bösen Geistern, mit welchen er ihn ringen gesehen, hinzufügend, ihn rührten keine Vorwürfe, keine Scheltworte, da sie in Wahrheit nur demjenigen, von welchem sie ausgehen, schädlich. Wie schwerer Vergehen sich auch ferner noch Brictius gegen ihn schuldig machte, nie war er zu bewegen, daß er ihn von dem Priesterhause entfernt hätte, weil es dann geschienen hätte, er suche Genugthuung für eine persönliche Beleidigung. Zum öftern hat er geäußert: Jesus duldete einen Judas, warum sollt ich den Brictius nicht dulden?"

Eine wunderliche Erscheinung ist, bis zu seiner endlichen Bekehrung, dieser Brictius geblieben. »Après la mort de saint Martin, évêque de Tours, homme éminent et incomparable, dont les vertus nous sont rapportées en de nombreux volumes, Brice lui succéda dans l'épiscopat. Cependant, durant la vie de saint Martin sur la terre, Brice lui avait tendu beaucoup d'embûches, parce que celui-ci lui avait souvent reproché de se livrer à des choses de peu de travail. Un jour, un malade, voulant demander à saint Martin quelque remède, vint trouver Brice, qui n'était encore que diacre, et lui dit avec simplicité: »»Voilà que j'attends le saint homme, et je ne sais où il est, ni ce qu'il fait.«« Brice lui dit: »»Si tu cherche ce fou, regarde là bas; le voilà qui considère le ciel selon sa coutume, comme un homme hors de sens.«« Et

lorsque ce pauvre, l'ayant rencontré, eut obtenu ce qu'il demandait, le saint homme parla ainsi à Brice: »»Brice, je te parais donç fou?«« Comme celui-ci, confus en entendant ces mots, niait qu'il eût parlé ainsi, le saint homme lui dit: »»Mes oreilles n'étaient-elles pas près de ta bouche quand tu prononçais là bas ces paroles? Je te dis amen, car j'ai obtenu de Dieu qu'après moi tu fusses honoré du pontificat; mais tu connaîtras que dans l'épiscopat tu es destiné à bien des peines.«« Brice, entendant ces paroles, s'en moqua en disant: »»N'avais-je pas dit vrai, que cet homme parlait comme un insensé?«« Admis à la dignité de prêtre, il harcela souvent le saint homme de ses insultes. Ayant ensuite obtenu, du consentement des citoyens, les fonctions pontificales, il s'adonna à l'oraison. Quoiqu'il fut orgueilleux et vain, il passait cependant pour chaste de corps. Mais, dans la trente-troisième année de son épiscopat, il s'éleva contre lui une déplorable accusation de crime; car une femme, à qui ses domestiques avaient coutume de porter ses vêtemens à laver, et qui, sous l'apparence de religion, avait pris l'habit, vint à concevoir et enfanta. Cette circonstance enflamma de colère tout le peuple de Tours; il imputa ce crime à l'évêque, et il n'y avait qu'une voix pour le lapider, et le peuple disait: »»Long-temps tu a caché ta luxure sous les dehors de la piété d'un saint, et Dieu ne permet pas que nous nous souillions plus long-temps à baiser tes indignes mains.«« Lui, au contraire, niant avec force, dit: »»Apportez-moi l'enfant.«« Et quand on lui eut apporté l'enfant, âgé de trente jours, l'évêque Brice lui dit: »»Je te conjure, au nom de Jesus-Christ, fils du Dieu toutpuissant, si je t'ai engendré, de le dire en présence de tout le monde.«« Et celui-ci dit: »»Tu n'es pas mon père.«« Et le peuple le priant de demander qui était le père, le prêtre répondit: »»Cela ne me regarde pas. Je me suis occupé de ce qui me regardait; si quelque chose vous intéresse, demandez-le vous-même.««

»Alors, soutenant que ceci avait été opéré par l'art de la magie, tous, d'un commun accord, se soulevèrent contre

lui; et, l'entraînant, ils lui disaient: »»Tu ne nous gouverneras pas plus long-temps sous le faux nom de pasteur.«« Mais celui-ci, pour faire connaître la vérité au peuple, mit dans sa robe des charbons ardens, et, les pressant sur lui, il arriva, avec la foule du peuple, au tombeau de saint Martin, et lorsqu'il eut jeté les charbons devant le tombeau, on vit son vêtement exempt de brûlure, et il parla ainsi; »»De même que vous voyez mon vêtement préservé de l'atteinte de ce feu, de même mon corps est pur de toute souillure d'attouchement ou d'approche de femme.«« Mais eux, ne le croyant pas et contestant ce qu'il leur disait, il fut entraîné, calomnié et chassé, afin que ces paroles du saint fussent accomplies: »»Tu connaîtras que dans l'épiscopat tu es destiné à bien des peines.«« Après l'avoir chassé, on éleva Justinien à l'épiscopat. Enfin Brice alla trouver le pape de Rome, et pleurant et se lamentant, il disait: »»J'ai mérité de souffrir ces peines, parce que j'ai péché contre le saint de Dieu, car je l'ai souvent appelé fou et insensé, et que, témoin de ses vertus, je n'y ai pas cru!«« Après son départ les Tourangeaux dirent à leur évêque: »»Vas après lui, et fais ce que tu as à faire, parce que si tu ne le poursuis pas, tu auras le dessous, à notre grand déshonneur.«« Mais Justinien étant parti de Tours, et ayant atteint Verceil, ville d'Italie, frappé du jugement de Dieu, mourut durant son voyage. Les Tourangeaux, apprenant sa mort, et persévérant dans leur haine, instituèrent à sa place Armence. Mais l'évêque Brice étant arrivé à Rome, instruisit le pape de ce qu'il avait souffert; et durant son séjour dans la résidence apostolique, ayant célébré plusieurs fois le sacrifice de la messe, il lava par ses pleurs les fautes qu'il avait commises envers le saint de Dieu. Etant revenu de Rome la septième année, il se prépara, avec l'autorisation du pape, à retourner à Tours. Et étant arrivé à un village nommé Mont-Louis, à six milles de la ville, il y établit sa demeure. Cependant Armence fut attaqué de la fièvre et rendit l'esprit au milieu de la nuit. Une vision l'ayant aussitôt révélé à l'évêque Brice, il dit aux siens; »»Levez-vous

promptement, pour que nous allions à la rencontre de notre frère l'évêque de Tours, afin de l'ensevelir.«« Et comme ils entraient par une porte de la ville on emportait le mort par une autre. Celui-ci étant enterré, Brice rentra en possession de son siége, et vécut ensuite heureusement l'espace de sept années. Après sa mort, arrivée la quarante-septième année de son épiscopat, il eut pour successeur saint Eustoche, homme très grand en sainteté.«

Es bekundet sich aber nicht nur in dem Verkehr mit dem störrischen Brictius des h. Martinus himmlische Geduld und Langmuth. Einen merkwürdigen Zug davon hat Gallus aufbewahrt. „Wir begleiteten ihn gelegentlich einer Diöcesan-Visitation, waren aber, weiß nicht, aus welcher Veranlassung, zurückgeblieben, während er seinen Weg eifrig verfolgte. Gerade kam ein öffentliches Fuhrwerk, von Kriegsleuten gefüllt, herangestürmt. Die demselben vorgespannten Pferde scheuten sich und wichen zur Seite über dem Anblick des Heiligen in seinem zottigen schwarzen Gewand und dem lose darüber hängenden Mäntelchen. Der Fuhrmann zog straffer die Zügel an, und bearbeitete seine Thiere mit der Peitsche. Nichtsdestoweniger wurde das Fuhrwerk durch die Unordnung, so häufig einer Uebereilung Folge, aufgehalten, es sprangen vom Wagen herab die zornentbrannten Soldaten, und fielen mit Geisel und Peitsche über den Heiligen her, der stumm, in bewundernswürdiger Geduld, den Schlägen seinen Rücken darbot, damit aber immer höher die Wuth der Elenden trieb. Zur Stelle gelangt, erhoben wir vom Boden unsern Vater, der blutend, mit Wunden bedeckt, beinahe leblos, luden ihn seinem Eselein auf, und suchten so geschwind wie möglich von der verwünschten Stelle wegzukommen. Indessen waren die Soldaten, des Wüthens satt, wieder eingestiegen, und durch verdoppelte Eile sollte die verlorne Zeit eingebracht werden. Mächtig erschallte des Fuhrmanns gebietende Stimme, unterstützt durch weithin vernehmbare Peitschenhiebe, aber es standen wie eingewurzelt die Thiere. Die Passagiere insgesamt erhoben sich, dem Fuhrmann in seinem Prügelwerk zu secundiren, Gerten ihnen zu verschaffen, wird beinahe zusammengehauen der

anstoßende Wald, und weil nicht wirksam genug die Gerten sich ergeben, müssen statt ihrer Balken, ganze Stämme dienen. Aber mit aller Anstrengung ist nichts zu erreichen, unbeweglich bleiben die mißhandelten Thiere. Da will es doch jenen verstockten Sündern vorkommen, als sei vom Himmel eine Züchtigung über sie verhängt. Sie fragten die Vorübergehenden um den Namen desjenigen, mit dem sie kurz vorher zu Streit gekommen, und nachdem er ihnen genannt worden, kamen sie uns eiligst nachgelaufen, um, von Reue ergriffen, weinend und schluchzend, Haupt und Gesicht mit Staub bestreut, vor Martin niederzuknien, Verzeihung und die Vergünstigung, ihre Fahrt fortzusetzen, sich zu erbitten. Der bewilligte ihnen sodann gnädiglich ihr Gesuch: daß sie festgebannt seien, hatte der Geist ihm schon vorher offenbart und er uns mitgetheilt."

Ihm war vorlängst die Zeit seines Ablebens offenbart worden. Ihre Annäherung gewahrend, sprach er davon mit seinen Schülern, ohne darum die vorhabende Fahrt nach Candé zu unterlassen. Unter der dasigen Geistlichkeit walteten Zwistigkeiten. Umgeben von vielen Schülern, von einem wahrhaft heiligen Gefolge, bemerkte Martin die Taucher, aller Orten beschäftigt, den Fischen aufzulauern. „Das ist," sprach er, „ein Bild der höllischen Geister. Den Sorglosen nachstellend, fangen sie die Unwissenden, verschlingen die Gefangenen, ohne jemals mit dem Raub sich ersättigen zu können." Darauf gebot er den Raubvögeln, das bisher durch sie beunruhigte Gewässer zu verlassen, und dürre wüste Gegenden zu beziehen. Das Wort kaum gesprochen, vereinigten sich die Räuber alle zu einer großen Kette, die dem Strom absagend, den anliegenden Wäldern und Forsten sich zurichtete. Die Gewalt, so Martin hiermit sogar über die Bewohner der Lüfte übte, wurde von Vielen bewundert.

Das Geschäft in Candé war bald abgemacht, zur Rückreise sich vorbereitend, empfand Martin eine plötzliche Abnahme der Kräfte. Er versammelte die Schüler, theilte ihnen mit, daß er das Gefühl seiner Auflösung habe. Allgemeiner Jammer beantwortete die schmerzliche Ankündigung: „Warum, Vater, uns verlassen? Wem gibst du uns Arme hin? Denn es werden gie-

tige Wölfe deiner Herde einbrechen, und wer soll sie vertheidigen, wenn der Hirt geschlagen ist? Wohl wissen wir, daß du bei Christus zu sein wünschest, aber gewiß ist dir der Lohn, und nicht kann ein Verzug ihn mindern." Er weinte ob solchen Jammers, und sammelte sich zu kurzem Gebet: „Herr, so dein Volk meiner noch bedarf, will ich der Arbeit mich nicht entziehen. Dein Willen geschehe." Obgleich seit mehren Tagen von dem Fieber verzehrt, ließ er nicht ab von dem Werke Gottes: die Nächte durch wachend und betend, hatte er zu seinem Lager ein Cilicium mit Asche bestreut. Die Schüler baten, er möge doch einiges Stroh sich unterlegen lassen, er entgegnete, der Christ soll in der Asche sterben, und so ist er gestorben zu Candé den 11. Nov. 400, nach der wahrscheinlichen Annahme. An die 2000 Mönche fanden sich ein, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen.

»La seconde année du régne d'Arcadius et d'Honorius, saint Martin, évêque de Tours, rempli de vertus et de sainteté, après avoir comblé de bienfaits les infirmes et les pauvres, sortit de ce monde pour aller heureusement vers Jésus-Christ, dans le bourg de Candé de son diocèse, dans la 81. année de son âge, la 26. de son épiscopat. Il mourut au milieu de la nuit du dimanche, sous les consuls Atticus et Caesarius. Beaucoup de personnes entendirent à sa mort un concert dans les cieux. Dès que le saint de Dieu eut commencé à être malade, les gens de Poitiers se réunirent à ceux de Tours pour suivre son convoi. A sa mort, il s'éleva entre les deux peuples une vive altercation. Les Poitevins disaient: »»C'est notre moine; il a été notre abbé; nous demandons qu'on nous le remette. Qu'il vous suffise que, pendant qu'il était évêque dans ce monde, vous avez joui de sa parole, participé à ses repas, vous avez été soutenus par ses bénédictions et réjouis de ses miracles. Que toutes ces choses vous suffisent; qu'il nous soit au moins permis d'emporter son cadavre.«« Ceux de Tours répondaient: »»Si vous dites que ses miracles nous suffisent, sachez que, pendant qu'il était parmi vous, il en a fait bien plus qu'ici. Car, pour en passer un grand

nombre sous silence, il vous a ressuscité deux morts, et à nous un seul; et, comme il le disait lui-même, il avait un plus grand pouvoir avant d'être évêque qu'après. Il est donc juste que ce qu'il n'a pas fait pour nous étant vivant, il le fasse étant mort. Dieu vous l'a enlevé et nous l'a donné. D'ailleurs, si l'on suit l'ancien usage, son tombeau, conformément à l'ordre de Dieu, sera dans la ville où il a été consacré. Si vous voulez le revendiquer en vertu du droit de votre monastère, sachez que c'est d'abord à Milan qu'il a été moine.«« Pendant qu'ils se disputaient, le jour fit place à la nuit; le corps du saint, déposé au milieu de la maison, était gardé par les deux peuples. Les portes ayant été étroitement fermées, les Poitevins voulaient l'enlever par force le lendemain matin; mais Dieu tout-puissant ne permit point que la ville de Tours fût privé de son patron. Au milieu de la nuit, toutes les troupes de Poitevins furent accablées de sommeil, et il n'y avait pas un seul homme de cette multitude qui veillât. Les Tourangeaux, les voyant endormis, prirent le corps du saint: les uns le descendirent par la fenêtre, d'autres le reçurent au dehors; et, l'ayant placé sur un bâtiment, ils naviguèrent avec tout le peuple sur le fleuve de la Vienne. Etant entrés dans le lit de la Loire, ils se dirigèrent vers la ville de Tours en chantant des Louanges et des psaumes. Les Poitevins, éveillés par ces chants, et ne retrouvant plus le trésor qu'ils gardaient, s'en retournèrent chez eux couverts de confusion.«

„Severinus, der heilige Bischof von Cöln, als er am Sonntag nach der Mette, wie es der Brauch befiehlt, mit seinem Clerus die heiligen Orte beging, vernahm in derselben Stunde, daß der selige Martin die Welt verließ, in den Höhen frommen Gesang. Er ruft den Archidiacon zu sich, fragt, ob er etwas höre. Im mindesten nicht. So sollte er denn aufmerksamer lauschen. Aufgereckten Halses spitzt der Archidiacon die Ohren, erhebt sich mit des Stabes Hülfe auf die Fußspitzen, aber zu hören, mag er wohl nicht würdig gewesen sein. Da warfen Bischof und Archidiacon sich nieder zur Erde, betend, daß

diesem zu hören vergönnt werde. Sie stehen auf; „„was hörst du?““ fragt der Bischof. „„Gesänge, gleichsam vom Himmel herab, aber was sie bedeuten, weiß ich nicht. — Ich will dir es sagen,““ fahrt Severinus fort. „„Herr Martin, der Bischof, von der Welt scheidend, wird von den Engeln unter Gesang zu den Höhen getragen. Und die kurze Unterbrechung veranlaßte Satanas, der mit seinen Gesellen den Heiligen festhalten wollte, doch schimpflich abziehen mußte, indem er an jener reinen Seele nichts zu fordern hatte. Wie mag es aber dereinst uns Sündern ergehen, wenn der Widersacher es wagen durfte, nach einem solchen herrlichen Priester die Hände auszustrecken!““ Der Archidiacon hat sofort nach Tours geschickt, um fernere Kunde von dem Ereignisse zu erhalten, und es ergab sich, daß an jenem Sonntag, in der Stunde da Severinus den himmlischen Gesang vernahm, der Mann Gottes heimgegangen war.“ Ambrosius, der heilige Bischof von Mailand, wurde einer ähnlichen Revelation gewürdigt.

Martinus war, nach des Sulpitius Severus Urtheil, in weltlicher Wissenschaft nicht sonderlich bewandert, aber in der Rede bündig, voll Kraft und Salbung. Sein Beispiel, die Wunder, so man ihn verrichten sah, liehen seinen Worten eine Stärke, welcher zu widerstehen, der Verhärteste nicht vermochte. Dem Zorn, jeder Leidenschaft überhaupt unzugänglich, war unerschöpflich die Liebe, so allen Menschen ohne Unterschied er bezeigte. Im Wachen und Beten unermüdlich, vergönnte er sich nur kurze Augenblicke nächtlicher Ruhe, um die übrige Nacht, gleichwie den Tag hindurch desto unverdrossener dem Gotteswerke obliegen zu können.

Den Leichnam seines heiligen Vorgängers ließ Bischof Brictius erheben, um in der späterhin dem h. Martin geweihten Kirche ihn beizusetzen. Um dieses Grab bildete sich allgemach die sogenannte Martinsstadt, Châteanneuf, die von der Stadt Tours durch einen Raum von 600 Schritten getrennt, zur Zeit K. Heinrichs IV derselben einverleibt wurde. Des Grabes Hut übernahmen einige von des Verewigten Schülern, und ist aus diesem Verein ein Collegiatstift erwachsen, unter dessen zehn Dignitarien,

als Abt, Vorsteher und Protector der erste zu sein, der König von Frankreich sich zu besonderer Ehre rechnete. Denn des h. Martin Grab ward nicht nur für Gallien, sondern für die gesamte Christenheit ein Gegenstand der höchsten Verehrung, die sich namentlich in dem fortwährenden Andrang gläubiger Waller kund gab. Man ist der Meinung, daß Martin der erste der heiligen Bekenner, welchem die lateinische Kirche öffentliche Verehrung weihte. Im J. 1562 wurde gelegentlich der über alle Kirchen der Stadt verhängten Plünderung auch der Sarg des Heiligen gebrochen, der Inhalt verbrannt: von des Heiligen Reliquien sind doch wenige gerettet worden. Dagegen bewahrte die Abtei Marmoutier bis in die neueste Zeit, außer dem Altar, an welchem er Messe zu lesen pflegte, das Fläschchen, die sainte Ampoule, welches nach des Sulpitius Severus Erzählung ein Engel vom Himmel brachte, um mit dem darin enthaltenen Balsam die Wunden des h. Martinus zu heilen, S. 650. Eilfhundert Jahre später wurde mit diesem Balsam, anstatt aus der sainte Ampoule von Rheims, K. Heinrich IV gesalbt. Man hatte sich längere Zeit gestritten, ob die Krönung, da die Stadt Rheims, der eigentliche Krönungsort, fortwährend in den Händen der Ligisten sich befand, zu Chartres vorgenommen werden könne.

»Après qu'on se fût assuré que le lieu étoit indifférent, on mit en question quel Chrême on employeroit au sacre du roi; mais on ne disputa pas long-temps à ce sujet, sitôt que l'on fut convenu du premier point. Les motifs qui abrégèrent la dispute, furent que la validité du sacre ne dépendant point de la célébration de cette cérémonie dans l'église de Rheims, il n'y avoit pas plus de raison de dire, que la sainte Ampoule fut absolument nécessaire: que plusieurs révoquoient en doute le miracle de cette phiole: que saint Remy lui-même n'en disoit rien dans son testament; que Grégoire de Tours et ceux des anciens auteurs qui sont dignes de foi, n'en faisoient aucune mention, qu'ainsi toute huile consacrée par un évêque étoit suffisante. Qu'au reste, s'il étoit nécessaire, pour donner plus de lustre au sacre de nos rois, de se servir d'une huile apportée du ciel, il y avoit de meilleures preuves au sujet

du Chrême miraculeux de Marmoûtier près de Tours, que sur la sainte Ampoule: qu'une de ces preuves étoit le témoignage de Sulpice Sévere, qui rapporte que 112 ans avant la conversion de Clovis, on avoit vu un ange pendant la nuit frotter d'un beaume salutaire et adoucir les contusions de S. Martin, qui étant tombé du haut d'un escalier, étoit à l'extrémité, et qui se trouva si parfaitement guéri le lendemain, qu'il ne se ressentit jamais dans la suite de sa chûte; que le même fait étoit rapporté par Venance Fortunat, évêque de Poitiers, Ponce Paulin évêque de Nole, et par Albin, autrement Alcuin, précepteur de Charlemagne, dans son traité des miracles de S. Martin.

»On fit donc venir de Tours cette huile prétendue miraculeuse, pour la mêler avec le Chrême qui devoit servir à sacrer le roi. Elle fut apportée par les religieux de Marmoûtier, dans un char, après avoir fait à Tours des prières solennelles, qu'ils continuèrent pendant tout le voyage. Gilles de Souvré, gouverneur de la province, très-attaché au parti du roi, conduisit ces religieux à Chartres, où étant arrivés, on déposa dans l'église de S. Pierre l'huile de S. Martin. On envoya dès le matin quatre jeunes gens de la première noblesse avec des étendards, savoir, de Caumont de Lauzun, d'Hallwyn comte de Dinan, Henri Hurault comte de Chiverny et Auguste de Bellegarde baron de Thermes, en ôtage, et pour assurance qu'on remettroit la sainte phiole aux religieux de Marmoûtier après la cérémonie. Le lieutenant général du bailliage de la ville en dressa un procès-verbal. Ensuite on porta en procession la sainte ampoule à la cathédrale, toutes les rues par où elle passa étant tendues de tapisseries. Après que la cérémonie du sacre fut achevée, les quatre barons, comme on les appelle vulgairement, parurent chacun avec un étendard, pour rendre, suivant la parole qu'ils avoient donnée, la sainte ampoule aux religieux de Marmoûtier. On chanta le Te Deum, et on jeta des pièces d'argent au peuple.«

Des heiligen Bischofs-Martin Festtag, 11. Nov., wurde über 1300 Jahre lang aller Orten auf das feierlichste begangen,

da verfiel er der allgemeinen Reduction der Feiertäge, und zwar, sonderbarer Weise, zuerst 1769 in dem eigentlichen Frankenlande, in den Sprengeln von Trier und Mainz, wo zwar niemand mehr von Franken wußte, dann 1778 in Frankreich. Das Volk aber, wenn es auch geschehen lassen mußte, daß man seinen Schutzheiligen verweise, zeigte sich minder vergeßlich, denn seine Herrscher, und fuhr fort ihn zu ehren in den Martinsfeuern, die auch jetzt noch, nachdem so Vieles und so Werthes untergegangen, am Vorabend des 11. Nov. von Berg zu Berg den Rhein entlang auflodern. Von diesen Martins- oder Mertesfeuern ist zur Genüge gehandelt Abth. I Bd. 2 S. 373—376. Ein verwandtes Andenken, die Martinsgans bespricht, gelegentlich einer in Dänemark aufgefundenen Münze, eine Abhandlung des gelehrten Millin, die hier wiederzugeben, ich mir nicht versagen kann.

»La petite médaille qui fait le sujet de cette Dissertation est d'argent. On y reconnaît d'abord l'oiseau qui figure le plus habituellement dans le repas de la fête qu'on célèbre le 11. de novembre, fête qui porte, dans tous les calendriers du culte catholique, le nom de *Saint-Martin.*

»L'usage de l'oie dans les festins est bien plus ancien que le temps où a vécu le saint évêque de Tours. Les monumens égyptiens en rappellent la mémoire: on voit sur plusieurs, des prêtres qui offrent une oie en sacrifice; et ils faisaient certainement servir cet oiseau à leurs repas, puisque, rôti ou bouilli, il était, avec le veau, la principale nourriture de leurs rois (1).

»Les Grecs, et surtout les Lacédémoniens (2) faisaient aussi préparer l'oie pour leurs festins. Il n'y a personne qui ne sache combien cet oiseau était chéri des Romains. Il obtenait parmi eux des honneurs qu'on pourrait presque regarder comme un culte, depuis que par ses cris il avait sauvé le Capitole. Les prérogatives dont il jouissait auraient dû le rendre inviolable: cependant on le servait, comme les autres

»(1) Diodor. Sicul. II, 3.
»(2) Athen. XIV, 74.

animaux, sur les tables; mais il n'avait pas dans les cuisines la même renommée que dans les temples.

»Sa chair n'était cependant pas absolument abandonnée à la classe inférieure du peuple. Ce palmipède était au nombre des mets que Géta faisait entrer dans ses repas, que je nommerai *alphabétiques*, parce qu'on n'y servait que des choses dont le nom commençait par la lettre de l'alphabet dont le tour était venu (¹). Alexandre Sévère, aux deux poules qu'il faisait servir à ses repas ordinaires, ajoutait une oie dans les jours solennels (²). Pour augmenter la saveur de cet oiseau, les Romains le farcissaient de chair de poulet et d'autres animaux (³).

»Bien avant que Toulouse et Strasbourg eussent acquis une juste renommée par leurs pâtés, on savait faire accroître le volume du foie de l'oie en engraissant l'animal avec des figues. Ce volume devenait encore plus considérable, selon Pline, en plongeant le viscère dans un mélange de vin et de lait (⁴). Si l'on en croit Martial, cette immersion le rendait plus gros que l'animal même (⁵). Pline trouve cette invention si belle, qu'il n'est point étonné que l'on mette en question si on en doit attribuer l'honneur à Scipion Métellus, homme consulaire, ou à M. Seïus, chevalier romain, contemporain de Métellus (⁶). Varron a parlé des grands troupeaux d'oies

»(1) Lamprid., *Geta*, t. 5.

»(2) Id., *Alexand. Sever.*, t. 37.

»(3) *Vetus poeta de insiciatis.* (Voyez *Anthol.* V, 153, édit. Burmanni.)

»(4) *Pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi.*

(Hor., l. 2, *Sat.* 8, vers 88.)

Anseris ante ipsum magni jecur, anseribus par.

(Juven., *Sat.* 5. vers 114.)

»Il faut pourtant que ce régime et cette préparation ne soient pas absolument nécessaires, puisque c'est dans une de nos villes septentrionales que sont les plus célèbres engraisseurs d'oies.

»(5) *Aspice quam tumeat magno jecur ansere, majus*
Miratus dices: hoc rogo crevit ubi?

(Mart., l. 13, 58.)

»(6) *Nec sine causa in quaestione est, quis primus* tantum bonum *invenerit, Scipio ne Metellus vir consularis, an M. Seïus eadem aetate eques Romanus.* (Plin., *Hist. nat.*, X, 22.)

que ces deux patriciens nourrissaient. La reconnaissance de la postérité peut donc se partager entre eux; mais l'hommage qu'elle doit offrir à Messalinus Cotta, fils de l'orateur Messala, n'a rien d'incertain. Il est avéré qu'il fut l'heureux inventeur de la méthode de faire griller les palmes d'oie, et de les mettre en ragoût avec des crêtes de coq (¹).

»Il n'est donc pas étonnant que l'oie ait aussi été d'un grand usage dans les Gaules. Mais quel rapport peut-elle avoir avec le saint évêque de Tours? Plusieurs saints ont un oiseau pour attribut: l'aigle accompagne saint Jean, le corbeau saint Benoît, le cygne saint Hugues. Aucune antique image de saint Martin ne nous le représente avec une oie, quoique Hospinian (²) dise le contraire, sans en rapporter d'exemples. L'oie n'est point citée dans les hymnes religieux que les Francs et les Lombards, chez lesquels le culte de saint Martin était si révéré et si répandu, lui ont adressés.

»La tradition d'après laquelle on prétend que l'on mange une oie le jour de Saint-Martin, en punition de ce que cet oiseau avait troublé le célèbre évêque de Tours dans une de ses prédications, n'est appuyée d'aucune autorité.

»Celle qui dit que le saint aimait à se cacher dans des cavernes profondes pour se soustraire aux pompes du monde et aux honneurs de l'épiscopat, que les chrétiens francs (³) voulaient lui décerner, et qu'une oie décéla sa retraite, n'est pas plus fondée, quoique Jean Bloy l'ait répétée, d'après Bartholin, dans de mauvais vers (⁴). Rien ne prouve que le

»(1) *Sed (quod constat) Messalinus Cotta, Messalae oratoris filius, palmas pedum ex his torrere, atque patinis cum gallinaceorum cristis condire reperit.* (Plin., X, 22.)

»(2) *De templis*, p. 224.

»(3) Pourquoi chrétiens *francs?* Mieux vaudrait *Gaulois.* Les Francs n'étaient pas encore établis dans les Gaules du temps de S. Martin, qui appartient au quatrième siècle. (*Edit.* C. L.)

»(4) *Cum Martinus amans tenues habitare cavernas*
Quaereret effugium pomparum, et episcopus esse
Nollet, ad eximios aliquando vocatus honores,
Sepsit se tectis, caveasque irrepsit olenteis.

sauveur du Capitole ait trahi par ses cris le plus grand évêque des Gaules; et il est encore moins croyable que le bon saint Martin ait, pour un pareil délit, maudit cet oiseau à perpétuité, et qu'il l'ait à jamais livré, comme ajoute encore Bloy, à la chaleur des fours, à l'ardeur des braziers, et aux broches acérées de fer ou de bois, pour être mangé dans les familles en redisant, dans des choeurs joyeux, le sujet de la solennité (¹).

»Si nous n'adoptons pas, avec Frédéric Nauséa, évêque de Vienne (²), que l'oie a été consacrée au repas de la Saint-Martin, parce qu'elle veille et crie pendant la nuit, comme le saint évêque veillait souvent pour rappeler aux fidèles leurs devoirs dans de vives prédications, nous croirons encore moins ce que dit Bartholin, qui lui-même montre un grand doute dans son récit, que les chrétiens mangent l'oie dans leurs festins du 11. de novembre, parce que sa chair trop pesante avait occasionné des désordres dans l'estomac du saint, et avait causé sa fin. Son ami Sulpice Sévère, qui a fait de sa mort un récit noble et touchant, ne dit rien de ces contes, répétés par l'ignorance et accueillis par la crédulité.

»Il faut donc attribuer l'usage de manger, le 11. de novembre, une oie, qu'on appelle pour cette raison *oie de la*

Improbus anser ubi streperi crepitacula rostri,
Concutiens fiss perpetuum fiss, fis, fis iniquis,
Assiduisque sonis rauci stridoris obhiscit,
Et miserum ansereo latitantem culmine tigni,
Prodidit infandum infidus Martinum, et honores
Contulit invito; nam sic protractus ab antro
Anserum et ex olidis est factus praesul oletis.
»(1) *Hinc pia suscipiens Martinus vota quotannis;*
Perfidus anser, ait, garritus crimen inertis
Supplicio luet aeterno, populosque per omnes
Occidet et teretes sentiscet vertice cultros
Damnatus furno, verubus fixusque colurnis
Nequitiae in poenam ad lentos torrebitur ignes,
Quem bonus ingluvie vicinus degulet amplâ
Laetitiae causam repetens et nomina festi.
(Johan Christ. Frohmann, *Anser Martinianus*, 1683, pars 1ª.)
»(2) Cité par Lamarre, *Traité de la police*, t. 2, p. 735.

Saint-Martin, à des causes absolument étrangères à la vie du saint évêque.

»Selon l'opinion du père Carméli ([1]), cet usage dériverait des Grecs. Ils célébraient tous les ans, en l'honneur de Bacchus, selon Plutarque ([2]), le 11. du mois Anthesterion, une fête qu'ils appelaient *Pithoegia* ([3]), c'est-à-dire *de l'ouverture des vases à mettre le vin,* parce qu'on ouvrait, à cette époque, ceux qui contenaient le vin nouveau ([4]). Henri Etienne dit aussi que cette fête était semblable à celle que nous célébrons en l'honneur de saint Martin ([5]).

»L'époque des vendanges, celle de l'ouverture des tonneaux, ont dû être en effet, chez tous les peuples, des occasions de réjouissance. Les Romains avaient leurs *Vinalia*, leurs *Brumalia*, comme la Grèce avait sa *Pithoegia*: mais la joie qui se manifeste à cette époque dans nos contrées peut être relative au plaisir que causent l'abondance de la récolte et la bonté du vin, sans avoir aucun rapport avec la fête que l'on célèbre le 11. de novembre en l'honneur du saint évêque de Tours.

»D'ailleurs les *Vinalia* des Romains avaient lieu dans les mois de février, d'avril ou d'août, selon les climats; l'époque des *Brumalia* devait varier aussi par les mêmes causes. Il est difficile de croire que dans l'Italie elles se fissent au commencement de novembre, puisque, même dans les régions septentrionales, le temps s'adoucit à cette époque, où arrivent quelques beaux jours, qu'on appelle proverbialement *l'été de la Saint-Martin.* Quant à la fête des Athéniens, comment prouver que le 11. du mois Anthesterion répondait

---

»(1) *Della festa di S. Martino.* (V. *Storia di varii costumi sacri e profani,* t. 2, p. 79.)

»(2) *Sympos.* IX.

»(3) Πιθοίγια.

»(4) Του νέου οἴνου Ἀθήνησι μὲν ἑνδεκάτη του Ἀνθεστηριῶνος μενὸς κατάρχονται, Πιθοιγίαν την ἡμέραν καλουντες. (Plut., *Sympos.* IX, 10.)

»(5) *Doliorum apertio festum erat Bacchicum apud Graecos quale est quod in honorem sancti Martini celebramus, voce* Πιθοίγια.

à notre 11. de novembre, puisqu'on n'est pas même d'accord sur la division de l'année qui portait ce nom, et que les uns disent que ce mois répondait à la fin de novembre et au commencement de décembre ([1]), et d'autres à la fin de février et au commencement de mars ([2])? Il est donc impossible d'assigner d'une manière précise, dans notre calendrier, une place correspondante aux premiers jours de la fête des Anthesteria ou de la Pithoegia ([3]).

»C'eût été une chose très-inconvenante de mêler des usages d'une superstition grossière à la fête d'un saint qui faisait profession de la plus austère abstinence ([4]). Ce jour

»(1) Potter, *Archaeol.*, II, 26.

»(2) Pontederae *Antiq.* 221.

»(3) Dans nos Observations sur la Saint-Martin (tome 9 de la collection de dissertations, page 465 et suivantes), nous avons supposé, suivant l'opinion la plus générale et d'après l'autorité du savant Carmeli, que notre mois de novembre répondait à l'Anthesterion des Grecs: nous avons pu mal choisir entre plusieurs hypothèses; mais l'erreur serait sans importance dans la question de l'origine des réjouissances de la Saint-Martin, que nous rapportons aux Grecs. Quel que fût le temps plus ou moins rapproché de novembre, auquel la *Pithoegia*, ou fête de l'*Ouverture des vases à mettre le vin*, était célébrée chez les Grecs, il était naturel que les Gaulois, en adoptant la fête païenne du dieu du vin, la célébrassent eux-mêmes à l'époque où ils en recevaient les dons, c'est-à-dire dans le temps de leurs vendanges, qui étaient un peu plus tardives alors, parce que le climat de la Gaule, couverte de forêts, était plus froid qu'il n'est aujourd'hui: et comme il est hors de doute que ces réjouissances s'y sont introduites long-temps avant l'institution canonique de la Saint-Martin, et même antérieurement au culte spontané que les premiers chrétiens des Gaules vouèrent à saint Martin, on peut être fondé à soutenir que les réjouissances qui concourent avec la célébration de la fête chrétienne de la Saint-Martin, eurent une existence indépendante de cette fête. D'abord pratiquées au nom de Bacchus, elles ont pu, depuis la mort de saint Martin, que l'Eglise place à la fin du quatrième siècle, se mêler au culte de ce saint et en prendre le nom; comme aussi elles ont pu se confondre plus tard dans les divertissemens qui précédaient le petit carême dont Millin va parler: mais la question porte sur l'origine de ces pratiques; et quels que puissent être les changemens qu'elles ont subis en traversant les siècles, on les retrouve toujours avec le même caractère et les mêmes moyens de divertissement dans un temps bien antérieur à la fête consacrée par l'Eglise. (*Edit.* C. L.)

»(4) Inconvenante, soit, mais on a cent exemples de ces sortes d'inconvenances, que nous appellerons *des scandales*, et qui se sont perpé-

était si sacré parmi les chrétiens, qu'il avait une octave, honneur singulier rendu à un confesseur ([1]). Mais saint Martin était comparé aux apôtres; il a été le premier sous l'invocation de qui l'Eglise, au moins celle d'Occident, ait élevé des autels, tandis que cet honneur ne s'accordait encore qu'aux

---

tuées jusque dans les derniers siècles. (*Voyez* les Dissert. réunies dans le t. 9 de la Collect.) Millin ne pouvait pas ne pas connaître les Sermons de saint Eloy et la Vie de ce grand homme par saint Ouen: il savait donc de quoi étaient capables des hommes simples, ignorans et crédules, qui n'avaient du chrétien que le baptême; des fidèles qu'un ministre de l'Evangile conjurait de *n'observer aucune des coutumes sacriléges des Gentils....; de ne point invoquer Neptune, Pluton, Diane, Minerve, Junon, ni d'autres semblables divinités...; de ne pas mettre au rang des dieux le soleil ni la lune....*, et surtout de ne pas célébrer les fêtes des saints par des débauches, des danses, des chants diaboliques et des excès de toutes espèces. (Trad. des *Serm. de saint Eloy*, par Levesque, p. 90.) Saint Martin fut sans doute un objet de grande vénération; mais il n'est pas vraisemblable que son culte inspirât plus de respect que le culte de Dieu même. Or, il suffit de se rappeler les orgies de la Nativité, de l'Epiphanie, les fêtes des Innocens et des Sous-Diacres, pour douter que les chrétiens des premiers siècles aient pu même concevoir les scrupules où Millin puise son argument contre la possibilité de la confusion d'une pratique païenne avec le pieux hommage rendu à saint Martin.

»Les miracles attribués à ce saint, par Grégoire de Tours, n'ont pas peu contribué, sans doute, à maintenir le culte bachique sous une invocation nouvelle et dans une intention devenue chrétienne. Quelques-uns de ces miracles, et ce sont les plus remarquables, révèlent une protection spéciale pour la conservation de la vigne et de son précieux jus. Ici le saint a pitié d'un pauvre marinier des bords de la Loire, qui n'a pas de quoi se réjouir avec ses camarades le jour de l'Epiphanie; et il attire dans ses filets un énorme poisson, dont le prix sert à acheter un muid de vin (*De Mirac. D. Martini*, lib. 4, cap. 7): là c'est un moine de Saint-Julien de Tours qui, le jour de la fête de Saint-Martin, retrouve plein jusqu'à la bonde, un tonneau qu'il avait à moitié vidé la veille avec ses confrères, à l'honneur du saint (*De Glor. Martyr.*, cap. 35): ailleurs une goutte d'eau bénite, recueillie sur le tombeau de saint Martin, renouvelle le miracle des noces de Cana. Ces traditions, accréditées dans le sixième siècle, suffiraient seules pour expliquer comment le culte de Bacchus déjà et depuis long-temps introduit dans les Gaules, a dû s'y conserver et se perpétuer jusqu'à nous, sous le nom de *la Saint-Martin*.

(*Edit.* C. L.)

»(1) Durand. *De divin. officiis*, III, 37.

reliques des martyrs. Enfin son culte a été si répandu qu'il n'y a presque point de pays où ce saint n'ait des églises et des oratoires. Il faut donc attribuer la joyeuse fête du 11. novembre à une cause autre qu'à celle d'honorer le saint dont ce jour porte le nom, et cette cause, le savant religieux camaldule Anselmo Costadini me paraît l'avoir trouvée (1) (2).

»L'Eglise grecque avait d'abord quatre carêmes; l'Eglise latine en eut trois, et ils furent réduits à deux, dont l'un, appelé le *grand carême*, précédait la Pâque, et l'autre, nommé le *petit carême*, précédait Noël: celui-ci reçut aussi le nom

»(1) *Ragionamento sopra la ricreazione di santo Martino.* (Calogera, *Nuova Raccolta,* XX, 143.)

»(2) Cette assertion n'est pas exacte. Quand bien même on s'accorderait avec l'auteur à reconnaître dans le petit carême de la Saint-Martin l'*origine* des réjouissances qui se mêlent à la célébration de la fête de ce saint, Millin ne s'en serait pas moins trompé en attribuant à son camaldule le mérite de la découverte de ce fait: c'est aller chercher trop loin ce qu'on a sous la main. Il y a cent quarante ans qu'un moine français a écrit littéralement ce qu'on suppose avoir été trouvé par le moine italien, mort à la fin du dernier siècle. On appelait communément *Carême de Saint-Martin* le grand jeûne institué par saint Perpéte, dont il est fait mention dans le premier concile de Mâcon, et qui se prolongeait depuis la Saint-Martin jusqu'à Noël. Il fut introduit dans l'Eglise de Milan et dans quelques autres. »»Il y a lieu de croire, dit Gervaise dans son *Histoire française de saint Martin,* que ce carême fut l'occasion des réjouissances qui se font encore à la fête de saint Martin, autant que les miracles qui se faisaient sur son tombeau, où, comme le rapporte Grégoire de Tours (*Hist. Franç.,* l. 5, c. 21), le vin qu'on y apportait croissait visiblement, lorsqu'on y avait mêlé une seule goutte d'eau du puits qui était auprès. Cependant le Cardinal Baronius les attribue à ces miracles, et prétend que, dans la suite, ils donnèrent occasion au peuple d'avoir recours à saint Martin pour la conservation des biens de la terre, et particulièrement pour celle du vin.«« (*Vie de saint Martin, avec l'Histoire de la fondation de son église,* par N. Gervaise, p. 262, édition in-4° de Tours, 1699.)

»D'après ces témoignages et ceux que nous avons rapportés dans nos précédentes Observations, on ne voit pas quels reproches Millin pourrait faire aux poètes dont il va citer des fragmens, si ce n'est d'avoir brodé le fond que leur fournissait Grégoire de Tours, et mis en vers, bons ou mauvais, ce que le père de notre histoire avait écrit en prose, vraie ou douteuse. (*Edit.* C. L.)

de *carême de Saint-Martin,* parce qu'il commençait le 12. de novembre, qui était le lendemain de la fête du saint. La veille, qui était le jour de la fête même, était consacrée, comme la veille des cendres, c'est-à-dire du grand carême, à des plaisirs et à des festins.

»L'usage du premier carême a céssé au commencement du treizième siècle, et ne s'est plus conservé que dans quelques cloîtres. Il dure encore parmi les camaldules; et ces solitaires en consacrent la veille, le 11. de novembre, jour de Saint-Martin, à d'innocentes récréations, telles qu'une promenade commune au-dehòrs de leur monastère, pendant laquelle ils pouvaient rompre le silence rigoureux qui leur est habituellement imposé, tandis que des mets moins grossiers et plus substantiels qu'à l'ordinaire, des viandes même, qui, dans d'autres temps, sont toujours proscrites, les attendent au réfectoire.

»Personne n'ignore que les émissions de sang périodiques étaient en usage dans les monastères; mais il y avait des différences dans leur nombre et dans leurs époques. Elles avaient lieu au moins deux fois, et au plus cinq, par an. On lit dans les constitutions des camaldules de Padoue, faites dans le douzième siècle, que la cinquième se faisait avant la fête de Saint-Martin. Ces saignées, qu'on appelait *minutiones, diminutiones,* et *phlebotomiae,* devaient affaiblir beaucoup ceux sur qui on les pratiquait: aussi abrégeait-on, à ces époques, la durée des offices au choeur; on augmentait les portions pour la nourriture, et elle était composée de mets plus substantiels. Il était encore naturel de donner ces récréations après une semblable *diminution,* et à la veille d'une longue abstinence.

»Quoique le carême de la Saint-Martin eût été réuni à celui de Pâques, et qu'il n'existât plus, le jour de réjouissance a subsisté. En rejetant une incommode abstinence, on a conservé la fête joyeuse qui la précédait; et comme elle se lie, en quelques lieux, aux opérations de la vendange, ou plutôt de la manipulation du vin, on l'a regardée comme une fête

bachique, et on en a cherché l'origine dans les orgies païennes et dans les bacchanales.

»C'est surtout ce qu'ont fait les écrivains du culte protestant, et les auteurs catholiques ont eux-mêmes donné lieu à cette erreur, en l'adoptant ([1]). Ambrosio Novidio Fracci, de Ferentino, ne craint pas de la répéter: il parle des pronostics que présente l'état du ciel le jour de Saint-Martin ([2]); il croit que le saint a la puissance de changer l'eau en vin ([3]); il introduit enfin saint Martin, se comparant lui-même à Bacchus ([4]).

»(1) *Haec est leta dies: istâ populusque patresque*
Luce cados relinunt, et defecata per omnes
Vina ferunt mensas, ac libera verba loquuntur.
Talis apud veteres olim sacrata Lyaeo
Lux erat à priscis vocitata Pithoegia Grajis,
Quod signata dies aperiret dolia festis.
(Mantuanus, cité par Voet *in Fast.*)

»(2) *Sacri Fasti.* Antwerp., 1559, in-12, XI, 152.

»(3) *Sunt qui vina dari credant: mihi proxima festo*
Quod defecandi tempora vulgus habet.
Parsque, quod Ismario vertebam flumina succo:
Hac fieri turbae quod quoque nocte putant.
(Ibid.)

»(4) *Quaeque dabant Baccho, mihi praebet gratia vulgi;*
Quaeque illi ratio est, non minus illa mihi.
Miles enim Bacchus, miles sum dictus et ipse;
Bis genitus fuerat, bis genitusque vocor.
Ille colit Thebas, est et mihi Gallia curae:
Vini avidum quaeso quem magis esse putes?
Nominor ante lacus, clamabant ante Lyaeum.
Illi acinis thyrsus, crux mihi picta datur.
Indos ille domat, domui persaepe tyrannos;
Nec minor iste mihi quàm labor ille fuit.
Tempora cingebant edaere juvenilis Jacchi:
Has nova dat nostro ferre taberna mero.
Stulta choros mediis ducebat foemina silvis:
Ad cyathos saltat pota puella meos.
Bacchus habet Cereris commercia munus et hujus,
Mollitum nostro nomine crescit opus.
Reperit ille uvam, levo vinum sordibus uvae:
Me duce et ut cedat vertitur unda mero.
(Ibid., 154.)

Mais, ajoute-t-il, le saint inspire bien mieux que lui ses poëtes (¹).

»Le celèbre Pontanus ne parle pas avec plus de respect du saint, dont il avoue que l'Italie devait le culte à la Gaule; il le fait entrer lui-même dans un festin, et lui demande d'apaiser la guerre que la France fait au royaume de Naples, puisque toute la France obéit à ses lois (²).

»Malgré ces licences poétiques, le motif du repas joyeux du 11. de novembre n'est pas douteux: nous voyons qu'il avait lieu le jour de Saint-Martin, mais non pas en l'honneur

---

»(1) *Si vacat, ad proprias e coelo labere laudes:*
Quaeque damus faciles, ad tua vina veni.
Proque tuis Baccho faveas, adsis poetis;
Sed mihi praecipuè, qui tua festa cano.
Nam si vera licet manifesta voce fateri,
Et sequimur certa numina nostra fide:
Fertilior Musis es tu, quam Bacchus et Evan
Ingenium ex vero vatibus ipse facis.
Curque facis causa est, cujus tu cura putaris,
Quoque vales, et quo tu tibi numen habes.
(Ibid., 152.)

»(2) *Martinum conviva saturque, et potus adoret:*
Hunc nobis ritum Gallia prima dedit.
Hunc patres tenuere, tenent nunc Itala regna.
I puer, et multo pocula tinge mero.
Dive fave: nunc te colimus, tua templa veremur,
Et numen felix ducimus esse tuum.
Dive adsis, Calabros, famuli, geminate trientes.
Instaurent positas fercula crebra dapes.
Numen adest: geminas video splendere lucernas;
Intueor triplici tempora cincta face.
Dive parens Martine ades, et tua pocula vise.
Te cyathi, et calices, te tua musta vocant.
Euge pater, bibit ipse pater, calicemque supinat.
Quisquis adest, cyathos sumite, adeste Deo.
Dicamus bona verba, precemur et otia pacis.
Pace penus gravida est, vinea pace nitet.
Pace fluunt tua vina, pater. Tu Gallica seda
Praelia; nam servit Gallia cuncta tibi.
Annuit ipse Deus, pueri nova vina ministrent.
Vos mecum alternas continuate vices.
(Eridan. I, *de Fest. Martinal.*)

du saint. Mais pourquoi l'*oie* en est-elle la base? Nous avons déjà vu qu'elle n'a aucun rapport à l'histoire du saint: la cause qui en fait le principal mets de ce banquet doit donc aussi lui être étrangère.

»L'oie est un des oiseaux domestiques les plus communs dans les Gaules; c'était aussi le plus gros que l'on connût dans le moyen-âge. Ses nombreux usages le font recherher dans tous les pays: ses plumes sont employées dans les arts; sa graisse même est préférée au beurre pour plusieurs préparations culinaires, et sa chair se sale et se conserve dans divers pays comme celle du boeuf. Il n'est donc pas étonnant que nos pères en aient fait tant de cas; peut-être même est-ce par honneur et à raison de son utilité qu'ils ont représenté avec un pied-d'oie celle de nos reines qui est connue sous le nom de la reine *Pédauque*. L'oie a été en faveur dans leurs festins: ce fut pendant plusieurs années (1) la

»(1) *Plusieurs années.* Nous croyons qu'il faut lire *plusieurs siècles*; car à quelle époque placerait-on ces quelques années de la haute faveur de l'oie dans les cuisines féodales du moyen-âge? La vérité est que cette volatille fut pendant des siècles un mets de prédilection, et qu'il n'y avait que le *paon* qui lui disputât la préséance dans un banquet solennel, notamment au repas de la fête à laquelle il donna son nom. Quoi qu'on ait pu dire des nombreux troupeaux que les anciens Morins (habitans du Calaisis et du Boulonnais) engraissaient, et dont ils pourvoyaient une partie de l'Europe, il y a tout lieu de penser que cet oiseau était alors bien moins commun et relativement beaucoup plus cher qu'il ne le fut en France depuis le seizième siècle. Dans la plupart des actes tarifés du moyen-âge, le prix d'une oie, qu'on peut supposer des plus belles, ne descend guère au-dessous de celui d'un porc, et l'on en pourrait citer où ce prix est le même pour les deux objets. Par exemple, dans le tarif réglé par le conseil de Charles VI, en mars 1480, à l'occasion de la disette qui désolait la France, une oie figure pour xvj sous parisis, prix d'un faisan de l'époque, et un porc pour une même somme de xvj sous parisis. Quelqu'abondante et commune que fût la chair de porc au temps dont il s'agit, la disproportion est si grande entre le profit qu'on tirait d'un porc entier et celui que rapportait une oie dans la vie domestique, qu'il fallait bien que l'oie fût, relativement au porc, un mets d'une certaine rareté, pour valoir dix fois autant que le porc, à supposer que le dernier, terme moyen, ne pesât que dix fois autant que l'autre.

(*Edit.* C. L.)

pièce de volaille la plus estimée. Charlemagne ordonna que toutes ses maisons en fussent fournies. Il paraît que cet usage s'est conservé long-temps dans les maisons royales, et on regardait comme un péché sans rémission, de voler ces oies. Cette irrévérence insigne a donné lieu au proverbe: *Qui mange l'oie du roi, cent ans après il en rend la plume.* Une oie apprêtée par sa femme est le régal que promet maître Patelin à M. Guillaume pour l'amadouer et emporter son drap [1]. Les premiers rôtisseurs et marchands de volaille ont pris leur nom de l'oie, parce qu'elle était le principal objet de leur commerce: on les appelait *oyers*. La rue où ils étaient réunis, selon l'usage du temps, se nommait la *rue aux Oyers;* et comme l'origine et la tradition se sont perdues, le peuple l'a nommée la *rue aux Oux,* dénomination aujourd'hui consacrée par l'usage.

»L'oie est figurée comme le prix du succès sur le tableau d'un jeu innocent que nos pères ont dit avoir été *renouvelé des Grecs,* pour annoncer sans doute que son antiquité se perd dans nos plus vieilles annales. Mais pourquoi, dans les fêtes publiques, dans les jeux de village, cet oiseau si utile est-il livré à d'horribles tortures avant de servir au repas de celui qui, pour montrer son adresse, a fait preuve de la plus atroce cruauté! Le pauvre animal est suspendu par la tête à un pieu; un autre pieu plus court que le premier, et planté devant lui, ne laisse qu'un étroit passage aux bâtons que des bras robustes lancent successivement vers ce malheureux but. Il faut que leurs atteintes redoublées séparent le larynx, l'oesophage, les muscles, et tous les liens qui attachent le tronc au cou. Celui qui les sépare par un dernier coup termine ainsi le supplice de l'animal; et, proclamé vainqueur, il emporte pour prix une bête défigurée, et dont la chair meurtrie ne peut plus offrir qu'un mets dégoûtant.

»(1) Et si mangerez de mon oye,
Par Dieu! que ma femme rôtist.
(*Farce de maître Patelin,* p. 75.)

»Qui peut donc avoir introduit parmi nous un amusement si cruel? S'il remonte à nos origines gauloises, on pourrait regarder ce supplice comme une punition de l'avis qui priva les vainqueurs de Rome de leur victoire. Mais n'en cherchons pas la cause dans l'histoire; trouvons-la dans le malheureux penchant de l'homme pour faire du mal et pour détruire: ce qui le rend naturellement chasseur, naturellement guerrier, et lui fait trouver du plaisir dans des exercices barbares et des devoirs meurtriers.

»L'époque de la Saint-Martin est celle où cet oiseau est plus gras et plus commun. Il est tout simple qu'elle ait été adoptée pour les repas qui ont lieu à cette époque: aussi cet oiseau est-il célébré toutes les fois qu'il est question du festin du 11. de novembre; et on l'appelle l'*oiseau de la Saint-Martin*, l'*oie de la Saint-Martin* (¹). Ce n'est donc pas une superstition qui le fait préférer: on peut s'en nourrir le jour de Saint-Martin sans offenser la religion, quoiqu'on en ait fait un cas de conscience; et Martin Schook, qui a examiné ce cas, et l'a discuté avec un grand scrupule (²), n'hésite point à donner cette décision. La superstition des hommes qui, nouveaux aruspices, interrogent l'état des viscères de l'oie, et examinent le degré de transparence de ses os pour savoir si l'hiver sera doux ou rigoureux (³), est contraire seulement à la physique, et ne touche point à la religion. Il n'en est pas de même de celle d'après laquelle on croit que le saint change l'eau en vin dans la nuit de sa fête (⁴).

»Nous voyons donc comment l'oie est devenue la partie la plus essentielle du repas de la Saint-Martin. Mais tout est sujet dans ce monde à l'empire du goût et de la mode: un autre oiseau moins utile, mais qui, par sa grosseur et sa

»(1) *Anser Martinianus.*

»(2) *An liceat Martinalibus anserem comedere.* (*Exerc.* XVII, p. 205.)

»(3) Barthol., *loco citato.*

»(4) . . . . . *Quod ismaria vertebam flumina succo.*

(Ambros. Novidii, *Fast. sacr.* XI, p. 152)

succulence, peut également servir à des repas de famille, est venu de l'Asie ([1]) ou de l'Amérique septentrionale, partager le goût que les Français avaient pour l'oie. On attribue l'introduction du dindon à Jacques Coeur ([2]), au bon roi René ([3]). Cependant Aldrovande le décrit comme un oiseau rare ([4]), et Champier ([5]) en parle comme d'un mets nouvellement introduit. Il fallait qu'il fût encore rare au temps de Charles IX, puisqu'en 1566 les habitans d'Amiens lui en offrirent douze en présent ([6]), et qu'enfin Linocier ([7]) dit que c'est un manger délicieux, digne d'un seigneur. On ne peut donc croire qu'il a été introduit en Europe par les jésuites. Ces pères ont bien pu en élever de grands troupeaux; mais on ne leur en doit pas la connaissance. Il paraît que c'est seulement vers 1630 que l'usage en est devenu commun. Depuis ce temps, point de repas de famille et populaire dont il ne soit la base: on en distribue surtout dans les réjouissances publiques; et c'est parce qu'il n'y a pas de fête sans dindon, que l'on dit populairement d'un homme aux dépens de qui on rit, on boit et on mange: *C'est le dindon de la fête.* Enfin il s'est introduit jusque dans le repas du 11. de novembre; et l'on dit le *dindon*, comme on disait l'*oie de la Saint-Martin.*

»Cette usurpation n'a pas été si entière et si solennellement consacrée dans les villes du nord que dans celles du midi. Quoique le rit luthérien ait aboli le culte de saint Martin, qui était cependant le patron du chef de la réforme, la solennité du repas du 11. de novembre s'est conservée comme fête populaire, et parce que, comme nous l'avons dit, elle n'a aucune relation avec le saint qui lui donne son nom.

»(1) Barrington, *Miscellan.*, 1781, p. 127.

»(2) Legrand, *Vie privée des Français*, édit. nouv. de M. Roquefort, t. 1, p. 358.

»(3) Bouche, *Hist. de Provence*, t. 2, p. 478.

»(4) *Ornithol.* XIV.

»(5) *De re cibaria*, XV, LXXI, p. 831.

»(6) Daire, *Hist. d'Amiens*, I, p. 90.

»(7) *Traité des plantes et des animaux*, 1619.

»Beaucoup de rapports de famille, d'affaires fiscales, d'intérêts ruraux, se règlent au renouvellement des saisons, et chacun de ces renouvellemens est indiqué par la principale fête qu'on célèbre à cette époque. Celle de la Saint-Martin est surtout précieuse, parce qu'elle arrive presque à la fin des travaux agraires: c'est celle de la recette des revenus, du renouvellement des baux; et c'est pourquoi la fin des vacances judiciaires et scholastiques est fixée, dans plusieurs pays, à la Saint-Martin.

»Ce jour est donc consacré à des réjouissances de famille; certaines corporations se réunissent pour y prendre part. C'est pour une semblable réunion qu'aura été frappée la petite pièce qui a donné lieu à cette Dissertation. L'oie, qui est la base de la fête, y figure d'un côté; et le mot Martinalia, inscrit de l'autre, exprime l'objet de la réunion. Ce mot *Martinalia* a été reçu dans l'Église pour désigner la fête de Saint-Martin, comme on dit *Paschalia, Natalia,* parce qu'elle avait une octave. Dans les pays où l'on suit la religion réformée, ce mot a été conservé en même temps qu'on a gardé l'usage du repas. La coutume de distribuer des tessères ou des jetons d'argent parmi ceux qui forment des associations pour célébrer cette fête, paraît aussi fort ancienne.

»Cette petite médaille vient du Danemarck ou du Holstein; du moins elle s'est trouvée avec quelques pièces modernes ou du moyen-âge qui y avaient été recueillies: d'après la forme des caractères, elle paraît avoir été frappée au commencement de l'avant-dernier siècle.«

Von der Martinskirche an senkt sich, unmerklich anfangs, die Höhe und die sie begleitende Stadtmauer, an deren Rande, immer noch auf erhöhtem Standpunkt, begrenzt auf der Südseite von den Gartenanlagen des Rasselbergs, am Fuße eines Befestigungsthurms, die Minoriten sich angebaut hatten. Das Kloster mag wohl eines der ältesten in Deutschland sein, indem bereits im J. 1262 der Guardian Wilhelm Walmanshausen, gemeinschaftlich mit Roricho Warsberg, dem Guardian des Minoritenklosters in Trier, von Papst Urban IV zur Unter-

suchung der gegen den Trierischen Erzbischof Heinrich von Vinstingen vorgebrachten Klagen auserſehen wurde. In seinem Testament vom 22. Febr. 1309 vermacht Paul, ein Ritter von Lorch, dem Kloster einige Wingerte. Guardian und Convent der Minnerbrüder bewilligen dem Ritter Heinrich Beyer von Boppard einen bis daher auf einem Hause ruhenden Zins auf anderes Besitzthum, Mitten in dem Braychmande 1339. Heinrich von Limburg, Bürger zu Oberwesel, errichtet sein Testament zu Gunsten des Klosters, 6. Sept. 1363. Katharina Nantreder, Bürgerin zu Oberwesel, verkauft ihrem Sohn, dem Minnerbruder, die Erbschaft, so sie nach ihrem Bruder gethan, 18. Jan. 1369. Guardian und Convent quittiren dem Bruder Martin über ein dem Kloster geschenktes silbernes Rauchfaß, 1399, in crastino Epiphaniae. Hausmann Bilaye und Kette, Eheleute, verkaufen dem Kloster einen Wingert an Becheln. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Kloster von den Mönchen verlassen, und von Kurfürst Johann VI eingezogen, am 31. Jan. 1570 aber von dessen Nachfolger, Jacob III dem Orden zurückgegeben. Es hatte nicht unbedeutende Besitzungen, worunter ein Freigut zu Caub, unterhielt auch eine Schule von 5 Classen, die durch den Vicarius Angsthaler von Worms in seinem Testament vom J. 1749 fundirt worden, wiewohl der Stadtmagistrat den von Angsthaler vermachten 1000 Rthlr. 700 Gulden hinzufügen mußte.

Die französische Herrschaft wurde auch diesem Kloster verderblich: „der Kirche Ruinen," schreibt Lassaulx, „zeigen die seltene Erscheinung, wie nur ein Nebenschiff angelegt und vom Hauptschiff durch übereck gestellte Pfeiler geschieden worden. Die abgerissene Franziskanerkirche zu Koblenz hatte, wie die seit 1816 in einen Pferdestall verwandelte Franziskanerkirche in Andernach, dieselbe Einrichtung." In den Ruinen zu Oberwesel hat die Armuth ihre Hütten gebaut, und es entstand auf diesem Flecke eine Art Napoleonsgäßchen.

Den Ruinen gegenüber, jedoch auf der entgegengesetzten Seite, der Höhe zu Füßen, auf der Stadtmauer am Rhein steht das Kirchlein, vielmehr einer größern Kirche Fragment oder

Chor, dem h. Werner, 19. April, der auf dieser Stelle litt, geweihet. Die Legende des frommen Knaben wird am vollständigsten mitgetheilt unter der Rubrik: De S. Wernhero puero Wesaliae a Judaeis occiso, Bacheraci deposito, ad Rhenum in dioecesi Trevirensi, in Actis Sanctorum, April II. 697—740. Dort werden, dem Ganzen die Einleitung, mehre Beispiele von ähnlichen, den Juden zur Last gelegten Mordthaten aufgeführt: »S. Simon puer, Tridenti, et S. Joannettus puer in dioecesi Coloniensi, impie a Judaeis occisi, proponuntur in hoc opere nostro ad diem 24. Martii; item S. Wilhelmus puer, Norwici in Anglia, et S. Richardus, Parisiis ab eisdem Judaeis interempti, referuntur 25. Martii: ubi etiam agitur de aliis pueris simili perfidae gentis rabie interfectis. Eodem modo a crudelissimis illis occisus Rudolphus puer, colitur 27. Aprilis.«

Es sind aber auch die Acta martyrii Wernheri, »sed contracta,« nicht lange nach seinem Tode geschrieben, aufgenommen worden in die Antiqua legenda Sanctorum, cusa Coloniae 1483 und Lovanii 1485. Als Hauptquelle wird indessen angeführt eine alte Handschrift auf Pergament, früher in dem Jesuitencollegium zu Paderborn und nachmalen in dem Profeßhause desselben Ordens zu Antwerpen aufbewahrt, sodann eine Pergamenthandschrift des Jesuitencollegiums zu Trier, aufgenommen unter Beglaubigung von sieben Notarien 1429, »studio Winandi pastoris Bacheracensis, ad B. Wernheri cultum promovendum et solennem ejusdem canonizationem impetrandam, zelosissime satagentis: cujus voti compotem factum persuaderet Legenda recentior, Vesontione post annum 1548 scripta, ubi dicitur Wernherus a Martino V Pontifice maximo in Divorum catalogum relatus, si vel minimum hujusmodi assertionis fundamentum appareret in aliquo vetustiori auctore. Tunc autem id factum esse debuisset ultimo anno Martini, qui fuit post mortem Sancti, non 120. annus, ut dicit Legenda illa, sed 144.«

Von Chronisten, welche der Martergeschichte erwähnen, werden angeführt: Gesta Mss. Boemundi, des Trierischen Erzbischofs; Henricus Stero, Mönch des bayerischen Klosters Altaich, in des Marq. Freher Script. rerum germ. tom. I; Siffridus presbyter

lib. 2. epitomes in scriptores editos a Joanne Pistorio; Trithemius in Chronico Hirsaugiensi. Endlich wird auch der Abbildung auf dem Trierischen Codex gedacht, wo Werner zwischen dem Apostel Andreas und dem Cölnischen Erzbischof Kunibert ebenfalls als ein Heiliger dargestellt. In den Gesten des Erzbischofs Boemund von Warsberg heißt es:

„Im Jahr des Herren 1287, da Herr Boemund noch am römischen Hofe weilend, wurde ein christlicher Knabe, Werner genannt, ein Bettler, zu Wesel, Trierischen Sprengels, von einem gewissen Juden gemiethet, daß er aus seinem Keller die Erde in einem Korbe heraustrage. Was mit dem Knaben weiter anzufangen, beriethen sich die treulosen Juden, Feinde dem christlichen Namen, und als sich ihrem Vorhaben die günstige Stunde dargeboten, fielen sie über ihn her, schlugen dem unschuldigen Knaben verschiedene Wunden und zerfleischten ihn an allen seinen Gliedern. Nachdem sie ihm letzlich einen grausamen Tod angethan, verbargen sie den Leichnam, welchem alles Blut abgezapft, in bedeutender Entfernung von der Stadt, zwischen Dornen und Hecken. Es hat aber Gott den Leib seines Märtyrers vor den wilden Thieren und den Vögeln bewahrt, bis er von einem Bauern, der gleich nebenbei pflügte, aufgefunden wurde. Der Bauer hat über solchem Anblick die Nachbarn zusammengerufen, und es verbreitete sich ein Gemurmel im Volke, die gottlosen Juden hätten das Verbrechen begangen, und wurde das durch eine christliche Magd, so bei einem Juden in Diensten, bestätigt. Sie versicherte, durch eine Ritze in der Mauer den Hergang angesehen zu haben. Darüber entbrannten die Einwohner des Landes, nahe und ferne, zu unsäglicher Wuth gegen die armen Juden, deren sie viele erwürgten, andere mit Weibern und Kindern verbrannten, andere ertränkten, noch mehre mit dem Schwert hinrichteten. Kaum wurden die, welchen es gelang, in die Schlösser und Festen der Edlen sich zu retten, vor solchem Schicksal bewahrt. Der Leib des ehrwürdigen Märtyrers wurde nach Bacharach gebracht, auch ungesäumt daselbst zu Ehren Gottes und seines Blutzeugen eine Capelle, ein Prachtbau, aufgeführt. Daß dieser Tod kostbar in den Augen des Herren, hat er, wie

das ein frommer Glauben, durch viele Miracul bekundet. Zu dem Grabe wallfahrteten, in der Hoffnung, ihrer Sünden Verzeihung zu werben, der Pilgrime Scharen, sowohl aus der Nachbarschaft, als aus fernen Landen. Des heiligen Knaben Tod besingen die folgenden Verslein:

Anno milleno centum bis et octuageno
Septeno Christo nobis de virgine nato,
Est puer occisus Wernerus postea visus.

Ungleich ausführlicher berichtet, nach einem zwiefachen Prolog, die Antwerpener Handschrift. „Also war der von Christo auserkorne Märtyrer und Junggesell, von beinahe vierzehn Jahren, in dem Dorfe Wammenrait (Womrath, zwischen Kirchberg und Gemünden, nicht aber Warmsroth bei Stromberg, wie doch gewöhnlich angenommen), eine Tagreise von Bacharach, wo er seine Ruhestätte fand, geboren, in schlichtem bäuerlichen, doch durch die Verehrung Jesu Christi geadelten Geschlecht, wie er denn von Herzen ein Christ, und Christi Getreuer, ein einfältiger, demüthiger, frommer, ehrerbietiger Knabe, mit jungfräulicher Reinigkeit begabt, und in der Verrichtung ländlicher Arbeiten seinen Unterhalt suchend, der, so viel es die Kräfte zuließen, durch Arbeit, unter Vergießung sauern Schweißes, sein Brod gewann, und davon noch, so viel er sich abdarben konnte, den Armen zukommen ließ. Mit Recht mag daher glücklich gepriesen werden dieser Knabe, der einfältigen demüthigen Herzens im Tode den seinen Tugenden angemessenen Lohn fand. Es wird auch erzählt, der fromme Knabe, den Härten eines Stiefvaters auszuweichen, habe der Eltern Hütte verlassen, und sei auf seiner Wanderschaft durch ödes dürres Land, von Hunger und Durst schwer geplagt, mit Hirten zusammengetroffen, die ihm das Brod der Barmherzigkeit reichten. Indem die guten Leute nicht minder von Durst zu leiden hatten, soll er, indem er seinen Stab in die Erde stieß, in Christi Namen eine reiche Quelle aus der Erde hervorgerufen haben, daß die Wohlthäter, gleichwie er selbst, ihren Durst im Ueberflusse löschen mochten.

„Nach diesem erreichte er Wesel, die Reichs- oder Trierische Stadt, wo, was er suchte, Arbeit, ihm beschieden. Diesen

Jüngling haben nun die treulosen, in besagter Stadt wohnhaften Juden listig zu ihrem Dienst herangezogen, dafür ihn auch willig und bereit gefunden. Sie gaben ihm auf, den Schutt einer tiefen Höle herauszutragen. Indem aber die Osterfeier herannahte, sprach zu dem Knaben die Wirthin, so unter ihr Dach ihn aufgenommen: „„Hüte dich ja, Werner, vor den ungetreuen Juden, indem der Charfreitag herannahet. Ohne Zweifel werden sie von deinem Fleisch essen wollen."" Antwortet der Knabe in Taubeneinfalt, in dem Ausdruck der festesten, in Christo gegründeten Hoffnung: „„Das empfehl ich meinem Herrgott!"" Als der geheiligte Tag der Einsetzung des Abendmahls gekommen, empfangt der wahrhaft katholische, seinen Heiland liebende Knabe, nach vorhergegangener sacramentalischen Beichte, in der innigsten Andacht aus des Priesters Hand den Leib Christi. Am nämlichen Tage wurde er von treulosen Juden unter dem Vorwand irgend einer ferner zu verrichtenden Arbeit hinterlistiger Weise in ihr Haus gelockt. So haben diese gottlosen Juden den stillen Freitag, an welchem jeder Christ im Gedächtniß des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi sich demüthigt, als den geeignetesten für die Ausführung der Missethat betrachtet, auch ungesäumt ihren Grimm an Tag gelegt. Nachdem sie vordersamst den Knaben ergriffen, erstickten sie ihm die Stimme, indem sie ihm eine Bleikugel in den Mund zwängten, damit er nicht Hülfe rufe. Sodann hefteten oder hingen sie ihn an eine zu solchem Zwecke bestimmte hölzerne Säule, die Füße in die Höhe, den Kopf zum Boden gesenkt, um in dieser Weise des wahren Leibes Christi, welchen an demselben Tage der Knabe empfing, habhaft zu werden.

„Indem aber ihr Bemühen vergeblich, begannen sie seinen mystischen Leib zu martern, in der Absicht, das Blut ihm abzuzapfen, das Leben ihm zu nehmen, und sie schlugen ihm mit Geißeln mehre und tiefe Wunden. Das Messer ergreifend, so noch heute neben dem gesegneten Leichnam aufbewahrt wird, zerschnitten sie ihm alle Adern, und preßten ihm, was über alle Beschreibung schmerzhaft, mit Zangen von Füßen, Händen, Hals und Kopf den letzten Blutstropfen ab, daß kein Fleckchen an

seinem Leibe unversehrt. So haben die verfluchten Juden drei Tage lang, bis er zu bluten aufhörte, den Knaben an der hölzernen Säule hängen lassen, häufig den Leib, den Kopf wendend, bald nach oben, bald nach unten.

„Die Juden in dem besagten Hause hatten eine christliche Magd, die unbemerkt die Marter schaute; im Innersten des Herzens von Schmerz ergriffen, holte sie den Richter, den Weseler Schultheiß herbei, und führte ihn zur Stelle der Metzelei, den Juden zu nicht geringem Schrecken. Die haben jedoch durch Geschenke und Bestechung den Richter mürbe gemacht, daß er seine Sinne abwendete, seine Augen dem Anblick des Himmels verschloß und sich der Urtheilssprüche der Gerechten nicht erinnerte. Als der Knabe des Richters ansichtig geworden, erhob er die Stimme, von ihm Befreiung aus der zeitlichen Pein sich zu erbitten. Aber der Richter, nachdem er von den Juden den Preis der Ungerechtigkeit empfangen, versagte dem Knaben in der Qual seinen Beistand. Dem also ihn Abweisenden entgegnet der gebenedeite Knabe: „„Wenn du mir nicht hilfst, wird mir doch helfen der barmherzige Gott und seine geliebte Mutter.""

„Nachdem also der heilige Knabe von dem Schultheiß verlassen, durch die Juden getödtet worden, der Tag dunkler Nacht gewichen, nahmen sie den Leib des heiligen Märtyrers, wie er mit seinem Blute geröthet, erstiegen vorsichtig die Stadtmauer, daß die Unthat von niemand entdeckt werde, gelangten an den Rhein und bestiegen den in Bereitschaft gehaltenen Nachen, der Absicht, hinauf zu fahren gen Mainz. Gott aber, der alles sieht, machte die Rathschläge ihrer Arglist zu Schanden, indem er sie, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, in der langen Nacht den Schatz nicht über eine Meile weit verführen ließ. Daher erbebten mächtiglich, bei der Sonnen Aufgang, ihre falschen Herzen, und in die peinlichste Sorge geriethen sie über der Frage, wie der heilwürdige Blutzeuge zu verbergen. Denn es wollt ihnen kein Kunstgriff einfallen, um den Leib im Wasser zu versenken, jedoch entdeckten sie in dem Thal bei Bacharach eine kleine Grotte, von Hecken und Dornen umfaßt, wo jetzt Windsbach, das

Kloster von St. Wilhelms Orden steht, in die warfen sie den Leichnam des heiligen Märtyrers, und eiligst fuhren sie von dannen.

„Aber der Sohn Gottes wollte nicht, daß solches lange verborgen bleibe, und hat deshalb die Stelle durch seine Wunder verherrlicht. Denn die Wächter insgesamt der umliegenden Burgen bemerkten mehre Nächte hindurch ein dort sich zeigendes helles Licht, wovon sie denn, von Staunen ergriffen, Anzeige machten. Bald wurde der Leichnam entdeckt, geröthet noch mit seinem Blut, den lieblichen Geruch beibehaltend von dem himmlischen Manna, so der Knabe unlängst empfangen, und man brachte ihn, wie es für die Erschlagenen hergebracht, nach Bacharach ans Gericht. Daselbst hat man fleißig, und der Wahrheit nach, angemerkt, was sich mit ihm zugetragen; Alle bewunderten den süßen Geruch, von dem Körper ausgehend, betrachteten das nächtliche Licht als ein Zeugniß für dessen Seligkeit, und trugen ihn, von der lebhaftesten Andacht erfüllt, nach St. Kuniberts Capelle, im Abhange des Bergs, über der Pfarrkirche gelegen. Dort wurde er, begossen mit seinem eigenen Blute, beerdigt; man umwand ihm das Haupt mit einer goldenen Binde, zum Zeichen der Jungfräulichkeit, bettete es auf ein seidenes, mit Veilchen gefülltes Kissen, warf über ihn ein seidenes Oberkleid, zum Zeichen der Unschuld und Heiligkeit, zu seinen Füßen legte man das Rebenmesser, das Werkzeug seiner Beschäftigung im Leben.

„Er wurde auch, wie es für die Heiligen Sitte, auf das ehrerbietigste einer Tumba von festem Eichenholz, die handhoch über den Boden erhaben, unmittelbar aber einem kleinen Sarg von Cedernholz, eingeschlossen, das Ganze mit starken Schlössern verwahrt. Wie er also auf das feierlichste bestattet, strömte alsbald das Volk in Scharen zur Stelle, durch den Augenschein von dem Unerhörten sich zu überzeugen. Den Wallern zu gut, bestätigte nochmals die christliche Magd, welche in dem Judenhause gedient hatte, den ganzen Hergang, wie er hier geschrieben steht, durch ihre Aussage. Denn nichts ist so verborgen, daß es nicht offenbar werden, noch so heimlich, daß man es nicht

erfahren sollte. Sie erzählte, wie der Knabe, die Bleikugel im Munde, drei Tage lang der Folterbank angeheftet, gegeißelt, zerschnitten, sein Blut in einem Gefäß aufgefangen worden, wie er geduldig als ein Lamm, den Herren preisend, den Geist aufgegeben habe, wie sie selbst, im Anfang der Marter, zum Schultheißen gelaufen sei, ihm den kläglichen Hergang berichtet, und ihn genöthigt habe, des gräßlichsten Schauspiels Augenzeuge zu werden.

„Diese Dinge waren kaum geschehen, und es ergaben sich große staunenswerthe Wunder (deren werden 90 aus den zwei ersten Monaten nach des Knaben Tod angeführt); Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen, Stumme sprechen, Zehrende, Gichtbrüchige, Einäugige, alle Arten von Preßhaften und Gebrechen werden geheilt. Was noch mehr? Todte leben wieder auf, und überhaupt wirkt jetzt noch Gott in seiner Barmherzigkeit durch seinen Blutzeugen an allen Christgläubigen die verschiedenartigsten Wunder. Es hat aber der heilige Knabe Werner gelitten im Jahre des Herren 1287, den dreizehnten der Kalenden des Maimonats (19. April)."

Schwer mußte das jüdische Volk büßen. In den Annalen des Colmarer Dominicanerklosters steht unter dem J. 1288 geschrieben: „Im Elsaß wurde erzählt, die Juden hätten dem König Rudolf geklagt, es seien durch die Christen mehr denn 40 Juden ohne alle Veranlassung schändlicher Weise umgebracht worden. Die Christen hingegen beschuldigten die Juden, sie hätten am Charfreitag einen christlichen Knecht im Keller insgeheim abgeschlachtet. Die Juden verhießen dem König Rudolf zwanzigtausend Mark, wenn er ihnen zu Wesel und Boppard Gerechtigkeit verschaffen, auch aus seinem Gefängnisse ihren Rabbi, dem sie göttliche Ehren erzeigten, entlassen wolle. Der König erhörte der Juden Ansuchen, gab den gefangenen Juden frei, legte den Städten Wesel und Boppard eine Buße auf von zweitausend Mark, und entriß die Juden sicherm Tode. Ueberdem ließ der König den Herrn Erzbischof von Mainz in feierlicher Predigt vortragen, die Christen hätten den Juden himmelschreiendes Unrecht angethan, und von Rechtswegen sei der gute Werner, welchen

Kloster von St. Wilhelms Orden steht, in die warfen sie den Leichnam des heiligen Märtyrers, und eiligst fuhren sie von dannen.

„Aber der Sohn Gottes wollte nicht, daß solches lange verborgen bleibe, und hat deshalb die Stelle durch seine Wunder verherrlicht. Denn die Wächter insgesamt der umliegenden Burgen bemerkten mehre Nächte hindurch ein dort sich zeigendes helles Licht, wovon sie denn, von Staunen ergriffen, Anzeige machten. Bald wurde der Leichnam entdeckt, geröthet noch mit seinem Blut, den lieblichen Geruch beibehaltend von dem himmlischen Manna, so der Knabe unlängst empfangen, und man brachte ihn, wie es für die Erschlagenen hergebracht, nach Bacharach ans Gericht. Daselbst hat man fleißig, und der Wahrheit nach, angemerkt, was sich mit ihm zugetragen; Alle bewunderten den süßen Geruch, von dem Körper ausgehend, betrachteten das nächtliche Licht als ein Zeugniß für dessen Seligkeit, und trugen ihn, von der lebhaftesten Andacht erfüllt, nach St. Kuniberts Capelle, im Abhange des Bergs, über der Pfarrkirche gelegen. Dort wurde er, begossen mit seinem eigenen Blute, beerdigt; man umwand ihm das Haupt mit einer goldenen Binde, zum Zeichen der Jungfräulichkeit, bettete es auf ein seidenes, mit Veilchen gefülltes Kissen, warf über ihn ein seidenes Oberkleid, zum Zeichen der Unschuld und Heiligkeit, zu seinen Füßen legte man das Rebenmesser, das Werkzeug seiner Beschäftigung im Leben.

„Er wurde auch, wie es für die Heiligen Sitte, auf das ehrerbietigste einer Tumba von festem Eichenholz, die handhoch über den Boden erhaben, unmittelbar aber einem kleinen Sarg von Cedernholz, eingeschlossen, das Ganze mit starken Schlössern verwahrt. Wie er also auf das feierlichste bestattet, strömte alsbald das Volk in Scharen zur Stelle, durch den Augenschein von dem Unerhörten sich zu überzeugen. Den Wallern zu gut, bestätigte nochmals die christliche Magd, welche in dem Judenhause gedient hatte, den ganzen Hergang, wie er hier geschrieben steht, durch ihre Aussage. Denn nichts ist so verborgen, daß es nicht offenbar werden, noch so heimlich, daß man es nicht

erfahren sollte. Sie erzählte, wie der Knabe, die Bleikugel im Munde, drei Tage lang der Folterbank angeheftet, gegeißelt, zerschnitten, sein Blut in einem Gefäß aufgefangen worden, wie er geduldig als ein Lamm, den Herren preisend, den Geist aufgegeben habe, wie sie selbst, im Anfang der Marter, zum Schultheißen gelaufen sei, ihm den kläglichen Hergang berichtet, und ihn genöthigt habe, des gräßlichsten Schauspiels Augenzeuge zu werden.

„Diese Dinge waren kaum geschehen, und es ergaben sich große staunenswerthe Wunder (deren werden 90 aus den zwei ersten Monaten nach des Knaben Tod angeführt); Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen, Stumme sprechen, Zehrende, Gichtbrüchige, Einäugige, alle Arten von Preßhaften und Gebrechen werden geheilt. Was noch mehr? Todte leben wieder auf, und überhaupt wirkt jetzt noch Gott in seiner Barmherzigkeit durch seinen Blutzeugen an allen Christgläubigen die verschiedenartigsten Wunder. Es hat aber der heilige Knabe Werner gelitten im Jahre des Herren 1287, den dreizehnten der Kalenden des Maimonats (19. April)."

Schwer mußte das jüdische Volk büßen. In den Annalen des Colmarer Dominicanerklosters steht unter dem J. 1288 geschrieben: „Im Elsaß wurde erzählt, die Juden hätten dem König Rudolf geklagt, es seien durch die Christen mehr denn 40 Juden ohne alle Veranlassung schändlicher Weise umgebracht worden. Die Christen hingegen beschuldigten die Juden, sie hätten am Charfreitag einen christlichen Knecht im Keller insgeheim abgeschlachtet. Die Juden verhießen dem König Rudolf zwanzigtausend Mark, wenn er ihnen zu Wesel und Boppard Gerechtigkeit verschaffen, auch aus seinem Gefängnisse ihren Rabbi, dem sie göttliche Ehren erzeigten, entlassen wolle. Der König erhörte der Juden Ansuchen, gab den gefangenen Juden frei, legte den Städten Wesel und Boppard eine Buße auf von zweitausend Mark, und entriß die Juden sicherm Tode. Ueberdem ließ der König den Herrn Erzbischof von Mainz in feierlicher Predigt vortragen, die Christen hätten den Juden himmelschreiendes Unrecht angethan, und von Rechtswegen sei der gute Werner, welchen

ermordet zu haben, man die Juden beschuldige, der auch von einigen albernen Christen als ein Heiliger verehrt werde, im Feuer zu verbrennen, die Asche in den Wind zu werfen und vollständig zu vernichten. Während also der Erzbischof predigte, saßen da mehr denn fünfhundert Juden, bewaffnet alle und gerüstet, jedem Christen, der etwan das Gegentheil behaupten wollte, mit ihren Schwertern den Garaus zu machen. Ob das ein vollkommen glaubwürdiges Gerede, will ich nicht beurtheilen: hinzufügen hingegen muß ich, daß wenn es von Seiten Gottes eine gerechte Rache, an dem ungetreuen grausamen Geschlechte geübt, sie von Seiten des Volkes, das sich, unberufen durch die Gesetze, den Schuldigen wie den Unschuldigen zum Verderb erhob, eine Ungerechtigkeit. Wie es damit aber sich verhalte, der den Juden verliehene Schutz hat nicht gedient, die Juden zu bessern, sondern vielmehr in ihrer Bosheit sie gestärkt. Darauf hat Ao. 1289 ein mächtiger Schrei die Gesamtheit beinahe der Edlen Schwabenlands, Rache an den Juden zu nehmen, aufgeboten. Und als sie vernommen, daß die Treulosen das Kind eines edlen und mächtigen Manns, dem christlichen Namen gleichsam zum Hohn, gottloser Weise abschlachteten, haben die Schwaben sich erhoben, einen Edlen des Namens Rnisfleis zu ihrem Oberhaupt und Anführer erwählt, zu einem übergroßen Heer sich zusammengethan und gewaltsam die Juden angetastet, nirgends ihrer verschont. Hoch flatterten ihre Banner, indem sie mit offener Gewalt die Gaue Alemanniens durchzogen, und die Städte, Festen und Burgen, worin sie Juden wußten, erstürmten. Und also haben sie an verschiedenen Orten viele Tausende von Juden erschlagen."

Die 90 Wunderwerke der ersten zwei Monate nach des Jünglings Ableben waren auf drei Tafeln, die neben dem Grabe aufgehängt, verzeichnet, sind jedoch ohne Bedeutung für die Sittengeschichte. Im J. 1426 veranstaltete Winand von Steeg, der Pastor zu Bacharach, von mehren gewichtigen Männern begleitet, die Eröffnung des Grabes, hierzu veranlaßt, wie das Protokoll besagt, durch die Besorgniß, der theilweise in die Erde versunkene Sarg möchte in Fäulniß gerathen sein, »unde corpus

tam beati viri, licet aetate juvenis, faciliter membratim distrahi posset, maxime hoc tempore passagii beatissimae Mariae semper Virginis in Aquisgrani, praesertim a Slavis et Ungaris, zelum hujusmodi corporis ab antiquo tempore usque in praesens habentibus« (anderswo ist die Rede von einem Finger, den ein Unger entwendet habe). Nachdem man sich überzeugt, daß der ganze Körper vorhanden, wurde er dem nämlichen Sarge wieder eingelegt, doch daß durch neue und stärkere Schlösser die Besorgniß einer Entwendung beseitigt. Es findet sich auch gelegentlich angemerkt, daß in dem ersten Halbjahr 1426, außer dem vielen Opfer in Gold, Silber und Kupfer, mehr als 3000 Stücke Wachs dem Heiligen dargebracht worden.

Der zweiten Grablegung wohnte unter andern bei der Cardinalbischof von Albano und Groß-Pönitentiarius, Jordan Orsini, und hat er bei dieser Gelegenheit am 16. Aug. 1426 Indulgenzen von 220 Tagen verliehen. Es fehlte nur noch die Canonisation, und diese zu bewirken, veranstaltete der thätige Pastor Winand die Aufnahme von eilf verschiedenen Protokollen, die unter Anrufung des seligen Knaben erhaltenen Wunder bezeugend. Er ließ auch auf den Rath, ja Befehl des Cardinals Orsini, »ad reverentiam nec non informationem Apostolicae Sedis,« in Bezug auf des seligen Werners Leben, Marter und Wunderwerke, eine Introductio ad causam, et instrumenta ad cultus antiqui praescriptionem probandam aufnehmen, und der folgte vom 28. Sept. bis 4. Oct. 1428 die Vernehmung der 211 Zeugen, aus Bacharach und Steeg 96, aus Caub 11, ferner die ansehnlichsten Matronen und Wittwen der Pfarrei Bacharach, 38, andächtige Jungfrauen 34, die Clerisei, 24 Personen, der Prior von Windsbach mit seinen fünf Religiosen, und zuletzt der Pastor von Bacharach.

Ein Zeuge, Stephan Prume, der Stadtsyndicus und Sendscheffen, alt 80 Jahre oder darum, weiß aus der eigenen und seiner Eltern Erinnerung, von hundert Jahren her und darüber, daß St. Werner stets so geheißen hat und verehrt worden ist, nicht nur hierlands, sondern auch von den entferntesten Völkern,

Ungern und Slaven. Es sei die neue Capelle auf seinen Namen erbaut, und wenn man auch für den darein gesetzten Altar den vormaligen Schutzheiligen, St. Kunibert, beibehalte, so würde doch niemand an jenen Neubau gedacht haben, hätte nicht der selige Werner daselbst seine Ruhestätte gefunden. Prume war bei der Eröffnung des Grabes gegenwärtig, und sah den Heiligen, einem blutigen Tuch eingewickelt und mit einem Stirnband (crinalis), in hiesiger Gegend das gewisse Kennzeichen des jungfräulichen Standes, welches niemanden angelegt wird, er sei dann Junggesell oder Jungfrau. Seine Heiligkeit ist ihm ungezweifelt, daß aber die Canonisation unterblieb, soll, wie ihm erzählt worden, dadurch sich erklären, daß ein Trierischer Erzbischof in der Betrachtung des stattlichen, in St. Werners Namen aufgeführten Baues, durch die Habgierde sich habe verleiten lassen, Hand zu legen an den besten Theil des behufs dieses Werkes gesammelten Geldes, welches zwar über dem Transport unterhalb Bacharach im Rhein versank. Befragt, warum er, »litterata persona,« dem bewußt, daß der Heilige nicht förmlich durch die Kirche canonisirt worden, ihn doch als einen Heiligen verehre, entgegnete er: nicht weiser und höher, als die Cardinäle, Bischöfe, Doctoren der Gottesgelahrtheit, der Rechte und der Medicin, die Herzoge, Grafen und Gräfinen, Edlen und Priester, bei weitem auch nicht ihnen gleich, habe er mit Augen gesehen, wie sie den h. Werner demüthig im Gebet anriefen, Geschenke ihm darbrachten in Gold und Silber, Kleinodien, Wachs, auch an die 130 Bilder. Aufgefordert, die Herren zu bezeichnen, nannte er zuvorderst einen Cardinal-Legat a latere (Orsini) mit sechs Doctoren, worunter zwei Bischöfe (von Urbino und Cavaillon). Die hätten drei Wochen im Pfarrhofe zugebracht, zur Förderung des Kirchenbaues Indulgenzen bewilligt, befohlen, den heiligen Knaben anständiger zu betten. Ihnen seien gefolgt der Erzbischof von Besançon, der Pfalzgraf mit Sohn und Gemahlin, die zum öftern den Heiligen verehrten durch prächtige Geschenke in Wachs und reichliches Opfer in Goldgulden, der Graf von Katzenellenbogen, der alljährlich samt seiner Gemahlin sich einfand, die Gräfin von Nassau, für jetzt

in Wiesbaden hausend ꝛc. Ihm sei es daher ungezweifelt, daß der h. Werner der Canonisation vollkommen würdig, es werde auch, was er hier aussage, in Bacharach allgemein als eine Wahrheit angenommen.

Peter Scholteiß aus Mannebach hat von seiner Großmutter, die noch den h. Werner kannte, gehört, daß er von der einen Seite aus Womrath, von der andern aus Costenz (Ober- und Nieder-Costenz bei Kirchberg) herstamme. Katharina Stumps hat ihre Schwiegermutter erzählen gehört, daß die Mutter des h. Werner in Steeg Anverwandte gehabt habe, die so nahe, daß Zeugin selbst und ihrer Söhne Vettern sich in das Hausgeräthe theilten, namentlich sei ein kupferner Topf, weiland der Mutter des h. Werner zugehörend, auf Johann Smalcz in Steeg gekommen, und daß dieser Topf auf ihn sich vererbt habe und in seinem Besitz sich befinde, bekundet Johann Smalcz. Johann Carst von Mannebach hat von seiner sterbenden Großmutter, die hundert Jahre alt geworden, vernommen, daß sie zum öftern, nachdem St. Werner gelitten, seinem mütterlichen Halbbruder ein Almosen reichte. Johann Provisoris kennt mehre Anverwandte des h. Werner, namentlich den Johann Becker und Johann Smalcz in Steeg, andere wohnen zu Womrath und Wesel. Johann Bintreiff, Faßbinder zu Bacharach, ist zu Womrath, von dannen St. Werner gebürtig, in dem Hause seiner Nichte (neptis) gewesen, und hat mit ihr gesprochen.

Gütta Schießers, Wittwe Gerckens, hat von Johann Schuring aus Steeg gehört, daß er den seligen Knaben Werner gesehen habe, wie er auf dem Rücken Dünger trug in des Junkers von Breitscheid Weinberge zu Steeg, und daß er ein tugendhafter Junge gewesen. Das kann aber nur gelten von der Zeit, daß der h. Knabe, durch die Eltern verstoßen, von Womrath nach Urbar gekommen, wie aus der Aussage der Katharina Hunczerich hervorgeht. Heinrich Calart von Steeg, befragt, ob er ihn für einen Heiligen halte und worauf sein Wissen begründet, erzählt, Hilla, seine Frau, habe in Diensten gestanden bei einer andern Frau, die einst Magd gewesen in dem Hause, wo auch der Knabe sich aufgehalten, und sei er

jedermann so freundlich gewesen, so hurtig und gewandt in allen Verrichtungen und Geschäften, so begabt mit Tugenden jeglicher Art, so sittsam, so tugendsam in seinem Wandel, daß sie nicht glaube, jemalen seines Gleichen gesehen zu haben. In Betreff des einzigen von dem Knaben vor seiner Marter gewirkten Wunders wurden vier Zeugen vernommen, darunter Nesa Strytsacks, und erzählt diese, der Selige habe Bauern, Hirten, die ihm begegnet, um Brod angesprochen, wogegen diese ihm unerträglichen Durst klagten. Darauf machte der Knabe, gerührt durch das gedoppelte Elend, das Zeichen des Kreuzes über den unfruchtbaren, ausgedörrten Boden, und es entsprudelte ihm eine reiche Quelle. Um die Lage dieser Quelle befragt, erwidert Nesa, sie befinde sich am Wege zwischen Bacharach und St. Wendel, ihr Wasser werde häufig getrunken, und sei sie unter dem Namen St. Werners Quelle bekannt. Sophia von Niederheimbach bekundet, daß die Wächter auf Fürstenberg die ersten gewesen, das Licht, von welchem der heilige Leichnam umgeben, während er zu Windsbach verborgen, zu sehen. Jacob Smidt, aus Bacharach, weiß, daß des Weseler Juden Haus in das Hospital zum h. Geist umgeschaffen worden, und Nicolaus Arnoldi, der mehr denn 20 Jahre in jenem Hospital verlebte, berichtet, daß des Heiligen Standbild im Chor mit einem hölzernen Gitter umschlossen worden, weil ein jeder der scharenweise zuströmenden Wallfahrer ein Stückchen davon mit nach Haus zu tragen wünschte, eine Verehrung, wodurch das Bild sehr in Abgang gerathen. Desgleichen sagt Johann Brunigh, das Bild würde vorzüglich von den Ungern und Slaven verehrt, und hätten diese so viel daran geschnitten, daß man genöthigt gewesen, ein Gitter davor zu setzen.

Johann Crebiß erzählt, der Schultheiß Eberhard zu Wesel, der durch die Juden bestochen, den Knaben hülflos ließ, sei bald darauf verkommen, so daß niemand wisse, wo sein Fleisch und Bein hingekommen. Johannes Binne, Metzger in Bacharach und etwan hundert Jahre alt, hat von seinen Eltern gehört, nachdem der Leichnam im Gesträuch bei der Windsbach aufgefunden worden und die Beerdigung vorzunehmen, wären die

Weseler und Bacharacher um den Besitz des Heiligthums zu Streit gekommen. Den zu schlichten, sei der Nachen der Führung des Stroms überlassen worden, und habe der ihn zu Bacharach am Ufer abgesetzt. Das bestätigt Nicolaus Smidt von Steeg, mit dem Zusatz, es sei mehrmals, immer vergeblich, versucht worden, dem h. Leichnam statt der Ruhestätte in St. Kuniberts Capelle, anderswo sein Grab zu bereiten. Heinrich Callart versichert sogar, der h. Werner habe weder in der Kirche noch im Hospital zu ruhen eingewilligt, sondern sei jedesmal, so oft man ihn von dannen entfernt, am Morgen auf der Höhe bei Bacharach wiedergefunden worden. Daß es drei Töpfe, mit verschiedenen Geldsorten gefüllt, gewesen, welche Erzbischof Balduin, wahrscheinlicher wohl sein Vorgänger, Dieter von Nassau, wegnehmen ließ, erzählt die achtzigjährige Katharina Stumps. Den Raub bespricht auch Irmentrudis, weiland des Scheffen Rupen von Diebach Tochter. Ihr zufolge hatte ursprünglich der h. Jungfrau Bild, das gebietend über dem Portal der herrlichen Wernerusapelle aufgestellt, den Blick, wie gewöhnlich, dem Kindlein zugewendet; nachdem aber der Raub begangen worden, habe sie entrüstet ob der ihr, als der Hauptpatronin angethanen Beleidigung, das zürnende, ja fürchterliche Antlitz dem Söhnlein abgewendet, um mit ihren Blicken und ihrer Rache die Räuber zu verfolgen, die denn auch sofort alle, samt Beute und Nachen, der Rhein verschlang. Das Bild stehe noch heute, wie jedem ersichtlich, strafenden und abgewendeten Antlitzes. Dem fügt hinzu Johann Trutman von Steeg, das Bild habe das Antlitz gekehrt nach der Gasse zwischen dem Thurm am Ufer und dem Diebsthurm, und da sei das Geld mit allen, die im Schiff gewesen, untergegangen. Ein einziger armer Pilgersmann, dieses hat Johann Herden von Henschhausen gehört, der um Gotteswillen aufgenommen worden, und von dem Frevel nichts wußte, kam mit dem Leben davon.

Altmann von Bettendorf, Regensburger Sprengels, einer der zwölf adelichen Bürgermeister von Bacharach und des Herzogs auch Pfalzgrafen Ludwig Ober-Kämmerer, hat mehr denn 20,000 Menschen beisammen gesehen, die dem h. Werner ihre

Geschenke darbrachten. Die insgesamt wurden, ohne einigen Abzug, für den Bau der Kirche und zu Mehrung des Gottesdienstes verwendet, selbst der gegenwärtige Pastor bezieht davon nicht einmal die ihm gebürende kanonische Portion. Befragt, woher er das wisse, gab er sich als einen der drei Fabrikmeister zu erkennen, der zwar von dem Amt keine zeitlichen Früchte erhebe, deren aber in der Ewigkeit sich verheiße. Desgleichen hat sein College Johann Prume auf die Frage, wie viel das Aemtchen ihm abwerfe, entgegnet, kaum nennenswerth, er habe aber die Arbeit und hoffe auf ein ewiges Leben. Alles Geld werde auf den Bau verwendet, und der Pastor beziehe davon keinen Heller. Auch der Rector der Schule zu Bacharach, Magister Adam, hält sich überzeugt, daß der Bau dem Hrn. Pastor und den Seinen zu wesentlichem Schaden gereiche, denn, fügt Theoderich von Eisenach, der Caplan hinzu, die Armen, die vordem Beichtgelder und Oblationen ihm darbrachten, wenden sie jetzt dem Bau zu, um die Indulgenzen zu gewinnen. Das bestätigt Heinrich Salhart, Caplan-Senior, mit dem Ausdruck, der Schaden mache sich im Geldbeutel sehr bemerkbar.

Johann Selig, »vir litteratus,« und des Erzbischofs von Cöln Baumeister in Bacharach, weiß aus einer Mittheilung des Priesters Heinrich Beren, daß alles Eisenwerk an den Fenstern der beiden Chöre, und ist dessen sehr viel, aus den Fesseln und Handschellen, welche die durch den Heiligen ihrer Bande Entledigten dahin geopfert, angefertigt worden. Emmerich von Waldeck, weiland Emmerichs von Waldeck, des Ritters Sohn, 70 Jahre alt, bezeugt, daß, so weit sein Gedächtniß reicht, Werner als ein Heiliger von den Eingebornen und Fremden, Vornehmen und Geringen, verehrt worden. Er hat an seinem Grabe Prälaten, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Doctoren, Fürsten, Grafen und Edle aus den verschiedensten Ländern, aus England, Alemannien, Tuscien, Lombardien, Ungern, Slavonien und Burgund gesehen. Gutta Schelarts, Frau Brungins, hat Leute aus weiter Ferne kommend gesehen, die wohl auf den Knien die Capelle umrutschten, weiß auch, daß das Wasser der Quelle unweit der Capelle von den Ungern und Slowaken für heilig

und Krankheiten verscheuchend gehalten und deshalb in Flaschen gefüllt wird, wo es dann der Fäulniß nicht unterworfen. Johann Selig weiß, daß es Brauch der Ungern und Slowaken, die von sieben zu sieben Jahren nach Aachen zur Allerseligsten Jungfrau pilgern, aus der Quelle unweit der Capelle Wasser zu schöpfen, und daß sie, nach andern sieben Jahren dahin zurückkehrend und von dem vor so langer Zeit gefüllten Wasser noch bei sich tragend, dieses jederzeit vollkommen klar und von dem lieblichsten Geschmack finden. Johann Provisoris befragt, ob er den Blutzeugen Werner als einen Heiligen verehre, erklärt, obgleich seine Eltern und alle Leute seiner Bekanntschaft ihn als solchen erkennen, bezeuge er ihm, gleich den Priestern überhaupt, doch keine öffentliche Verehrung, »et hoc credit provenire ex eo, quod Pastores Bacheracenses semper fuerint litterati viri, curtisani, et ut plurimum Doctores, qui hoc non fecerunt: ergo ipse et sui similes non faciant.« Gleichwohl zweifelt Zeuge nicht, daß er ein Heiliger, ein Märtyrer Christi und jungfräulichen Standes sei, denn er war bei der Eröffnung des Grabes zugegen, sah ihn eingehüllt dem durch sein Blut gerötheten Tuche, mit dem jungfräulichen Stirnband, mit dem von Veilchen erfüllten Kissen, mit dem blutigen seidenen Schweißtuch um sein Haupt, und ist der Ansicht, es würde hart sein, so jemand der Heiligkeit, welche im Himmel sein Theil, und deren Ruf er seit 140 Jahren auf Erden genießt, widersprechen wollte. Er ist auch der Meinung, daß in der Umgebung von Bacharach gegen 20,000 kanonisirte Heilige vorkommen, die dergleichen glänzende Wunder nicht gewirkt haben, was in Ansehung vieler der eilftausend Jungfrauen und der unzähligen Trierischen Märtyrer, deren Fest an einem und demselben Tage in Bacharach zu feiern, sich ergibt. Allen Bemühungen des Pastors Winand zu Trotz ist jedoch die Canonisation des h. Werner unterblieben, wiewohl im Volke die unerschütterliche Ueberzeugung von seiner Heiligkeit bis auf den heutigen Tag sich forterbt. Auch entferntere Kirchen, namentlich jene von Besançon, haben diese Heiligkeit anerkannt. Dahin schenkte Johann Chuppin, Canonicus an dem dasigen St. Marien-Magdalenenstift, im J. 1548 den Zeige-

finger von der rechten Hand und ein Stück von dem Schweißtuch des Heiligen, welche Reliquien er sonder Zweifel unter Vermittlung des siegreichen Kaisers von Kurfürst Friedrich II zu Pfalz und von der Stadt Bacharach sich erbeten hatte. Sofort erwählten die Wingertsleute, ein namhafter Theil der Bevölkerung von Besançon, den h. Wernerus zu ihrem Patron, und es bewilligte Franz von Bonvallot, Administrator des Erzbisthums Besançon, vierzigtägige Indulgenzen allen denjenigen, »qui in eadem aede Divae Magdalenae, ejusdem sancti Martyris reliquias cultu, eleemosynis et obsequiis venerantur.« Sein officium, de communi Martyrum, wird daselbst den 1. Januar begangen, und in den Lectionen seine Legende vorgetragen. Von Besançon aus verbreitete sich sehr bald sein Dienst durch ganz Hochburgund, während er zu Bacharach, über der in der Pfalz besonders stürmischen Reformation, beinahe in Vergessenheit gerieth.

Es wurde aber am 3. Dec. 1620 Bacharach durch die Spanier occupirt. Sie gehörten zu der Armee, welche durch Ambrosius Spinola, dem Kaiser zu Beistand, aus den Niederlanden nach der Pfalz geführt, nach wenigen Monaten den Mainzer Waffenstillstand erzwang, laut dessen die Unirten, noch vor dem 14. Mai 1621, ihr Kriegsvolk aus der Pfalz abführten, so daß die Erblande ihres ehemaligen Oberhauptes gänzlich preisgegeben. „Dieß war der Ausgang jener berühmten Union, welche bei ihrem Entstehen so leise auftrat, bei ihrem Fortgang so viel Lärm machte, und zuletzt mit so wenig Würde verschwand." Der Mann, durch welchen ein für die Rheinlande, für das gesamte Deutschland so folgenreiches Ereigniß herbeigeführt worden, verdiente genauere Betrachtung, wäre er auch nicht die großartige Erscheinung, die in Ambrosius Spinola wir bewundern.

Spinola ist eines der sogenannten Langhischen Lehen, die den Namen empfangen von einem Höhenzug, le Langhi, der von den Apenninen ausgehend, allmälig die Bormida abwärts sich verflacht. Wild und unfruchtbar, war der ganze Landstrich unter eine große Zahl adelicher Geschlechter vertheilt, welche, der Kaiser unmittelbare Vasallen, in Folge ihrer Lage zwischen

den Staaten von Mailand und Monferat Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit behaupteten und nicht selten zu langwierigen Fehden, in dem Heranziehen und Hegen der wildesten Banditen mißbrauchten. Noch zu Anfang des Jahrhunderts hausete dort der eine der unter dem Namen Fra Diavolo bekannten Räuberhauptleute, obgleich die Wiener Präliminarien vom J. 1736 der Macht der Lehensherren einen tödtlichen Stoß versetzt hatten. In Gefolge dieser Präliminarien wurde die Lehensherrlichkeit der 56 namhaft bezeichneten Langhischen Lehen von Kaiser und Reich an den König von Sardinien überlassen, welcher als kaiserliche und Reichslehen sie erkennend, zu Afterlehen sie vergeben sollte. Es wurden auch die Vasallen und Unterthanen durch kaiserlichen Befehl angewiesen, ihre Lehen nicht mehr unmittelbar von Kaiser und Reich, sondern als Reichsafterlehen von dem König von Sardinien zu empfangen, und demselben, fortan ihrem Landesherren, zu huldigen und unterthänig zu sein.

Jahrhunderte zuvor hatte das von Spinola den Namen tragende Geschlecht, oder wenigstens ein Zweig desselben, nach Genua sich gewendet, bei dessen Angelegenheiten sich zu betheiligen, die Spinola häufig durch die Lage ihrer Besitzungen veranlaßt worden. Dem großen Bündniß gegen die von der welfischen Partei beherrschte Stadt Genua war auch Wilhelm Spinola beigetreten 1241, herausgefordert durch der Welfen Angriff auf seine Burg Ronco an der obern Scrivia. Bald darauf erscheint als der Spinola Oberhaupt in Genua selbst Oberto Spinola, der auch im Oct. 1264 den Versuch machte, sich zum Capitan des Volkes aufzuwerfen. Mit ihm waren sein Bruder Tommaso und einzelne zu seinen Hausgenossen gehörige Bürger, sodann Guglielmo da Pietra mit 40 Mann aus dem Scriviathal, Giovanni de' Ravascheri und Guglielmo Bottri nebst etwa 32 von den Garibaldi aus der Lavagna, endlich ein Haufen gemeinen Volks aus der Stadt. Die Meisten von Adel der feindlichen Partei waren zur Villeggiatura auf ihren Schlössern, um so leichter fand es Oberto, den Podesta zu überfallen und sich als Capitan ausrufen zu lassen. Mit Tagesanbruch ward eine allgemeine Versammlung der Bürgerschaft bei S. Lorenzo angesagt.

als aber Oberto vom Palast des Podesta nach der Piazza ziehen wollte, traten ihm die Guerci mit ihrem Anhang in den Weg, und kam es zur Schlacht. Die Guerci wurden geschlagen und ihre festen Häuser, so wie jene des mit ihnen verbundenen Geschlechts dell Isola geschleift. Endlich legten sich die Angesehensten der Stadt allesamt ins Mittel; die Regierung ward dem Podesta abgenommen, und bis zum Beginn einer neuen Podestarie dem Guido Spinola und Nicolo Doria übergeben, Oberto amnestirt.

Zu entschiedenem Uebergewicht waren jetzt die vier Familien der Spinola, Doria, Fieschi und Grimaldi gelangt, so daß die gesamte Republik um ihrentwillen in zwei Parteien sich theilte, die eine von den Grimaldi und Fieschi angeführt. Die Fehden der adlichen Geschlechter wurden aber vielmehr von ihren Burgfesten aus, denn in der Stadt durchgefochten, daß Ligurien von einem Ende zum andern mit Mord und Raub erfüllt. Zu allgemeinem Kampf führte endlich der Streit um die Podestarie von Ventimiglia; die verschaffte sich Luchetto Grimaldi, obwohl die Partei der Curli ihm entgegen, und darüber die Stadt verlassen mußte. Sie erhielt aus Genua Beistand ab Seiten der Spinola und Doria, wurde aber dennoch geschlagen, daß die Fehde sich nach Genua selbst fortpflanzte. Hier siegten die Doria und Spinola, der Podesta wurde gefangen genommen, der Fieschi feste Häuser fielen nacheinander, und das Volk rief die beiden Oberto, Spinola und Doria zu Capitanen aus, ihnen die volle Staatsgewalt für Stadt und Land zutheilend. Lange Jahre behaupteten die beiden Capitane sich in ihrer Gewalt, für welche im J. 1296 des Oberto Sohn Konrad Spinola sein Nachfolger geworden ist. »Le pape Boniface VIII qui traitoit avec tant de hauteur les souverains, avoit craint moins encore de se faire des ennemis parmi les chefs de l'église ou les grands seigneurs de Rome. Le mercredi, premier jour du carême, comme il remplissoit cette fonction auguste et touchante de l'église romaine, de répandre des cendres sur la tête des hommes les plus superbes, pour leur rappeler le néant de leur existence et leur fin prochaine, Porchetto Spinola, archevêque de Gênes, s'approcha de lui à son tour. Boniface

lui jeta les cendres avec violence dans les yeux, en s'écriant: »»Gibelin! rapelles-toi que tu es cendre, et qu'avec les Gibelins tes pareils tu retourneras en cendre (1303).««

Der Spinola und Doria Eintracht wurde getrübt durch die Vermählung von des Obizzo Spinola Tochter mit dem Markgrafen Theodor von Monferat; ohnehin schon war der größere Reichthum der Spinola allgemeiner Gegenstand des Neides geworden. Die neidischen Doria verbündeten sich mit den in der Stadt zurückgebliebenen welfischen Familien: der einzige Barnabo Doria hielt den alten Freunden zu. In einem blutigen, durch alle Straßen der Stadt sich fortwälzenden Gefecht erlagen vollständig die Doria, 1306. Tags darauf wurden Obizzo Spinola und Barnabo Doria zu Capitanen ernannt. Die übrigen Doria und ihre Anhänger entwichen, bis dahin ein Vertrag, Dec. 1307, die Vertriebenen in ihre Heimath zurückführte. Aber die Spinola della Piazza wurden den allgemeinen Interessen des Hauses ungetreu: sie bewogen den Barnabo Doria, daß er dem Markgrafen von Saluzzo, dem Feinde des Obizzo Spinola, seine Tochter zur Frau gab. Darüber kamen die Capitane zu Unfrieden, die vereinigten Doria und Grimaldi erhoben sich trotzig gegen das bestehende Regiment, und wurden deshalb von Obizzo Spinola aus der Stadt vertrieben, 1308. Seinen Vortheil verfolgend, ließ Obizzo 1309 den Barnabo Doria absetzen und gefangen nehmen, sich selbst zum Rector et capitaneus generalis et perpetuus reipublicae et populi Genuensis ernennen, 1309.

Im nächsten Jahre wurde Obizzo von den Welfen geschlagen; er mußte die Stadt räumen, nach Gavi flüchten. Die Häuser der Spinola di S. Luca, welcher Linie Obizzo entsprossen, wurden geschleift, was sie doch nicht verhinderte, von ihren Besitzungen Gavi und Monaco aus, den Genuesern namhaften Schaden anzuthun. Durch Vertrag wurde endlich den Spinola di S. Luca eine Entschädigung von 40,000 Lire bewilligt, samt der Rückkehr in die Stadt, nur daß Obizzo noch zwei Jahre als ein Verbannter auf seinen Gütern leben sollte, jedoch kam auch er in Kaiser Heinrichs VII Gefolge nach der Stadt zurück; ein

45 *

allgemeiner Frieden war unter den Parteien geschlossen. Daneben wurde Obizzo von dem Kaiser ermächtigt, Goldgulden unter florentinischem Gepräge schlagen zu lassen. Gleich nach des Kaisers Ableben erneuerten sich die Unordnungen und Parteikämpfe.

»Quatre grandes familles, les Doria, les Spinola, les Grimaldi et les Fieschi dirigeoient depuis long-temps tous les partis de la république de Gênes; une jeunesse belliqueuse, de grandes richesses, de vastes fiefs dans les deux Rivières, et de forts châteaux assuroient leur puissance. Les deux premières familles étoient gibelines; les deux autres guelfes. Cependant une rivalité impatiente divisoit toujours ceux qu'un même parti auroit dû réunir. Les Doria et les Spinola gouvernoient Gênes, depuis le passage de Henri VII dans cette ville; les Grimaldi et les Fieschi en étoient exilés. Mais les premiers ne pouvoient contenir leur jalousie mutuelle, l'une et l'autre famille vouloit dominer seule, et à l'occasion d'une sédition dans la petite ville de Rapallo, les Doria attaquèrent les Spinola au mois de février 1314. Pendant vingt-quatre jours une guerre civile se prolongea dans l'intérieur des murs; les différens palais étoient changés en forteresses, on entreprenoit tour à tour leur siége ou leur défense, et l'issue des combats demeuroit incertaine. Les Doria cependant appelèrent à leur aide les exilés du parti guelfe; les Grimaldi et les Fieschi se joignirent à eux, et ils forcèrent enfin les Spinola à sortir de la ville.

»Mais les vainqueurs, qui vouloient poursuivre les Spinola dans leurs châteaux-forts, furent obligés, avant tout, de récompenser les alliés qu'ils avoient appelés à leur aide; ils partagèrent le gouvernement de l'Etat avec les Guelfes, et bientôt ils purent reconnoître qu'ils étoient plus foibles qu'eux. Les Guelfes voulurent enfin, en 1317, rétablir la paix dans la ville; ils sommèrent les Doria de se réconcilier avec les Spinola, et comme les Doria n'y voulurent point consentir, ils ouvrirent les portes aux Spinola. Alors on vit une révolution étrange résulter de cette animosité si violente et de cette crainte réciproque. Les Doria, effrayés de l'avantage

qu'on donnoit sur eux à leurs ennemis, sortirent sans combat des murs de Gênes; les Spinola, non moins effrayés de se trouver seuls entre les mains des Guelfes qui les avoient il est vrai rappelés, en sortirent à leur tour, et les Grimaldi avec les Fieschi se trouvèrent dominer sans rivaux dans une ville dont les deux factions Gibelines leur abandonnoient la possession.

»Mais les deux familles rivales qui se virent exilées ensemble, après avoir volontairement livré leur patrie à leurs ennemis, ne tardèrent pas à se réconcilier dans le malheur. Elles s'emparèrent des deux villes de Savonne et d'Albenga, elles les fortifièrent et y réunirent leurs forces. Les Gibelins des montagnes de la Ligurie s'associèrent aux émigrés de Gênes, et Matteo Visconti, aussi bien que Çane de la Scala, leur promirent de puissans secours.«

In der That führte Visconti im März 1318 ein bedeutendes Heer vor Genua, aber die Nöthen der dort gebietenden Welfen riefen auch den König Robert von Neapel zur Stelle, und Visconti, abermals die Spinola und Doria in Uneinigkeit, und einen Spinola als Feldhauptmann in K. Roberts Lager sehend, verließ mit allen lombardischen Gibellinen das Lager, um sich auf Voltaggio und Gavi zurückzuziehen; die sämtlichen Vorräthe, vieles Rüstzeug blieben den Welfen zur Beute. Die Spinola und Doria, genöthigt dem allgemeinen Rückzug zu folgen, verständigten sich wieder zu Gavi, setzten auch von dem Waffenplatz Savona aus den Krieg fort, ohne daß er in dem langen Zeitraum bis 1331, wo endlich am 2. Sept. alle Parteien sich versöhnten, ein Resultat von Belang erbracht hätte.

Lange vorher hatte einer der verbannten Genueser, Gerardino Spinola, sich mit den deutschen Söldnern in Lucca um den Ankauf der Stadt geeinigt: er bezahlte ihnen 30,000 oder aber 60,000 Goldgulden, und versprach, diejenigen, welche bleiben wollten, in seinem Sold zu behalten; am 2. Sept. 1329 kam er nach Lucca, um sofort mit der unbeschränktesten Signorie sich zu bekleiden; er nannte sich pacificator et dominus generalis civitatis Lucanae, ließ jedoch die Verfassung, wie sie unter

Castruccio bestanden hatte, ungeändert. Er gewann auch in kurzem dergestalten die Liebe der Lucchesen, daß, als im Dec. 1329 Castruccios Söhne versuchten, ihm mit Hülfe der weiland von ihrem Vater angeworbenen deutschen Söldner die Stadt zu entreißen, die Bürger ihn schützten, und seine Gegner, die Herzoglichen aus der Stadt trieben.

„Aber zusamt der Herrschaft hatte Gerardino auch den Krieg mit den Florentinern übernehmen müssen. Diese bedrängten fortwährend Monte Catini, und obgleich Gerardino aus der Lombardei deutsche Reiter heranzog, um den Entsatz der Feste zu versuchen, fiel sie am 19. Jul. 1330 durch Capitulation. Im Sept. 1330 hatte Gerardino eine Verschwörung zu bekämpfen; die von ihm nach Lucca zurückgeführten Gegner Castruccios, die Quartigiani, Poginghi und Avocadi wollten die Stadt den Florentinern überliefern, und bald darauf im Oct. wurde sie von den Florentinern belagert. Gerardinos Bedrängniß war um so größer, da die Feinde fortwährend Verstärkung, bald von K. Robert, bald aus Siena, Perugia und andern welfischen Städten erhielten, und selbst die Unterstützung, welche die Pisaner insgeheim ihm zukommen lassen, unmöglich wurde, nachdem seit Dec. das florentinische Lager die Stadt rings umschloß. Schon war Gerardino entschlossen, gegen Ersatz der gehabten Auslagen auf die Signorie zu resigniren, und sie an Florenz zu überlassen, dort konnte man sich aber in Betreff der Zahlungsweise nicht einigen: unterdessen erwarb K. Johann von Böhmen die Herrschaft über fast alle Städte der Lombardei, und Gerardino bot ihm, falls er Lucca gegen die Florentiner schützen wolle, die Signorie an. Am 12. Febr. 1331 kamen des Königs Gesandte nach Florenz, und ersuchten freundschaftlich, die Belagerung einer Stadt aufzuheben, die jetzt ihres Gebieters Eigenthum geworden. Die Florentiner entgegneten, der Heerzug, im Interesse der Kirche und des Königs Robert unternommen, könne weltlicher Rücksichten wegen nicht aufgegeben werden, bald darauf aber, da des Königs Johann Marschalk den Lucchesen 800 Reiter zuführte, auch im Lager der Florentiner Unordnung aller Art einriß, mußte dennoch die Belagerung den 25. Febr. aufgehoben werden. Gerar-

dino verließ Lucca, ohne zu seinem Gelde gekommen zu sein, in höchster Unzufriedenheit, und des Königs Marschalk übernahm am 1. März die Signorie der Stadt.

Aus Genua wurden die Spinola niemals gänzlich vertrieben. Sie übten zu allen Zeiten einen entscheidenden Einfluß, bekleideten die höchsten Aemter. Franz Spinola, der Genueser Admiral, bestritt am 27. Aug. 1431 in dem Meerbusen von Rapallo bei Portofino die von Peter Loredano befehligte venetianische Flotte, verlor aber 8 seiner Galeeren und gerieth selbst in Gefangenschaft. Um so größern Ruhm erwarb er in der glorreichen Vertheidigung von Gaëta, für welche ihm doch nur 300 Mann beigegeben, 1435. »Spinola avoit fait demander des secours à Gênes, mais l'armement de la flotte destinée à faire lever le siége de Gaëte, fut retardé par des intrigues entre les partis opposés, et par le découragement des anciens républicains, qui ne combattoient plus avec le même zèle pour la grandeur de leur patrie, depuis qu'ils la voyoient soumise à un maître étranger. Blaise de Assereto, marin distingué de l'ordre populaire, mit enfin à la voile l'un des derniers jours de juillet, et se dirigea vers le royaume de Naples. Sa flotte étoit composée de treize vaisseaux et de trois galères; elle étoit montée par 2400 soldats. Lorsque Alfonse, le roi d'Aragon, fut informé de son approche, il détacha cinq grands vaisseaux pour continuer le blocus de Gaëte; il choisit ensuite sur toute son armée six mille soldats, qu'il fit monter sur les 14 vaisseaux et les 11 galères avec lesquels il résolut d'aller attendre l'ennemi. Il étoit devant l'île de Ponza le 5. août 1435, lorsque les deux flottes se rencontrèrent. Alfonse se croyoit assuré de la victoire; on raconte même que le duc de Milan l'avoit averti secrètement des forces et des dispositions de l'amiral qui alloit l'attaquer. Ce prince, qui se défioit toujours de l'esprit remuant des Génois, désiroit les voir dompter par une défaite. L'avantage du nombre sembloit répondre du succès des Aragonois; Blaise d'Assereto ne craignit pas cependant d'augmenter son infériorité. Il donna ordre à trois de ses bâtimens de s'éloigner pour prendre

le vent, tandis qu'avec le reste il engageoit la flotte catalane. Son vaisseau amiral s'attacha à celui que montoit le roi; un autre, nommé la Lomellina, combattit les deux frères d'Alfonse, dont l'un étoit roi de Navarre, l'autre grand-maître de Saint-Jacques. Chaque vaisseau génois avoit affaire en même temps à deux vaisseaux catalans; les trois galères n'avoient point encore pris part à la bataille, mais bientôt l'amiral génois fit passer tout leur équipage sur les vaisseaux combattans, pour réparer ainsi les pertes qu'ils avoient déjà faites. Tandis qu'en dépit de l'infériorité du nombre il soutenoit le combat, les trois navires qu'il avoit détachés pour tourner la flotte ennemie et prendre le vent, revinrent à pleines voiles frapper avec une grande impétuosité contre les vaisseaux catalans. Celui du roi fut tellement jeté sur le côté, qu'il devint impossible de le redresser; le lest mal assujetti avoit tourné dans le fond du bâtiment, et le retenoit sur le flanc. Le roi et toute la garnison furent forcés de descendre entre les ponts, tandis qu'on faisoit des efforts inutiles pour remettre le navire en équilibre. Malgré les désavantages de cette situation, l'équipage continua quelque temps encore à se défendre; mais plusieurs de ceux qui entouroient Alfonse ayant été blessés, ses courtisans le decidèrent enfin à se rendre. Il s'informa du nom et de l'origine des divers capitaines génois, et apprenant que l'un d'eux étoit Jacob Giustiniani, dont la famille étoit souveraine de Chio, ce fut à lui seulement qu'il consentit à remettre son épée.

Le reste de la flotte soutint encore quelque temps le combat, après qu'Alfonse se fut rendu; mais les Catalans découragés ne faisoient plus qu'une foible résistance; leurs vaisseaux baissoient pavillon l'un après l'autre, et après une mêlée de dix heures, la flotte entière, à la réserve d'un seul navire, passa au pouvoir des Génois. On compta parmi les prisonniers Alfonse-le-Magnanime et ses deux frères, le roi de Navarre et le grand-maître de Saint-Jacques, le duc de Sessa, le prince de Tarente, le comte de Fondi, le grand-maître d'Alcantara et cent princes ou seigneurs aragonois et

siciliens; cinq mille prisonniers parmi lesquels se trouvoient beaucoup de gentilshommes, mais qu'on ne jugea pas assez riches pour exiger d'eux une rançon, furent remis en liberté le même jour; des richesses immenses accumulées sur les vaisseaux, furent la proie du vainqueur; enfin les habitans de Gaëte, empressés de s'associer à tant de gloire, firent une sortie si vigoureuse, qu'ils forcèrent le camp des assiégeans et s'en emparèrent.

»Lorsque la nouvelle de cette victoire, la plus importante, la plus glorieuse, qui de tout le siècle eût été remportée sur la Méditerranée, fut parvenue à Gênes, elle y excita des transports de joie que ce peuple n'avoit plus ressentis, depuis qu'il étoit privé de sa liberté. D'anciens sentimens de gloire nationale étoient réveillés par un avantage si éclatant, remporté sur un peuple que les Génois avoient de tout temps considéré comme leur ennemi. Le sénat ordonna que pendant trois jours on rendroit à Dieu de solennelles actions de grâces dans toutes les églises, et l'anniversaire des nones du mois d'août, jour de saint Dominique, fut consacré par une fête perpétuelle.«

Was dem Herzog von Mailand möglich, um den Genuesern die Früchte ihres Sieges zu entreißen, hat er gethan, wovon eine lebhafte Gährung die Folge. »Sur ces entrefaites un nouveau gouverneur, Erasme Trivulzio, fut envoyé par le duc, pour prendre le commandement de Gênes, et remplacer Pacino Alciat qui étoit rappelé. Les Génois résolurent de profiter des cérémonies de son installation pour recouvrer leur liberté. L'ancien gouverneur avoit été au-devant du nouveau. Au moment où tous deux rentroient dans la ville, et où ils venoient de passer la porte de Saint-Thomas, cette porte, occupée par les conjurés, fut fermée sur eux, en sorte que les deux gouverneurs se trouvèrent séparés de tous leurs soldats. Dès qu'ils s'en aperçurent ils voulurent s'enfuir, et Trivulzio parvint en effet à la citadelle du Castelleto, où il s'enferma. Mais Pacino Alciat fut atteint près du Fossatello et massacré; son corps fut laissé quelque temps exposé aux

yeux du peuple devant le temple de San Syro, pendant que la ville entière retentissoit de cris qui l'appeloient aux armes et à la liberté. François Spinola, le même qui avoit défendu Gaëte avec tant de vaillance, se mit à la tête des insurgés; il attaqua les soldats milanois, découragés par la perte de leurs deux chefs, et il les força à se rendre presque sans combat. La ville de Savonne, avertie de la révolution de Gênes, suivit son exemple; elle surprit aussi et chassa la garnison milanoise; les divers châteaux que le duc possédoit auprès de la capitale, et sur les deux Rivières, furent repris par le peuple avec la même impétuosité, à la réserve du Castelleto, qui capitula seulement dans les premiers mois de l'année suivante. Ce fut le 27. décembre 1435, que les Gênois se relevèrent ainsi au rang des peuples libres.«

Peter Spinola, aus Genua verbannt, bewaffnete auf die Nachricht, daß die catalonische Flotte den Hafen von Genua blokire, 1458, seine Lehenleute und Anhänger, um gemeinschaftlich mit Johann Anton Fiesco und Raphael und Barnabas Adorno von der Landseite die Stadt zu bestreiten. Sie sollte schwerlich auf die Länge widerstanden haben, da vernahm man, während der Vorbereitungen eines Hauptsturms für den 1. Jul., die Kunde von dem am 27. Juni erfolgten Ableben des Königs Alfons, und sofort lichtete die Flotte die Anker, um sich nach den catalonischen Häfen zu wenden. Den Baronen blieb nichts übrig, als sich in das Gebirg zu vertiefen. Als im Jahre 1459 die wenigen Reste der Familie da Leca und die della Rocca einen neuen Versuch machten, sich auf Corsica festzusetzen, wurde Anton Spinola gegen sie ausgesendet. Er bot den Aufrührern sicheres Geleit und Amnestie, und alle nahmen sie an, außer Giocante da Leca, der nach Livorno sich wendete. Die andern insgesamt wurden von Spinola nach Vico zu einem Gastmahl eingeladen, dort auf seinen Befehl verhaftet, und sofort hingerichtet. Hieronymus Spinola war unter den Baronen einer der ersten, gegen die Tyrannei, durch den Erzbischof Paul Fregoso in Genua geübt, sich zu erklären, und beförderte durch seinen Zuzug die Erfolge der gegen denselben ausgesendeten mailändischen Völker.

Augustin Spinola vornehmlich hatte es übernommen, Genua gegen den Andrang der Franzosen unter Lautrec im J. 1527 zu vertheidigen. »En attendant que son armée fut entièrement assemblée, Lautrec, averti que le comte Louis de Lodrone levoit des contributions dans l'Alexandrin, avec une forte bande de landsknechts, le força, au mois d'août, à se jeter dans le château de Bosco, l'y assiégea, et, au bout de dix jours d'attaques très-vives, le contraignit à se rendre à discrétion. Dans le même temps, André Doria, alors amiral de la flotte française, sortit du port de Marseille avec dix-sept galères, et recommença le blocus de Gênes, qui, bien qu'interrompu à plusieurs reprises, avoit déjà réduit cette ville à un extrême denûment. Il avoit forcé neuf galères impériales, qui portoient aux Gênois un grand approvisionnement de blé, à chercher un refuge dans le bassin de Portofino, et il les y retint captives quelque temps; mais un gros temps, en l'éloignant de la côte, leur donna le moyen de lui échapper. Cependant cet évènement, qui sembloit mettre Gênes à l'abri des attaques du parti français, eut un effet tout contraire; il enhardit le doge Antoniotto Adorno, et le décida à tenter la fortune des combats. Augustin Spinola, commandant de la garde, après avoir remporté un avantage sur les troupes de débarquement d'André Doria à Portofino, fut envoyé contre César Frégose, qui, détaché par Lautrec, s'étoit avancé avec un corps d'armée jusqu'à San-Pier-d'Aréna. Encouragé par ses précédens succès, il n'hésita pas à lui livrer bataille: il fut battu et fait prisonnier.« Für eine kurze Zeit erkannte Genua französische Herrschaft. Thomasina Spinola, des berühmtesten aller Spinola Großmutter, ist merkwürdig als eine Ausnahme von der Beharrlichkeit der großen italienischen Geschlechter in der von den Vorfahren verfolgten politischen Richtung: während die Gibellinen in den Königen von Spanien die Erben des Kaiserhauses von Staufen verehrten, erkannten die Welfen die Könige von Frankreich, und von 1796 an die Republik, als ihre Schutzherren, Thomasina aber, in das Haus der treuesten Gibellinen aufgenommen, widmete dem K. Ludwig XII von

Frankreich eine schwärmerische Anhänglichkeit, der zwar eine thörichte Leidenschaft zum Grunde lag. Ein falsches Gerücht von dem Tode des Königs wurde von der verliebten Närrin mit solchem Entsetzen vernommen, daß sie nach wenigen Tagen des Todes, im J. 1504. Im Uebrigen wird von Thomasina gerühmt, daß sie von ihren reichen Einkünften den besten Gebrauch zu machen wußte, den Wissenschaften zum Vortheil sie verwendete.

Ambrosius Spinola wurde mit einigen andern Senatoren abgeordnet, um mit dem Grafen Johann Ludwig von Fiesco, den man bereits als den Gebieter von Genua betrachtete, 2. Januar 1547, zu unterhandeln, wie denn überhaupt in diesen kritischen Augenblicken die Spinola, „welche wegen ihres Reichthums und der Anverwandtschaft sehr mächtig waren,“ gewissermaßen die Entscheidung gaben. „Andreas Doria, welcher von der Last seiner Jahre niedergedrückt war, und nicht weniger in seinem Gemüthe wegen der gegenwärtigen Unfälle, als an dem Leibe wegen des Zipperleins gequält wurde, ließ sich von den Seinigen auf die Achseln nehmen, und auf eine Mauleselin setzen. Diese führten ihn nach Masone, ein Schloß der Spinola, so 15 italienische Meilen von Genua liegt.“ Des verunglückten Grafen von Fiesco Bruder Hieronymus hatte sich mit vielen seiner Anhänger nach Montobbio geflüchtet. „Dieser Platz lag der Stadt auf dem Rücken, in einer von Natur sehr festen Gegend. Er diente nicht nur denjenigen, die dem Vaterlande sehr feind waren, zu einem Neste, sondern konnte auch einstens der Sitz des Krieges werden, wenn die Franzosen sich desselben zum Schaden der Republik hätten bedienen wollen.“ Man unterhandelte mit den Fieschi um den Ankauf des wichtigen Punktes. „Aber Hieronymus, der von Natur unvorsichtig und vielleicht durch die Verheißungen der Franzosen verwegener geworden war, verweigerte nicht nur dem Senat den verlangten Gefallen, sondern sagte, als wollte er seinen Untergang beschleunigen, man besäße die Festung im Namen eines weit größern Herrn, als er wäre, indem er damit auf den König in Frankreich zielte. Ueber eine solche Antwort wurden die Genueser sehr zornig. Nach verschie-

denen Widersprüchen, die mit Drohungen verbunden waren, beschlossen dieselben, die Gewalt zu versuchen. Sie schickten einige Fahnen Soldaten mit grobem Geschütze, unter der Anführung des Augustin Spinola, eines sehr erfahrnen Feldherrn, dahin ab, und nahmen den Ort ein, nachdem sie ihn viele Tage beschossen hatten." Hieronymus ergab sich mit seinen Gefährten auf Gnade und Ungnade. Sie wurden insgesamt, so wollt es Andreas Doria, hingerichtet.

Als ein Niederschlag von der Verschwörung des Fiesco ist die allmälig stärker hervortretende Spannung zwischen dem alten und neuen Adel zu betrachten. Unter den thätigsten Führern des alten Adels wird Franz Spinola genannt 1575. Diese Partei, als die an Zahl schwächere, nachdem fruchtlos geblieben alle Versuche einer Ausgleichung, nachdem Johann Baptist Spinola-Masone, der von Serravalle her mit seinen Reisigen im Anzug gewesen, durch die Friedfertigen bestimmt worden, umzukehren, fand Angesichts des tobenden Pöbels räthlich, die Stadt zu verlassen, und steigerte dadurch die Verwegenheit ihrer Gegner; gegen Johann Baptist Spinola, den Rebellen, wurde Confiscation der Güter angeordnet. Die Ausgewanderten hofften auf Unterstützung von dem Kaiser, an dessen Hofe sie durch Augustin Spinola vertreten, und auf Spanien. Philipp II trug aber Bedenken, sich entschieden für sie zu erklären, da er befürchtete, in diesem Falle möchte die Volkspartei, denn in einer solchen war der neue Adel aufgegangen, die Franzosen herbeirufen und diesen den für ihre Absichten auf Italien wichtigsten Stützpunkt überliefern. Sehr betreten ob dieser unerwarteten Lauigkeit, ernannten die Verbannten den Johann Andreas Doria zu ihrem Generalissimus, den Johann Baptist Spinola zu seinem General-Lieutenant, entsendeten den Ambrosius Spinola nach Venedig, mit dem Senat zu unterhandeln, den Thomas Spinola nach Corsica, um dort Werbungen anzustellen. Don Juan von Oestreich wies den Statthalter zu Mailand an, die beiden deutschen Regimenter, Felix Lodron und Manrique zu entlassen, jedoch zu sorgen, daß sie bei den Emigranten in Finale Dienst nähmen. Auf des Prinzen Gebot verabschiedete der Statthalter ferner des Sigis-

mund von Gonzaga und des Hector Spinola italienische Infanterie. Diese Völker und der Spinola Lehenleute an sich zu ziehen, ging der Generalissimus von Finale aus unter Segel, nach dem Busen von la Specia sich richtend. Er ließ Porto Venere und Specia occupiren, landete für seine Person bei Chiavari, eroberte diese Stadt, Rapallo und Sestri, während Johann Baptist Spinola von seiner Feste Serravalle aus die Mühle vor Novi nahm, auch Einverständnisse mit dasigen Bürgern, welche die Stadt ihm zu überliefern versprachen, unterhielt. Den Verlust des wichtigen Punktes abzuwenden, gab der Senat dem Commandanten von Gavi, Ferrari auf, ihm zugleich Verstärkung unter des Stephan Figarella Befehlen zuschickend. Spinola mußte von dem Unternehmen ablassen, und Figarella setzte sich vor, ihm die für Novi lästige Mühle zu entreißen. Aber Galeotto Spinola, der zu Cassano-Spinola commandirte, überschritt die Scrivia und entsetzte die belagerte Mühle. Es folgten mehre Gefechte der Besatzung von Serravalle mit jener von Novi, diese mehrentheils aus Corsen bestehend, und die Versammlung zu Finale ließ Vergleichsvorschläge vernehmen, die jedoch in der ungestümmsten Weise beantwortet wurden.

Johann Baptist Spinola, der jetzt 10,000 Mann Infanterie und 150 Pferde unter seinen Befehlen vereinigte, legte sich vor Novi. Aus Alessandria führte ihm Georg Doria die Geschütze zu, so, wie man vorgab, der spanische Gouverneur zu kaufen gegeben hatte. Die Belagerung hatte nur eben ihren Anfang genommen, und Campo Freddo, das den Spinola unterthänige Städtchen, wurde von den Feinden erstiegen und geplündert. Andern Theils erlitt eine Verstärkung von 300 Mann, der Besatzung von Novi zugedacht, in den Gebirgspässen Niederlage, wogegen Jacob Bianco mit 150 Mann, jeder einen Sack Pulver tragend, glücklich die Stadt erreichte. Daß eine ungleich bedeutendere Verstärkung über Gavi und Pozzevera im Anzug, wurde den Belagerern so spät gemeldet, daß sie kaum Zeit fanden, sich aufzustellen. Das zunächst angegriffene Quartier der Deutschen gerieth in Unordnung, und die Belagerten fielen aus. Die wurden aber blutig zurückgewiesen, worüber zwar Galeotto

Spinola fiel, und es gelang dem Grafen von Lodron, die Ordnung wiederherzustellen, worauf dann alsbald die Feinde, mehrentheils neugeworbenes Volk, sich auf die Flucht begaben. Lebhaft verfolgt durch Manrique und Johann Baptist Spinola, erstickten ihrer mehre über der drückenden Hitze. Novi wurde demnächst beschossen, eine bedeutende Bresche geschlagen, daß die Capitulation unvermeidlich. Figarella und seine Mannschaft erhielten freien Abzug, die Kanonen, 150 mit Getreide beladene Maulthiere behielt Spinola. Ein anderer Spinola, Karl, und 400 Mann wurden in die eroberte Stadt gelegt. Gavi, die Stadt ergab sich ebenfalls, mit Ausnahme des sehr festen Schlosses, und geradeswegs nach Genua zu ziehen, war beschlossen, als die vermittelnden Mächte, der Kaiser und Spanien, Stillstand, bis zum Ausgang des Octobers geboten. Das darum ausgefertigte Instrument haben, unter mehren, Benedict und Johann Baptist Spinola unterzeichnet.

Die Waffenruhe gab beiden Parteien Muße, zu bemerken, wie sehr sie sich verblutet. Johann Baptist Spinola insbesondere gerieth durch die Nothwendigkeit, das viele Volk zu besolden, in die drückendste Verlegenheit. Sich die erforderlichen Geldmittel zu verschaffen, fuhr er in Gesellschaft von Franz Lercaro nach Mailand, wo sie auf ihren persönlichen Credit 50,000 Goldgulden erborgten. Beiläufig eben so viel brachte Spinola-Valenza in Florenz und Lucca zusammen. »Enfin le courage des dames génoises qui avoient suivi leurs maris à Finale, releva entièrement celui des nobles. Elles offrirent généreusement de sacrifier leurs pierreries et tout ce qu'elles avoient de plus précieux pour fournir aux frais de cette guerre.« Es schien die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten allerdings unvermeidlich, nachdem die Conferenzen in San Pier d'Arena, wo der Cardinal Morone mit mehren Deputirten der Versammlung in Finale, darunter Philipp Spinola, unterhandelte, sich zerschlagen hatten. Schon stand Johann Baptist im Begriff, die Belagerung des Schlosses von Gavi vorzunehmen, als der neue Doge, Prosper Fattinanti doch endlich am 24. Oct. im großen Rath den Beschluß durchsetzte, daß man den

Streit der Entscheidung des Papstes, des Kaisers und des Königs von Spanien unterwerfen wolle. Das Ergebniß dieses Compromisses war die am 17. März 1576 der Republik gegebene neue Verfassung. In ihrem Auftrage ging Nicolaus Spinola nach Wien, dem Kaiser zu danken für seine der Angelegenheit zugewendete Sorgfalt.

Ferdinand Spinola stand in dem Heere, welches durch den Herzog von Parma vor Antwerpen geführt, eine so harte und glorreiche Probe bestand in dem combinirten Angriff der Antwerpener und Holländer auf den Damm von Couwenstein, 26. Mai 1585. »Les Flamands attaquèrent le fort de S. George, qui étoit défendu par D. Alphonse de Córdova et par quelques Espagnols. Mais cet officier, plus distinguée par sa naissance que par sa valeur, après avoir fait une legère résistance, abandonna ce poste. Camille Borbon del Monte, qui étoit au fort de S. Jaques, apercevant cette lâcheté, vola au secours et obligea par sa présence les Espagnols à faire tête à l'ennemi. En même temps ils furent soutenus par Ferrante Spinola, chevalier sicilien, et par D. Guerra de Milan, qui leur amenèrent quelques bataillons italiens. Ils furent suivis de près de César Bechino et d'Alphonse Piantaneda, qui se firent tous tuer sur la place en se battant courageusement. Spinola qui n'étoit que blessé, fut fait prisonnier, et conduit par de Sainte-Aldegonde à Anvers, où il mourut de ses blessures quelque temps après.« Aber der Damm blieb letzlich den Belagerern.

Ein anderer Spinola, Sicilianer ebenfalls, war dem Detachement zugetheilt, durch welches Erzherzog Albrecht, den Entsatz von Amiens beabsichtigend, die Stellung der feindlichen Armee recognosciren lassen wollte, Ausgang Aug. 1597. »Henri IV, ayant eu avis de la marche des ennemis, alla d'abord audevant d'eux avec peu de monde, mais il fut bientôt suivi par le maréchal de Biron et par François de la Grange de Montigny, à la tête d'un corps considérable de troupes. Alors D. Juan Contreras, commandant général de la cavalerie ennemie, fut d'avis que l'on se retirât à Bapaume. Déjà les ennemis avoient passé une petite rivière qui se jete dans la

Somme près de Corbie, lorsque Bracamonte et Nicolas Basta, s'étant remis de la peur qui les avoit d'abord saisis, prièrent Contreras de faire halte et de ranger les troupes en bataille. Celui-ci n'ayant point voulu y consentir, le détachement continua sa marche, ou plutôt il s'enfuit dans un désordre honteux jusqu'à Bapaume, les François le poursuivant l'épée dans les reins. Il perdit dans cette déroute trois étendards et plus de deux cents chevaux, épuisés et laissés dans le chemin par les cavaliers qui s'étoient sauvés dans les bois. Spinola, qui se trouva malgré lui entraîné dans cette fuite, forma ensuite de grandes plaintes contre Contreras, auteur, selon lui, de l'affront que lui et ses compagnons avoient reçu en cette occasion, et l'accusa de lâcheté auprès de l'archiduc. Ils se seroient même battus en duel, si l'archiduc n'eût sagement terminé leur différend, en justifiant d'un côté la conduite de Contreras, qui n'avoit pas voulu, disoit-il, risquer un combat, dont le succès étoit fort douteux; et de l'autre, en donnant de grands éloges à la valeur de Spinola et de ses braves compagnons, irrités de se voir contraints de faire une retraite qui ressembloit à une fuite. Il leur ordonna à l'un et l'autre de s'abstenir de toute voie de fait, et d'attendre au jour de la bataille qui se donneroit bientôt, à faire voir plus glorieusement pour eux, lequel des deux étoit plus courageux et plus fidèle à son devoir.«

Gegen den nämlichen Gaston Spinola, Mastro di campo und Statthalter zu Limburg, erhoben die zu Dortmund versammelten westphälischen Kreisstände schwere Klage, 1598, daß er unter dem Vorwand, die gegen die Stadt Aachen ergangenen Erkenntnisse zu vollstrecken, auf seinem Marsch alle adelichen Häuser habe ausplündern lassen. Hingegen schreibt Jöcher: „Gasto Spinola, ein gelehrter Soldat, von Palermo aus Sicilien, studirte zu Rom, that hernach Kriegsdienste in den Niederlanden, bekam von dem spanischen Könige Philipp II die Würde eines Ritters von St. Jacob, und die Stelle eines Kriegsraths, wurde hierauf zum Grafen von Bonac (Brouay in Artois) und zum Gouverneur im Limburgischen ernannt. Der König las ihm auch selbst eine

Gemahlin aus, er lebte noch 1614 und schrieb Descriptionem ducatus Limburgensis."

Philipp Spinola, Marchese von Venafro, oben, gelegentlich der Unterhandlung mit dem Cardinal Morone genannt, gewann in der Ehe mit Polyxena Grimaldi die Söhne Friedrich und Ambrosius. Der jüngere, Friedrich, trat 1598 in den Dienst K. Philipps III von Spanien, der ihm zugleich sechs vollständig ausgerüstete Galeeren abkaufte. Die waren bestimmt, die Küsten der Niederlande von den holländischen Freibeutern zu säubern. Ihre Brauchbarkeit bewährte sich sofort in dem Gefecht mit Capitain Blankart, der von Ramekens aus unter Segel gegangen war, um eine Kauffahrerflotte zu convoyiren. Blankard leistete den heldenmüthigsten Widerstand, drohte, schwer verwundet und sterbend, sein Schiff, so mitten unter die Galeeren gerathen, in die Luft zu sprengen, daß man genöthigt, von ihm abzulassen, aber 18 der Kauffahrer wurden genommen. »Le 27. juin 1600 Jean de Duyvenvoorde de Warmond, amiral de Hollande, ayant mis à la voile, suivi de 150 vaisseaux de transport, escortés par quatre vaisseaux de guerre, fut attaqué proche de l'Ecluse par les galères de Spinola. D'abord la mer étoit calme, ensorte que Spinola, qui n'avoit besoin que de ses rames, se promettoit déjà la victoire, lorsque le vent venant à fraichir, le combat changea de face, et les galères attaquées à leur tour par ceux qu'elles avoient attaqués, eurent à peine le temps de rentrer dans le canal voisin, après avoir été fort endommagées par le canon des ennemis. Le hasard voulut qu'un boulet rompît la chaine à laquelle étoit attaché un forçat turc, sans le blesser luimême. Aussitôt il sauta de la galère dans la mer, traînant encore après lui l'anneau de sa chaîne, et se rendit à la nage dans un vaisseaux des Hollandoïs, qui admirant un coup si rare, crurent devoir épargner un homme que la fortune ellemême avoit épargné par une faveur si singulière.«

Friedrich hatte sich für die Fortsetzung des Kriegs mit den Holländern ein System gebildet, nicht unähnlich dem Thun des Herzogs Albrecht von Oestreich, der 500 ungrische leichte Reiter

in die Kyburg aufnehmend, den Schweizern ungleich gefährlicher wurde, denn alle die unbeweglichen Massen Gepanzerter der frühern Zeit, der ihnen sogar den Garaus gemacht haben würde, wenn vermögend, diese Husaren länger denn ein halbes Jahr zu unterhalten.

»Mentre che si travagliava per terra con ogni maggior diligenza intorno all'oppugnazione d'Ostenden, Federico Spinola scorreva di continovo quella costa marittima con una squadra di galere, che egli qualche tempo innanzi aveva condotte di Spagna. Era venuto Federico a militare in Fiandra sino in tempo del Duca di Parma. E bench'egli allora non avesse avuto impiego alcuno particolare; nondimeno s'era formato generalmente un gran concetto di riuscita in lui, per tutte quelle occorrenze nelle quali si fossero posti in opera i talenti e d'ingegno e d'industria e di capacità che in lui apparivano. Per via di persone pratiche aveva egli scoperto, che il mantenersi una buona squadra di galere spagnuole nella costa di Fiandra, avrebbe potuto fare un gran danno alle navigazioni ordinarie, con le quali dagli Olandesi e da' Zelandesi, passando necessariamente per quella costa, si frequentavano di continovo quei mari e seni all'intorno. Consideravasi che erano quasi tutti vascelli o da pescagione o da mercanzia, quelli coi quali s'esercitavano le accennate navigazioni. Che le galere con l'agilità loro avrebbono potuto continovamente infestar quel passaggio. Che oltre al riceverne gran danno i nemici per mare, lo riceverebbono maggiore forse per terra, poichè potrebbono le galere quasi ad ogn'ora spingersi ne' seni marittimi più vicini, sbarcar gente in terra, depredare i loro villaggi, e tentar con fortuna maggiore qualche importante sorpresa, con la quale si potesse fermare il piede nella Zelanda. Ed in uno caso tale, quanto si avantaggerebbono le cose del Re e degli Arciduci? non potendosi mettere in dubbio, che siccome per via del mare i nemici avevano fatto sentire i più gravi danni, così avrebbono potuto per la via medesima più gravemente ancora ricevergli. E per quel che toccava al luogo de trattener le galere, giudicavasi

migliore d'ogni altro il Porto o canal dell' Esclusa, vicinissimo alla Zelanda, capace d'ogni vascello, munito di buoni Forti all'imboccatura; e con una Piazza importante alle spalle, com'era l'Esclusa, dove le galere potrebbono sempre con ogni facilità ricovrarsi, e con ogni sicurezza coprirsi.

»Dunque presa da Federico una pienissima informazione sopra le cose marittime della Fiandra, e specialmente sopra l'accennata squadra delle galere, determinò di passare egli stesso alla Corte di Spagna, con risoluzione di farne al Re la proposta, et di tentarne per sè l'impiego. Concorreva ne' medesimi sensi di Federico il Marchese Ambrosio fratello suo maggiore, desideroso anch'egli d'innalzar la sua Casa, quanto più avesse potuto nella sua patria di Genova, e di farla grande per le vie militari, specialmente appresso la Corona di Spagna. E benchè il Marchese, constituito in età ormai di trenta anni, non si fosse risoluto sino allora di travagliar nella professione dell'armi, ne aveva però mostrato gran desiderio, e mostrati insieme talenti grandi, per fare in essa ogni più nobile riuscita, quando l'invito di qualche onorevole impiego ve ló chiamasse. Giunto Federico a Madrid, negoziò di maniera, che dal Re e dal suo Consilio fu approvata pienamente la proposta delle galere; ed a lui fu assegnato, con l'autorità che bisognava, il comando.. Parve che bastassero sei per allora, e furono levate dalla squadra di Spagna, con risoluzione però d'accrescere questa nuova di Fiandra, quando si vedesse che le prove corrispondessero alle speranze. Condotte da Federico in Fiandra le galere felicemente, non si può credere quanto ne restassero incomodate le navigazioni là intorno degli Olandesi e de' Zelandesi. Perciocchè uscendo egli per lo più dal canale dell' Esclusa improvvisamente, e nelle bonaccie in particolare, quando i legni da vela sogliono restar senza moto, gettavasi arditamente ora sopra questi ed or sopra quelli, prendendone alcuni, altri affondandone, ed in altri facendo pur anche sentir gravi danni. Vedevasi nondimeno per isperienza che le sei galere sole non bastavano a portar la gente che bisognava, per danneggiare in terra simil-

mente i nemici, e per tentarvi qualche sorpresa importante contro di loro.

»Passato dunque egli di nuovo in Ispagna, et nuovamente ben ricevuto, dispose con vive ragioni il Re a contentarsi che s'aggiungessero altre otto galere di più alle sei di prima. Che per servizio di tutta la squadra, si levassero dal Marchese Ambrosio e da lui otto mila fanti nello Stato di Milano, e si conducessero in Fiandra. Che la gente si dividesse in due terzi, e ne fosse Capo maggiore il Marchese. E che a fine d'abboccarsi col fratello potesse Federico trasferirsi in Italia, per tornar subito poi in Ispagna, e di là condurre le altre otto galere in Fiandra. Con questi ordini andò Federico a Genova. Quindi passato col fratello a Milano, dov'era Governatore il Conte di Fuentes, e da lui ottenuta l'autorità necessaria per levar gli ottomila fanti, ne pigliò tutta la cura il Marchese; e con la medesima diligenza Federico tornò al fine accennato in Ispagna. Nè mancò l'uno e l'altro appieno di soddisfare alle parti sue. Al che giovava notabilmente la comodità delle ricchezze lor proprie, con le quali agevolando le provvisioni del danaro che doveva assegnarsi dal Re, ed operando che facessero il medesimo ancora altri parenti loro ed amici di Genova; perciò si vide effettuato con ogni celerità maggiore tutto quello che dall'uno e dall'altro doveva essere posto in esecuzione. Levata che ebbe il Marchese la gente, che riuscì tutta molto fiorita, partì egli sul principio di Maggio in quell'anno 1602 alla volta di Fiandra. Dividevasi la levata, come abbiam detto, in due terzi. Dell'uno era Mastro di campo l'istesso Marchese, e dell'altro era Mastro di campo Lucio Dentici. Fece il cammino della Savoia il Marchese. E pervenuto felicemente nella provincia di Lucemburgo, si trasferì subito a Gante dov'era l'Arciduca in quel tempo, affin di ricevere da lui quegli ordini che in tale occasione potessero parergli più convenienti. Ma non ebbe Federico il medesimo felice successo nella condotta delle galere. Perciocchè trattenuto egli più lungamente in Ispagna che non richiedeva il bisogno, al partir che fece del Porto

di Santa Maria, gli furono, combattendo, levate due galere da alcuni vascelli olandesi, e poi tre altre pure all'istesso modo nel passare il canal d'Inghilterra; sicch'egli non potè condurne se non tre solamente all'Esclusa. Salvossi però in buona parte la gente, che tutta era spagnuola, sotto il Mastro di campo Giovanni de Meneses, Portoghese, il quale pervenne salvo ancor egli nel medesimo luogo.«

Die Unfälle, von welchen diese Ueberfahrt begleitet, waren gewissermaßen eine Vorbedeutung des Geschickes, von welchem schon im nächsten Jahre Friedrich ereilt werden sollte. Das Schiff, so ihn trug, mußte er bei Dünkirchen stranden lassen, dafür aber hat er, während sein Bruder abermals mit Werbungen in Deutschland beschäftigt, in verdoppelter Geschäftigkeit den Krieg gegen die Marine der Rebellen fortgesetzt. Am 27. Mai 1603 führte er seine acht Galeeren, die mit 1500 versuchten Soldaten besetzt, zum Angriff auf die feindliche Escadre, drei Kriegsschiffe und zwei Galeeren. Nach zweistündigem Gefecht, wie der Spanier Sieg ungezweifelt schien, die eine der feindlichen Galeeren im Sinken begriffen, wich die bisherige Windstille einem frischen Nordwinde, der den holländischen Segelschiffen die vollständigste Ueberlegenheit gab. Spinolas Galeeren wurden arg beschädigt, als seines Admiralschiffes Hintertheil durchbrochen, suchte er selbst durch die verzweifeltesten Anstrengungen dem Gefecht eine andere Wendung zu geben, und eine Kugel zerschmetterte ihm den Degen, riß ihm den Arm weg, eine zweite, in die Weiche ihn treffend, wurde ihm auf der Stelle tödtlich, nur daß er noch Zeit fand zu einer Botschaft für den abwesenden Bruder, diesem des Königs Dienst, dann die eigenen Angelegenheiten empfehlend.

Durch königliche Entschließung zum Nachfolger in des Bruders Commando ernannt, hatte Ambrosius (geb. 1571), dessen Werbgeschäft ihn zuletzt nach Italien zurückführte, Eile, sich auf dem Kriegsschauplatz einzufinden. Die Belagerung von Ostende, seit längerer Zeit in Angriff genommen, war noch wenig vorgerückt, »quando all' Arciduca venne in pensiero di far che il Marchese Spinola pigliasse la cura di quell'assedio. Era grande senza dubbio l'onore d'un tale impiego e nel passarvi così ad un tratto

lo Spinola, poteva dirsi ch'egli diventasse Generale quasi prima d'esser soldato. Nondimeno l'Arciduca sperò che al difetto dell'esperienza dovesse in lui supplire l'ardor dell'applicazione. E di già fino allora egli aveva mostrato ogni maggiore capacità in quei pochi militari maneggi ch'erano passati per le sue mani. — L'archiduc lui offrit le commandement de l'armée, à condition que ce grand Capitaine, qui avoit beaucoup d'argent comptant, et qui d'ailleurs avoit des amis capables de lui en fournir, feroit des avances pour les frais de la guerre, lesquelles, sans compter ses appointemens, lui seroient ensuite remboursées avec les intérêts, sur l'argent qui viendroit d'Espagne, et qui n'étoit pas prêt alors.«

Den 8. Oct. 1603 im Lager vor Ostende eingetroffen, ließ Ambrosius sogleich die Lieferanten zusammentreten, um mit ihnen neue Accorde für die Verpflegung der Armee zu schließen. Da er bar Geld bieten konnte, gelang es ihm, zu einer bedeutenden Herabsetzung der Preise sie zu bestimmen. Es wurden, der Festung sich zu nähern, mehre Erfindungen des Ingenieurs Pompejus Targoni zur Anwendung gebracht, ohne doch die gehoffte Wirkung hervorzubringen, daß man am Ende genöthigt, sich den Winter über auf die Anlegung von Flößen oder schwimmenden Batterien, und verschiedenen, dem Canal einzufügenden Dämmen zu beschränken. »On en vint à bout avec beaucoup de danger et de perte. Les pionniers qu'il falloit payer bien cher, étoient tués pour la plupart, ou revenoient estropiés. Spinola, plus intéressé que tout autre au succès du siége, étoit partout, partageant le danger, animant les travailleurs par sa présence, par ses discours et par ses libéralités. La digue, commencée par les Espagnols et qui avançoit médiocrement, fut abandonnée; on en commença une autre, vis-à-vis du ravelin Porc-épic, où il y avoit moins à craindre, et du canon ennemi et de la marée. Les Italiens entreprirent également une digue près du ravelin Cangrejo. Enfin après un travail opiniatré, aussi périlleux que pénible, ces ouvrages se trouvèrent insensiblement achevés. On plaça des soldats et du canon sur les digues, et on commença à approcher des forts.«

Die Verbindung mit dem Meer blieb aber den Belagerten offen, sie erhielten fortwährend Verstärkungen und Zufuhr, wiederholte Stürme im Januar und März 1604 beschädigten höchlich die so mühsam aufgeworfenen Dämme, und Krankheiten wütheten im Lager. Nichtsdestoweniger wurde am 21. März der Uebergang des Canals erzwungen, es fielen nach einander die Außenwerke, daß dem Graben einzudringen möglich. Dergestalten bedrängt war jetzt die Festung, daß die Staaten, den Entsatz als eine Unmöglichkeit ansehend, sich zu einer großartigen Diversion entschließen mußten. Am 25. April erschien Prinz Moriz mit seiner Flotte, 500 Fahrzeuge jeder Art, 12,000 Mann Infanterie, 2000 Reiter tragend, in der westlichen Schelde. Er nahm Ysendyk, besetzte Aardenburg, belagerte Sluis, welches zu entsetzen, Spinola nur einen Theil seiner Truppen verwenden konnte. Seine letzte Anstrengung zu dem Ende erfolgte am 16. Aug. in dem Ueberschreiten des Canals, durch welchen Cadsand von Ysendyk geschieden. Schon war die Flut im Steigen, daß gefahrvoll das Benutzen der Furt, aber Spinola, nachdem er seine Soldaten zu dem Wagstück aufgemuntert, war der erste, dasselbe zu bestehen, und sein Beispiel riß Alle fort. Das Fort St. Katharina wurde genommen, eben so das erste Retranchement vor Oostborg, das zweite widerstand, indem der Feind dort seine ganze, den Spaniern um das Doppelte überlegene Macht zusammengezogen hatte, und fortwährend seine ermüdeten Truppen durch frische Scharen ablösen konnte. Die Unmöglichkeit hier durchzudringen einsehend, nahm Spinola eine Schwenkung vor, mittels deren er des Forts St. Philipp sich bemächtigte, sodann gebot er den Rückzug. Die Festung Sluis mußte capituliren. »Uscirono d'essa poco meno di quattromila soldati, e passarono a Dama, facendo una vista sommamente compassionevole, poichè tutti erano sì macerati dalla fame, per averne patite l'ultime e le più fiere necessità, che avevano l'effigie di cadaveri quasi piuttosto che d'uomini. Ed in quel cammino di due ore brevi che è fra l'Esclusa e Dama, intorno a sessanta ne caderono morti per debolezza. — Comme on ne trouva que peu d'enfans dans la ville, et qu'on

en chercha quelques-uns sans pouvoir les trouver, on crut qu'ils étoient morts de faim, et que leurs cadavres avoient servi de nourriture aux assiégés. Spinola, qui étoit à Damme, fut frappé d'étonnement et d'horreur, lorsqu'il vit la foiblesse et la maigreur des défenseurs de l'Ecluse.« Um so lebhafter hat hierauf Spinola die Belagerung von Ostende fortgesetzt, daß denn endlich Marquette, der Commandant, sich genöthigt sah, die Stadt zu übergeben, 20. Sept. 1604. Volle 39 Monate hatte die Belagerung gewährt, und berechnen die Spanier den darüber erlittenen Verlust zu 50,000 Mann.

Nachdem also das mühselige Tagewerk vollbracht, fand Spinola nöthig, den Hof K. Philipps III kennen zu lernen. „Der Erzherzog wollte ihn anfänglich unter dem Vorwand, daß er seiner den Winter hindurch nicht wohl entbehren könne, von dieser Reise abhalten, und versprach ihm, wegen aller Umstände auf das nachdrücklichste an den König zu schreiben; in der That mochte er befürchten, daß Spinola die prächtige und verschwenderische Hofhaltung in Brüssel, welche nicht selten die für den Krieg bestimmten Gelder verschlang, offenbaren würde." Er reisete zu Lande, Ausgang des Jahrs, und fand, dem König von Frankreich seine Aufwartung machend, die huldreichste Aufnahme. Heinrich IV befragte ihn um seine Absichten für den kommenden Feldzug, hoffend, irgend ein den Holländern nützliches Geheimniß ihm zu entlocken. Er sprach unverholen sich aus, und der König, alt geworden unter Lug und Trug, glaubte das Gegentheil von dem, so ihm anvertraut worden, annehmen, dem Prinzen von Oranien mittheilen zu müssen. Zeitig den Irrthum, dem er verfallen, erkennend, äußerte Heinrich IV: »Les autres trompent en mentant, celui-ci trompe en disant vrai.« Auch von seinem König nach Verdienst empfangen, erhielt Spinola den Vliesorden, die Grandenwürde, die Aemter eines General-Lieutenants für die Niederlande und eines »Mastro di campo generale, con grandissima autorità nel distribuire il danaro, non meno che nell'esercitare il comando«.

Vornehmlich hatte Spinola sich bemühet, den König zu überzeugen, „daß, weil die Grenzen von Zeeland und Holland

sehr gut verwahrt, und diese Gegenden von Flüssen und Canälen so vielfältig durchschnitten, die Flüsse durch die vielen darauf liegenden Schiffe und ganze Reihen von Schanzen beinahe unzugänglich gemacht wären, der Krieg nur jenseits des Rheins mit Aussicht auf Erfolg zu führen sein würde; auf diese Art würde man in das Herz der vereinigten Provinzen eindringen, ihre Bewohner die Schrecknisse des Krieges empfinden lassen können. Außerdem stellte er die entsetzlichen Unordnungen vor, welche aus den bisherigen Meutereien entstanden, den gehorsamen Provinzen so verderblich geworden. Da das Ausbleiben der Löhnung der einzige Grund eines solchen Uebels, so drang er hauptsächlich darauf, daß ihm Wechsel für die nöthigen Gelder zugestellt wurden, mit welchen er dann seine Rückreise nach Brüssel antrat. Bei seiner Ankunft, 9. April 1605, bezahlte er von dem mitgebrachten Gelde die Aufrührer, er ließ auch nicht nur in Deutschland stark werben, sondern richtete auch durch seine Officiers drei Regimenter in Italien auf, außer demjenigen, welches er aus Spanien, nach dem ihm gethanen Versprechen, erwartete."

Der Feldzug, eröffnet mit einem mißlungenen Anschlag des Prinzen Moriz auf Antwerpen, beschränkte sich längere Zeit auf Märsche und Gegenmärsche, urplötzlich über Tirlemont vorgehend, richtete Spinola seinen rechten Flügel unter den Befehlen des schon damals berühmten Grafen von Bucquoy, Karl Bonaventura von Longueval, der Maas, dem Rheine zu. Bucquoy, der 4 Chaluppen und eine Anzahl Pontons bei sich führte, legte seine Schiffe auf den Rhein, verscheuchte die zwischen Cöln und Deuz kreuzenden holländischen Fahrzeuge, vergönnte seinem Volke einige Ruhetage, und ging dann über den Rhein, auf dem rechten Ufer den Lauf des Flusses verfolgend. Gleich unterhalb Kaiserswerth, bei Wittler, schlug er, was durch die Insel erleichtert, eine Brücke, auf beiden Ufern legte er Schanzen an, sich gegen eine Abtheilung der holländischen Armee, mit welcher Prinz Friedrich Heinrich in Eilmärschen herbeizog, zu decken, bis dahin Spinola selbst ihm zu Beistand erscheinen würde. Dieser, nachdem er den Feind sattsam durch seine

Märsche ermüdet, derobirte sich ihm unversehens, 6. Jul., und richtete sich ebenfalls dem Rheine und der Brücke bei Wittler zu. Der Armee, die am 24. Jul. den Rhein überschritt, vorauseilend, inspicirte er das bei Ruhrort angelegte Fort, daß aber Wesel die Pforte zu Holland, hat er übersehen. Bei Dorsten ging er über die Lippe, vertiefte sich demnächst mit seinen 12,500 Mann in das Münsterland, und nahm am 11. Aug. Oldensaal. Die strengste Mannszucht, verbunden mit der richtigen Bezahlung aller dem Lager zugeführten Gegenstände, unterhielten darin beständigen Ueberfluß. Lingen, an der Ems, ein Posten ohne alle Wichtigkeit für den eigentlichen Zweck des Zugs, fiel den 19. Aug. „Es scheint aber, als wenn Spinola sich nicht zu weit in ein Land hätte wagen wollen, dessen Lage ihm gänzlich unbekannt war; man tadelte ihn auch daher, daß er den Grafen von Berg nicht mit sich genommen, der des Landes vollkommen kundig war: allein es herrschte unter den Generalspersonen eine große Uneinigkeit, und Spanier und Italiener trauten dem niederländischen Adel nicht, ohnerachtet viele von demselben Philipp II große und treue Dienste geleistet hatten. Spinola hielt sich mit Befestigung der Stadt Lingen einige Zeit auf, und Prinz Moriz versah indessen die Grenzörter mit Besatzungen. Graf Wilhelm von Nassau, Statthalter in Friesland, kam auch mit einigen Völkern herbei, und die Furcht der Einwohner verlor sich bei diesen guten Anstalten. Die Staatische Armee war auf 12,000 Mann angewachsen, und im Stande, sich den weitern Absichten des Spinola entgegen zu setzen."

In dem vollständig befestigten Lingen ließ Spinola eine starke Besatzung zurück, mit dem übrigen Heere trat er am 14. Sept. den Rückzug nach dem Rhein an. Die Schanzen bei Wittler ließ er auf Befehl des Erzherzogs schleifen, indem der Kurfürst von Cöln wegen solcher Verletzung seines Gebiets Klage erhoben hatte, dagegen befestigte er um so stärker Ruhrort. Prinz Moriz folgte ihm auf dem Fuße, lagerte sich unter Wesel, besetzte Mörs und Krakau. Bis zum Anfang Oct. verharrten beide Armeen in ihren Stellungen, ohne daß Wichtiges vorgefallen wäre. Das Gefecht bei Mülheim an der Ruhr, worin die

Holländer unterlagen, die Einnahme von Wachtendonk, 27. Sept., und von dem Schlosse Krakau bei Crefeld, 8. Nov., bezeichnen den Schluß des Feldzugs.

Die Operationen für den Feldzug von 1606 wurden zu Brüssel der Gegenstand lebhafter Berathung, die dahin ausfiel, daß man beschloß, den Uebergang der Yssel zu erzwingen, während eine zweite Armee über die Wahl gehen und irgend einen festen Platz der Betuwe antasten würde, um solchergestalten den Herd der Rebellion zwischen zwei Feuer zu bringen. „Da zur Ausführung dieses Plans zwei starke Armeen und große Geldsummen erforderlich, wurde eine abermalige Reise Spinolas nach Spanien unumgänglich nothwendig befunden. Dort angelangt, fand er es leichter, die Minister von der Ausführbarkeit und Richtigkeit seiner Entwürfe zu überzeugen, als von ihnen die nöthigen Geldsummen zu erhalten. Der empfindlichste Geldmangel hatte sich im Reiche eingestellt, und Spinola verlangte monatlich 300,000 Silberdukaten, die Bewilligungen der niederländischen Provinzen ungerechnet. Da er endlich die Unmöglichkeit einsah, der Schatzkammer eine solche Last aufzubürden, gab er den Bankiers sein eigenes Vermögen zu Pfand, um sich die Summe von 600,000 Dukaten zu verschaffen. Dagegen beehrte ihn der König mit der Stelle eines geheimen Raths, übertrug ihm eine so unumschränkte Gewalt in Kriegssachen, daß viele Officiers, und selbst der Erzherzog darüber unzufrieden waren. Er wußte sich aber bei seiner Ankunft in Brüssel, die wegen der verzögerten Entschließungen, und durch das Fieber, so zu Genua ihn überfiel, nicht eher als zu Anfang Juni stattfinden konnte, wieder ihre Gunst und Freundschaft zu erwerben."

Mittlerweile waren der Armee vielfältige Verstärkungen zugekommen, daß unabhängig von 10,000 Mann Infanterie und 1200 Reitern, womit Bucquoy an der Wahl operiren sollte, Spinola am 28. Juni 1606 mit 8000 Mann Infanterie und 2000 Reitern den Marsch nach Overyssel antreten konnte. Für die Verpflegung beider Armeen hatte er die zweckmäßigsten Anstalten getroffen. Namentlich befanden sich in seiner Wagenburg von 2500 Fuhrwerken, Feldbäckereien, deren jede zwei Backöfen,

theils von Kupfer, theils von Eisen trug, die aber von wegen der ungewöhnlich nassen Witterung den gehofften Nutzen nicht brachten. Weil das aus Spanien mitgebrachte Geld unzulänglich, hatte der Feldherr auf seinen Credit bei Francisco Serra über zwei Millionen Kronen aufgenommen. Den 10. Jul. ging er über den Rhein, den 16. über die Lippe, wo seiner die Grafen von Ostfriesland und Torres mit 2500 Knechten, der Besatzung von Lingen entnommen, und 400 Irländern, die zeither zu Oldensaal gestanden, erwarteten. Den 18. erreichte er Goor, zwischen Vecht und Borkel mitten inne, nachdem er fortwährend mit Schwierigkeiten, durch die anhaltenden Regengüsse und bodenlose Wege geschaffen, zu kämpfen gehabt. Die Yssel, deren linkes Ufer Prinz Moriz mit 10,000 Knechten und 2000 Reitern hütete, war dermaßen angeschwollen, daß für den Augenblick der Uebergang unmöglich. Die Truppen zu beschäftigen, ließ Spinola Lochem durch Don Iñigo de Borgia belagern, und wurde die Stadt den 23. Jul. übergeben. Die Yssel wurde ihrer ganzen Länge nach recognoscirt, aller Orten die gleiche Schwierigkeit gefunden. Eine Seitenbewegung vornehmend, ging Spinola am 1. Aug. über die Borkel, und vom 5. ab belagerte er Grol, so am 14. capituliren mußte.

Den Versuch, das rechte Ufer der Yssel zu gewinnen, hätte der Marchese wohl erneuern mögen, aber er fand durch des Prinzen Moriz Fürsorge alle Stellen, wo der Uebergang zu besorgen, wohl verwahrt, und durch das von neuem eingefallene Regenwetter war der Fluß zu unerhörter Höhe angeschwollen, während die Schwierigkeiten der Communicationen den bereits bei der Armee eingerissenen Mangel vollends unerträglich machten. Der Macht der Umstände weichend, brach Spinola mit der ganzen Armee, eine angemessene Besatzung in Grol zurücklassend, am 20. Aug. von dannen auf, um gegen Rheinberg sich zu wenden, wo, mit ihm zusammenzutreffen, Bucquoy angewiesen. „Der Prinz Friedrich Heinrich bemühte sich mit seinem Corps, 27 Compagnien Reiter und 14 Fahnen Infanterie, den Spaniern auf ihrem Marsch Abbruch zu thun, da er aber nichts ausrichten konnte, so warf er sein ganzes Fußvolk in die Festung, indem der Graf von Bucquoy,

welcher den 21. Aug. vor Rheinbergen angelangt, noch nicht alle Zugänge versperren können, und es bestand nunmehr die Besatzung aus 4700 Mann, durch die Obristen Uttenhoven und Edmund commandirt. Prinz Moriz rückte gegen Wesel, und verschanzte sich daselbst den 30., um des Spinola Vorhaben zu hintertreiben. Dieser verschanzte sich ebenfalls bei seiner Ankunft vor Rheinbergen, und fing an, eine Verschanzung und ein Fort, so der Insel, die neben der Stadt ist, gegenüber liegt, anzugreifen. Die Belagerten wehrten sich auf das herzhafteste und thaten durch Ausfälle der spanischen Armee großen Abbruch. Allein der Tod des Obristen Edmund, der in den ersten Tagen der Belagerung erschossen wurde, und die öftern und hitzigen Anfälle, so Spinola auf dieser Seite thun ließ, nöthigten die Besatzung der Schanze, sich, nicht ohne Verlust, den 4. Sept. in die Insel zurückzuziehen. Weil diese von dem Fort bestrichen werden konnte, so war es nicht möglich, sich lange auf derselben zu halten. Man muß der Besatzung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alles that, was man von unerschrockenen Leuten erwarten konnte. Sie verhinderte durch ihre Ausfälle, daß die Arbeit mit den Laufgräben nur sehr langsam von statten ging, aber die Geschicklichkeit und Wachsamkeit des Spinola und seiner Officiers ersetzten eben so geschwind den gethanen Schaden, und da überdem die Besatzung Mangel an Pulver litt, so sah man ein, daß sich der Ort nicht lange mehr würde halten können.

„Prinz Moriz machte indessen mit seiner Armee, die 13,000 Mann stark war, verschiedene Bewegungen, er ging über den Rhein, schickte 2000 Mann nach Mörs, und ging hierauf ganz unvermuthet zurück, als wenn er auf Velasco, der jenseits des Rheins stand, sein Absehen hätte, um, während daß die Besatzung einen Ausfall thun sollte, an einem andern Orte einen Angriff zu wagen. Aber Spinola zog den Velasco und den Bucquoy an sich, ließ die nöthigen Völker zur Vertheidigung der Verschanzungen jenseits des Rheins zurück, und war bereit, mit dem Prinzen zu schlagen. Dieser konnte sich hierzu nicht entschließen, ohnerachtet die Deputirten der Staaten, so den 26. Sept. in sein Lager kamen, zur Schlacht riethen, um den

Ort zu retten. Er stellte ihnen die Gefahr vor, in welcher die Betuwe augenscheinlich wäre, wenn der Sieg sich für Spinola erklärte, und da überhaupt Rheinbergen nicht von der äußersten Wichtigkeit war, so wollte er lieber, daß diese Stadt, als eine Schlacht, verloren gehe. Die Besatzung ergab sich also den 1. Oct. Spinola stellte die Festungswerke so bald als möglich wieder her, und würde ohne Zweifel noch etwas unternommen haben, wenn es ihm nicht an Geld, seine Armee zu bezahlen, gemangelt hätte. Denn da man ausgesprengt hatte, daß vier reich beladene spanische Gallionen durch einen Sturm untergegangen wären, und man von den andern keine Nachricht hätte, so fiel auf einmal der Credit, und die Kaufleute, welche dem Spinola Geld zu zahlen versprochen hatten, weigerten sich, ihr Versprechen zu erfüllen.“ Wiederum brach unter seinen Truppen eine Meuterei aus, von Prinz Moriz benutzt, um am 24. Oct. das bei Bislich gehabte Lager zu verlassen und über Elten der Yssel zuzueilen. Lochem fiel nach zweitägiger Belagerung in seine Gewalt, 30. Oct., und noch an demselben Tage legte er sich vor Grol. Da setzte ihm Graf Heinrich von Berg beharrlichen Widerstand entgegen, Spinola aber, der zeither in Cöln beschäftigt gewesen, seinen Truppen Winterquartiere anzuweisen, eilte nach Rheinberg und weiter nach Dorsten, von dannen er den 3. Nov. mit 800 Knechten, 1500 Reitern, zehn Geschützen und einer Wagenburg von 400 Fuhrwerken aufbrach, den Entsatz vorzunehmen. „Er stand den 8. Nov. des Morgens bei Reckum, 1 Meile von Grol, und stellte sein Volk in Schlachtordnung. Der Prinz fand nicht für gut, ein Treffen zu wagen, brach sein Lager ab und zog sich zurück. Spinola versah auf diese Nachricht die Stadt mit allen Kriegsbedürfnissen, und verstärkte die Besatzung mit 2000 Mann. Es beruhete seine Ehre auf der Erhaltung von Grol, Oldensaal und Lingen, weil er am Hofe behauptet hatte, daß es der einzige Weg wäre, die vereinigten Staaten wieder zum Gehorsam zu bringen, wenn man sie auf dieser Seite angreife.“

In der That hatten die Erfolge seiner beiden Feldzüge in den östlichen, zunächst bedrohten Provinzen der Republik eine

friedlichere Stimmung geweckt, welche zu benutzen, auf Spinola's Rath, der Erzherzog im Haag unterhandeln ließ. Es blieb das nicht ohne Einwirkung auf den Feldzug von 1607, dessen vornehmste Waffenthat die Einnahme von Erkelenz, 10. Febr., wo unter den Augen des Prinzen Friedrich Heinrich die Holländer die ärgsten Schandthaten verübten. Von der andern Seite wurde Spinola in Unthätigkeit versetzt durch den fortwährend sich erneuernden Soldatenaufruhr, welchen zu beschwichtigen er nicht nur seine ganze Besoldung hingab, sondern auch abermals bei Francisco Serra bedeutende Summen, an die 400,000 Dukaten aufnahm. Am 12. April wurde Waffenstillstand auf 8 Monate, anhebend mit dem 4. Mai, geschlossen, in der Weise, daß der kleine und der Seekrieg, und in beiden war der Vortheil auf Seiten der Holländer, nicht gehemmt sein sollte. Dem folgten die Unterhandlungen um den Frieden, behufs deren Spinola selbst, der Präsident Richardot und der Kriegssecretair Mancicidor zu Gesandten ernannt. „Diese langten nach erhaltenen Passeporten nicht eher als den 1. Febr. zu Ryswyk an, indem ihre Abreise durch die eingefallene Kälte und andere Ursachen verhindert worden; sie wurden von den Prinzen Moriz und Friedrich Heinrich, dem Graf Wilhelm von Nassau und vielen andern nahe bei dem Haag empfangen. Die Zusammenkunft dieser beiden großen Feldherren, des Prinzen Moriz und des Marquis Spinola, zog vornehmlich die Aufmerksamkeit der Zuschauer an sich. Der Prinz bezeugte dem letztern in französischer Sprache auf das verbindlichste, wie angenehm ihm seine jetzige Ankunft wäre, und der Marquis versicherte gleichergestalt, daß seine Wünsche wegen Schließung des Friedens aufrichtig wären. Spinola stieg in des Prinzen Kutsche und saß diesem zur rechten Hand." Die Friedenshandlungen zerschlugen sich jedoch, und nur Waffenstillstand auf 12 Jahre wurde am 9. April 1609 zu Antwerpen unterzeichnet.

Des Prinzen von Condé Flucht nach den Niederlanden (Abth. III Bd. 5 S. 91) veranlaßte neue Verwicklungen, die sehr leicht zu einem allgemeinen Kriege führen konnten. Dem auszuweichen, versagten die Erzherzoge dem Prinzen den Auf-

enthalt im Lande, doch zugebend, daß seine Gemahlin bei ihrer Schwägerin, der Prinzessin von Oranien, Eleonore von Bourbon-Condé in Brüssel verweile. Dort machte Spinola der Prinzessin von Condé Bekanntschaft, und soll ihm geschehen sein wie allen, welche den Stralen dieses leuchtenden Gestirns ausgesetzt. Er wurde ihr Anbeter, und demzufolge des Königs von Frankreich entschiedener Widersacher. Auf seinen Rath wurde der Prinz dennoch in Brüssel aufgenommen, und zeigte er sich beflissen, dem erlauchten Gast ein möglichst angenehmes Exil zu bereiten: ein Banket, dem Prinzen zu Ehren gegeben, kostete ihm 3000 Goldthaler. Sehr bald erfuhr die Königin von Frankreich, welch unverhofften Verbündeten sie in Spinola gefunden, und sie zögerte nicht, von seiner Bereitwilligkeit für ihren Dienst Gebrauch zu machen. Der Marquis von Coeuvres war von seinem König nach Brüssel entsendet worden, mit dem geheimen Auftrag, die Prinzessin von Condé zu entführen.

»Le marquis concerta la chose avec la princesse par l'entremise de madame de Berni, femme de l'ambassadeur, lequel ne fut point admis au secret. Cette dame et monsieur de Châteauneuf, depuis Garde des Sceaux, qu'on avoit envoyé à Bruxelles pour quelque affaire particulière, furent les seuls qui eurent part à cette intrigue. L'hôtel d'Orange, où la princesse logeoit, n'étoit pas éloigné d'un endroit de la muraille de la ville, où il y avoit une brèche, par où l'on pouvoit assez aisément descendre dans le fossé. Il se devoit trouver là des chevaux prêts la nuit qu'on avoit assignée pour son enlevement. On la devoit conduire jusqu'à un lieu qu'on appeloit le Pontarmé, où elle trouveroit une escorte avec des chevaux frais, et ainsi de distance en distance on avoit disposé des cavaliers qui la conduiroient jusqu'à Rocroy. M. de Coeuvres envoya un exprès à la Cour avec une dépêche sur ce sujet qui fut remise entre les mains du connétable. L'exprès arriva le mercredi, et la chose devoit s'exécuter la nuit du samedi suivant. Le connétable en rendit aussitôt compte au roi.

»Ce prince ne put contenir sa joie, et supposant qu'il y avoit trop peu de temps pour que la chose put être mandée

à Bruxelles avant l'exécution, il crut pouvoir sans danger en faire confidence à la reine même. On ne peut excuser ce prince d'imprudence en cette occasion. Il n'y avoit personne, à qui il dut plus cacher une telle affaire, qu'à cette princesse, toujours infiniment jalouse des dames pour lesquelles le roi faisoit paroître quelque attachement. Elle parut recevoir agréablement cette nouvelle, mais dès qu'elle fut sortie d'avec le roi, elle envoya quérir le nonce Ubaldini, qui étant allié de la maison des Médicis, lui étoit fort dévoué. Elle le conjura de dépêcher secrètement sur le champ un courrier au marquis Spinola, pour l'avertir de ce qui se passoit, et que la chose devoit s'exécuter la nuit du samedi au dimanche. Le courrier fit assez de diligence pour arriver le samedi à onze heures du matin. Spinola ayant reçu cet avis, en fit part aussitôt à l'archiduc et à l'archiduchesse qui sans différer envoyèrent une compagnie de chevaux-légers de leur garde, pour se saisir de toutes les avenues de l'hôtel d'Orange. Une heure après arrivèrent des carrosses avec un des principaux officiers de l'archiduc, qui pria la princesse de prendre un appartement qu'on lui avoit fait préparer au Palais, où une personne de son rang logeroit avec plus de dignité que dans une maison particulière. Quelques prétextes que put apporter la princesse pour s'en excuser, il fallut malgré qu'elle en eût, accepter cette feinte honnêteté.

»Le marquis de Coeuvres consterné de ce coup imprévu, et ne pouvant deviner par qui son secret avoit été trahi, alla au Palais avec M. de Berni, ambassadeur ordinaire, et demanda audience. Il se plaignit hautement de l'insulte qu'on venoit de faire à madame la Princesse, et qui retomboit sur le roi par les soupçons odieux qu'on alloit forger sur la conduite de ce prince. Il parla avec autant d'assurance que s'il avoit été assuré de la fausseté des motifs qui avoient fait agir l'archiduc, et M. de Berni qui ignoroit parfaitement tout le mystère, s'échauffoit encore plus que le marquis, s'épuisoit en raisonnemens, pour convaincre l'archiduc qu'on avoit pris faussement l'alarme, et que rien n'étoit plus chimérique que

ce qu'on paroissoit craindre touchant l'évasion de la princesse. L'archiduc de son côté fit parfaitement son personnage. Il ne lui échappa rien qui put faire connoître qu'il avoit été instruit du complot. Il dit qu'il étoit fort surpris qu'on interprétât si mal ce que madame l'archiduchesse n'avoit fait que par considération et par amitié pour madame la Princesse; qu'il étoit persuadé que le roi bien informé de ses intentions ne se tiendroit nullement offensé de la conduite qu'on avoit tenue, et qu'au contraire il en approuveroit les raisons, quand elles lui seroient bien représentées. L'audience finit de cette sorte.

»Cependant M. de Coeuvres et M. de Châteauneuf étoient dans l'impatience de savoir par quelle voie leur dessein avoit été découvert. Le marquis Spinola avoit dans sa maison un gentilhomme qui avoit été autrefois gendarme de M. le connétable. Ce gendarme faisoit régulièrement sa cour à madame la Princesse, comme étant créature de sa maison. Spinola se servoit de lui pour faire aussi la sienne par les soins et par les attentions qu'il avoit pour la Princesse, et qui étoient telles qu'on le soupçonna d'avoir pour elle plus que des sentimens de respect. Le gentilhomme étoit entré par là fort avant dans la confidence de ce seigneur qui ne lui cachoit rien de ce qui pouvoit regarder la princesse. Elle l'avoit gagné elle-même en lui faisant espérer des grâces du roi par l'entremise du connétable, et c'étoit par son canal qu'elle avoit correspondance avec le marquis de Coeuvres: mais il ne le voyoit que rarement et la nuit. Ils se donnèrent rendez-vous pour la nuit suivante dans un cimitière, où il y avoit trois pieds de neige; et ce fut là que le marquis apprit par quel endroit son dessein avoit échoué de la manière que je l'ai raconté. Tel fut le succès du voyage et de la négociation du marquis de Coeuvres à la Cour de Bruxelles.«

Das ereignete sich im J. 1609. Einer ungleich spätern Zeit gehört an eine zweite Liebschaft des Marchese, die, wenn sie nach allen ihren Umständen begründet, um so mehr ihm zu verübeln, da er bereits ein Fünfziger geworden. Ich gebe hier die Erzählung, um das Capitel der Liebschaften abzumachen,

ohne doch deren Wahrheit zu verbürgen. »Mademoiselle d'Urfé, fille du frère aîné de M. d'Urfé, qui à fait *l'Astrée,* n'ayant guère de bien, fut donnée à la reine-mère: elle étoit fort jolie et fort spirituelle. A cette comédie, où jouèrent les fils naturels de Henri IV, elle fit merveille; c'étoit alors toute la fleur de chez la reine-mère: aussi fut-elle fort galantisée; on en médisoit même un peu.

»Le duc de Croy, grand seigneur de Flandre, riche, mais un riche mal aisé et qui étoit grand d'Espagne, vint à la Cour. Il n'avoit pu trouver à se marier, à cause qu'outre l'embarras de ses affaires, il étoit vérolé et puant à un point étrange: avec cela une vraie *ballourde.* M. de Bassompierre, qui l'avoit connu en Lorraine, lui proposa d'épouser mademoiselle d'Urfé: il l'épouse, et l'emmène à Bruxelles. A Bruxelles, ils furent ensemble environ six ans; elle en avoit vingt quand elle fut mariée. Au bout de ce temps-là le duc fut tué d'un coup d'arquebuse, à travers les fenêtres d'une salle basse où il se promenoit (5. nov. 1624). On accusa le marquis Spinola de cet assassinat, parce qu'il étoit amoureux de la duchesse, et qu'après cela il la vit fort familièrement. Elle croyoit l'épouser, quand le roi d'Espagne l'envoya en Italie, où il mourut peu de temps après.

»Or, pour ses conventions matrimoniales et pour son douaire, elle eut assez d'affaires, dont un de ses parents, nommé le chevalier de Mailly, prit le soin. Pour l'en récompenser, elle l'épousa, car il n'avoit point fait les voeux, et, quoique pauvre, étoit d'une fort bonne maison de Picardie. Ce mariage ne fut déclaré qu'après la mort de la duchesse; elle ne vouloit pas perdre son rang: ils demeuroient cependant ensemble à Saint-Victor. Ils ont eu une fille, qu'on appeloit en riant la petite duchesse de Croy. La reine de Pologne, Louise-Marie de Gonzague l'avoit mené avec elle. Elle étoit parente au cinquième degré de cette reine, du côté de M. de Mailly. Madame de Schomberg, autrefois mademoiselle d'Hautefort, sa parente, l'habilla et la mit en équipage, car la duchesse de Croy étoit fort pauvre; elle avoit quatorze à

quinze ans, et étoit assez jolie et adroite; pour l'esprit, vous allez voir ce que c'étoit. Le roi, quoique vieux et ventru, ne laissa pas d'en cajoler d'autres. Il s'avisa de vouloir dire quelques douceurs à la petite Mailly. »»Sire, lui dit-elle, il y a là quelque chose de plus obscur pour moi que le polonois. — Vous entendez bien pourtant, lui dit-il, ce que vous dit un tel (c'est un gentilhomme polonois avec qui on l'a mariée depuis). — Je crois bien, Sire, répondit-elle, c'est un particulier; mais il faut être reine pour entendre le langage des rois. Si votre Majesté me le permet, je demanderai à la reine ce que cela veut dire. — Ah! petite fille, répliqua le roi, je vois bien qu'il ne vous en faut pas dire davantage.«« Le petite friponne, qui étoit bien avec celles à qui la reine témoignoit le plus d'affection, dit cela à l'une d'elles. La reine, quelques jours après, en parla à la petite de Mailly, et ajouta: »»Il en a depuis cajolé une autre.«« C'étoit peut-être pour l'empêcher d'y penser. »»Je n'ai rien à souhaiter, madame, lui répondit-elle, sinon que les autres ne l'écoutent pas plus que moi.«« Celui qui l'a épousée est de la maison de Schomberg (von den Schönberg aus Preussen), et est premier maître-d'hôtel du roi de Pologne. Je pense que madame de Schomberg a aussi contribué à ce mariage.

»M. le chancelier tint un jour un enfant avec la duchesse de Croy: c'étoit une fille. Le curé demanda quel nom elle lui vouloit donner. »»Je ne sais, dit-elle, car mon nom est un vrai nom d'idiote; je m'appelle Geneviève.«« Le curé lui en fit une grande reprimande: »»Que c'étoit une des plus grandes saintes du paradis, et celle de toutes à qui la France avoit le plus d'obligations.«« Ensuite M. le chancelier ayant pris des lunettes pour signer, lui en fit des excuses, et dit que cela étoit bien vilain en présence d'une belle dame comme elle. »»Ne vous embarrassez pas de cela, répondit la duchesse, on m'a accusée d'aimer un galant qui en avoit aussi bien que vous«« (c'étoit Spinola).«

Nicht nur in Liebschaften hat Spinola die Jahre der Muße, durch den Waffenstillstand ihm vergönnt, zugebracht. Er bereisete

viele Länder, studirte die militairischen Einrichtungen der verschiedenen Völker, besuchte zu wiederholtenmalen seine Vaterstadt, wo er mit außerordentlichen Ehren empfangen, gleichwohl die ihm angetragene Dogenwürde verbat. Die Ohnmacht betrachtend, zu welcher die deutsche Linie des Hauses Oestreich verurtheilt, und die außerordentlichen Vortheile, welche sie durch zeitgemäße Erhebung und Anstrengung, durch eine genauere Verbindung mit der älteren Linie den katholischen Interessen zubringen konnte, war Spinola im J. 1613 nach Prag gereiset, um mit dem Kaiser zu verhandeln, was für Oestreich eine Lebensfrage geworden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Anträge die ernsten, in Bezug auf Aachen und Mülheim ergriffenen Maasregeln veranlaßt haben. Zu Aachen war, ungeachtet aller vorhergegangenen kaiserlichen Mandate, Urtheile und Commissionen, den 5. Jul. 1611 zwischen beiden Religionsverwandten ein neuer Auflauf entstanden, der zwar während der Erledigung des Reichs von dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken als Reichsvicar durch einen Vergleich gestillt ward, aber bald wieder auflebte. Einige darauf bezügliche classische Stellen des Aachener Geschichtschreibers Meyer (1781) hier aufzunehmen, kann ich mir schlechterdings nicht versagen. „Itzt kreisete die Wachtel eine Weile, ehe sie schlug; ihr Schlag ging aber nicht nach der katholischen Lockpfeife: denn am 9. Mai 1612 verfügten sich des Pfalzgrafen von Zweibrücken Commissarien, Graf Wilhelm von Sayn und Wittgenstein, Marquard Freher und G. F. Pastor, in die Versammlung des neuen Raths, und befahlen ihren Receß ohne weitern Verzug ins Werk zu stellen, vermög wessen der eine wie der andere Theil seine Religion frei und öffentlich üben, auch die Rathswahlen in Zukunft dem alten Gaffel-Brief gemäß vorgenommen werden sollten; worauf die Zünfte an den zween folgenden Tagen zusammentraten, und ihre Wahlen hielten; alles dieses gieng so schleunig, daß noch am 11. Mai um zwei Uhren Nachmittags der neue Rath zusammenberufen, die Gerichtsruthen ausgestellet, und die Schelle eine gute Weile geläutet ward; alsdann kamen die Commissarien in die Rathsstube, und beeidigten die Neuerwählten,

unter welche sich 40 Lutherische und 76 Calvinische Bürger fanden; die miterwählten wenigen Katholische aber blieben zurück. Der Graf von Sayn-Wittgenstein, der nun alles nach seinem Willen zu haben glaubte, trat folgenden Tags in aller Fruhe seine Ruckreise an; an welchem Morgen sich der Rath versammlete, und zur Wahl neuer Bürgermeister und Beamten abschritt, die dann auch also von den beeden andern noch anwesenden Mit-Commissarien in Eid genommen wurden; die Erwählte waren Johann Kalckberner, ein Lutheraner, und Adam Schanterneel, ein Calvinist.

„Nun hatte das Regiment der Katholischen ein Ende, die dermalen ganz unter der Banke geschoben lagen, und sich wie die Erdwürmer treten lassen mußten, weil ihnen alle Auswege abgeschnitten waren; endlich aber gelung es dem Alt-Bürgermeister von Berchem noch an eben selbigem Nachmittage beim Pont-Thor hinauszuwischen; der eine schreibt, er hätte solches bei einem eingefallenen starken Regen zu Pferd fertig gekriegt; ein anderer aber meldet, er wäre in einer zugenagelten Kiste auf einem mit andern Waaren schwer beladenen Karren hinausgefahren worden; genug, er hatte es diesmal besser als am 7. dabevor getroffen, da er nämlich mit dem Schultheiß Brecht von Herzogenbusch in dessen Wagen verdeckt zu entkommen versuchte, hieran aber beim Abfahren ein Rad zerbrach; er nahm seinen Weg gerad nach Wien, fand gleichwohl bei seiner dortigen Ankunft allen Zutritt zum Kaiser und dessen hohen Ministern so genau gesperrt, daß unmöglich was anzubringen war; hier lag also ein krächzender Mardocheus eine gute Weile vor Ahasverens Hofe, verzehrte sein Geldchen, und war niemand, der ihm ein Ohr reichen wollte; endlich fügte sich, daß, da er einstens aus der Kirche kam, ihn ein unbekannter Herr, der in Herzoglich Sächsischen Angelegenheiten beim Kaiserlichen Hof zu schaffen hatte, sehr freundlich auf der Straße anredete, und sich um seine Bekümmerniß eben so mitleidig erkündigte; frei und ohne Zucken goß er im Augenblick sein beklemmtes Herz vor demselben aus, worauf dieser ihm den Zutritt zum Kaiser zu bahnen versprach, auch solches innerhalb wenigen Tagen zum Stande brachte, und alsdann war ihm bald geholfen.“

Kaiserliche Commissarien, Graf Wilhelm von Fürstenberg, Arnold von Borglas und Felix Rudiger versuchten nämlich in dem Vortrag vom 3. Dec. 1612 und 16. Januar 1613 eine friedliche Einigung herbeizuführen. Indem aber „die kurbrandenburgischen und herzoglich Zweibrückischen Abgeordneten dem neuen Rath immer den Daumen hielten, begaben sich die Commissarien am 22. Januar auf die Rückreise, und ließen dem neuen Rath sein freies Spiel. Nachdem aber Erstere ihre Relation bei der höchsten Stelle abgestattet hatten, auch noch unterschiedliche neue Klagen hinzukamen, so erließen Kais. Maj. am 15. Mai ein Mandat unter der Aufschrift: den N. N. jetzigen Regiements-Führern bei unserm Königlichen Stuhl und Stadt Aachen, warin es hieß: bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade, auch unnachläßig willkürlicher Strafe alle und jede geklagte Beschwerungen und eigenthätliche strafmäßige Handlungen alsbald nach Empfang dieses ohne alle Ausrede und Verweigerung im Werk uud mit der That abzustellen. Worte, die einer majestätischen Strenge angemessen, die in einer drohenden Blitzstrahle hervorgeworfen waren, und doch wirklos blieben, weil sich der neue Rath noch aus des langmüthigen Rudolphs Zeiten erinnern wollte, daß man nicht gewohnt wäre, den kaiserlichen Befehlen einen klösterlichen Gehorsam zu leisten. Derselbe ging also in seinem Vorhaben ungehindert durch, arbeitete mit unabläßigem Eifer an der Ausführung seines Planes, und ließ den alten Rath so manches Ach daherjammern, so vielmal schluchzen, als dieser nur wollte; indem ein Jahr um das andere verstrich, ohne daß derselbe einiges weiteres Gehör finden konnte, eben als wäre es für ihn ein beständiger Charfreitag gewesen.

„Was nun die Unerschrockenheit der neuen Regierung, und die Blödigkeit der alten noch mehr befestigte, war, daß das Herrische sich mit dem Kriegerischen verpaaret sah; denn am 15. Jenner 1614 ward eine Compagnie Brandenburgischer Soldaten, die am 16. Jenner 1612 eingerückt waren, abgedankt, die Fahne dem Fähndrich verehret, die Stange aber in Gegenwart der Soldaten zerbrochen; am 22. Jul. rückten 150 Mann Brandenburgischen Fußvolks, und am 3. Aug. noch 130 Mann

unter dem Befehl des Obristen von Pottlitz (wohl derselbe Otto von Putlitz, der 1588 Bonn gegen Verdugo, Taxis und den Prinzen von Chimay vertheidigte) in Aachen ein, auch nahm dieser noch die halbe Compagnie des Hauptmanns von Dyck in seine Besoldung, und dann ging es erst recht militärisch her, weil solche Gäste all bei den katholischen Bürgern fein hübsch eingelagert waren.

„Endlich aber mußte wohl der neue Rath eine Lunte in der Ferne gerochen haben: denn so ließ derselbe am 13. Aug. außer den vier Hauptthoren die übrigen zumauern, die dabevor nur verbollwerket gewesen waren, und dann fingen die Protestanten an, ihr bestes Hausgeräthe zur Stadt hinauszuschaffen, den Katholischen aber ward solches verboten; und hierauf am 22., so ein Freitag war, die letzte protestantische Predigt in der Stadt gehalten, denn an eben demselben Tage trafen der Herr Arnold von Buchholz, Probst zu Hildesheim, Theodor von Bisterfeld, des Erzstiftes Cöln Vicekanzler, der Ritter Balthasar Robiano und Volkard von Achelen, als von dem Kurfürsten Ferdinand zu Cöln, wie auch dem Erzherzogen Albrecht in Brabant ernannte subdelegirte kaiserliche Commissarien ein, die ihren Bescheid im Sack hatten (das kaiserliche Mandat vom 20. Febr. 1614); und um diesem den gehörigen Nachdruck zu geben, so hatte der spanische Generalfeldmarschall Ambrosius Marggraff von Spinola, auf Befehl des Erzherzogen Albrecht, ein Kriegsheer bei Maastricht zusammengezogen; solches bestand aus 2500 Mann spanischer und 800 Mann irländischer Völker unter den dreien Generälen Jñigo Borgia, Simon Antunezi und Johann Meneses, 3000 Deutschen unter dem Grafen von Embden, 700 Burgundier unter dem Freiherrn von Balançon, und 9000 Wallonen unter dem Grafen von Hooghstraten, la Motterie und Golesini, nebst 12 Kanonen. Mit diesen 16,000 Mann kam Spinola mit verdoppelten Schritten auf Aachen los; er umzingelte die Stadt (22. Aug.), ließ selbige durch den Grafen Heinrich von Berg auffordern, und weil es den Regenten ungelegen fiel sich zu ergeben, einen Theil seines Geschützes am Fuß des St. Salvatorbergs, und den andern nächst bei der

Gerichtsstätte aufpflanzen, alles übrige Kriegsgeräthe herbeiführen, und also die erforderlichen Veranstaltungen zu einer förmlichen Belagerung machen.

„Folgenden Tags verfügten sich die Commissarien auf das Rathhaus, und ließen der versammleten neuen Regierung einen kaiserlichen Rathsspruch vorlesen, vermög wessen es bei dem am 27. Aug. 1593 eröffneten kaiserlichen Urtheil und dessen Vollstreckung verbleiben, die Bestrafung der Rädelsführer aber der Entscheidung ihrer Kaiserlichen Maj. vorbehalten bleiben sollte. Nunmehr ging es aus einem andern Faß: der ganze Rath streckte das Gewehr und ergab sich; nur der einzige Burgermeister Kalckberner hatte noch Lust zu fechten, weil er auf die Beihilfe der kurbrandenburgischen Soldaten Rechnung machte; seine Mitgenossen dachten aber weit gescheidter, und da der Obrister von Pottlitz in der vorigen Nacht beim Rondegehen von einem unbekannten Bösewicht durch den rechten Arm war geschossen worden, so widerriethen sie dieses Vorhaben, führten den Bürgermeister nach Hause, und schlupften mit diesem in der folgenden Nacht zum Thor hinaus.

„Nach dem Rath kam auch die Reihe an die Bürgerschaft; am 24. Aug. mußten sich die Zünfte versammlen, denen alsdann das nämliche Kapitelchen vorgelesen ward: alle aber stimmten zum Gehorsam, worauf der neue Rath den Tag darnach die Schlüsseln niederlegte, und der alte wieder in seine Regierung eintrat; fast in selbigem Augenblick zog die Brandenburgische Besatzung mit allen Ehrenzeichen aus, und marschirte nach Jülich, wozu der spanische Feldmarschall eilf Wagen herlehnte, der dann auch Nachmittags 1200 Mann von dem Regiment des Grafen von Embden in die Stadt einrücken ließ, und also allen Unordnungen den Riegel vorschob; folgenden Tag aber begab er sich selbst mit vielen Stabsofficieren hinein, nahm die Kirchenschätze in Augenschein, wohnte nebst der katholischen Regierung und Bürgerschaft dem hohen Dankfest in dem Kronstift bei, und trat noch selbigen Tags mit seinen übrigen Völkern den Marsch ins Jülichische an," vordersamst nach Düren ihn richtend.

Denn auch die in Bezug auf Mülheim erlassenen geschärften Mandate vom 18. Dec. 1613 und 10. Januar 1614 sollte Spinola

vollstrecken. Die im Besitz von Jülich und Cleve sich befindenden Fürsten waren 1612 auf den Gedanken verfallen, das Cöln beinahe gegenüber gelegene Mülheim in eine Stadt umzuschaffen, wohin sie durch Ertheilung mehrer Freiheiten, besonders durch ungehinderte Religionsübung den Negoz der Stadt Cöln ziehen zu können glaubten. Die Reichsstadt setzte sich dagegen, als eine ihren Privilegien sowohl, als den mit den Fürsten von Berg errichteten Verträgen widerstrebende Neuerung, und glaubte der kaiserliche Hof um so nachdrücklicher ihrer sich annehmen zu müssen, da alle Katholiken der Ueberzeugung lebten, jene Fürsten suchten nur darum die Stadt Cöln zu Grund zu richten, weil sie ihren protestantischen Bürgern die öffentliche Religionsübung hartnäckig verweigere.

Die unlängst zwischen den possedirenden Fürsten eingetretene Spannung kam dem kaiserlichen Hofe für seine Absichten zu Statten, wie er denn auch sich gemüssigt sah, dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, nach dessen Religionswechsel, in seinen Ansprüchen gegen Brandenburg möglichen Vorschub zu leisten. Da Kurfürst Johann Sigismund den jungen Pfalzgrafen im Verdacht hatte, daß er der Festung Jülich sich zu bemeistern suche, rief er holländische Truppen herbei, welche mit Einverständniß des Commandanten die Stadt besetzten. Indessen war auch Spinola, der in seinen Fahnen den kaiserlichen Doppeladler führte, zu Düren ohne Widerrede, und mit derselben Bereitwilligkeit zu Bergheim, Caster, Grevenbroich, aufgenommen worden. Aller Orten hinterließ er schwache Besatzungen. Unterhalb Cöln ging er über den Rhein, sich mit des Pfalzgrafen geworbenem Volke, 6000 Knechte und 800 Reiter, zu vereinigen, und seinen Auftrag in Ansehung der werdenden Stadt Mülheim zu vollziehen. Die Wälle wurden eingerissen, die Graben zugefüllt, die neuerbauten Häuser abgebrochen, die fremden Ansiedler ausgewiesen.

Auf seinem weitern Marsch, den Rhein abwärts, besetzte Spinola Rheinberg, Duisburg, Orsoy, und den 7. Sept. zeigte er sich vor Wesel. Holländische oder Brandenburgische Besatzung aufzunehmen, hatte die Stadt sich geweigert, mit dem Traum

einer Neutralität sich schmeichelnd, jetzt wurde sie, nach dreitagigem Bedenken, genöthigt, den Spaniern ihre Thore zu öffnen. Tausend Mann hat Spinola daselbst eingelegt. Seit dem 6. Sept. war aber auch eine holländische Armee, von dem Kurfürst von Brandenburg gerufen, im Anzug begriffen. Wesel retten zu können, hatte Prinz Moriz gehofft. Besser gelang es ihm mit Emmerich, Rees, Kranenburg, Gennep, Goch, wogegen die Spanier in Xanten sich festsetzten. Man erwartete ab Seiten der einander so nahe gerückten Armeen die blutigsten Auftritte, statt dessen besetzten sie alles, so zu erreichen, wobei ein Theil dem andern durch Geschwindigkeit den Vortheil abzugewinnen suchte, sie wichen aber einander sorgfältig aus, und mieden jede Veranlassung zu einem Zusammentreffen. Eine spanische Partei, im Begriff, der Stadt Sonsbeck einzudringen, hörte zufällig, daß ein einzelner holländischer Soldat dort sich befinde, und sogleich wurde das Unternehmen aufgegeben. Dem Stillstand sollte kein Eintrag geschehen. Da der Jülichische Successionsstreit von Anfang her als eine für die Ruhe von Europa hochwichtige Angelegenheit zu betrachten gewesen, so waren Frankreich und England, Kurcöln und hauptsächlich Kurpfalz in der Union Namen sogleich geschäftig, in den Conferenzen zu Xanten, Behufs deren die Stadt von den Spaniern geräumt worden, zwischen den possedirenden Fürsten, die bereits ihrer angeblichen Beschützer herzlich müde, die Einigkeit wieder herzustellen. Vermöge der vorgeschlagenen Vergleichspunkte sollten die fremden Besatzungen auf der Stelle abgeschafft werden. Allein wenn auch die Fürsten dazu geneigt waren, so wollten Holländer und Spanier um so weniger davon hören. Anstatt ihren Abzug zu nehmen, befestigten die Spanier sich in Wesel, wo Spinola gegen Ausgang des Jahrs sein Hauptquartier nahm, und die Holländer waren beschäftigt in Emmerich und Rees sich noch weiter zu verschanzen. Der status uti possidetis wurde für die befestigten Plätze maasgebend.

Alle diese Dinge waren gleichsam das Vorspiel dem großen Drama, welches 1618 in Deutschland sich zu entwickeln begann, und bei welchem sich zu betheiligen, K. Philipp III kaum durch

die dringendsten Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten, Graf Khevenhiller bestimmt werden konnte. Nach langem Zögern wurde Erzherzog Albertus ermächtigt, „über voriges im Land geworbenes Volck noch zehn tausend zu Fuß und zwey tausend Pferd in den Niederlanden annehmen zu lassen, dazu dann auch kurtz hernach zu Schiff in acht tausend Spanier und Portugiesen mit vielen Platten von Gold und Silber, auf sechs und achtzig Tonnen Golds geschätzet, zu Duynkirchen ankommen, darvon zu Antorff zwei und vierzig tausend Pf. im Gewicht lauter Silber und Gold, Geld daraus zu machen, zur Müntz gebracht, und darneben grosse Bereitschaften zu einem Feldzug gemacht, und darüber Ambrosius Spinola, nach dessen Rath und Anordnung alles verrichtet wurde, zum General-Feldobristen verordnet worden. Weil nun eben damals der zwölffjährige Anstand zwischen den Niederländischen Provinzen und König Philipsen in Spanien noch gewähret, als hat man wohl vermerckt, daß ein starckes Kriegesheer in Teutschland geführt, und damit der Pfaltzgraf in seinen Erblanden sollte angegriffen werden: dahero dann Prinz Moritz den unirten Fürsten und Ständen solches zu wissen gethan, und sie verwarnet, in ihren Landen gute Achtung zu geben, und auf alles ein wachendes Aug zu haben: weil in Spanien böß Garn gesponnen wäre, daraus in Teutschland Tuch gemacht werden sollte.

„Bald nach diesem ist des Marggraffen Spinolä Vorhaben recht an den Tag kommen durch seinen Obristen Proviantmeister Carpentier: dann als demselbigen wegen Bestellung der Victualien zum spanischen Läger auf seinen Credit zu viel auferleget worden, ist er darüber bei sich Rath worden, zu den Staaten sich zu begeben: zu welchem Ende er eine gute Summa auf dasjenige, so er schon verschossen, zu Antorff aufgenommen, sich damit beneben seinem Bruder in Holland begeben, und daselbst Prinz Moritzen, was ihm von der Spanischen Thun und Lassen bewust, offenbaret. Hierauf hat derselbe, um auf allen Nothfall gefast zu seyn, alle Städte in Friesland, sonderlich Gröningen, Delffziel, Coevorden und Embden wohl versehen: darneben auch an den Marggraffen Joachim Ernsten von Brandenburg-Onoltzbach

deßwegen ein Schreiben abgeschickt, dieses Inhalts: „„Obwoln des Marggraffen Spinolä Aufzug etwas würde aufgehalten, sollte er doch gewiß dafür halten, daß er in wenig Tagen unversehens und plötzlich würde aufbrechen. Mehrgemeldtes Marggraffen Obrister Proviantmeister, der angenommen hätte das Kriegsvolck, das nacher Teutschland sollte ziehen, zu speisen, wäre mit ermeldtem Marggraffen in Mißverstand gefallen, und also mit seinem Bruder in Holland kommen, und hätte ihme zu verstehen geben, sobald das Volck aus Italien und Burgund sollte ankommen seyn, daß er alsdann den Weg die Mosel herab nacher Coblentz nehmen sollte, und daß Marquis Spinola sich gegen dieselbe Zeit auch allda sollte finden lassen, umb sich mit ihnen zu conjungiren, es thäte auch eine Brücken dahin kommen, solche über den Rhein zu legen: ermeldter Proviantmeister hätte ihm darneben auch für gewiß angezeiget, daß obgedachter Spinola ein Aug auf die Stadt Wormbs geworfen hätte, umb allda ein Provianthaus aufzurichten, und seine Retirada daselbst zu haben.““

„Unter solchen Dingen hat Marggraff Spinola sich vollend zum Feldzug fertig gemacht, den 8. Augusti von Ertzhertzog Alberto den Abschied genommen, und zu Verwahrung der Lande gegen Prinz Moritzen von Uranien Ludwigen von Velasco mit einer Kriegs-Armada von fünfzehen tausend zu Fuß und drei tausend zu Roß hinterlassen, das ander Volck in 25 tausend zu Roß und Fuß hat er von allen Orten anziehen, und auf Cobolentz zu Wasser und Land marschiren lassen, mitführend ein solche Kriegsbereitschaft von grobem Geschütz, Wägen, Nachen, Mühlen, küpfernen Backoffen, Pulver, Linnen, Kugeln, Schüppen, Hauen, Leytern, Wurffbrücken, und was zum Krieg zu erdenken, beladen, beneben einer solchen Bahrschaft an Geld, dergleichen niemalen in Niederländischen Zügen beschehen. Zu seiner Ankunft hat er in Cobolentz eine Brücken bauen lassen, allda über Rhein gesetzet und zu Sanct Sebastian-Engers das Hauptquartier genommen.“

Den 8. Aug. 1620 von Brüssel aufgebrochen, erreichte am 17. Spinola Aachen, wo er das schwere Geschütz und die sonstigen

Kriegsbedürfnisse erwarten wollte. „Demnach nun Marquis Spinola sein Kriegsvolck mit allen Bereitschaften bei S. Sebastian-Engers, etwan eine Meil unter Coblentz, übern Rhein gebracht, und starck im Heraufzug gewesen, in der unirten Fürsten und Ständ Läger aber der Ruf gangen, daß es auf Franckfurt gelten sollte, als hat auf Gutachten der Generalen, Graf Friderich von Solms mit 2000 Reutern und 2 Regiment zu Fuß den 11. Augusti eilends sich aufgemacht, zu Oppenheim übern Rhein gesetzt, die ganze Nacht fortgeeilet, und morgens früh in der Franckfurter Revier angelangt, darüber in der ganzen Stadt Alarm worden. Desselben Tags ist das Fußvolck theils zu Schiff, theils über ein gemachte Brücken von Flössen, übern Mayn gezogen, und das Läger ins Feld, da das Gericht stehet, das Galgenfeld genannt, geschlagen, und sich etwas verschantzet; die Reuterei aber ist auf der andern Seiten des Mayns im Wald verblieben. Den 13. Augusti sind die Fürsten von Anspach, Durlach und Würtenberg, neben vielen Grafen, Herren und Kriegsobristen, mit dem Geschütz, und dem übrigen Volck hernach, und ins Läger ankommen. Darauf haben sie nach gehabtem Rathschlag nicht gut zu seyn befunden, ein so weitläuftig Läger, als dies- und jenseit des Mayns zu schlagen, derhalben alles Fußvolck wieder übern Mayn ziehen, und auf der Sachsenhäuser Seiten das Wasser hinunter sich verschantzt. Im Feld, da die Unirten das Läger geschlagen, hat die Reuterei den Habern, Wicken, Erbsen und anders, was sie gefunden, abgeschnitten und ein solchen Vorrath zusammen gebracht, als wann sie eine geraume Zeit allda verbleiben müsten. Das Fußvolck aber hat in Gärten, Weinbergen und Gehöltz auch nicht geringen Schaden gethan.

„Den 15. Augusti haben zwo Compagny Reuter den Mayntzischen Flecken Schwanheim geplündert, und als etliche andern Tags ein Bienhaus ausdämpfen, und die Brut den Rossen zu brauchen, heraus nehmen wollen, ist dardurch ein Brunst entstanden, daß der Flecken mehrentheils in die Aschen gelegt worden. Hierbei ist es nicht verblieben, sondern es sind die Mayntzische Flecken, Weißkirchen, Bürgel, wie auch das Dorf Hausen

und der Stalenburger Hof, der Stadt Franckfurt angehörig, ganz ausgeplündert worden, darüber aber gleichwohl etliche ergriffen und deswegen abgestraft worden. Unterdessen hat sich Marggraff Spinola, dessen Marsch über Heiligenroth und Limburg gegangen, auf der andern Seiten des Mayns, bei Esch, zwischen Limburg und Königstein gelägert. Nachdem nun den 17. dieses ein Losungsschuß aus grobem Geschütz in seinem Läger in der Nacht gehört worden, hat man auf geschehene Nachforschung vermercket, daß es ein Zeichen zum Aufbruch gewesen, derhalben der Marggraff von Anspach mit mehrentheils der Reuterei eilends fort und den Mayn hinab gezogen, da er unter Wegs Kundschaft bekommen, daß Marggraff Spinola sich auf Maynß zugewendt, und allbereit 8000 zu Fuß übern Rhein allda bracht, des Vorhabens, sich der Brücken bei Oppenheim zu bemächtigen, welches auch leicht hätte geschehen können, wo der Marggraff nicht so starck fortgeeilt und vorkommen wäre. Folgenden Morgen hat alles übrige Volck der Unirten, so noch bei Franckfurt gelegen, sich unter ihre Fahnen gestellt, und als in solchen Dingen etliche Soldaten mehr Pulver fassen wollen, hat einer aus Unvorsichtigkeit den brennenden Lunten darein fallen lassen, dardurch es angangen und in 20 Personen jämmerlich verderbt, hat also der Unirten Ständ Volck ihr Läger des Orts quittirt und eilends davon nach Oppenheim marschirt.

„Solchem nach hat Marggraff Spinola bey Maynß eine Schiffbrücken über den Rhein schlagen lassen, allda sein Kriegsvolck vollends hinüber geführet, und darauf nicht allein umb Maynß, sondern auch auf einem Eck zwischen dem Rhein und Mayn Schanßen aufgeworfen, und ob wohl der Marggraff von Anspach neben andern Fürsten und Herren mit 2000 Reutern und 1000 Musquetirern gegen dem Läger zugerucket und mit Schiessen die Spanischen herauszulocken vermeint, sind selbige diesmahln doch in ihrem Vortheil blieben. Wie nun den 26. Augusti Marggraff Spinola all sein Volck übern Rhein gebracht, und die Schiffbrücken darüber abgebrochen gehabt, ist er aus dem Maynßer Revier nacher der Pfalß und gegen der unirten Fürsten

Läger bei Oppenheim, bis 3 viertel Meil vorgerucht, und sich in voller Schlachtordnung erzeigt. Damalen ist der Marggraff von Anspach mit 1000 Musquetirern und etlich Compagnien Reutern gegen ihn gezogen und sich sehen lassen, und nachdem er mit den 1000 Musquetirern ein Berg besetzt, wieder ins Läger mit der Reuterei gekehrt, andern Tags hat Marggraff Spinola auch ein Höhe, den Rothenberg genannt, eingenommen, und sind beide Theil so nahe gegen einander gelegen, daß die Schildwachten mit einander reden können. Den 28. Aug. haben beide Läger still und sich in guter Hut gehalten.

„Den 20. hat Marggraff Spinola den Berg wieder verlassen und mit seiner ganzen Pagagy, darbei in 1500 Wagen, von dannen gezogen, dahero in der unirten Fürsten Läger damaln der Ruf gangen, als wann er sie verführen wollt, daß sie aufbrechen und vorbiegen sollten, unterdeß er eilends des Nachts umbkehren und der Schiffbrücken bei Oppenheim übern Rhein sich bemächtigen könnte, derohalben auch die Schiffbrücke noch mehr verschanzt worden, aber es hat gedachter Marggraff einen andern Anschlag gehabt, und bei so gestalten Sachen theils seines Volcks in 6000 Mann zu Fuß, beneben etlichen Trouppen Reutern und 9 Stücken Geschütz unter Ferdinand Wilhelm von Effern auf Creutzenach geschickt, selbiger Stadt, weil er Kundschaft hatte, daß sie schlecht und nur mit in 200 Mann von dem Ausschuß versehen, sich zu impatroniren. Selbiger ist den 30. Augusti zu Abend umb 4 Uhr bei dem Bretzenheimer Hochgericht durch die No gesetzt, und oberhalb dem Brickes, auf der Höhen für Creutzenach vor die Binger-Pforte geruckt, sich hinter S. Martin gelägert, und über 200 Feuer angezünd, alsbald angefangen sich zu verschantzen, und haben die Reisigen allenthalben auf den Neun Morgen hinter dem Schloß und an allen Orten die Schildwachten bestellt, auch 4 Stück Geschütz plantirt, welche eiserne Kugeln von 15 Pfunden getrieben. Welchem nach die Stadt noch ehe es Nacht worden, im Namen des Römischen Kaysers abgefordert worden. Ob nun wohl der Rath bis zum folgenden Morgen Bedenckzeit begehrt, haben doch die Spanische so lange nicht warten wollen, sondern die ganze Nacht mit

Approchiren zugebracht, auch die äusserste Pfort mit Feuer angezündet. Wie man nun in der Stadt diesen Ernst gesehen, von der Herrschaft aber keine Warnung noch Advis gehabt, hat der Rath wieder deliberirt, wie sich bei diesem Handel zu verhalten seyn möchte. Unterdessen hat der Capitain im Ampt Creutzenach, welcher bei seinem Ausschuß in der Stadt gelegen, drei Losungsschüß auf das Schloß thun lassen, der Meinung, so Hülf und Entsatzung vorhanden wäre, dieselbe herbei eilen sollte.

„So bald aber solche Schüß geschehen, haben die Spanische 13 Schüß auf die Stadt und Schloß abgehen lassen, die gleichwohl kein sonderlichen Schaden gethan, sondern mehrentheils über der Stadt hingangen, aber doch grosse Forcht und Schrecken bei den Inwohnern verursachet. Weil nun bei solchem Zustand kein ander Mittel an der Hand gewesen, als in der Güte sich zu accommodiren, als hat der Rath beneben dem Landschreiber und Landhauptmann, auf vorhergangne Berathschlagung, den 31. Augusti die Stadt den Spanischen aufgegeben, da alsobald Jung und Alt, Weib und Kind zur Clapperpforten zugeeilet, dieselbe geöffnet und meistentheils nach Ebernburg geflohen, aber doch als sie vergewissert worden, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte, bald wieder nach Haus kommen. Nachdem nun nach getroffenem Vergleich die Stadt den Spanischen geöffnet worden, sind alsobalden zwo Fahnen Wallonen und Burgunder hineingezogen, darzu den 2. September noch ein Fähnlein Teutsche einkommen. Die Bürgerschaft ist desarmirt worden, und hat sie neben dem Rath einem jungen Marggraffen von Baden, Eduardischer Linie, im Namen Kayserlicher Majestät huldigen müssen. Stadt und Schloß ist nachmals von den Spanischen befestigt worden.

„Vorgedachten 31. Augusti, in dem die Uebergab geschehen, haben etliche Compagny spanischer Reuter in einem Flecken, so ins Ampt Stromberg gehörig, Ingolstatt (Engelstatt) genannt, losieren wollen, als aber die Bauren sich zur Wehr gestellet und von den Spanischen 4 oder 5 erschossen, ist der Flecken übermannt, in Brand gesteckt, in 70 Häuser und 60 Scheuren in die Aschen gelegt worden, und viel Landvolck, so dem Flecken zu Hülf kommen wollen, gefangen genommen worden, sonsten sind noch unterschied-

liche Dörfer in diesem Zug von Spanischen in Brand gesteckt worden. Zu Essenheim, Pfaltz-Zweybrücken zuständig, haben sie 25 Häuser, zu Ober-Seulheim 9 Häuser und 6 Scheuren abgebrannt. Nachdem nun Creutzenach besetzt, ist vorgemeldter Marggraff nach dem Ampt Altzey geruckt, selbige Stadt mit theils Volck berennen und auffordern lassen, weil sie nun vor keiner Gewalt bestehen können, hat sie sich auch bald ergeben. Nach Eroberung dieses Orts ist abermal in der Unirten Läger Bericht einkommen, daß der Spinola von dannen mit aller Macht auf Wormbs zu marschieren, und selbiger Stadt sich zu impatroniren Vorhabens wäre, derwegen der Marggraff von Anspach mit 40 Compagnien Reutern und 3 Stücken Geschütz aus dem Läger vor Oppenheim eilends aufgebrochen und sich nach Wormbs begeben, die andere unirte Fürsten, Graffen und Herrn, nachdem sie die Brücken übern Rhein abbrechen, die Schiff aufwärts führen, und ihr Läger anzünden lassen, sind mit der völligen Armada hernach kommen, und Oppenheim etwas besetzt und in grossen Aengsten hinterlassen. Unter solchem Zug nach Wormbs hat der Obrist von Obentraut, so ein Pfältzischer Landsaß, ein Cornet Spanischer Kürassier unter dem Prinzen von Espinoy ausgekundschaftet, derhalben mit 200 Archibusier-Reutern denselben vorgewartet, zu beiden Seiten sie unversehens angegriffen, zertrennt und in 50 davon erlegt, auch den Prinzen gefangen bekommen und in der unirten Fürsten Läger gebracht, war ein wackerer Herr, so als ein Venturier auf seine Kosten Kayserlicher Majestät zu Dienst etlich Volck geworben, und damit in des Spinolä Läger gebrauchen lassen.

„Nach gedachtem Abzug der Unirten blieben die Oppenheimer nicht lang ohne fremde Gäst. Dann nachdem Spinola vernommen, daß die unirte Fürsten mit ihrem Läger von Oppenheim nach Wormbs sich begeben, hat er sich nicht lange gesäumt, sondern alsbald in 12,000 Mann mit etlich Stücken grob Geschütz darvor geschickt, und mit Trompetenschall Morgens frühe auffordern lassen. Wie nun diese Stadt solcher grossen Gewalt zu widersetzen sich zu schwach befunden, hat sie sich nach wenig Stunden mit Accord ergeben. Darauf ist von den Spanischen

mit Schantzen und Laufgräben gewaltig versehen und daselbsten ein Schiffbrücken übern Rhein geschlagen worden. Die Articul, so bei der Uebergab dieser Stadt aufgerichtet worden, waren nachfolgende: Der Adel und Bürgerschaft sollten Ihro Kayserlichen Majestät treu und hold seyn und bleiben, auch deroselben und allen dero rechtmäßigen Successoren allen Gehorsam leisten, und deren Commissarien, wer die auch seyn möchten, respectiren, und deren Gebotten im Namen Kayserl. Majest. unweigerlich nachgeleben: hingegen sollten sie in Ih. Kayserl. Majest. und des Reichs Schutz verbleiben und ihnen ihr Gewissen und die im Reich zugelassene öffentliche Religionsübung frei gelassen, ingleichen ihnen inn- und ausser der Stadt ihres Beliebens zu handeln und zu wandeln, das Ihrige zu verkaufen oder zu behalten concedirt, und ihre Privilegien, Recht und Gerechtigkeiten, Immunitäten und Herkommen in ihrem Vigor gelassen werden. Kurz vor und immittels der Oppenheimischen Uebergab haben die Spanische auch Alten-Simmern, Sobernheim und etlich andere Ort einbekommen, dahero und sonderlich wegen des Verlusts der Stadt Oppenheim, den Unirten übel nachgeredt worden, und allerlei Discurs gangen.

„Demnach Spinola bei Oppenheim, wie zuvor erwähnet, eine Brück über den Rhein geschlagen und darüber sobald etliche Compagnien zu Roß nach der Bergstrassen gestreift, als seynd dero Enden nicht allein in vier tausend Mann gelegt, sondern auch von dem Städtlein Bensheim (so ungefähr drei Meilen von Ladenburg abgelegen) bis an den Rhein Schantzen gemacht worden. Auf bisher erfolgten Succeß des Spinolä ist unter andern zu Heidelberg solche Forcht entstanden, daß nicht allein die Churfürstliche Wittib, sondern auch fast alle Räthe und viel von den fürnehmsten Inwohnern von dannen an andere Ort um Sicherung willen sich begeben, bis die Sachen sich wiederum zu Besserung anlassen möchten. Die Franckenthaler aber haben sich resolvirt, Gut und Blut bei einander aufzusetzen und sich aufs äusserste zu defendiren. Bei solchem Zustand in der Pfaltz ist Prinz Henrich Friderich, Prinz Moritzen von Uranien Bruder, mit einem Succurs von 2600 Mann zu Fuß, so ihm aus Engel-

land zukommen, und 36 Cornet Reuter, samt andern Kriegsbereitschaften angelangt, der hat seinen Weg aus dem Niederland nach Coblentz genommen, allda er über den Rhein geführet worden. Von dannen gegen Franckfurt fortgeruckt, und zwischen selbiger Stadt und Hanaw (den 4. Oct. N. Cal.) über den Mayn gesetzt, und also in die Pfaltz kommen, und sich mit der unirten Fürsten Volck bei Wormbs conjungirt. Marggraff Spinola hat zwar gedachtem Prinz Henrichen in der Wetteraw wollen vorwarten lassen, und zu dem End über die Brück zu Oppenheim in 200 Wägen mit Fußvolck und die meiste Reuterei eilends fortpassiren lassen, welche durch den Mayn umb Höchst setzen wöllen, weilen sie aber der Gelegenheit nicht erfahren, seynd sie zu tief in den Strom kommen, daß darin etliche Wägen mit Volck ertruncken: derowegen sie unverrichter Dingen wieder umkehren müssen.

„Hierzwischen ist der schöne und reiche Flecken Gundersblum, den Grafen von Leiningen gehörig, vom spanischen Volck, umb daß sich die Inwohner zur Wehr gesetzt und ihnen keine Einlägerung gestatten wöllen, auch dero etliche erschossen und beschädiget, in Brand gesteckt und ganz in die Asche gelegt worden. Bald hernach hat Marggraff Spinola etliche Schiff, mit Soldaten und allerhand Kriegsbereitschaften wohl versehen, den Rhein hinab und etlich tausend zu Roß und Fuß landwärts nach Bacharach abgefertiget, um selbige Stadt unversehens zu Land und Wasser anzugreifen: weil aber selbige alsobald zum Widerstand sich nicht genugsam gefaßt befunden, hat sich die Stadt ergeben. Nach Bacharach hat sich folgends das Schloß Pfaltz im Rhein und gegenüber das Städtlein und Schloß Caub nach weniger Gegenwehr ergeben, und sämtlich mit starcken Besatzungen von Spanischen belegt worden.

„Den 31. Octobris seynd von den Spanischen etliche Compagnien Reuter samt neun Fahnen Fußvolck und drei Stück Geschütz, auch einer Petarden, vor das Schloß Böckelheimb, welches sie zwar hiebevor in ihre Gewalt gebracht hatten, aber jetzo von den Pfältzischen neben Sobernheim und Alten-Simmern wieder abgenommen war, gezogen, dasselbige von Mittag an die

ganze Nacht mit hundert und dreissig Schüssen beschossen, unter welchem Schiessen zwo Carthaunen zersprungen, deren eine einen Büchsenmeister erschlagen. Aber nachdem sich der Capitain des Ausschusses zu Sobernheim dapfer mit Gegenschiessen gewehret, also daß vor dem Schloß in 200 Soldaten todt geblieben, und in hundert beschädiget worden, so viel Volcks bishero die Spanier in der ganzen Pfaltz noch nicht verloren hatten, hat er das Schloß, weil er sich solcher Gewalt Widerstand zu thun zu schwach befunden, und sich keines Entsatzes zu getrösten gehabt, mit der Condition übergeben, daß er samt seinen Soldaten freien Abzug haben möchte. Welches zwar die Spanischen zugesagt, aber nicht gehalten: dann sobald er mit seinen Soldaten, deren in 60 gewesen, herauskommen, seynd sie mehrentheils niedergemacht, und er gefangen nacher Creutzenach geführet worden, allda er sich nachmals rantzioniren müssen.

„In Zeit währender Belägerung dieses Schlosses haben die Spanier, so im Böckelheimer Thal gelegen, alles geraubt und ausgeplündert, und weil die Leut alle entwichen, und nur ein alter Mann, so Alters halben nicht fortkommen können, allda geblieben, haben sie denselben in ein Schornstein aufgehenckt, und Feuer und Rauch unter ihn gemacht, bis er mit grosser Marter seinen Geist aufgegeben. Spinola hatte indessen viel Oerter auf dem Hundsrück, nach der Mosel zu, darunter fürnemblich Kirchberg, Trorbach, Beylstein, Castellaun, Monsingen, Kyrn, Odernheim, Daun, Stromberg, Dißibodenburg, Glan-Odenbach, Rockenhausen und andere Ort mehrtheils mit Sturm, theils mit Uebergebung in seine Gewalt gebracht und eingenommen. Er hielte sich mit dem meisten Volck mehrertheils zu Oppenheim, Creutzenach, Altzey und da herumb auf, da er sich in den Weinbergen vergraben, also daß die unirte Fürsten, die an Fußvolck schwach waren, ihme nicht wohl beikommen, noch mit der Reuterei, an welcher sie ihme überlegen waren, einen Abbruch thun konnten.

„Mittlerweil bekam Spinola noch 2000 Mann zu Fuß und 1000 Pferd, damit sein Läger gestärcket wurde. Sobald er aber sich aufmachte, und von einem Ort zum andern sich begeben

wollte, so zogen die Fürsten zu Feld, und wollten ihm eine Schlacht liefern: aber er wandte jedesmal wieder umb. Also haben sie ihn zum zweiten verhindert, daß er nicht auf Kaysers-lautern, darauf er einen Anschlag gemacht, fortrucken können. Demnach nun Prinz Henrich Friderich zu den unirten Fürsten kommen, seynd sie den 14. Octobris zu Wormbs über die Brück gezogen, bei sich habende fünftausend zu Pferd und sechstausend zu Fuß, zwanzig Stück Geschütz und andere Bereitschaften: damit seynd sie auf Altzey zugezogen, in Meinung, selbige Stadt mit allem Ernst anzugreifen, oder mit dem Spinola ein Treffen zu wagen. Zu Altzey lagen 1600 zu Fuß und etliche Reuter.

„Dieweil aber die Fürsten nicht mit allem, was zum Anfall vonnöthen, versehen waren, hatte man Bedenkens, etwas wider gedachtes Ort fürzunehmen, und vor das rathsamste gehalten, dem Spinola eine Schlacht anzubieten. Wie sie nun mit dieser Resolution auf Oppenheim gezogen, wurden sie berichtet, daß Spinola im Anzug wäre, Altzey zu entsetzen: welches die unirte Fürsten für ein erwünschte Gelegenheit gehalten, und derowegen geeilet, zwischen ihn und sein Läger zu kommen. Als aber Spinola dieses gemerckt, hat er sich stracks zurück nach seinem Läger gewendet. Gleichwohl haben ihn die Fürsten noch ins Gesicht bekommen, etwa eine Stund Wegs von seinem Läger bei Oppenheim: derohalben sie ihr Volck alsbald in Schlacht-ordnung gestellt und sich resolvirt, ihne anzugreifen. Spinola aber ersahe seinen Vortheil, und begab sich auf einen Berg, da ein enger Paß war, stellete 8 Stück Geschütz auf beide Seiten, da es bergicht war und viel Weinstöck hatte setzte er seine Musquetirer, also daß man schwerlich an ihn kommen konnte. Dessen aber ungeachtet waren die unirte Fürsten willens ihn anzu-greifen, und es ließ sich ansehen, daß ein Schröcken unter sein Volck kommen war. Aber der Tag nahm sehr ab, und hatten die unirte Fürsten keine Schanzengräber bei ihnen, einen Weg für das Geschütz durch einen Thal zu bereiten, dardurch man auch das Kriegsvolck, welches sonsten zum Schlagen begierig war, in Ordnung hätte führen mögen. Etliche waren deren Meinung, man sollte den Weg zu seinem Läger abschneiden:

aber indessen als man die Gelegenheit besichtigte, war der Tag dahin und der Abend herbeikommen, also daß man weiter nichts anfangen konnte. Spinola sahe wohl, daß ihme lang allda sich aufzuhalten nicht nützlich seyn würde, derohalben er, sobald es finster worden, sich stillschweigend, ohne Trompetenschall und Trommelschlag aus dem Staub machte, und nach seinem Läger retirirte: darauf des Morgens die Fürsten auch unverrichteter Sachen wieder nacher Wormbs zogen. Spinola hatte ihme dieses wohl für ein Glück zu achten, daß dazumal die Tage kurz waren: dann sonsten wäre er überfallen und vielleicht geschlagen worden, dieweil sein Volck kleinmüthig war.

„Mit dem Marquis Spinola seynd zween junge Marggraffen von Baden, Eduardischer Linien, so sich bishero zu Brüssel aufgehalten, auch in Teutschland ankommen, und bei dem Churfürsten in Mayntz angehalten, daß er ihrentwegen bei Kayserlicher Majestät intercediren wollte, damit sie die Lande, so ihnen Marggraff Georg Friderich von Baden-Durlach aus gewissen Ursachen vorenthalten (welche Sachen ein gute Zeit hero bei dem Kayserlichen Reichshofrath rechthängig gewesen) wieder bekommen möchte.

„Nachdem Graff Heinrich Friderich das neugeworbene Engelländische Volck, welches er mit der Staatischen Reuterei dahin begleitet, dem Horatio Vere untergeben, ist er den letzten Novembris wieder aus der Pfaltz nach Niederland gezogen, weil er doch der Orten nichts sonderlich ausrichten können. Dann ungeachtet das Staatisch und der Unirten Volck zu unterschiedlichenmalen die Spanier gleichsamb im Sack hatten, und ihnen nichts erwünschters hätte widerfahren mögen, als sie anzugreifen und mit denselben zu schlagen: so hat doch solches Marggraff Joachim Ernst von Anspach, welcher über die Armee das Obercommando hatte, nicht gestatten wollen, sondern allezeit eine Entschuldigung und Ausred gefunden, dardurch die Spanier der Gefahr entgangen und ohne Stöß darvon kommen, davon allerhand seltsame Discurs gangen. Nach Graf Henrich Friderichs Abzug hat sich auch der Unirten Fürsten Volck aus dem Feld begeben. Der General hat sein Winterläger zu Wormbs

gehalten, die andere Obristen und Befelchshaber aber haben sich an andere Ort vertheilet.

„Auf spanischer Seiten hatte Spinola sein Hauptquartier zu Creutzenach, Graf Henrich von dem Berg zu Simmern, Graf Christoph von Ostfriesland zu Bacharach, Graf Johann von Nassau der Jüngere zu Ingelheim, der Herr von Balançon mit seinen Burgundern zu Altzey, und Monsieur Gulsim mit seinen Wallonen zu Oppenheim. Dies Volck, welches auf den armen Bauersmann und die Bürger in der Pfaltz zehrete, brachte sie in das äusserste Verderben, und thät ihnen viel Ueberlasts an, wiewohl sie an diesen Händeln ganz unschuldig waren. Wiewohl auch Spinola denen von Franckfurt mit Mund, Hand und Siegel bei seiner ersten Ankunft zugesagt hatte, daß weder ihnen noch ihren Unterthanen einiger Schad von seinem Volck widerfahren sollte: so ist doch dasselbe schlecht in acht genommen worden, und solch Volck aus jetztgemeldten Guarnisonen täglich hausenweis ausgelaufen, und haben unterschiedliche Franckfurtische Dörfer geplündert. Dahero die Strassen auf Franckfurt sehr unsicher gemacht worden, und haben sonderlich die Spanische von Oppenheim den Fuhrleuten, so die Bergstrassen brauchen müssen, vorgewartet, dieselbe mit Roß, Wägen, Karren und Gütern gefangen und nach Oppenheim geführet, allda Roß und Güter umb den halben Werth rantzionirt, theils gar verkauft und distrahirt worden.

„Es haben auch die Spanische, bevorab die Welschen, wo sie gelegen, vornemblich zu und umb Oppenheim, der fruchtbaren Bäum und des Weinstocks nicht verschonet, sondern mit Stamm und Wurzeln abgehauen und ausgerissen und der Kälte sich zu erwehren verbrennet, auch indessen allen Städten und Flecken, so unter ihrer Gewalt waren, grosse Brandschatzung und Contribution auferlegt. Zu Ausgang dieses 1620. Jahrs haben ihrer etlich tausend unter dem Commando des Graffen von Isenburg sich unterhalb Mayntz übern Rhein begeben, und was disseit Pfältzisch, sonderlich Neuenhain, eingenommen: und weil Churpfaltz zu Soden und Sultzbach, welche Flecken sonsten der Stadt Franckfurt angehörig, die Collatur und den Zehenden

gehabt, haben solche auch mit herhalten müssen. Sie blieben aber doch nicht bei dem allein was Pfälzisch war, sondern als sie mit demselben fertig, griffen sie weiter und brandschatzten viel Hessisch-Casselische, Hanauische und Solmsische Dörffer. Unter andern haben sie auch das Schloß Rödelheimb, so Graff Friderichen von Solms zuständig, eingenommen und besetzt. Hierauf ist Wilhelm Ferdinand von Effern mit etlichem Volck für Friedberg kommen und dieselbe Stadt und Burg durch Uebergebung in seine Gewalt gebracht. Hierauf haben die Spanische ferner vieler Ort, und unter andern auch Wetzlar und Gelnhausen, wie ingleichen des Schlosses Müntzenberg sich impatronirt und überall nach ihrem Gefallen ohn einigen Widerstand gehauset, das Land an Vorrath erschöpft und zur Contribution und Brandschatzung genöthiget und ausgemergelt.

„Den 18. Febr. 1621 hat Marquis Spinola unterm Rittmeister Uffel 2000 Pferd neben 4000 zu Fuß mit 4 Stück Geschütz in das Wormbser Gau geschicket und den Marktflecken Westhofen anfallen und stürmen lassen, die darin liegende 300 Pfälzische Reuter haben sich zwar neben den Inwohnern von Morgen an bis Nachmittag in 8 Stund lang dapfer gewehrt und der Spanischen ein Anzahl erschossen und verwundt, aber nach Beschiessung und Eroberung durch das grob Geschütz eines Thors übermannt und wehrlos gemacht worden; dieser reiche Flecken ist mit der Plünderung verschont, aber eine Ranzion von 16,000 Fl. wie auch dem nah beigelegenen Marktflecken Osthofen 10,000 Fl., inner wenig Tagen zu erlegen, bei Bedräuung des Brands, auferlegt worden. Weil nun nachmalen erschollen, ob sollt J. Exc. Hr. Marquis Spinola Vorhabens seyn, gedachte beide Marktflecken zu seinem Vortheil einzunehmen und daselbst sich gewaltig einzuschantzen, als sind von Wormbs den 2. Martii etlich Compagnien von dem Solmsischen Regiment beneben etlich Cornet Reuter auf Osthofen geschickt worden, in dem Flecken hat das Volck in voller Battaglia halten müssen, unterdessen haben die Obristen und Befelchshaber den Einwohnern angesagt, daß sie eilends mit Weib und Kindern aus dem Ihrigen weichen sollten, theils haben parirt, theils haben bestürtzt sich gesäumbt,

darauf den Soldaten nach Verfliessung nicht gar einer Stund anbefohlen worden, ihr Gewehr niederzulegen und den Flecken an allen Orten anzustecken, wie dann geschehen, die Kirchen, so ausserhalb dem Flecken auf einem Berg wohl verschanzt stehet, ist in währendem Brand eröffnet und darinnen eine grosse Beut gefunden worden. Als dieser Flecken nun in die Aschen gelegt, hat es dem andern Marktflecken Westhofen gleicher massen golten, was für ein Jammer und Weheklagen der Orten gewesen, kann ein jeder erachten, die Inwohner haben das wenigst darvon bracht, sind theils so bestürzt gewesen, daß sie nicht gewust, was sie in solcher Eil ergreifen und darvon bringen mögen. Hierauf sind umb Wormbs noch mehr Schanzen und Bollwerck verfertiget und solche Reichsstadt wohl versehen worden.

„Weil unterdeß die Spanischen nach Impatronirung des vesten Schloß Braunfels, dem Graffen von Solms gehörig, so sie mit Practicken umb den 10. Febr. einbekommen und darin in 20 Stück Geschütz und in 500 Musqueten gefunden, gegen Anfang des Mertzens auch etliche Flecken in der Graffschaft Hanau und sonderlich Bischoffsheim, Enckheim und Seckbach angefallen und rantzionirt, nachmaln auf Bergen auch ein Anschlag gemacht, als hat die Gräfin solch Ort mit theils Ausschuß besetzt, und weiter ihres Lands Verderben abzuwenden, persönlich zu dem Marquis Spinola nach Creutzenach verreist, daselbst sie von ihm stattlich eingeholt und ihrem Begehren statt gegeben worden. Den 20. Jan. hat der Oberst Hans Michel von Obentraut mit 120 Waghälsen zu Roß, aus Lautern und Otterberg, darzu auch Leutenant Pfaff mit 25 Pferden gestossen, auf den Flecken Kappeslaubersheim, darin ein Compagnie vom besten und ältesten spanischen Volck gelegen, einen Anschlag gemacht, solche vor Tags überfallen, was sich zur Wehr gesetzt, umbbracht, den Rittmeister Hieronymo Valetto aus dem Bett gefangen genommen und mit grosser Beut, ehe der Succurs von Creutzenach ankommen, sich wieder von dannen gemacht. Hernach den 10./20. Martii ist er früh Morgens vor Herstein kommen, das Thor mit einer Petard gesprenget und geöffnet, den Spanischen, so darin gelegen, etlich und 30 Pferd neben

anderer Beut abgenommen, hätte sie alle erlegt, wann sich der Rest nicht ins Schloß salvirt, ihme zwar sind 4 Mann geblieben und etliche beschädigt worden.

„Zuvor und ehe die Reichsstädt sich aus der Union zu begeben ermahnet worden, wurde erstlich bei den beiden, dieser Zeit vornehmsten Häuptern der Union, dem Marggraffen von Onolzbach und Herzogen von Würtenberg ein gleichmäßiges gesucht: dann Landgraff Ludwig schlug ihnen allerlei Mittel vor, wie der werthe Fried wieder möcht gepflanzet, der schädliche Krieg abgestellt, und die Kayserliche Majestät bei dero Reputation, Hoch= und Gerechtigkeit verbleiben. Worauf eine Erklärung ungefähr dieses Inhalts gefolget, die unirte Fürsten hätten sich Kayserl. Majestät niemalen opponirt, sondern respectiren dieselbige billig, nehmen sich auch des Böhmischen Wesens, gleich von den Katholischen beschehen, nichts an, sondern lebten dem Ulmischen Accord gemäß, über dessen aber hätte der Marggraff Spinola viel Städt und Oerter, so weder mit der Union, noch viel weniger mit dem Böhmischen Wesen in dem geringsten nicht interessirt, eingenommen, und würden die Unterthanen mit unmöglichen Auflagen, Trangsal und Beschwernussen verderbt, daß sie sich also nothwendig in Verfassung halten müsten. Es sollte aber Darmbstadt Fürstl. Gn. bei der Kayserlichen Majestät unterbauen helfen, daß der Marggraff Spinola mit seiner Armada von des Reichs Boden wiederumb abgeschaffet würde, alsdann wollten sie sich der Gebühr bequemen, und hielten darfür, es wäre kein besser Mittel, zum Frieden zu gelangen, als daß von Ihro Maj. ein Composition=Tag angestellt würde.

„Weil aber bald hernach auf vorbemeldte Ermahnung Kaysers Ferdinandi die Reichsstädt die Union weiter nicht zu erlängern, wegen allerhand wichtigen Ursachen sich erkläret, zu dem End auch Ihre Gesandten zu JJ. Chur= und Fürstl. GG. Maynz und Darmbstadt abgefertiget, als haben hierauf zu J. Kays. M. nach Wien die andern unirten Fürsten und Ständ ihre Abgesandte, Graff Friderichen von Solms, Benjamin von Buwinghausen, Georg Zobeln und D. Joachim Fabern verschickt. Unterdessen kam es zwischen den unirten Fürsten und Ständen und

Marggraffen Spinola durch Vermittelung des Churfürsten von Mayntz und Landgraffen von Darmbstadt zu einer Tractation, und verfügte sich Marggraff Joachim Ernst von Onoltzbach und Hertzog Johann Friderich von Würtenberg nacher Mayntz; daselbst ward nach allerlei gepflogener Handlung Nachfolgendes beschlossen: Vor allen Dingen ist zwischen obgenannten Fürsten und Ständen verglichen, daß sie hinführo aller Feindseligkeit unter einander sich gänzlich enthalten sollen, also daß die Fürsten und unirte Stände, wie dann auch derselben Kriegsvolck hinführo keineswegs weder den Hrn. Marggraff Spinolam und sein Kriegsvolck, oder auch die Oerter so in seiner Gewalt seyn, noch andere so in dieser Tractation begriffen, oder auch ihre Lande und Herrschaften beschädigen, noch auch dem Pfalzgraff Friederichen mit Geld, Kriegsvolck oder in andere Wege, directe oder indirecte, durch sich oder jemand anders einige Hülf leisten, ihre hiebevor angefangene Union weder dem Pfaltzgraff Friderichen zu lieb, noch auch J. Kays. Maj. zuwider, erlängern oder verneuern, sondern noch vor dem verflossenen Termin der Union, den 14. Maji nämlich, ihr sowohl besonders als allgemeines Kriegsvolck aus der Pfaltz und andern zur Beschützung der Pfaltz gebrauchten Orten abführen und abziehen lassen, und also der Kays. M. getreue und gehorsame Fürsten und Stände verbleiben sollen, inmassen sie solches für Ihr. Kays. Majest. oftmals hiebevor zu thun bezeuget haben. Hergegen soll der Marchese Spinola nichts feindlichs hinfort wider die unirte Fürsten und Stände, ihre Person, Kriegsvolck, Officirer, Unterthanen, Schlösser, Städt und Land, weder mit Plündern oder in andere Wege fürnehmen und gebrauchen.

„In dieser Tractation aber sollen begriffen werden sowohl die im Ulmischen Vertrag benannte, als andere Churfürsten, Stände und Edle des Reichs, sowohl katholische als evangelische, doch ist beider obgedachter Parteien Meinung gar nicht, etwas von den Jülichischen Landen allhie zu handeln oder zu ordnen. So viel aber Pfaltzgraff Friderichen belangt, als welchen das, was obgesetzt, ganz nicht angehet, hat gedachter Herr Marchese Spinola auf Begehren des Königs in Großbritannien verheißen, von dato an bis an den obgedachten Termin, den 14. Maji,

mit der ihm anbefohlenen Execution in der Pfaltz, deren Inwohner und Güter, weder für sich oder einen andern fortzuführen, sondern dieselbe Execution so lang einzustellen, jedoch mit dem Beding, daß die unirte Fürsten verschaffen sollen, daß das besondere des gedachten Pfaltzgraffen Kriegsvolck, so jetzunder in der Pfaltz oder benachbarten Orten sich befindet, unterdessen keine Hostilität oder Feindschaft wider den Marggraffen Spinolam, dessen Kriegsvolck und Oerter, so er inne hat, wie dann auch andere getreue Stände des Reichs und deren Diener und Unterthanen fürnehmen und beweisen sollen. Damit auch die benachbarte Fürsten und Stände sampt ihren Unterthanen und andern, so sich unter ihrem Gebiet befinden, weder von eines oder andern Theils Kriegsvolck beschweret oder beschädiget werden möchten, als haben oftgedachte Fürsten beiderseits verheissen, mit allem Fleiß zu verschaffen, daß alles Streifen, Plündern und Beuten in ihren Ländern und Herrschaften gänzlich inhibirt, aufgehoben und abgeschafft, die Strassen sicher gemacht und der freie Gebrauch aller Commercien und Kaufmannschaften befördert werde. Es sind auch zu Anfang dieses Jahrs von Landgraff Moritzen zu Hessen nach Bingen abgefertiget worden Eytel von Berlepsch, Jost Christoph von Boineburgk, genannt von Hoenstein, Johann Bernhard von Dalwig, Valentin Burgolt und Christoph Deichmann D., welche daselbst mit den im Namen Kays. Maj. und Verordnung Marquis Spinolä Abgeordneten Johann Karl von Schönburg, Christoph von Etten, Petro de Alzamora einen Accord und Abschied verfast und geschlossen. Was die Restitution der aufm Hundsrücken und in der Wetteraw occupirten und vor unschuldig angegebenen Landstädte und Häuser anlangt, da haben J. K. M. jedesmal auf die einkommende Klagen ihren ausgangenen Sincerationschreiben und anderen Patenten gemäß, billigmässige Verordnung gethan, damit die Unschuldigen, so viel immer möglich, nicht allein verschonet, sondern auch nothdürftig geschützet werden mögen.

„Obwohl indessen von den Spanischen eine Erlängerung des Stillstands mit den Holländern gesuchet und deswegen zu Watervliet tractirt worden, hat sich doch solche Tractation ohne Frucht

zerschlagen." Unter diesen Umständen mußte Spinola mit einem Theile seines Volks nach den Niederlanden aufbrechen: nur 8000 Mann ließ er unter den Befehlen des Don Gonsalvo Fernandez de Córdova in der Pfalz zurück. Am 23. April 1621 traf er zu Brüssel ein, und nachdem im Aug. der Stillstand zu Ende gegangen, wurde von beiden Seiten die Eröffnung der Feindseligkeiten angekündigt. Spinola, der sein Heer, darunter einige Tausend Kaiserliche, zwischen Tongern und Maastricht versammelt hatte, war des Willens, „die Vestung Jülich zu belägern. Zu solchem End kam zu Anfang des Herbstmonats Graff Henrich von dem Berg mit etlichem Kriegsvolck erstlich für das Haus Rheid, als durch welches Eroberung die Spanischen desto leichter besagter Festung Jülich sich impatroniren könnten, aber sie bedurften an besagtem Hause nicht viel Belägerns, dann die Staatische Besatzung sich ohne einige Gegenwehr ergab und abzog. Solcher liederlicher Uebergebung halber wurde hernach den 13. Septembris bei Dornick im Staatischen Läger der darin gelegene Capitain Reinhard Dytfort mit dem Schwert gerichtet und seine Güter confiscirt, auch sein Leutenant Kempt und Jorien Stuiver, Fähndrich, ihrer Dienste entsetzt und aus dem Läger verbannet.

„Nach Einnehmung des Hauses Rheid ist Graff Henrich von dem Berg mit 7000 Mann zu Fuß und 15 Cornet Reuter den 5. Sept. für Jülich gerückt, auf dem Galgenberg, allda vor 11 Jahren das Staatische Läger auch losiert, sich gelägert, und daselbst, den Entsatz zu verwehren, starcke Schantzen aufwerfen lassen. Den 8. Sept. ist der Graff von Isenburg mit 4000 Mann und 8 Stücken Geschütz auch ankommen: darauf die Guarnison etliche Ausfälle gethan, aber nicht viel ausgerichtet, auch hätten sie ihnen einsmals den Paß, wieder hineinzukommen, abgeschnitten, wann solches nicht durch einen Schiffmann wäre verrathen worden. Etliche Tage vor der Belägerung schickte Marggraff Spinola einen Trompeter in die Vestung und ließ dieselbe auffordern, mit Vermahnen, daß sie sich gütlich ergeben sollten: aber der Gubernator, Friederich Pithan genannt, hat dem Trompeter ein gut Trinkgeld verehret und ihm schrift- und mündliche Antwort gegeben: er und seine Soldaten seyen wegen seiner

Absagung sehr froh, wollte solches seinen Principalen berichten lassen, hoffeten, geliebts GOtt, Stösse auszutheilen und dargegen Beut einzunehmen. Indessen hat Marggraff Spinola sein Hauptläger bei Burich bei der Stadt Wesel (Prinz Moritzen, so der Zeit zwischen Rees und Emmerich seine Armada, so in 25,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd starck geschätzt wurde, gemustert, auf den Dienst zu warten, und den Entsatz der Vestung Jülich abzuhalten) geschlagen, und weil die Brandenburgische Besatzung aus Furcht beide Städtlein Calcar und Sonsbeck verlassen, dieselben besetzt. Er hat auch nachmals die Schantz am Rhein bei Wesel erweitert: hingegen hat Prinz Moritz eine grosse Schantz gegen Rees über, gleich der Schantz Knodsenburg gegen Nimmegen über, verfertigen lassen.

„Unterdessen hat Graff Henrich vom Berg je länger je mehr Schantzen um die Vestung Jülich, den Belägerten dadurch das Ein- und Auskommen abzuschneiden, aufbauen lassen. Den 24. Septembris fielen die Belägerten in 700 zu Fuß starck, neben einer ziemlichen Reuterei, aus, und nahmen eine Schantz, so gegen Linzenich an der Ruhr gebauet war, ein, ungeachtet die Spanischen darin sich dapfer wehreten, und 16 Staatischer zu Fuß und 8 zu Pferd hinrichteten: von den Spanischen wurden, ohne die geblieben, 52 samt einem Leutenant gefangen. Den 5. Octobris ging im Läger ein Feuer auf, dadurch viel Hütten verbrannten. Dieser Gelegenheit gebrauchten sich die Belägerten und schossen unter währender Brunst gewaltig auf die Spanischen heraus, thaten auch einen starcken Ausfall auf das Burgundische Quartier am Galgenberg und kamen bis an Graff Henrichs Marstall, nahmen alles, was sie ertappen konnten, hinweg. Und weil die meiste Reuterei zur Convoy und auf Anschläge aus dem Läger gewesen, als ist Graff Henrich mit seiner Reuterei und etlichen Fahnen zu Fuß auf die Staatischen zugerichtet, die dann nicht lang Stand gehalten, sonderlich weil die Spanischen mit grobem Geschütz angefangen unter sie zu spielen, sondern sich wieder zurück begeben, todt hinterlassende einen vornehmen Capitain, Bassenheim genennet, samt 36 andern Soldaten, welche die Spanischen ausgezogen, und des andern

Tags auf drei Wägen, sie zu begraben, den Belägerten absolgen lassen. Um diese Zeit brach Prinz Moritz mit seiner Armada bei Emmerich auf und rückte gegen das spanische Läger bei Wesel. Wie nun dieses Marggraff Spinolä angezeigt worden, ist er gleichfalls mit seinem Kriegsvolck auf- und Graff Moritzen entgegengezogen, aber keine Partei hat gegen die andere etwas tentiren, oder aus ihrem Vortheil sich begeben wollen, sondern als sie eine Zeitlang in Schlachtordnung gegeneinander gehalten, hat sich jedes Theil wieder in sein Läger begeben. Hierauf hat Prinz Moritz, als er vermerkt, daß er zur Entsetzung Jülichs nichts würde thun können, nachdem er zuvor die Wälle um Cleve und Kranenburg geschleifst und allein das schlechte Mauerwerk darum gelassen, damit, wann Spinola dieser Oerter sich bemächtigen würde, seine Besatzung desto leichter wieder herauszutreiben seyn möchte, zu Anfang des Christmonats sich aus dem Feld begeben und sein Volck in die Quartier geführet.

„Spinola hatte nun gute Gelegenheit, Jülich mit rechtem Ernst anzugreifen, derhalben begab er sich auch in das Läger darfür. Und als er befande, daß die Spanischen eine solche hohe Batterie verfertiget hatten, darvon man in die Vestung über alle Bollwercke schiessen konnte, hat er einen Trompeter hinein gesandt und den Belägerten anzeigen lassen, sie sollten sich nun erklären, ob sie sich ergeben wollten oder nicht, er wäre bereit, sie mit allem Ernst anzugreifen, und wann sie sich mit Gewalt bezwingen ließen, sollte ihrer keiner mit dem Leben darvon kommen. Darauf gab der Gubernator zur Antwort, er wäre nur ein Diener darin, und müßte man die Aufgebung bei den Herren Staaten suchen, wann dieselben darzu willigen würden, wäre er bereit, Stadt und Vestung zu übergeben. Auf Erfolgung dieser Antwort haben die Spanischen wieder angefangen, starck zu schiessen, dergleichen die Belägerten auch auf sie heraus gethan. Ob nun wohl der Gubernator, nachdem hernach Graff Henrich vom Berg ihn nochmals zur Ergebung mahnete, der Ostern zu erwarten, die Antwort geben lassen, hat er doch nichtsdestoweniger den 17. Januarii 1622 angefangen zu parlamentiren und drei Capitaine, als einen Teutschen, einen

Frantzosen und einen Engelländer, herausgeschickt, welche zwischen dem Galgenberg und der Stadt eine Stund mit den spanischen Deputirten Sprach gehalten und so weit gehandelt, daß den 22. dieses folgende Articul gegen einander veraccordiret und beschlossen worden:

„1) Die Religion in der Stadt sollte nicht geändert werden, sondern wie sie wäre, verbleiben. 2) Der Gubernator, Befehlshaber und Soldaten sollten mit ihrem Gewehr, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, samt Weib und Kind und aller Pagagy, Pferden, Karren und Wagen, auch den Waffen der abgestorbenen und entflohenen Soldaten, mit offenem Trommelschlag ausziehen, doch sollten sie keine Waffen aus dem Zeughause mitnehmen. 3) Mit dem Gubernatoren sollte auch ausziehen der General über die Artollerei, Minierer, Zimmerleute, und was zu der Artollerei bestellt wäre. 4) Dem Gubernatoren, Officirern und allen Capitainen sollten Pferde, Karren und Wagen bestellt werden, ihre Pagagy bis nach Nimmegen zu führen, von dannen sie selbige wieder frei zurück passiren lassen sollten. 5) Die Kranken, so nicht zugleich mit den andern fortziehen können, sollten in der Stadt bis zu ihrer Gesundheit bleiben, und hernach frei auf Nimmegen gebracht werden. 6) Den Officirern und Soldaten, so etwan liegende Güter in der Stadt hätten, sollte eines Jahrs Fristzeit, dieselbe zu verkaufen, gegeben werden. 7) Den Officirern und Soldaten, so etwan ihre Weiber, Kinder und Mobilien in den kleinen umliegenden Städten und Schlössern, da sie in Besatzung gelegen, hinterlassen, sollte erlaubt seyn unter dieser Capitulation dieselben abzuholen und in die Stadt zu bringen. 8) Der Gubernator und Capitaine sollten bei ihrem Abzug aus der Stadt und Vestung alle Kriegsmunition, wie auch alle Früchte, so noch im Vorrath, hinterlassen. 9) Alle Schriften, Briefe und Siegel, betreffend die Stadt oder das Land von Jülich, oder etwas, so zum Vortheil oder Schaden der Herzoge von Jülich, sollten in der Stadt bleiben. 10) Sollte kein Officirer oder Soldat arrestirt oder Schulden halben angehalten werden, sondern ihre Creditoren sollten sich mit einer Handschrift, in kurzem zu bezahlen,

begnügen lassen. 11) Alle Betten und derselben Zugehör, so von den Soldaten in die Stadt gebracht worden, sollten denen, welchen sie zuständig gewesen, wieder zugestellt werden, und die sollten auch selbige, wie sie jetzt beschaffen, ohne Widerred wieder annehmen. 12) Die Officianten und Diener, welche in des Churfürsten von Brandenburg Dienst wären, sollten noch bei der Verwaltung ihrer Aemter eine ganze Jahrsfrist gelassen werden. 13) Den Bürgern, so sich aus der Stadt anderswohin begeben wollten, sollte eine Jahrszeit, das Ihrige zu verkaufen, gegeben werden. 14) Daß, wann diese Articul unterzeichnet wären, der Gubernator und Capitaine schuldig seyn sollen, Graff Henrichen 2 aus ihrem Mittel zu geben, daselbst zu verbleiben, bis die Articul, den Gubernator und Capitaine betreffend, vollzogen, und hingegen sollte der Graff, wann sie ausziehen würden, 2 Capitain zu Geisseln dem Gubernatoren geben, bei ihm so lang zu verbleiben, bis alle ihre Officirer und Soldaten zu Nimmegen angelangt wären. 15) Wann obgemeldte Articul würden unterschrieben seyn, und die Geissel gegeben, sollte dem Gubernator und Capitain zugelassen seyn, eine Person zu senden an den Prinzen von Uranien, und sofern innerhalb 12 Tagen, nach dato dieses, in die Stadt kein Real-Entsatz käme, nämlich an Proviant, aufs geringste in 300 Wägen, daß sie dann die Stadt übergeben sollten, wie auch ingleichem, wann der Abgesandte nicht wieder zurückkommen sollte.

„Demnach nun der zwölfte Tag fürüber, und dieses getroffenen Accords kein Entsatz von Graff Moritzen erfolgen konnte, hat Graff Henrich vom Berg den Gubernator und die Officirer des gemachten Vergleichs erinnern, und darbei in 600 Karren und Wägen, der Belägerten Pagagy darauf zu laden, in die Stadt bringen lassen. Darauf den 3. Februarii die Besatzung aus- und dargegen die Spanischen hineingezogen. Nach dieser Eroberung hat Graff Henrich auch die Aemter Lülsdorff, Blankenberg und Monheim mit Accord einbekommen." Kurz vorher, den 17. Dec. 1621, hatte K. Philipp IV los Balbases, eine Herrschaft fürstlichen Einkommens in dem Partido von Castrojeriz, seitwärts Burgos, in Altcastilien, zu Spinolas Gunsten zu einem Marquesado gemacht.

Für den Feldzug von 1622 die Belagerung von Berg-op-Zoom beabsichtigend, ließ Spinola Gerüchte verbreiten von einer bevorstehenden Unternehmung an der Maas, mit solchem Erfolg, daß Prinz Moriz die Besatzung jener Festung reducirte, um durch Detachirungen seines Bruders Friedrich Heinrich fliegendes Lager bei Rees verstärken zu können. Das Geheimniß wurde indessen ruchbar, und von mehren Seiten her eilten Truppen nach dem bedrohten Punkt, die doch schwerlich den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben sollten, ohne des Don Luis de Velasco Versäumniß. Es ist dieser 2ter Graf von Salazar geworden durch seines Bruders Bernardin unbeerbten Abgang. »Don Bernardino de Velasco y Aragon, Conde de Salazar, Comendador de Villamayor y Veas, del Consejo de Guerra, Comisario general de la Infanteria de Castilla, era caballero de grandes prendas, pero mal agestado, y le era todavia peor su muger, cuyo inocente defecto no perdonó el satirico Conde de Villamediana, que dijó de entrambos:

Al de Salazar ayer
Mirarse a un espejo vi,
Perdiéndose el miedo a sé,
Para ver a su muger.«

Luis de Velasco, den Vortrab führend, verlor eine kostbare Zeit über der Occupirung des unhaltbaren Ortes Steenberg, und die wurde emsig von der Besatzung in Berg-op-Zoom benutzt, um die ihr zugedachten Verstärkungen, Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel heranzuziehen. Am 18. Jul. 1622 zeigte sich Spinola Angesichts der Stadt, wo jetzt Rihoven eine im Ueberflusse versorgte Besatzung, 49 Fähnlein Infanterie und etwelche Reiterei, befehligte, und sofort 4000 Mann zu einem Ausfall führte, auch die Spanier aus den kaum angefangenen Werken vertrieb, doch endlich mit Verlust in seine Festung zurückkehrte. Ohne weitere Störung konnten die Belagerer ihre beiden Hauptposten, bei Halteren und Ryberg befestigen, und es nahm am 28. Jul. das Beschießen seinen Anfang, während die Belagerten an verschiedenen Punkten neue Werke anlegten, auch fortwährend reichliche Zufuhr empfingen, da die Schelde nicht gesperrt. Gleichwohl betrieb Spinola die Arbeiten in der ihm eigenthüm-

lichen Thätigkeit, wenn auch jeder Fußbreit Land durch unendliche Aufopferung von Menschen und Zeit zu erkaufen. Am 29. Aug. wurde bei Fleurus geschlagen (Abth. III Bd. 1 S. 527—530), daß Prinz Moriz die Braunschweiger und Mansfelder an sich ziehen konnte, ein Umstand, der doch nicht sofort auf Spinolas Entschließungen wirkte. Vielmehr suchte er, seine Anstrengungen verdoppelnd, den Belagerten die für sie unschätzbare Verbindung mit der Schelde zu nehmen. Das zu bewerkstelligen, traf er die meisterhaftesten, von seinen braven Truppen in grenzenloser Hingebung ausgeführten Dispositionen, aber den Holländern blieb vermöge der Menge ihrer leichten Fahrzeuge die Herrschaft des Stroms.

Nach einer Reihe von vergeblichen Versuchen wurde, Ausgang Sept., die Anlegung einer Batterie, die vollständig den Hafen dominiren konnte, unternommen. Aber die Belagerten, die Wichtigkeit des Punktes erkennend, richteten gegen ihn ein so mörderisches Feuer, daß niemand im Lager es wagte, zur Schanzarbeit zu gehen, wiewohl Spinola für eine einzige Nacht dem Mann 8 bis 9 Thaler bewilligte. Noch war, bei der zähen Beharrlichkeit der Belagerer und Belagerten, kein Ende des großartigen Zweikampfs abzusehen, da wagte es doch Prinz Moriz, nachdem er alle seine Verstärkungen empfangen, bis Rosendael, 2 deutsche Meilen von Berg-op-Zoom, vorzugehen. Hier schlug er am 2. Oct. sein Lager, das er sorgfältig befestigte. In Gefolge dessen mußte Spinola für seine Verbindung mit Antwerpen besorgt werden, und noch am Abend desselben Tages trat er den Rückzug an, nur in den Werken eine Anzahl Büchsenschützen zurücklassend, welche durch ihr anhaltendes Feuern die Belagerten in dem Glauben erhielten, Spinola sei ausgezogen, eine Schlacht zu liefern. Am Morgen gewahrten sie ihren Irrthum beim Anblick des ausgedehnten Lagerbrandes, aber für eine Verfolgung war es zu spät, und die anzuordnen, hat auch Prinz Moriz nicht für gut gefunden. In der stolzesten Haltung erreichte Spinola das befreundete Antwerpen; wie bedeutend seine Armee zerrüttet, läßt sich aus der Behauptung entnehmen, daß während der Belagerung, der Sage nach, 12,000 Mann desertirten, theils

von wegen des unausgesetzten Stürmens, theils über dem langen Ausbleiben der Löhnung. Namentlich war sie bei manchen, besonders bei den fremden Regimentern, ganze 9 Monate zurückgeblieben, denn Spinola sah sich genöthigt, vorzugsweise die alten spanischen Regimenter zu bezahlen, um durch sie die übrigen im Zaum zu halten. Unaufhörliche Meutereien waren eines solchen Zustandes unausbleibliche Folge.

Von wegen der Erschöpfung beider Parteien verging beinahe friedlich das Jahr 1623. „Den 16. Julii 1624 jedoch ist Marggraff Spinola mit 15,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd, wie auch selbiger Zeit Graff Henrich vom Berg mit 8000 zu Fuß und 2000 Pferden, und noch ein anderer spanischer Oberster, Juan Bravo de Lagunas genannt, mit einer fliegenden Armee, den vereinigten Niederlanden an unterschiedlichen Orten zu schaffen und sie irrig zu machen, daß sie nicht wissen könnten, wo der Angriff geschehen sollte, aufgezogen und das Hauptlager bei Turnhout und Hooghstraten, etwan 6 Stund von der Stadt Breda abgelegen, geschlagen, auch selbige Oerter mit neuen Schantzen befestiget, und allda viel Bier brauen und Brod backen lassen. Damit er nun dem Prinz Moritzen und den Staaten alle Gedanken, daß er Breda anzugreifen in willens wäre, benehmen möchte, bliebe er etliche Wochen mit der Armee also der Orten still liegen, und ließ die Holländer in gedachter Stadt frei aus- und einwandlen. Prinz Moritz aber merkete des Spinola Intent und daß er Breda zu belägeren vorhatte, gar wohl: ließ derhalben selbige und die umliegende Stadt mit genugsamem Volck, Munition und anderer Nothdurft versehen. Er selbst zoge den 22. Julii mit seiner Leib-Guardy aus dem Haag nach dem Bommeler Wert, ließ auch zu Wasser viel Geschütz dahin führen, selbige Revier mit Volck stark besetzen und langs der Maaß gegen Hertzogenbusch über (in welche Stadt die Spanischen in 150 Schaluppen oder Nachen auf Wägen gebracht hatten) vertrenchiren, Battereien aufwerfen, eine grosse Menge Schantzkörb verfertigen und viel Geschütz pflanzen. Auch ward der Fluß Dieß, so durch Hertzogenbusch in die Maaß lauffet, gedammet und geschwellet, also daß nicht allein das ganze Land da herumb ins Wasser gesetzet,

davon das Korn und andere Frucht verdorben, sondern auch das Wasser in Hertzogenbusch gestanden und viel Schaden darin gethan.

„Nicht weniger hat der Gubernator von Breda seine Reuterei ausgeschickt und alle Brücken umb die Stadt abwerfen, auch alle Mühlen vernichten lassen. Die Bürger und Besatzung haben Tag und Nacht an neuen Fortificationen und Aussenwerken gearbeitet, darzu ihnen sehr wohl zu statten kommen die Bäum und das Gestäudt, so sie rund umb die Stadt abgehauen, wie sie dann darneben auch alle Höhen und Hügel auf dem Feld eben gemacht, und viele Minen, umb die Spanische zu ihrer Ankunft Willkomb zu heissen, gegraben. Weil Anfangs in dem spanischen Läger bei Hooghstraten zimblich Mangel an Victualien erschienen, auch in der heissen Zeit der Abgang des Wassers und anderes Geträncks darzu kommen, sind viel Soldaten ausgerissen, die sind mit einem Paßzettel und Zehrpfenning von Prinz Moritzen fortgeschickt, auch theils in Dienst genommen worden. Prinz Henrich Friderich von Uranien hat indessen auf das andere spanische Läger unter Graff Henrich vom Berg fleißige Aufsicht gehalten, die Stadt Reeß und Emmerich stark besetzt und langs dem Isselstrom unterschiedliche Retrenchementen, sonderlich gegen Dieren, Bronckhorst, Brunstberg und andern Orten verfertigen, das Landvolck in der Belaw mustern und bewehrt machen, auch Befehl ergehen lassen, so die Trommel geschlagen würde, nach der Isselkant sich begeben und die Ueberfahrt helfen zu bewahren.

„Selbiger Zeit haben die Spanische einen Anschlag auf das Land von der Tolen gehabt, indem etliche, als wann sie Grasmeyder wären, darin sich begaben und etliche Dörfer in Brand stecken sollen, da dann, wann man mit dem Feuerlöschen zu thun, eine grosse Anzahl Kriegsvolck in Schiffen überkommen und sich der Fahrt auf Berg op Zoom bemächtiget haben sollten. Ingleichem war auch ein Anschlag auf das Land von Cadsand vor der Stadt Sluis obhanden, es wurden aber die Spanische mit Verlust vieler Matrosen wieder von dannen getrieben. Graff Henrich vom Berg ist zu Eingang des Augusti mit seiner unter-

habenden spanischen Armada aufgebrochen und nach Monterberg (so ein Castell oder Schloß im Herzogthumb Cleve, darauf eine Compagny Brandenburgisch Volck gelegen,) zu gerucket, und ferners, nachdem er es mit Accord einbekommen, auf Cleve gezogen, deme ist dieselbe Bürgerschaft entgegen kommen und gebetten, daß ihre Stadt möchte verschonet und in ihrem esse verbleiben; aber sie bekamen zur Antwort, es könnte solches nicht seyn, sollten aber doch ihre besten Sachen in das Closter darinnen, so Salva Guardi haben sollte, schaffen, welches die Bürger also in Acht genommen. Die Brandenburgische Soldaten aber, so in der Stadt lagen, deren zwo Compagnyen waren, nahmen ihre Retirada aufs Castell, welches Graff Henrich alsobald beschiessen lassen, und sie endlich nach etlicher Gegenwehr zum Accord bezwang. Hierauf ist die Bürgerschaft auf 1000 Reichsthaler ranzionirt, eine starke Besatzung hineingelegt, etliche Häuser abgebrochen und auf deren Pläz Schantzen gebauet worden.

„Von dannen ist Graff Henrich vom Berg nach Moock gezogen und sich allda verschantzet, seine Reuterei aber hat, umb Fütterung zu holen, rund umbher geschweift, deren viel von den Staatischen, so fleißig auf sie gelauret, ertappet worden. Auch ist Prinz Henrich Friderich den 27. Augusti über die Waal mit einer starken Armee angezogen, besagten Graff Henrichen vom Berg anzugreifen, selbiger aber hat seiner Ankunft nicht erwarten wollen, sondern als er davon Kundschaft bekommen, seine Brücken bei Moock abwerfen lassen und sich von dannen gemacht. Hierauf ist Prinz Moritz vor die Stadt Cleve kommen, und als die Spanier bei seiner Zukunft sich auf das Castell retirirt und alle Victualien, was sie nur fortbringen können, mitgenommen, der Meinung, sich noch lang darin aufzuhalten, hat Prinz Moritz acht Stück Geschütz davor pflanzen und über 30 Schüß darauf thun lassen, davon unter andern ein spanischer Capitain geblieben. Da nun die Belägerte ferner den Ernst gesehen, und vermerket, daß das Schloß zum miniren untergraben würde, haben sie sich ergeben, und sind mit ihren Seitenwehren abgezogen, die Obristen begehrten zwar ihre Pferd mitzunehmen, ward ihnen aber rund abgeschlagen, aus Ursach, weil sie das

Castell also hatten beschiessen und verderben lassen, auch der Bürgerschaft sehr überlästig und schädlich gewesen. Und damit die Spanische hinführo kein Aufenthalt mehr in dieser Stadt suchen möchten, liesze Prinz Moritz die Mauern und Stadtthore abbrechen und das Castell schwächen. Mittler Zeit brachte Prinz Henrich Monterberg nach geringer Gegenwehr der Spanischen auch wieder in der Staatischen Gewalt."

Als des Feldzugs von 1624 eigentliches Ziel hatte König Philipp IV die Eroberung von Breda, durch welche allerdings die Nordgrenze von Brabant zu completiren, sich vorgesetzt. Vergeblich machte Spinola die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens geltend. »Marques, sumais Breda, Yo el Rey,« blieb Philipps letzte Entscheidung, und Spinola sah sich gemüssigt, zu Feld zu gehen, oder vielmehr am 16. Jul. zwischen Hooghstraten und Turnhout ein Lager zu beziehen, wo er ganzer 6 Wochen unbeweglich sich hielt, in der Absicht, mittels der Demonstrationen des Grafen von Berg an Maas und Waal dem Prinzen von Oranien Besorgnisse um die Sicherheit von Grave zu erwecken, und also ihn um der Spanier eigentliche Absichten in Ungewißheit zu erhalten. Der Prinz ließ sich aber nicht berücken, und die Besatzung von Breda wurde keineswegs durch Detachirungen vermindert. Das gewahrend ließ endlich Spinola seine Armee, 18,000 Mann, bis Gilsen, 2 Stunden von Breda, vorrücken, und dort wurde abermals in großem Kriegsrath die Frage, ob überhaupt die Belagerung vorzunehmen, verhandelt, darauf der Entscheidung der Infantin unterworfen. Die beharrte in dem Vorhaben, und am 28. Aug. ließ Spinola 5000 Mann unter Don Francisco de Medina bei Gineken oberhalb Breda, an der Merk Posto fassen, während Paul Baglione sich bei Heide, unterhalb der Stadt, der Baron von Balançon bei Lateringen, und der von Isenburg bei Hage setzte. Vollständig die Stadt einschließend, wurden diese vier Posten sorgfältig befestigt, und durch Linien und Schanzen so genau mit einander verbunden, daß auch dem unternehmendsten Feinde die Hoffnung, zwischen ihnen durchzuschläpfen, benommen. Eben so wenig ersah Prinz Moriz, der sofort den Entsatz zu bewerkstelligen sich eingefunden,

eine Möglichkeit, der Spanier trefflich verschanztes Lager anzugreifen zu können, ja er durfte es nicht wagen, die Schlacht anzunehmen, so außerhalb seiner Linien zu liefern, Spinola gerüstet, indessen zugleich die Belagerung mit aller Macht fortgesetzt wurde. Ihr Diversion zu machen, war der Anschlag auf die Citadelle von Antwerpen, im halben Oct. bestimmt, nachdem solcher mißlungen, brach der Prinz voll Verdruß am 22. Oct. sein Lager ab, um sich über Rosendael auf Berg-op-Zoom zurückzuziehen, während sein Bruder mit einem andern Theil des Heeres die entgegengesetzte Richtung, nach Sprang und Heusden zu einschlug. Dabei ihn zu beunruhigen, vermochte Spinola um so weniger, je größer die Hindernisse, mit denen er selbst zu kämpfen hatte.

Deren wesentlichstes lag in der Schwierigkeit, in dem systematisch ausgeplünderten Heideland sein Volk zu verpflegen. Die Lebensmittel mußten ihm aus Brabant und Flandern zugeführt werden, und erforderte die Bedeckung der Convois, Angesichts der zahlreichen holländischen Freibeuter, fortwährend starke, den Dienst sehr erschwerende Detachirungen. Dem gesellte sich anhaltender Regen, der nicht nur die Wege grundlos machte, sondern auch im Lager eine wahre Ueberschwemmung veranlaßte, hin und wieder stand das Fußvolk bis an die Knie im Wasser, während man genöthigt gewesen, die Reiterei in entfernte Cantonnirungsquartiere zu vertheilen, indem auf Ort und Stelle die Fourrage verzehrt, oder durch das Unwetter verderbt. Den Nöthen der Infanterie einigermaßen abzuhelfen, ließ die Infantin mehre tausend Stiefel anfertigen, auch durch außerordentliche Anstrengungen eine Convoi, wie man sie noch nicht gesehen, zusammenbringen. Deren Bedeckung, 12,000 Mann, war bestimmt, die Belagerungsarmee zu verstärken, nachdem dieselbe durch massenhafte Desertion, Folge des langen Ausbleibens der Löhnung, bedeutend heruntergebracht worden. Den Abgang sollten ferner ersetzen die Ordonnanzbanden, eine Art Landwehr, die in der Gesamtheit der getreuen Provinzen aufgeboten, wohl an die 30,000 Mann darbieten konnten. Und endlich erbat man sich von dem Kaiser namhafte Unterstützung,

wie denn auch Tilly den Befehl erhielt, 8000 Mann nach den Niederlanden marschiren zu lassen.

Unter solchen Aussichten wurde die Belagerung den Winter hindurch beharrlich fortgesetzt. Bereits empfanden die Belagerten drückenden Mangel, dem abzuhelfen, eine Anzahl mit Proviant beladener Plattschiffe bestimmt. Obgleich durch die Flut begünstigt, scheiterte das Unternehmen an den von Spinola getroffenen Vorkehrungen. Ein Damm, wodurch der Lauf der Merk gebrochen, und sie gezwungen werden sollte, der Spanier Lager zu überschwemmen, kam im Anfang Januars 1625 zu Stande, es mußten auch die Belagerer, dem nassen Element auszuweichen, mehre Schanzen verlassen, sich die nothwendigsten Verbindungen zu erhalten, erhöhte Faschinenwege anlegen. Dagegen ließ Spinola, den Elementen trotzend, an mehren Stellen Abzüge für die Ueberschwemmung anbringen, der Damm stürzte zum öftern ein, wo dann sogleich der Fluß zu seinem Bett zurückkehrte, und die Feinde selbst ermüdeten zuletzt über der fruchtlosen Anstrengung. Dafür entstand in Spinolas Lager, unter den von Paul Baglione befehligten Italienern ein Aufruhr, und ein vorgeblicher Deserteur aus Breda legte am 5. April Feuer in das Magazin zu Gineken, wodurch bedeutende Vorräthe von Kriegsbedürfnissen, Getreide und sonstigen Lebensmitteln vernichtet wurden. Indessen waren die kaiserlichen Hülfstruppen eingetroffen, es folgten ihnen nach und nach die aufgebotenen Ordonnanzbanden, es rüsteten aber auch die Holländer mit Macht, daß sie sich vermessen konnten, ein Heer von 40,000 Mann Infanterie und 6000 Reitern zum Entsatz von Breda zu führen, für Spinola ein Grund, sich immer stärker zu verschanzen, zumal Prinz Moriz am 23. April 1625 mit Tod abgegangen war, und sich erwarten ließ, daß sein Bruder und Nachfolger, Friedrich Heinrich nicht unterlassen würde, den Antritt des Heerbefehls durch eine glänzende Waffenthat zu bezeichnen.

In der That bereitete sich Friedrich Heinrich, wie nur die mehrentheils in England angeworbenen Hülfsvölker unter den Befehlen des Herzogs Christian von Braunschweig und des

Grafen von Mansfeld in dem Lager bei Waelwyk unweit Heusden eingetroffen, zur Ergreifung einer lebhaften Offensive, die allein der steigenden Noth in Breda zu steuern vermochte. Er brach von Waelwyk auf, und erreichte ungehindert Dongen, 2 Meilen von der Stadt. Hier bekam er Nachricht, daß des Baglione Quartier bei Heide, in welchem auch Carlo Roma stand, am wenigsten verwahrt sei. Diesen Punkt anzugreifen, bestimmte er ein Detachement von 6000 Mann Infanterie und 1000 Reitern, welches, der Aufmerksamkeit der Spanier zu entgehen, den Umweg über Gertruidenberg einschlug. Am 13. Mai mit Tagesanbruch erfolgte der Sturm, an dessen Spitze die Engländer, unter Horatio de Vere und seinem Vetter, dem Grafen von Oxford, gestellt. Er war so ungestümm, daß die Italiener zum Weichen gebracht wurden, die erste Redoute verloren ging. Als aber die zum Ersteigen der Hauptschanze erforderlichen Leitern nicht augenblicklich zur Stelle zu schaffen, gewann Roma Zeit, frisches Volk herbeizuführen. Nach einem blutigen Gefecht trieb er den Feind zurück, und richtete das schwere Geschütz arge Verwüstung an unter den weichenden Engländern, die auf einen schmalen Damm angewiesen. Während des Gefechts stand die ganze holländische Armee in Schlachtordnung, um sich nach Advenant dabei zu betheiligen, indessen weder Spinola, noch auch der Commandant in Breda, von wegen der Richtung des Windes, den Kanonendonner vernahmen, und die beiden Ordonnanzen, ausgesendet, dem spanischen Feldherrn die Meldung von dem Gefecht zu hinterbringen, vergeblich zu Ginneken ihn aufsuchten. Ueber dem verunglückten Angriff aber verlor der Prinz alle Lust, ihn zu erneuern: er verließ am 27. Mai Dongen und lagerte sich bei Waelwyk, nachdem er vorher dem Commandanten in Breda, Justin von Nassau, erlaubt hatte, auf billige Bedingungen zu capituliren. Am 2. Juni 1625 wurde die Capitulation unterzeichnet, in welcher Spinola, obgleich genau unterrichtet von dem desolaten Zustand der Besatzung, die mit Hungersnoth und Pest zu kämpfen gehabt, seine gewöhnliche Courtoisie, Achtung für einen tapfern Feind bekundete. Weitere Unternehmungen für den Rest des Jahrs untersagte der

steigende Geldmangel, und auch im folgenden Jahre mußte Spinola auf eine vorsichtige und nicht unglückliche Defensive sich beschränken. Gleichwohl verschwendete er ungeheure Summen auf den Bau eines Canals, die Fossa Eugeniana, welcher von Rheinberg bis Venlo reichend, den Holländern den Handel mit Deutschland abschneiden sollte. Den 21. Sept. 1626 eröffnet, wurde der Canal bald wieder verlassen. In dem übrigens thatenlosen Feldzug von 1627 ging Grol verloren.

„Demnach der Marquis Spinola entschlossen, aus den Niederlanden eine Reiß in Spanien an dero Kön. Maj. Hof zu thun, als sind J. Excell. beneben Herrn Marquis de Leganes und vielen andern ansehnlichen Cavalieren am 24. Oct. 1627, nachdem sie das Ampt der Messe angehört, von Brüssel aus nach Duynkirchen abgereiset, und erstenmals zu Gent stattlich empfangen worden. Indessen ist derselbe, welcher seine Reise nach Spanien durch Franckreich genommen, im Läger vor Rochelle angelanget, den König zu besuchen, welcher, als er von seiner Ankunft verständiget worden, hat er dem Marschall von Schomberg befohlen, ihme eine Meil Wegs mit einem auserlesenen Haufen aus der Ritterschaft entgegen zu ziehen, und ihn im Namen seiner Königlichen Majestät zu empfangen. Wie nun gedachter Spinola zum König kommen, hat ihm der König als einen fürtrefflichen und sehr berühmbten Kriegsobristen grosse Ehr angethan und zu ihm gesagt, er hätte sich dahin in der Person verfügen müssen, die Engelländer, die im nächstverschiedenen Jahr ins Land gefallen, zu vertreiben, welches er glücklich verrichtet hätte. Dieweil aber die von Rochelle die Engelländer ins Reich gelocket und berufen hätten, wär er entschlossen, sie zu strafen und die Stadt einzunehmen und zu bezwingen, wie er, Spinola, die Stadt Breda eingenommen und bezwungen hätte. In demselben wolle er ihm als einem Meister, Städte zu überwältigen, nachfolgen. Darauf bat er ihn, daß er die Werke, welche seine Leute angefangen hätten, besichtigen wollte. In denselbigen war man noch nicht weit kommen, dieweil der König erst vor kurzer Zeit die Resolution gefaßt hatte, die Stadt mit allem Ernst zu belägern und anzugreifen. Der Spinola lobte

des Königs Handlungen sehr, sonderlich was in der Insul Ré vorgangen war, und sagte, daß seine Gegenwart viel bei der Sachen thäte, und seinen Adel gleichsam unüberwindlich und zu allem willig machte. Ihn betreffend, so thäte ihm wehe, daß sein König bei seinen Kriegshandlungen niemals zugegen gewesen, und ihm solche Ehre nicht hätte gedeihen können. Darauf ging er hin, und besahe alles, was die Königlichen vor Rochelle gemacht hatten, sonderlich den Damm, über welchen er sich sehr verwunderte. Der Hertzog von Angoulème gab ihm das Geleit, und als sie von der Belägerung miteinander Sprach hielten, sagte der Spinola zu ihm, dieweil kein feindliches Heer vorhanden wäre, vor welchem der König sich zu förchten hätte, so wäre es genug, daß die Stadt mit Schantzen, Reduiten und einfachen Wällen und Gräben umgeben wäre, damit die Belägerten nicht ausfallen und in dem Läger Schaden thun möchten. In der Belägerung aber der Stadt Breda hätte er zweifache Wällen und Gräben machen müssen, dieweil der Feind im Feld und ihme auf dem Halse lag. Das angefangene Werk, den Canal zu sperren, wäre stattlich und höchlich zu rühmen, gleichwohl wäre es zu besorgen, es möchte wider das ungestümme Meer keinen Bestand haben; die Schiff, die man gesencket hätte, würden ohne Zweifel gut thun und dem Werk sehr förderlich seyn, aber von den Ketten, die man gespannet hätte, hielte er gar nicht viel, denn auch eine kleine Barcke, wann sie guten Wind hätte, könnte eine starke Kette entzwei laufen. Vom Pompejo Targone sagte er, er wäre ein Mann von grossen Anschlägen. Als man ihn aber fragte, ob er auch solche Anschläge pflegete zu vollbringen, schwieg er still. Endlich, wie er alles wol besehen und betracht hatte, sprach er, so man den Canal stopfet und die Soldaten wohl bezahlet, so ist es mit der Stadt geschehen. Den 1. Febr. nahm er seinen Abschied vom König, und zog mit gutem Genügen nach Spanien."

Höchst ungern hatte der allgewaltige Minister Olivarez vernommen, daß Spinola den Hof zu besuchen gedenke; er fürchtete die Aufschlüsse, welche über den Gang der Angelegenheiten, die Lage der Dinge der Marques dem König zu geben

vermögend und willig sein würde, und war entschlossen, in irgend einer Weise die Reise zu hintertreiben. Vorläufig konnte der gesuchte Urlaub nicht verweigert werden, bevor dieser aber schriftlich dem General zugekommen, hatte er bereits am 29. Dec. sich auf den Weg begeben und die französische Grenze überschritten. Die Kunde hiervon überraschte den Minister nicht wenig und zog er alles Ernstes in Berathung, ob dem Gefürchteten verstattet werden dürfe, nach Madrid zu kommen, oder ob man ihn zurückschicken solle. Gute Freunde brachten es dahin, daß Spinola zugelassen und scheinbar sehr gnädig empfangen wurde. Vermuthlich hoffte Olivarez durch die ihm bezeigte Ehre den Marques um so zeitiger zu der Rückreise nach den Niederlanden zu bestimmen. Man werde ihm, so hieß es, viele Millionen nachsenden, ihn mit den erforderlichen Mitteln versehen, den Krieg auf das Nachdrücklichste zu führen. Aber eine widrige Erfahrung hatte ihn belehrt, wie wenig dergleichen Verheißungen zu trauen, und obgleich Olivarez auf alle Art ihn zu bereden suchte, nach den Niederlanden zurückzukehren, obgleich der König ihm das ausdrücklich gebot, blieb er unerschütterlich bei dem Vorsatz, nicht zu reisen, er habe dann vorher die nöthigen Gelder empfangen. Er werde, so äußerte er, den so theuer erworbenen Kriegsruhm ferner nicht aufs Spiel setzen, lieber mit der Pike dem König dienen, als ohne Geld mit dem Commandostab.

Zwei volle Jahre brachte Spinola in Spanien zu, für die Angelegenheiten seines Königs ein unersetzlicher Verlust, bis die Lage der Dinge es nicht länger erlaubte, die größte militairische Capacität im Reiche unbenutzt zu lassen. Zum Statthalter für Mailand ernannt, weigerte er sich doch abermals aufzubrechen, man habe ihm dann die nöthigen Geldmittel verschafft. Das wurde zumal schwierig durch den Verlust der von dem holländischen Admiral Peter Heyn erbeuteten Silberflotte (10. Sept. 1628). Die Flotte von Carthagena, sieben Millionen Dukaten überbringend, war zwar im Junius 1629 zu Cadiz eingetroffen, von den Millionen waren aber nur 1,200,000 Dukaten des Königs Eigenthum, und man sah sich genöthigt, von den für die Kaufleute bestimmten Summen andere 1,200,000 Dukaten,

gegen das Versprechen baldigen Ersatzes, zurückzubehalten. „Dieses vergrößerte den Unwillen bei der Kaufmannschaft: denn theils konnten die Häuser Spinola und Fugger, welche dem König erstaunliche Summen vorgeschossen hatten, nicht bezahlt werden, theils wurden diejenigen, welchen die andern 1,200,000 Dukaten genommen worden, zu Grunde gerichtet. Diese Umstände verhinderten eine Zeitlang die Abreise des Marquis, welche endlich gegen den Herbst 1629 erfolgte. Er erhielt zu seinem Feldzug vier Millionen Dukaten baar und ansehnliche Anweisungen. Der König bezeigte sich bei dem Abschied ungemein gnädig gegen ihn, beschenkte ihn, welches am spanischen Hof ganz ungewöhnlich, mit einem Kleinod 5000 Dukaten werth und mit 40,000 Dukaten ayuda da costa, nicht weniger erhielt sein anderer Sohn, der bereits Cardinal war, das Erzbisthum St. Jago oder Compostella." Spinola stieg den 19. Aug. zu Genua ans Land, brachte 10 Tage daselbst zu, und würde vielleicht noch länger geblieben sein, ohne die Nachricht von den aufrührischen Bewegungen in der Stadt Mailand, so durch die Abreise seines Vorgängers, des Don Gonsalvo von Córdova veranlaßt. „Er begab sich hierauf nach Mailand, und hielt mit seinem mitgebrachten Geld einen prächtigen Einzug in das Castell. Der große und unsterbliche Namen eines Spinola und das Geld belebten den Muth der spanischen Völker. Man hoffte alles von ihm, und er verdiente diese Hoffnung. Nunmehro ward die Sache mit Ernst angegriffen."

Während die Kaiserlichen der Festung Mantua zusetzten, ließ Spinola durch seinen Sohn Philipp Casale von weitem einschließen, obgleich er nur 4000 Spanier, 6000 Italiener und 1500 Reiter ins Feld stellen konnte, »sans le déluge d'Allemands qu'il espéroit faire joindre à ses troupes.« In der That fand sich Collalto sehr bald zu Mailand ein, um mit dem Statthalter die Operationen zu verabreden. »Spinola se trouvoit empêché, au petit nombre de gens de guerre qu'il avoit, de recevoir toutes les troupes allemandes qui lui étoient offertes; car n'ayant que 10,000 hommes en son armée, il lui fâchoit d'y joindre un plus grand nombre de troupes auxiliaires qu'il

n'avoit de sujets de son maître, de peur de devenir, de général d'armée, capitaine sous un autre général, et de rendre les Allemands seigneurs d'Italie au lieu d'en chasser les Français. Mais aussi, en gardant cette proportion, il se trouvoit foible pour faire la guerre; ce qui le retint long-temps en incertitude; et ce délai lui fit perdre beaucoup de réputation, son peu d'argent se consommant, la saison s'avançant, et un chacun jugeant qu'il ne pouvoit rien faire qui valût le reste de ladite année.« Größere Anstrengungen waren dem J. 1630 vorbehalten. In der Nacht vom 17—18. Julius wurde Mantua durch die Kaiserlichen erstürmt, Spinola hielt Casale seit dem 20. März eingeschlossen, anstatt daß er, nach des Herzogs von Savoyen Wunsch, seine kleine Armee verwendet hätte, um der Franzosen Fortschritte in Piemont zu hemmen. „Da der Herzog fand, daß Spinola vornehmlich ihm entgegen, als er von dem Kaiser und Spanien Hülfe gegen die französische Armee unter Richelieu verlangte, so sann er auf Mittel, denselben an dem spanischen Hofe zu stürzen. Dieser Anschlag war leicht ins Werk zu richten, indem Olivarez von jeher auf Marquis Spinola eifersüchtig gewesen, da dessen Rathschläge mit den Entwürfen des Ministers nicht zu vereinbaren. Es ward also der nach Spanien zurückgesendete Abbate Scaglia von Olivarez mit Vergnügen angehört. Scaglia beschuldigte den Marquis eines geheimen Verständnisses mit Richelieu, und daß sehr zu befürchten, er möge der ausgedehnten, ihm ertheilten Vollmachten mißbrauchen, um einen den Interessen von Spanien nachtheiligen Frieden zu schließen. Es fügte Scaglia, sein Vorbringen zu bestätigen, hinzu, der Cardinal habe einige an Spinola gerichtete und von den Franzosen aufgefangene Briefe unerbrochen zurückgeschickt. Es mag nun dieses eine bloße Höflichkeit, oder ein listiger Streich des Cardinals gewesen sein, um vielleicht diesen großen Mann seinem Hofe verdächtig zu machen, so wird doch niemals wahrscheinlich werden, daß Spinola sich zu einer so schändlichen Handlung habe herunterlassen, und mit dem Cardinal Richelieu ein geheimes Verständniß zum Nachtheil seines Königs unterhalten können. Denn nicht nur wird seine edle und

hohe Denkungsart eine sichere Gewähr seiner Treue, sondern die ganze Zeit seiner Dienstleistung ist eine Kette von unbelohnt gebliebenen Verdiensten um die Krone Spanien. Olivarez bediente sich aber der Gelegenheit, und brachte es bei dem König dahin, daß dem Marquis anbefohlen ward, ohne ausdrücklichen neuen Befehl keinen Tractat mit Frankreich einzugehen, so unbeschränkt immerhin seine Vollmacht sein möge. Spinola wurde durch diesen unvermutheten Streich, der seinen ganzen Charakter angriff, so gerührt, daß er gegen Mazarin klagte: Ich kann nicht mehr mit Ehren in der Welt leben, ich muß meine übrige Lebenszeit in einer Karthause zubringen. So empfindlich auch die Sache dem Marquis, hat gleichwohl der Herzog damit seine Umstände nicht gebessert, vielmehr verursacht, daß Spinola in dem weitern Verlauf des Feldzugs ohne Zweifel weniger zu seiner Unterstützung that, als außerdem geschehen sein würde."

Der Einschließung von Casale folgte vom 23. Mai ab eine scharfe Belagerung, die um so ernstlicher, als der Feldherr, der Sage nach, seinem König verheißen hatte, binnen 6 Wochen der Festung Meister zu werden. Spinola war zu Feld gezogen an der Spitze von 18,000 Mann Infanterie und 6000 Reitern, Deutsche, Spanier und Italiener. Der Reiterei mehrster Theil, unter des Philipp Spinola Befehl, verstärkte die Armee des Herzogs von Savoyen, des Guevara 800 Reiter allein wurden vor der Festung gebraucht, und fanden über den wiederholten Ausfällen der Franzosen reichliche Beschäftigung. Die Laufgräben, in einer Entfernung von 800 Schritten eröffnet, ließen es nach der ihnen gegebenen Richtung längere Zeit im Zweifel, ob zunächst die Stadt oder die Citadelle bedroht. Vorläufig galt es indessen der Citadelle, gegen welche vier Angriffe gerichtet; die waren den vier Nationen, Deutsche, Spanier, Neapolitaner und Lombarden, zugetheilt, um durch die Rivalität der Landsmannschaften den Fortgang der Arbeiten zu beschleunigen. Thoiras, der französische Commandant, setzte die Ausfälle fort. In dem Unwillen, daß es ihm nicht gelungen, das Lustschloß la Margarita zu behaupten, fiel er mit 900 Mann in der Lombarden Approchen,

die auch theilweise zugeworfen wurden. Der Graf von Soragna kam den Lombarden zu Hülfe, und trieb den Feind zurück, verlor aber darüber das Leben. Ueberhaupt fielen die Gefechte ungemein blutig aus, indem von beiden Seiten kein Quartier gegeben wurde. Dazu wähnte Spinola sich berechtigt, weil die Franzosen, indem sie die Eigenschaft von Soldaten K. Ludwigs XIII verlängneten, nur als Landstreicher zu betrachten seien. Thoiras ging noch weiter, und versagte den Gefangenen alle Lebensmittel, nur verstattend, daß Spinola ihnen Brod zukommen lasse. Damit wurde aber solcher Unterschleif getrieben, daß viele Spanier Hungers starben, ein Umstand, den in ihrem Lager bekannt zu machen, Thoiras nicht verfehlte. Darüber ergab sich solche Unruhe, daß ein Theil des Volkes sich verlaufen haben würde ohne die Ehrfurcht für Spinolas Namen.

Die Arbeiten machten Fortschritte, und groß wurde die Noth in der belagerten Stadt, ohne daß die hunderttausend Franzosen, so in Piemont eingedrungen oder an den Grenzen aufgestellt, auch nach den am 10. Jul. und 6. Aug. über die Savoyarden erfochtenen Vortheilen, den Entsatz zu bewerkstelligen gewagt hätten. Aber dieselben Künste, welche nur eben in Regensburg siegreich gewesen, brachte hier Mazarin zur Anwendung. Nicht ungern ließen die französischen Generale sich seinen Vorschlag eines Waffenstillstandes für ganz Italien gefallen. „Als Mazarini bei der spanischen Armee einen gleichen Antrag that, so waren die meisten spanischen Officiers der Meinung, man müsse, weil die Armee während der Belagerung viele Leute eingebüßt hätte, und der Entsatz zu befürchten, den Waffenstillstand annehmen. Nur Spinola konnte nicht darin willigen. Er wollte die Ehre haben, die Stadt und Citadelle von Casale zu erobern, es koste, was es wolle, und verlangte deswegen einige Verstärkung von dem Grafen von Collalto. Dieser schlug ihm solche unter allerhand nichtigem Vorwand ab, indem er, stolz auf die Eroberung von Mantua, es dem Marquis nicht gönnte, wenn er sich noch Meister von Casale machte. Allein die andern spanischen Officiers willigten in den Waffenstillstand. Denn theils hatten sie der Unbequemlichkeiten der langen Belagerung

satt, theils thaten sie es aus Eifersucht und Haß gegen Spinola, den sie jetzt zu ihrer Freude am Madrider Hofe erniedrigt und ohne Achtung sahen. Dieser vortreffliche Mann war auch nicht fähig, seinen darüber hegenden Verdruß zu verbergen, und weil er also künftig nichts weiter gegen den Feind unternehmen sollte, so ging er schon während der Unterhandlung von der Armee vor Casale ab.“ In dem Art. 4 des am 4. Sept. 1630 abgeschlossenen Waffenstillstandes heißt es: Bis auf den 15. Oct. werden dem Marchese Spinola Stadt und Schloß Casale eingeräumt, und M. de Thoiras gibt Geisel für das Versprechen, die Citadelle ebenfalls zu übergeben, wenn sie nicht bis zum letzten Tage des Oct. Hülfe erhalten sollte.

Unterzeichnet wurde dieser Vertrag durch den Marques von Santa Cruz, den provisionel, für den Fall, daß Spinolas Krankheit sich verschlimmern sollte, ihm beigegebenen Nachfolger; ohnehin hatte Spinola seine Unterschrift verweigert, in der Ueberzeugung, es sei dieser Waffenstillstand das Werk derer, so ihm die Ehre, Casale zu erobern, mißgönnten. Die Krankheit war großentheils das Ergebniß des Verdrusses um die in seinem vorgerückten Alter, bei seinen großen und unleugbaren Verdiensten um die Krone Spanien, erlittenen Kränkungen. Der Widerruf der unbeschränkten ihm ausgestellten Vollmacht, die Schwierigkeiten der Belagerung von Casale, des Olivarez harte und beißende Vorwürfe, daß er nicht binnen der bedungenen Frist von 6 Wochen Casale eroberte, und endlich der Waffenstillstand, ihm abgedrungen, da er in wenigen Tagen des Platzes Meister zu werden hoffte, wirkten so gewaltsam auf das stolze Herz, auf den seines Werthes bewußten Mann, daß er nach seinem Schlosse Castelnuovo di Scrivia gebracht, gleich sehr an Seele und Körper litt. Der mächtige Geist hatte ihn beinahe gänzlich verlassen, nur wenige helle Augenblicke waren ihm noch beschieden, und die brachte er in Klagen zu über den Hof und die Minister in Madrid, »me han quitado la honra,« äußerte er sehr häufig. In dem traurigsten Zustande starb er den 25./15. Sept. 1630. „Spanien verlor an ihm den größten Feldherrn, welchen es vom Anfang dieses Jahrhunderts gehabt, und Genua, diese

fruchtbare Mutter großer Männer, einen ihrer würdigsten Söhne. Das Glück verließ ihn nur in den letzten Zeiten, aber seine Anschläge und Unternehmungen zeugen bis an seinen Tod von eben derselben Klugheit und reifen Ueberlegung." Die Kunde von dem Todesfall vernehmend, sprach Collalto: „Die Vernunft, welche keine andere Vernunft neben sich leiden wollen, mußte ohne Vernunft sterben." In der Ehe mit Johanna Basadonna war Ambrosius, Marques von Venafro und Cereste, Herzog von S. Severino, 1r Marques von los Balbases, ein Vater von zwei Söhnen, Augustin und Philipp, dann mehren Töchtern geworden.

Eine der Töchter, Polyrena wurde an den Marques von Leganez verheurathet. Augustin, Cardinal und Erzbischof von S. Jago de Compostella, starb als Erzbischof von Sevilla, 12. Febr. 1639. Philipp, der in mehren Feldzügen, absonderlich in dem Krieg um Monferat, dem Vater zur Seite gestanden hatte, erheurathete mit Hieronyma Doria das Herzogthum Sesto, und starb 8. Aug. 1659. Sein einziger Sohn Paul Spinola Doria, 3r Marques von los Balbases, Herzog von S. Severino und Sesto, Marques von Pontecurone, des Ordens von S. Jago Comendador zu Carrizosa und Freiza, geb. 24. Febr. 1632, »est celui qui se trouva au mariage de Louis XIV, qui accompagna la cour depuis la frontière d'Espagne jusqu'à Paris en qualité d'ambassadeur d'Espagne, qui parut avec tant de magnificence et de galanterie à l'entrée du roi et de la reine à Paris, et qui y fit admirer l'une et l'autre pendant tout le cours de son ambassade. Il fut après du conseil d'état et de celui de la guerre, et majordome major de la seconde femme de Charles II. Il était gendre du connétable Colonne, et mourut à Madrid le 24. déc. 1699, n'ayant pas encore soixante ans. Son fils, Don Philippe Antoine Spinola et Colonna, 4e marquis de los Balbases, né le 11. nov. 1665, fut gentilhomme de la chambre de Charles II, général des gendarmes de l'Etat de Milan, lieutenant-général, puis viceroi de Sicile et ensuite ambassadeur à Rome. Il était gendre du 8e et dernier duc de Medina-Celi, des bâtards de Foix, qui mourut prisonnier à

Fontarabie. Je ne sais s'il eut peur de la disgrâce de son beau-père et d'être impliqué dans ce dont on l'accusait, mais tout à coup il vint à Gênes se faire prêtre avec dispense de recevoir tous les ordres à la fois, dont on fut fort surpris à la cour d'Espagne. Quelques-uns ont prétendu qu'outre cette raison, car les prêtres sont fort difficiles à arrêter et à juger en Espagne pour causes laïques, il avait des vues de se faire cardinal. Quoi qu'il en soit, il vécut depuis peu d'années († 29. juillet 1721). Il laissa un fils et quatre filles, toutes grandement mariées, savoir les duchesses de Medina-Celi, d'Arcos, de la Mirandole et la princesse Pio.« Der Sohn, Ambrosius Cajetan Joseph, 5ter Marques von los Balbases, Herzog von S. Severino und del Sesto, war den 19. Januar 1696 geboren. »Il avait de l'esprit, du monde, de l'application et des lettres, qui n'empêchaient point beaucoup d'ambition, les talents de courtisan et d'être plus mêlé avec le grand monde, où il était aimé et estimé par ses manières nobles et polies, que ne le sont d'ordinaire les seigneurs espagnols, et passait pour un fort honnête homme. Je l'ai beaucoup fréquenté. Il fut gentilhomme de la chambre du prince des Asturies, à son mariage, et l'était déjà du roi, et à la mort du prince Pio, noyé dans l'inondation de l'hôtel de la Mirandole (15. sept. 1723), il fut grand écuyer de la princesse des Asturies.«

Des 5ten Marques von los Balbases Enkel könnten gewesen sein Karl und Augustin Spinola. Diesem verlieh der König von Sardinien im J. 1770 den Titel eines Marchese von Montevalle. Von seinem Bruder, dem Majoratsherren, wird geschrieben: „Der genuesische Marchese Spinola vermählte sich den 14. Sept. 1775 zu Wien mit der jüngsten Comtesse des verstorbenen kais. General-Feldwachtmeister, Joseph Xaver Reichsgrafen von Starhemberg, welche erst 15 Jahr alt ist. Er hat ihr jährlich 25,000 fl. Spielgelder ausgesetzt und 1 Million Gulden zu ihrem Eigenthum als Wittwe vermacht. Da er sich vorher mit einer genuesischen Fräulein Giustiniani versprochen haben soll, so ist er dadurch in einen Rechtsstreit verwickelt worden.

Daß er würklich in den Reichsfürstenstand erhoben worden, wie einige Nachrichten behaupten, halte ich noch für zweifelhaft. Nach dem verstorbenen Lord Clive hält man ihn für den reichsten Particulier in Europa." All seinem Reichthum unbeschadet, wie man denn sein Einkommen auf eine Million Thaler schätzte, richtete Karl in wenigen Jahren sich vollständig zu Grunde; als verschwendet das ungeheuere Vermögen, wurde er pro prodigo erklärt.

Die Verachtung des Geldes scheint die einzige Eigenschaft des großen Ahns gewesen zu sein, die auf ihn sich vererbte. Als Ambrosius Spinola der reichen Pfalz Meister geworden, suchte er nicht mit dem Blutgeld des armen Volkes sich zu bereichern, wie das überhaupt nicht Sitte der spanischen Generale seiner Zeit, nach Schätzen anderer Art begehrte sein Herz, und in den Sorgen des Commandos, in dem fortgesetzten Studium der großen Meister des Alterthums, gedachte er des armen Knaben, der vor 320 Jahren zu Oberwesel gelitten hatte. Er schrieb an den Nuntius zu Cöln, Anton Albergat Ludovisi, um ihn zu ersuchen, daß er die Chorherren von St. Andreas zu Cöln, als Provisoren der Pfarrkirche in Bacharach, um dasjenige, was ihnen etwan von jenem Heiligen bekannt, befrage. Der Nuntius übersendete ihm, mittels Schreiben vom 12. Febr. 1621, die von den Chorherren mitgetheilte Legende des Heiligen, und belobte zugleich des Marchese vorsichtiges Verfahren in dieser Angelegenheit, da es nicht selten, daß falsche oder mindestens zweifelhafte Reliquien für ächte ausgegeben werden. Schon vorher hatte P. Thomas Sailly, »Superior Missionis in castris catholicis sub excell. Domino Marchione Spinola in Palatinatu belligerante,« sich ein Schreiben, d. d. 14. Dec. 1620, von einem Ordensbruder in Mainz, P. Martin Scheffer, erbeten, worin ihm eröffnet, vermöge der einstimmigen Aussage der Bürgerschaft von Bacharach seien des h. Werner Reliquien bis auf den heutigen Tag in der nach ihm benannten gesperrten Kirche verborgen, und wisse man auch noch seine Ruhestätte anzugeben.

Ermuntert durch solche Mittheilungen, beauftragte der Marchese den Capitain Tourlandt, mit Zuziehung einiger vertrauten

Soldaten, in dem schon damals baufälligen Kirchlein, zu welchem von der Pfarrkirche aus 100 Stufen hinanführen, das Grab aufzusuchen. Schon war das ganze Pflaster aufgerissen und nichts gefunden, es sollte ein letzter Versuch gemacht werden an den Wänden, und beim Anschlagen des Hammers ergab sich, dem vormaligen Altar zur Linken gegenüber, ein Schall, verrathend, daß hier die Mauer hohl. Sofort wurde ein Quaderstein losgebrochen, und es kam zum Vorschein ein Menschenhaupt, ruhend auf einem seidenen, mit wohlriechenden Kräutern gefüllten Kissen. Die Oeffnung ließ der Hauptmann wieder verschließen, alle Ritzen sorgfältig verkleistern, und er berichtete an den Marchese, der sodann den P. Sailly anwies, ungesäumt nach Bacharach sich zu verfügen. Den 8. März trat dieser, von einem Socius, P. Cornelius Medardus begleitet, die Fahrt an, und auf Ort und Stelle angelangt, suchte er zunächst den Hauptmann Tourlandt auf. In dessen, des Gubernators Balthasar von Bance, des Fouriers Peter Lichtermont und des Quartiermeisters Peter Mander Gesellschaft, gingen die beiden Jesuiten, Nachts um 10 Uhr, nach dem Kirchlein. Der bezeichneten Stelle wurden ungesäumt die Instrumente angesetzt; zunächst ergab sich in dem geöffneten Grab das Haupt, so die Patres in gebürender Ehrfurcht von dem übrigen Körper trennten, und zusamt dem Kissen, worin Lavendel und andere Kräuter, dem mitgebrachten Kistchen einschlossen. Dann zogen sie auch die andern Gebeine, selbst Finger- und Zehenspitzen hervor, und aus ihnen, gleichwie aus der Beschaffenheit des Schädels und der Zähne ergab sich zur Genüge, daß es ein Knabe, ein Jüngling, nicht aber ein erwachsener Mann, »qui ibi ab antiquis Catholicis (cum ob persecutiones forte celeritate opus esset, ne tantus thesaurus ab iconoclastis vel cremaretur vel abjiceretur) depositus fuit, relictis sarcophagis ligneis atque ornamentis.« Der Annahme, daß nur zufällig, vor Nachstellungen ihn zu bewahren, der Leichnam also untergebracht worden, scheint jedoch zu widersprechen das auf der Außenwand, auf derselben Stelle angebrachte Gemälde.

Da war eine Capelle geschildert, vor welcher eine Anzahl Pilgrime knieend ihr Gebet verrichteten, und unmittelbar darüber

ein Priester, vor dem Altar das Meßopfer darbringend, hinter ihm ebenfalls Pilgrime. Ferner bemerkte man, für jetzt zwar zugemauert, ein Fensterchen in der Mauer, mittels dessen die Beter den h. Leichnam schauen und ihm ihre Gaben darbringen konnten. Links dem Altar, »quod destructum est ab haereticis,« war in einem Fenster, in prächtiger Glasmalerei, die Marter des h. Werner dargestellt. Ueber dem Portal war sein Standbild, im Kleinen, aus sehr festem Holz angebracht, und dabei ein Kübel, wie ihn die Maurer für den Transport der Speis gebrauchen. »Traditio est, bonum adolescentem similibus operibus vel fossionibus victum sibi quaesivisse.« Noch war der gemauerte Canal vorhanden, welcher das Wasser aus der nahen Quelle in die Kirche führte, so daß es auf der entgegengesetzten Seite abfloß, der Canal ist aber jetzt verstopft, und das Wasser verliert sich in der Tiefe. Es galt vordem als ein erprobtes Heilmittel, ist sehr klar und von ausgezeichnetem Geschmack. Johann Lymbor, ein Glaser aus Bacharach, erzählte den Jesuiten, was er von seinen Eltern gehört, daß nämlich ungrische Pilgrime bei Friedrich dem Einäugigen, dem Vater des Pfalzgrafen Johann Kasimir, um einen Finger nur des h. Wernerus, doch vergebens, baten, und daß er selbst noch gesehen, wie pilgernde Ungern aus der Quelle geschöpft und Flaschen gefüllt, um sich des Wassers als eines Heilmittels für verschiedene, bei ihnen häufige Krankheiten zu bedienen.

Eben so vernahmen sie aus dem Munde von Hrn. Andreas Stronck, Canonicus am Liebfrauenstift zu Worms, »qui hoc iniquo tempore exul a sua Ecclesia, inter milites Catholicos Bacharaci Sacellanum agit sub D. Balthasare Bancen, Equite,« und der zu Oberwesel geboren, er habe von alten Leuten in seiner Vaterstadt gehört, der h. Werner sei zu Wesel gemartert worden, und da zeige man noch im Hospital die Säule und eine Inschrift, worin die Weise seiner Marter ausgedrückt. Es gelte auch diesen Alten als eine ausgemachte Sache, daß der Leib des Märtyrers, nachdem man ihn begraben, nicht in dem unterirdischen Bettchen sich gedulden wollte, sondern daß aus Gottes Schickung die Erde ihn wieder ausstieß, es seien auch

die zwei Ochsen, welche dem mit dem Sarge belasteten Wagen vorgespannt, unbeweglich geblieben auf der Stelle, wohin sie ihn gezogen, und hätte man sie von da nicht wegbringen können, bevor des Heiligen Leib abgeladen. Bis auf den heutigen Tag sei es der Weseler Brauch, alljährlich in den Rogationstagen, zu einer Procession geordnet, mit mehren Kreuzen, nach alter Sitte, das Grab in Bacharach zu besuchen. Der regierende Schultheiß zu Wesel sei aus der Familie desjenigen, der um schnöden Lohn den h. Knaben der Wuth seiner Peiniger überließ, und nicht zum Sterben kommen konnte, bis dahin er seine Missethat bekannt. Der gegenwärtige Schultheiß, bettlägerig seit drei Jahren, hoffe die Gesundheit wieder zu erlangen, wenn ihm der Anblick des gebenedeiten Leichnams vergönnt sein würde.

Die beiden Jesuiten, den erhobenen Schatz bei sich führend, kehrten nach Kreuznach zurück, wo sie am 12. März 1621 über das von ihnen verrichtete Geschäft ein Protokoll aufsetzten und unterfertigten. P. Sailly starb zu Brüssel, 8. März 1623, P. Cornelius Medardus zu Antwerpen, 16. Febr. 1623. Unter des Marchese Spinola Genehmigung hatten sie dem Jesuitencollegium zu Mainz einige kleinere Gebeine des h. Werner verehrt, »ut quo casu aliquando Catholica religio restituatur Bacharaci, habeat eadem Ecclesia aliquod sui Martyris monumentum.« Es schenkte auch P. Medardus einen Zahn in das Profeßhaus zu Antwerpen, P. Sailly die halbe Kniescheibe nach Mechelen in das Noviziat. Das übrige Gebein wurde nach Lille gebracht und in der Wohnung von Johann Paul Guidoboni Pessini, »Regiae Majestatis Consiliarius et Magister Computuum in sua Camera suprema Flandriae, nec non Thesaurarius Marchionis Ambrosii Spinolae, dum viveret,« einstweilen untergebracht und der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, wo dann Pessini die Gelegenheit benutzte, um sich eine der kleinen Rippen zuzueignen. Die hat des Pessini Stieftochter, Maria Franzisca Roberti, verehlichte l'Entailleur, am 20. März 1644 in das Karmelitenkloster zu Lille gegeben, und zugleich in dem Donationsinstrument dem Marchese ein ehrendes Zeugniß ausgestellt: »Cui cum subacto

Palatinatu ingens pecuniae summa offeretur, ipse quidem eam recusavit, sed ejus vice, propter magnam quam erga S. Wernherum habebat devotionem, petiit et impetravit ejus corpus.«

Gleich auf Ableben des Marchese verfügte sein Sohn Philipp, daß alles, was von der väterlichen Erbschaft in den Niederlanden zurückgeblieben, nach Italien gebracht werde. Diese Verfügung galt namentlich den zeither zu Lille aufbewahrten Reliquien des h. Werner. Philipp hat sich auch 1644 von P. Bollandus eine Lebensbeschreibung des Märtyrers erbeten, dagegen wünschte man späterhin in Antwerpen zu wissen, wohin dessen Reliquien gekommen, und wurde zu dem Ende nach Genua an einen Ordensbruder, den P. Johann Stephan Fiesco geschrieben. In dessen Antwortsschreiben heißt es: „Der Marchese Paul Spinola Doria, das Oberhaupt der von Ambrosius abstammenden Linie, steht weit von hier als des katholischen Königs Abgesandter am Hofe Kaiser Leopolds. Ich konnte ihn daher nicht befragen, habe aber von jemanden aus seiner Dienerschaft vernommen, der h. Werner sei in den ersten Zeiten seiner Uebertragung nach Italien in einem der Häuser des Marchese verwahrt, demnächst in das Städtchen Roxano, »dioecesis Dertosanae (soll wohl heißen Derthonensis) et feudum ejusdem Marchionis«, gebracht worden, wo seine und anderer Heiligen Reliquien in einer Capelle der prächtig erbauten Kirche der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Besagte Kirche werde von Franziscanern der Observanz bedient.“ Hierauf schrieb P. Henschenius an den Marchese selbst, »ut avitae pietatis monumenta depromi transmittique juberet Antwerpiam,« und es erwiderte dieser in den verbindlichsten Ausdrücken, 9. März 1673, er habe dem Guardian zu Roxano aufgegeben, in der den h. Reliquien geweihten Capelle bei der dasigen Kirche und dem berühmten Kloster, beide von Grund auf durch seinen Großvater erbauet, nach dem h. Leichnam zu suchen, und um das Ergebniß seiner Nachforschungen zu berichten, damit alsolcher Bericht nach Antwerpen befördert werden könne.

»Jam prona,« schreibt P. Henschenius, »mihi sperabam cetera, meque ea manibus tenere credebam,« da kam eine Mittheilung von dem P. Guardian, laut welcher in dem Verzeichniß

der Reliquien seines Klosters keine Erwähnung von dem heiligen Wernerus, gleichwie auch in keinem der Reliquienschreine sein heiliger Leib zu finden. Nochmals mußte an den Marchese geschrieben werden, und sagt dieser in der Antwort, 30. Nov. 1673: „Es ist mir höchst unangenehm, daß ich, fortwährend von meinem Hausarchiv geschieden, nichts Bestimmtes von dem Leichnam des h. Wernerus zu sagen vermag. Ich kann nur die allerdings höchst wahrscheinliche Vermuthung aufstellen, daß mein Großvater ihn entweder einer seiner Lieblingskirchen, oder dem Kloster St. Leonhard zu Genua, worin seine Töchter erzogen worden, oder auch seinem Sohn, dem Cardinal von Compostella, nachmaligen Erzbischof von Sevilla, zugewendet habe. Aber, ich wiederhole es, Gewißheit habe ich nicht, es kann auch nicht leicht während meiner Abwesenheit das Hausarchiv befragt werden, was ich persönlich so willig thun würde. Euer Hochwürden aber danke ich für das ehrende, mir und meinem Großvater bezeigte Wohlwollen: es schmerzt mich, hier durch die Gewalt der Umstände festgehalten zu sein, daß ich außer Stand, meinen guten Willen zu bethätigen für ein andächtiges Werk, welches nebenbei dem Namen unserer Familie Unsterblichkeit verleihen würde." Daß mithin niemand über das Verbleiben des heiligen Leichnams Rechenschaft zu geben vermag, und meine Klage, es sei den armen Rheinländern selbst im Tode keine bleibende Stätte, keine Ruhe vergönnt, neue Bestätigung erhält.

Die heutige St. Wernerscapelle zu Oberwesel, auf der Stadtmauer über dem Gewölbe, in welchem der h. Werner litt, ruhend, ist, wie gesagt, der in dem Brande von 1689 allein verschont gebliebene Chor der Kirche des Hospitals zum h. Geist. „Plastisch dargestellt," schreibt ein Reisender im Jahre 1846, „findest du, lieber Leser, wenn du am Rheinufer längs den Stadtmauern und Thürmen der alten Wesalia vorbeiwandelst und deinen Blick von der bezaubernden Aussicht auf den Rhein, die in den Lüften thronende Schönburg und das fernere Eiland der Pfalz, etwas nach den hervorragenden Merkwürdigkeiten der Stadt wendest, die obige Legende in einem Steinbilde an der

Außenseite des Chors eines kleinen in Rotundenform erbauten Kirchleins, welches dicht hinter der schützenden Stadtmauer über dieselbe hervorlugt, versehen mit den Daten des Martyrthums und einer Anrufung des seligen Dulders als Patron der ungerecht vor Gericht Geschleppten, derer, die sich in Todesnoth nach dem heil. Abendmahle sehnen u. s. w. Du denkst an die Zeit, der die Geschichte und der ihr entsprechende wahre oder falsche Glaube entsprungen, du denkst der neuesten Zeit und was sie Aehnliches reproducirt hat, stets noch zum Theil mit dem Schleier des Geheimnißvollen und Grauenhaften bedeckt, du entschließest dich, den sonnigen Rhein für einen Augenblick zu verlassen und, dem Triebe rheinländischer Neugierde folgend, das Innere des Kirchleins zu besuchen. Durch ein alterthümliches Stadtthor gelangst du zum bescheidenen Hause des Mannes, der den Schlüssel des Kirchleins bewahrt, du steigst mit ihm eine schmale Treppe hinauf, und nachdem du außerhalb des Chors eine niedrige Säulenstellung byzantinischer Ordnung durchwandelt hast, wird dir die Thüre geöffnet. Du siehst dem Kirchlein an, daß es aus dem Schiffbruch der Zeiten fast nur mehr sein Chor gerettet hat, indem offenbar das Schiff selbst hat unterliegen müssen. Von dem an den Füßen aufgehängten Knaben rechts wendest du dein Auge mit Wohlgefallen auf den Hochaltar, und bist du Koblenzer, freust du dich, das wohlgelungene Werk eines Landsmannes bewundern zu können. Ein junger Maler, Namens Molitor, hat es sich uneigennützig zum Vorsatz gemacht, der Stadt Wesel ihren Schutzpatron in die Kirche zu malen, die ursprünglich zu dessen frommen Andenken errichtet worden. Eine liebliche und doch kräftige Knabengestalt, mit braunem schlichten Haare, das Auge gläubig gen Himmel gewendet, steht leicht und licht auf grauem Gewölke, unter welchem sich in wohl contrastirendem Helldunkel der Rhein mit der bethürmten und bewehrten Stadt Wesel und ihrer malerischen Umgebung hinzieht. In der Rechten trägt er den Kelch, über welchem die heilige Hostie schwebt, als Andenken der nächsten Ursache seines Martyrthums, die Linke hält die Palme des siegreichen Glaubens über Schmerz und Tod. Ein braunes Oberkleid bedeckt den Körper

bis über die Hüften, und es könnte dich etwa die Nacktheit des Knaben an der geheiligten Stätte des Hochaltars verletzen, wenn du nicht bedächtest, daß in zarter Sinnigkeit der Maler auch die Art des Martyrthums seines Heiligen anzudeuten bestrebt war, und daß dem Heiligen Alles heilig ist. Der Eindruck des Ganzen wird vermehrt, wenn du vernimmst, wie seit einiger Zeit erst, durch Spenden frommer Einwohner, das Kirchlein seinem gänzlichen Ruin entzogen und wieder in gehörigen Stand gesetzt worden ist, wie jetzt zum öftern in der Woche darin das heilige Meßopfer zur Erfüllung alter Stiftungen unter großem Zudrang des Volkes gefeiert, auch das oremus pro perfidis judaeis gebetet wird. Es wird dir erzählt, daß der hochwürdige Bischof von Trier, bei seinem letzten Besuch in Wesel, sich um die Geschichte des Kirchleins bekümmert und die Gebeine des Knaben Werner, welche urkundlich von einem Feldherrn Spaniens nach einer Stadt dieser Halbinsel gebracht worden, damit sie den Unbilden des Krieges, der Deutschland zerfleischte, entzogen würden, durch Vermittlung des betreffenden Bischofs wieder zu schaffen versprochen hat."

Auch Storck hat das Kirchlein besucht, wie er denn schreibt: „Diese nicht sonderlich gebaute Kirche scheint vormals halb abgebrochen worden zu seyn. Auf dem Gemälde des Hauptaltars ist die ganze gräuliche Geschichte abgebildet. Hier sieht man links den Richter hereintreten, dem ein Jude, mit dem scheußlichsten Judengesichte von der Welt, ein Goldstück bietet, damit er sich still verhalten möge, und das Goldstück that seine gewohnte Wirkung. Rechts sieht man an einem vergitterten Fensterlein die christliche Magd, die in dem Judenhause diente und den Richter herbeigerufen hatte. Das Gemälde hat weiter nichts Ausgezeichnetes, als daß die ganze Marterscene mit der gräßlichsten Ausführlichkeit dargestellt ist, und vorzüglich den Juden die garstigsten Gesichter zugetheilt sind. Daß die Geschichte ganz erfunden worden, um das Ausplündern und Verfolgen der Juden, welches um diese Zeit am Rheine vorzüglich geschah, einigermaßen zu rechtfertigen, ist doch kaum glaublich. Die Juden, von Natur abergläubisch, mochten allerdings mit dem

Blute des armen Knaben und der von ihm abgetriebenen Hostie, die er kurz zuvor beim Abendmahl empfangen, einen Aberglauben treiben wollen."

Noch zu Dielhelms Zeiten sah man neben dem Hochaltar der Capelle die hölzerne Säule, „daran mit teutschen Buchstaben geschrieben stehet: Anno 1287 hat Wernerus de Wammenraidt den Tod gelidten, 13. Kal. Maji." Jetzt zeigt man nur noch ein Stückchen dieser Säule hinter Glas. In das Trierische Brevier ist das Fest des h. Wernerus als semi-duplex mit drei Lectionen, von der Marter handelnd, aufgenommen. Die Lectionen wiederholen sich in der Messe, welche nach dem Trierischen Missale de communi Martyrum. „Heute," wird mir aus Oberwesel, 18. April (Sonntag) 1858 geschrieben, „heute haben wir das Fest des heil. Wernerus begangen, und nach der Vesper fand eine sehr große Procession Statt, bei welcher eine recht hübsche Ausschmückung der untern Stadt zu bewundern war. Es kamen mir dabei allerlei mittelalterliche Gefühle und Betrachtungen in den Sinn, als wir so zwischen den alten Mauern, Thürmen und Trümmerhaufen dahin zogen." Das Hospital zum h. Geist, vordem, wie wir gehört haben, eines Juden Haus, kommt urkundlich 1386 vor, muß aber bedeutend älter sein. Die Leitung des Hospitals haben Klosterfrauen vom Orden des h. Franziscus, durch den Hrn. Pastor Klütsch vom Nonnenwerth hierhin berufen, doch ein abgesondertes Haus bewohnend, übernommen. Sie üben ein gedoppeltes Werk der Barmherzigkeit, pflegen die Kranken, unterrichten die Jugend.



Uebersicht des Inhalts.

